

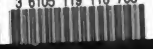
Stanford University Libraries

3 6105 119 118 763





Stanford University Libraries
3 6105 119 118 763



Stanford University Libraries

3 6105 119 118 763





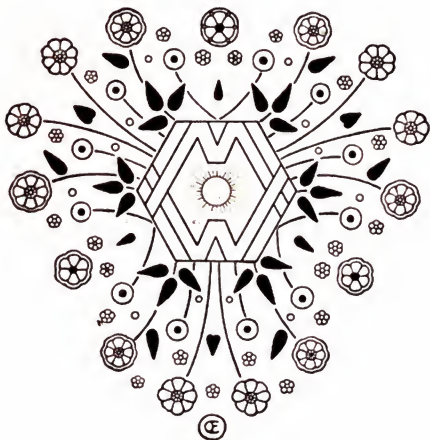
LELAND • STANFORD • JUNIOR • UNIVERSITY

GRIES & OTTO
BUCHBINDEEI
VERGOLDEANSTALT
MIT ELEKTRISCHEN BETRIEB
CASSEL



WESTERMANN'S MONATSSHEFTE

ILLUSTRIERTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR
DAS GEISTIGE LEBEN DER GEGENWART



53. JAHRG. * 105. BAND * 1. TEIL
* OKTOBER 1908 BIS DEZEMBER 1908 *

DRUCK UND VERLAG
GEORGE WESTERMANN IN BRAUNSCHWEIG

	Seite
Im Hauberbann. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach	1
Der Page. Eine schlesische Ballade von Ernst Gerbard Zeitiger	14
Rudolf von Alt. Von Arthur Hoefler	17
Meine Welt. Von Helen Keller. Mit einer Vorbemerkung von J. D.	30
Bilder aus der Mark. Von August Trinius	36
Abendbacht. Gedicht von Hans Herbert Ulrich	47
Thora. Roman von Gustaf af Geijerstam. Aus dem Schwedischen von Gertraud Angebotz Klett. 48, 173.	333
Zerfällige durch das musikalische Paris. Von Paul Keller	69
Südtlicher Abend. Gedicht von Friedrich von Epplein-Bronkamski	83
Älternwille und Kindeswille. Etwas vom Verkehr mit erwachsenen Kindern. Von Laura Trost in Königsberg	84
Vom Geist und Ungeist der Mode. Brief an eine Dame. Von Dr. Victor Koberer (Wien)	87
Jakob Alberts. Von Robert Breuer	95
Vorabend. Gedicht von Ernst H. Vertam	104
Die Wasserratte. Novelle von Clara Niegig	105
Herbststurm. Gedicht von Käthe Cajetan-Milner	116
Goethes Mutter. Ein Gedichtblatt zu ihrem hundertsten Todestage. (Von Johanna Alders.) Mit Briefen der Frau Kat	117
Keine so wie du — Gedicht von Albert Geiger	140
Neben der Welt. Erzählung von Bobo Wildberg 141, 221, 407	141, 221, 407
Naturwissenschaftliche Mundschau. Fortschritte im Gedicht der Physik und der Chemie. Bericht von Prof. Wilhelm Müller-Grezbach	156
Radtrefe. Gedicht von Arup Erdner	161
Seelen. Gedicht von Maria Tona. — Liebe. Gedicht von Albert Geiger. — Ehenparung. Gedicht von Wilhelm Arminius	188
Deutsche Dichter als Maler und Zeichner. Von Ernst Voerschell	189, 357
Meine Reise mit dem Kolonial-Staatssekretär nach Ostafrika. Von Geh. Rat Dr. J. Kaiser in Berlin. III (Schluß)	201
Chinesische Landschaftsmalerei. Von Dr. César Münsterberg	234

Börse, Börsen- und Spekulationsgeschäfte. Von Paul Nettig	250
Die moderne Kriegschirurgie. Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tillmanns (Leipzig)	253
Johann Gottlieb Fichte und seine Neben an die deutsche Nation vor hundert Jahren. Von Prof. Dr. Karl Zell (Wonn)	262, 444
Feller Abend. Gedicht von Carl Weiskner	270
Neue künstlerische Kunstblätter. Von Ernst Warburg	271
In hoc signo vinces. Novelle von Gertraud Arminius	274
Guno von Ledtrich. Erinnerungsworte von Adele Gerbard	285
Albrecht von Haller als Dichter. Ein Gedichtblatt zu seinem zweihundertsten Geburtstag (16. Oktober 1908). Von Prof. Dr. Otto Tischard	293
Benjamin Constant. Von Dr. Josef Kittinger	300
Schnaps. Gedicht von Otto Dörner	309
Stadtmalerarbeiten. Von Dr. Franz Aubig, Direktor des Städtischen Museums in Braunschweig	351
Adam und Eva. Gedicht von Irene Wild	356
Trude Baumann. Novelle von Clara Zahn	372
Wilhelm von Diez und seine Schule. Von Alexander Heilmeyer	390
Herbststurm. Gedicht von Hans Herbert Ulrich	398
Märchen. Sage und Mythos. Von Prof. Dr. Friedrich von der Veken	399
Aus dem Herzensfessel des Palast. Heftigerinnerungen aus Albanien, Albanien und Mazedonien. Von Ludwig Vossen	421
Jäger Sturm. Gedicht von Paul Friedrich	436
Mutter Maria Wille. Von Franz Wenzig	437
Erfahrung. Gedicht von Otto Ceterl. — Herbstwanderung. Gedicht von Hans Caspar von Starcken. — Herrenhausen. Gedicht von H. von Beaucaeu	453
Naturwissenschaftliche Mundschau. Regeneration von Tieren und Pflanzen. Von Dr. Arup Erdner	454
Zieht einer die Straße	464
Die bildenden Künste: Die Wäandner Sommerausstellungen 1908. Von Alexander Heilmeyer	126
Dramatische Mundschau. Von Dr. Friedrich Tafel 310, 465	162, 323, 477
Zu unsern Kunstblättern	169
Von Kunst und Künstlern	320, 474

Namen- und Sachregister

	Seite	Seite	
Abendbacht. Gedicht von H. H. Ulrich	47	Herbststurm. Gedicht von Käthe Cajetan-Milner	116
Adam und Eva. Gedicht von Irene Wild	356	Herbstwanderung. Gedicht von Hans Caspar von Starcken	453
Alberts, Jakob. Von Robert Breuer	95	Herrenhausen. Gedicht von H. von Beaucaeu	453
Alt, Rudolf von. Von Arthur Hoefler	17	Im Hauberbann. Novelle von Marie von Ebner-Eschenbach	1
Palast. Aus dem Herzensfessel des. Heftigerinnerungen. Von Ludwig Vossen	421	In hoc signo vinces. Novelle von Gertraud Arminius	274
Reiseblätter. Neue künstlerische. Von Ernst Warburg	271	Jäger Sturm. Gedicht von Paul Friedrich	436
Vorle. Börsen- und Spekulationsgeschäfte. Von Paul Nettig	250	Keine so wie du — Gedicht von Albert Geiger	140
Chinesische Landschaftsmalerei. Von César Münsterberg	238	Kriegschirurgie, Die moderne. Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tillmanns	253
Constant, Benjamin. Von Josef Kittinger	300	Liebe. Gedicht von Albert Geiger	188
Dichter, Deutsche, als Maler und Zeichner. Von Ernst Voerschell	189, 357	Märchen. Sage und Mythos. Von Prof. Dr. Friedrich von der Veken	399
Diez, Wilhelm von, und seine Schule. Von Alexander Heilmeyer	390	Mark. Bilder aus der. Von August Trinius	36
Älternwille und Kindeswille. Von Laura Trost	84	Meine Welt. Von Helen Keller	30
Fichte, Johann Gottlieb, und seine Neben an die deutsche Nation. Von Prof. Dr. Karl Zell	262, 444	Mode. Vom Geist und Ungeist der. Von Dr. Victor Koberer	87
Goethes Mutter. Ein Gedichtblatt zu ihrem hundertsten Todestage. (Von Johanna Alders.) Mit Briefen der Frau Kat	117	Mündner Sommerausstellungen, Die. Von Alexander Heilmeyer	126
Haller, Albrecht von, als Dichter. Von Prof. Dr. Otto Tischard	293	Radtrefe. Gedicht von Arup Erdner	161
Heiter Abend. Gedicht von Carl Weiskner	270	Neben der Welt. Erzählung von Bobo Wildberg 141, 221, 407	141, 221, 407
Herbststurm. Gedicht von Hans Herbert Ulrich	398	Ehenparung. Gedicht von Wilhelm Arminius	188

Die bildenden Künste

Die Münchner Sommerausstellungen im Glaspalast
in der Sezession (1908). Von Alexander Heilmeyer 126

Naturwissenschaftliche Rundschau

Fortschritte im Gebiete der Physik und der Chemie.
Von Prof. Wilhelm Müller-Erbach 156

Regeneration von Tieren und Pflanzen. Von Dr. Fritz
Grünh 454

Dramatische Rundschau von Dr. Friedrich Düssel

Massentheater und Theater der Gebildeten — Natur-
und Einsamkeits Bühnen — Die Sprache als drama-
tische Schöpfkraft — Bühnengestaltung und Aus-
stattungskünste — Von Berliner Bühnen: Otto
Ludwigs „Torgauer Heide“ im königlichen Schau-
spielhaus — „Sardanapal“ im königlichen Opern-
haus — „König Lear“ im Deutschen Theater —
Ein japanischer Abend des Kammertheater: „Kimo-
to“ und „Teratona“ — Dramatische Schürmurr . . . 310

„Kimon de l'enclos“, ein Spiel aus dem Harod von
Friedrich Bretzja — „Der deutsche Graf“, Schauspiel

von Volksmöller — „Eater“, Komödie von Guinon
und Bouchinet — „Das Iräulein in Schwarz“, Ko-
mödie von Rudolf Volbar — „Grotti“ und „Gr-
tinnerungsfest“ von Gustav Krieb — „Die Tür ins
Freie“, Schwank von Blumenthal und Rabelberg —
„Kimmere dich um Kimmie“, Schwank von Georges
Nepveu 465

Besondere Kunstblätter

Baur, Karl Albert von: Landschaft aus dem Jura . . . 474
Breuer, Peter: Adam und Eva 476
Brutt, Adolf: Die Nacht 170
Fechner, Hanns: Theodor Fontane 171
Grand, Philipp: Die Tanzaufgabe — Die Witwe —
Über Land 321
Geffken, Walter: Die Projektion 172
Graumann, Julius: Anablenbildnis 322
Petersen-Angeln, Heinrich: Jahrmart in Glüdsburg 322
Schlüs, Theodor: Mittagsofene bei der Grnie . . . 169
Thomas, Hans: Am Fluss — Stille vor dem Sturm 321
Vermeer, Jan: Herrin und Tenein 169
Vogel, Hugo: Bildnis eines Hamburger Senators . . 475
Vogel, Hugo: Bildnis eines — Junge Dame im War-
ten — Bildnis seiner Frau — Auf dem Lande . . 476

Verzeichnis der Mitarbeiter

Arminius, Wilhelm, in Weimar, 180. Balher, S., Geheimer Baurat, in Berlin, 201. Beaulieu, H. von, in Hannover, 453. Bekker, Paul, in Berlin, 69. Bertram, Ernst A., in München, 104. Boerschel, Ernst, in Groß-Lichterfelde bei Berlin, 189, 357. Breuer, Robert, in Wilmersdorf bei Berlin, 95. Cajetan-Milner, Käthe, in Bonn, 116. Düssel, Friedrich, Dr. phil., in Berlin-Friedenau, 310, 465. Ebner-Eschenbach, Marie von, in Wien, 1. Erdner, Fritz, in Bitterfeld, 161. Ettlinger, Josef, Dr. phil., in Berlin, 300. Grand, Hans, in Hamburg, 464. Friedrich, Paul, in Berlin, 456. Frott, Laura, in Königsberg, 84. Fuhse, Franz, Dr., Direktor des Städtischen Museums in Braunschweig, 350. Geiger, Albert, in Karlsruhe, 140, 188. Geijerstam, Gustaf A., in Lund, 48, 173, 353. Gerhard, Adele, in Berlin, 285. Grünh, Fritz, Dr. phil., in Frankfurt a. M., 454. Hellmeyer, Alexander, Dr. phil., in München, 126, 390. Jilberg, Johanna, in Leipzig, 117. Keller, Helen, in Newyork, 30. Leberer, Viktor, in Wien, 87. Le Sort, Gertrud Freiin, in Ludwigslust, 274. Lessen, Ludwig, in Berlin, 421. Lenen, Friedrich von der, Prof. Dr., in München, 399. Meißner, Karl, in Dresden, 270. Müller Erbach, Wilhelm, Prof. Dr., in Bremen, 156. Münsterberg, Oskar, Dr. phil., in Berlin, 258. Oppeln-Bronikowski, Friedrich von, 83. Oertel, Otto, in Dresden, 453. Rettig, Paul, in Schöneberg bei Berlin, 250. Roehler, Arthur, in Wien, 17. Seeliger, Ewald Gerhard, in Wandsbeck, 14. Sell, Karl, Prof. Dr., in Bonn, 262, 444. Starke, Hans Caspar von, in Berlin, 453. Stona, Maria, auf Schloß Strzebowitz (Herr-Schles.), 188. Thörner, Otto, in Chemnitz, 309. Tillmanns, H., Geh. Medizinalrat Prof. Dr., in Leipzig, 253. Tischirch, Otto, Prof. Dr., in Brandenburg a. H., 293. Trinius, August, Geh. Hofrat, in Waltershausen, 36. Ulrich, Hans Herbert, in Schweidnitz, 47, 398. Diebig, Clara, in Zehlendorf bei Berlin, 105. Warburg, Ernst, in Berlin, 271. Wegwitz, Franz, in Dresden, 437. Wild, Irene, in Berlin, 356. Wildberg, Bodo, in Dresden, 141, 221, 407. Zahn, Clara, in Berlin, 372.



WESTERMANN'S MONATSHEFTE

Redigiert von Dr. Friedrich Düsel
Bd. 105, I Oktober 1908 Heft 625

Im Zauberbann

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach

Sräulein Maria, die Vorleserin, schlug das Buch zu und legte es auf den Tisch: „Aus!“

Tiefe Stille.

Sie war kaum eingetreten, als Entel Erich erwachte. „Scharmant!“ sagte er und blickte um sich, erfreut von seinem Nachmittags-schläfschen. „Ganz scharmant!“

Die Stiftsdame, sehr stark, sehr fest geschmückt, etwas kurzatmig, sagte ihr Urteil in drei Worte zusammen: „Ein infames Buch!“

„Ein Buch von Satans Gnaden, und der Satan ist ein sehr großer Herr,“ sprach Baron Trautenberg. Seine kleinen Augen wanderten von einer der drei Damen zur andern und blieben auf den zarten und intelligenten Zügen der Hausfrau haften. „Was sagen Sie, Gräfin?“

„Ich habe es schon vor Jahren gelesen und den Eindruck gehabt: ein Kunstwerk, so weit es warm ist ... das heißt — warm sollte man nicht sagen, denn das ist es nirgends. Aber, wie gesagt, ein Kunstwerk, und ein solches sollte man, glaube ich, nie...“

Sie hielt inne, und er ergänzte: „Wie 'in-jam' nennen.“

„Aber für gefährlich hielt ich's und versteckte es, damit mir kein junges Weibchen im Hause darüberkomme.“

„Wie heißt es denn?“ fragte der Entel, der im Begriff war, sich einem kleinen Rückfall in seinen früheren Zustand zu überlassen.

„Es heißt ‚Dorian Grays Wildnis‘ und ist von Oskar Wilde,“ sagte Trautenberg, „und den Roman, den die verehrte Gräfin vor einigen Jahren den Vätern der Jugend

so sorgfältig entzog, liest heute jeder Bäckersisch.“

„Ach glaube, sogar ohne Schaden zu nehmen,“ sagte Fräulein Maria, die selbst die bei weitem jüngste in der Gesellschaft war. „Der Roman ist stellenweise langweilig.“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel, wenn der Stöpsel der Giftphiole, Lord Henry, sich lüftet und Mißgerüche ihr entweichen, die oft sehr ins Breite gehen. Und sind sämtlich nach einem Rezept angefertigt: Ränne mir allem auf, was für anständig und recht gegolten hat, denn das ist Trüdel. Je kultivierter du sein willst, desto rückwärtsloser mußt du deinen Trieben gehorchen. Nur Efel halten Wort. Schulden bezahlen ist gemein. Treue ist eine händische Anempfindung. Gewissenhaftigkeit verrät Mächtsinn. Mind Dorian, wenn ich dich meines Umgangs würdig halten soll, dann lege dir neue Laster bei, die alten haben etwas Gebräuchliches und werden nuffig wie die Tugenden. Und dieser Lord ist kein Prediger in der Wüste, sondern ein Prediger im Menschengewühl, und zwar da, wo es am dichtesten ist. Die giftigen Lehren, die er austreut, fallen in den empfänglichsten Boden.“

Der Baron schüttelte unwillig den Kopf: „Ja! aber etwas muß ich zuanftes Wildes vorkriegen. Seine großen Sünden leiden. Verbrecher sind Unglückliche in seinen Augen. Das ist die Moral seines der Moral so abholden Buches.“

„Ach Oskar!“ sprach die Stiftsdame, „wer wird die Geschichte ernst nehmen? Dem Autor selbst scheint es nicht darum zu tun:

er hätte uns doch sonst kein Märchen erzählt. Die Idee mit dem Wilde ist einfach lächerlich.“
 „Man darf sie auch wundervoll nennen,“ sprach der Baron. „Es kann etwas eignes um ein Bild sein — einem Bilde können Zauberkräfte innewohnen. So manches Gemälde, das der Meister unter Einflüssen schuf, die ihn befähigten, bei seiner Arbeit hoch über sich selbst hinauszuwachsen, haben sich ganze Segentriebe gebildet ... Es kann da mehr geben, als der Verstand des Verständigen zugehen will ... Ich selbst, wie Sie mich da sehen, habe zu einer Zeit, in der noch keins von uns im Banne von Wildes Phantastie stand, etwas miterlebt, das dieses Gebiet des Rätselhaften wenigstens streift.“

Er nahm, während er die letzten Worte sprach, die geheimnisvolle Miene an, die ihm, wenn er Geistergeschichten erzählte, in den Augen seiner Zuhörerinnen etwas so sehr Unheimliches gab.

„Erzählen Sie uns dieses Miterlebte!“ rief die Gräfin, und die Stiftdame warnte: „Vorausgesetzt, daß es nichts Schauerliches ist und mich um den Schlaf bringt.“

„Im Gegenteil, es wird ihn befördern wie den des guten Dnkels.“

„Den meinen? Du wirst doch nicht behaupten ...“

„Ne, lieber Dinkel! Ich und behaupten ... Ich deute immer nur an und lasse die Gedanken meiner Zuhörer ihre Wege gehen.“

„Wir sind bereit, die unsren in Bewegung zu setzen. Erzählen Sie!“

„Gern, gnädigste Gräfin, und um so lieber, als die handelnden Personen meiner Geschichte tot sind. Verhältnismäßig jung gestorben. Erinnern Sie sich noch meines Freundes Arnold Buchheim, den ich Ihnen einmal bei unserm Nachbarn Landsberg vorstellte?“

„Dunkel; es ist lange her. Er hinkte und hatte eine bildhübsche Frau. Ist's richtig?“

„Ganz richtig.“

„Und die schöne Frau schien den lahmen Gatten anzubeten.“

„Das tat sie und war ihm dennoch untreu.“

„Trotz der Anbetung?“

„Witten drin.“

„Glaube ich Ihnen nicht.“

„Und ich,“ erklärte die Stiftdame, „sage Ihnen: wenn Sie mit einer Ehebruchsgeschichte kommen, gebe ich. Wir haben heute gerade genug standalöses Zeug gehört.“

Der Ton, in dem sie zu ihm sprach, war sehr aggressiv. Sie fand, daß er ihr beinahe widerprochen hatte, und das nagte an ihr, denn sie liebte ihn.

Er verstand und lächelte sie verjöhnlich an. „Zeien Sie überzeugt, daß ich nicht mit Wildes Pervertität und noch viel weniger mit seiner Darstellungsgabe rivalisire. Auch ließe sich von meinem Freund Arnold, den unsre verehrte Hansfrau nur als Halbinvaliden kannte, nichts erzählen, was Sie erröten machen könnte.“

„Wir dienten zusammen vor ungefähr vierzig Jahren als Leutnants im selben Dragonerregiment. Er war einer der hübschesten Menschen, die mir je vorgekommen sind, und ein lieber Mensch. Nobel vom Wirbel seiner rabenschwarzen Haare bis zur schmalen, elastischen Sohle. Das schönste an seinem schönen Gesicht waren die Augen. Große schwarze Augen mit unglaublich langen Wimpern und so ausdrucksvoll! Sie konnten Heiterkeitsfunken sprühen, wenn er übermütig war; und wenn er einen vorwurfsvoll ansah, lau man sich vor wie ein schlechter Kerl. Dann wieder hatte er eine ruhige und überlegene Art, vor sich hinzuschauen, die war merkwürdig. Weiß Gott, was für große Dinge ihm jetzt durch den Kopf fliegen, dachte man. Ihn flogen aber nie große Dinge durch den Kopf, und in ihm braunte kein großes Licht, sondern eine freundliche wärmende Flamme. Er war ein tüchtiger Offizier, ein treuer Kamerad und der beste Reiter im Regiment. Hatte freilich auch die besten Pferde und reichliche Mittel, sie anzuschaffen. Teils aus uneingehtandnem Meid, teils in aller Harmlosigkeit machte man sich etwas lustig über ihn — nicht mehr als gut ist zur Erhöhung der Freundschaft. Er war kein Abnehmer, lachte mit, heiter oder melancholisch, je nachdem. Es hing davon ab, ob er eben glücklich oder unglücklich verliebt war; eins von beiden war er immer. Meistens aber glücklich, wenn seine Wünsche sich nicht gar zu hoch verfielen, was bei ihm auch vorkam. Aus jungen Mädchen machte er sich nicht viel, gefährlich waren ihm junge hübsche Frauen, und jedesmal, wenn eine neue Leidenschaft ihn ergriff, dann war diese Liebe die erste wirkliche. Jede frühere lieb; er nur als gelegentlicher Abenteuer gelien. Wie oft hat er zum erstenmal geliebt, dieser Mensch mit dem stets entbrannten Herzen und dem stets erlöschenden Gedächtnis!

„Er war kein Jüngling mehr, hatte aber immer noch etwas Jünglinghaftes an sich, als daß Schicksal, das ihm bisher nur Günstbezeugungen erwiesen hatte, plötzlich einen schweren Schlag gegen ihn führte.

„In einem Duell, zu dem er sich begab, als ob es zum Stellbichin mit der Geliebten ginge, schoß ihn der Gegner — nebenbei gesagt, ein elender Pistolenschütze — zum Krüppel. Die Kugel zerschmetterte ihm den Schenkelhals. Nun war er fertig.

„Der beste Reiter sollte nie mehr ein Pferd besteigen, der beste Tänzer nie mehr, nie mehr eine schöne Frau im Arme, leichtfüßig wie ein Sylphe durch den Ballsaal fliegen. Er war nicht mehr der siegreiche, blühende Mann, er war ein elender Krüppel.

„Drei Monate lag er im Sanatorium, und keiner von uns besah ihn zu sehen. Er ließ seine besten Freunde fortweisen, und die Ärzte erjuchten dringend, ihn mit unsern häufigen Besuchen und Erklundigungen nach seinem Befinden nicht anzuzuregen.

„Im Mai, nachdem er auch noch einen Typhus überstanden hatte, transportierten sie ihn aus dem Sanatorium in seine Wohnung am Ring, dem Stadipark gegenüber.

„Da ging ich eines Tags vorbei. Alle Fenster standen offen; der Frühling strömte hinein und meldete sich mit milden wehenden Lüften und mit zartem Fliederduft: Ich bin da. Wo bleibst denn du, mein Freund, mein Kind?

„Armer Teufel! Wenn ihn die verdammte Menschenschu doch nicht ergriffen hätte, wenn man zu ihm dürfte! Man würde ihn zerstreuen, ihn manchmal wenigstens von den Gedanken an sein Elend ablenken.

„Ich widerstand recht schwer der Versuchung, den Eintritt bei ihm zu erzwingen, kam verstimmt nach Hause und fand ein Telegramm von meinem Bruder aus Estland. Dort lebte er seit seiner Verheiratung mit einer reichen, aber trotzdem liebenswürdigen Russin und verwaltete ihre Güter wirtschaftlich und kulturell ganz ausgezeichnet. Nun war er erkrankt und rief mich zu sich, und seine Frau hatte dem Telegramm noch die Worte angefügt: Komm gewiß, komm gleich!

„Ich hat um einen Urlaub, erhielt ihn, machte mich zur Abfahrt bereit, wollte aber vorher Arnold durchaus noch sehen. Ging zu ihm, schrieb auf einen Zettel: Ich reife ab, vermutlich für lange, möchte Abschied neh-

men. Der Diener war nicht zu bewegen, meinen Zettel zu überbringen, blieb allen Versuchungsmitteln unzugänglich. Ich glaubte schon, fortzumüssen, ohne dem Freunde Lebewohl gesagt zu haben, als die Tür, die zu den Wohnräumen führte, sich öffnete und eine Klosterfrau heraustrat. Eine Frau von imposanter Schönheit. Sie erinnerte in ihrer Erscheinung an die fürstlichen Abtissinnen, wie wir sie auf alten Gemälden abgebildet sehen. Und war doch nur eine Pflegegeschwester, die die Nacht am Bette des Kranken zugebracht hatte und sich nun anschiede, in ihr Kloster zurückzulehren.

„Ich trat auf sie zu und brachte ihr meine Bitte vor. Sie hörte mich an, ohne den sanftsten und ersten Blick ihrer hellbraunen Augen von mir zu wenden, aber auch ohne ein Wort der Erwiderung. Nur ganz leicht nickte sie und ging denselben Weg zurück, den sie gekommen war. Nach wenigen Minuten stand sie wieder da und bedeutete mir mit einer Handbewegung nach der offen gebliebenen Tür, daß ich eintreten dürfe. Ein laum wahrnehmbares Lächeln flog über ihr Gesicht, als ich mit einer tiefen Verbeugung an ihr vorbeischiitt.

„Ich ging durch ein paar Räume, die ganz traurig ansahen in ihrer Unbewohntheit, in das Krankenzimmer. Es war licht- und luftdurchtränkt und so freundlich mit seinem hellgrün lackierten und goldbeschnittenen Getäfel! In der niedrigen und breiten Bettstelle aus blankem Messing lag er auf weißen Kissen unter einer leichten Wolldecke — er! — ja, weil ich es wußte. Ich hätte sonst den schönen, lebenslustigen Menschen in der Sammergestalt da vor mir nicht wiedererkannt.

„Meine Bestürzung über seinen Anblick mußte sich doch, trotz aller Mühe, die ich mir gab, sie zu verbergen, irgendwie verraten haben. Er hatte mich forschend angesehen.

„„Nicht wahr?“ sagte er traurig, und ich faun nur sagen, ganz beschämt und blödsinnig, wie aus dem Boden ein verborgener Duell entwirrt, so sprangen ihm Tränen aus den Augen. Eine Hnt!

„Ich sah weg, sah mich im Zimmer um. In einer Ecke standen ein Paar Krüden. Ganz neu. So hatte er es noch nicht einmal bis zu dieser Art sich fortzubewegen gebracht.

„„Zein Blick folgte der Richtung des meinen. „Verheißungsvolle Zukunft!“ schlochte er auf.

„Ich tat, was man in solchen Fällen tut und, während man's tut, sich fragt: Wie kannst du nur? Redete von seiner bedürftigen Gesehung — zuversichtlich, als ob ich sie besiegt und vertrieben in der Tasche hätte.“

„Er nahm einen Handspiegel, der neben ihm auf dem Tische lag, und hielt ihn vor sich hin. „Zum erstenmal seit langer Zeit,“ sprach er in abgebrochenen Sätzen, „die Schwester leidet's nicht. Aber jetzt, bevor du kommst, mußte ich doch wissen, wie ich aussehe. Wer so ansieht, wird nicht mehr gesund ... Meine Haare sind mir alle ausgegangen, siehst du — und sogar die Wimpern.“

„Das war richtig und trug wohl zu dem veränderten Ausdruck seiner Augen bei, der mir gleich aufgefallen war. Sie hatten ihre sanft verschleierte Melancholie verloren, und dafür zeigte sich in ihnen eine Unruhe und herbe Pein, die weh tat. Er litt Schmerzen, er litt durch die Last des schweren Gewichts, das, an seinem kranken Bein besetzt, über dem untern Betttrand hing. Aber schlimmer als alle körperliche war seine Seelenaual.“

„Nie mehr gesund!“ rief er wieder aus. „Was das heißt für einen wie ich ... Habe alles verloren mit meiner Gesundheit ... Dieser Mensch, dieser Mörder! ... Wie darf einer wagen, der nicht schießen kann, eine Forderung auf Pistolen anzunehmen ... Hätt' er getroffen, hätt' er mich ins Herz getroffen ... In mein Herz, das gerade damals eine erste, wirklich wahre Liebe ...“ Er konnte nicht weiter, die Stimme versagte ihm; nicht aber hatte diese „erste“ Liebe lächeln gemacht, und das war gut. Mein Lächeln ärgerte ihn, und die elegische Stimmung war verschwunden. Nun bejann er sich, daß ich gekommen sei, um Abschied zu nehmen, und fragte nach dem Ziel und dem Zweck meiner Reise, und auf einmal bedauerte er, mich so lange ferngehalten zu haben, ich war ja doch sein bester Freund. Ich versprach, ihn gleich nach meiner Rückkehr zu besuchen, drückte ihm die Hand und wollte gehen. Er hielt mich zurück.

„Du hast sie gesehen,“ sagte er.

„Wen?“

„Die Schwester. Meine Krankenwärterin. Eine Heilige. Weißt du, da beugt man seine Knie. Sie kann von mir erlangen, was sie will.“

„Auch Züdringliche zu empfangen.“

„Er drückte meine Hand: „Auch das; und jetzt bin ich ihr dankbar, alter Thomi. Stell’

dir vor, ich wollte eine Klosterfrau als Pflögerin durchaus nicht haben. Mein großer Chirurg nötigte sie mir auf, weil er so viel Vertrauen zu ihr hat. Als sie kam, sagte ich gleich, sie möge ja nicht versuchen, mich fromm zu machen. Ich sei ein guter Christ, aber skleral — nein! Sie lädelte, sie hat nie einen Versuch gemacht, mich zur Frömmigkeit zu bekehren. Aber sie pflegt mich, als ob unser Herrgott selbst mich ihrer Hut übergeben hätte ... Und welche Pflichttreue, welche Selbstbeherrschung, welche Selbstverleugnung! Wann immer ich erwache in der Nacht und verstoßen zu ihr hinschne, sieht sie gerade und regungslos da, die Hände, die gesegneten hilfreichen Hände gefaltet, und beobachtet mich ... Ich weiß, daß ich mich nur zu regen brauche, und sie ist bei mir und ordnet die Klissen, erneuert den feuchten Umschlag auf meiner Stirn ... Geht dann zurück an ihren Platz — dem hölzernen Stuhl dort in der Fensterede. Ich lasse jeden Abend einen Hauteuil hinstellen, sie benutzt ihn nie. Es wird auch immer ein Nachteßel für sie bereitet, sie nimmt eine Tasse Milch, einige Tropfen Kaffee ... Einmal jagt' ich ihr: »Verachten Sie mich sehr, Schwester, weil ich nicht bete?« Da beugte sie sich über mich: »Armes Kind, Ihre Leiden beten um mich:« So ist sie! Ich habe nicht gewußt, daß es solche Frauen gibt ... Und sie ist schön, Thomi, wie die Mutter Gottes auf einem Bild von Raffael. Aber ganz wunderbar — ihre Haltung, weißt du, voll Demut und voll Majestät. Und das feine Gesicht, wie Marmor so unbeweglich, das sich ganz leise belebt, wenn schwankende Lichter der Kerze in der Nachtlampe darübergleiten ...“

„Er wurde poetisch, mein armer Freund, und ich dachte: Gottlob, daß sie nicht mehr jung ist, die brave Klosterfrau, sonst würde am Ende noch sie seine erste Liebe.“

„Mein Abschied versprach er, mir von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, hielt aber nicht Wort. Durch ehemalige Maueraden erfuhr ich, daß er im Sommer auf seinem schönen Landsitz in Niederösterreich gebracht worden sei und viele Besuche aus der Nachbarschaft empfang. Sie erwidern konnte er nicht, fuhr im Rollstuhl, schlich mühsam im Haus und in dessen nächster Umgebung herum.“

„Was mich betraf, ich hatte meinen Bruder in schlimmer Verfassung gefunden und durfte nicht daran denken, ihn zu verlassen.“

Die Ärzte versprachen Heilung — aber nicht vor einigen Jahren. Da quittierte ich den Dienst, blieb bei ihm und überwachte, so gut ich konnte, das Gebahren seiner Leute und Beamten und die Befolgung der Anordnungen, die er getroffen hatte. Er war im Anfang mit allem zufrieden; als er den ersten Tadel aussprach, jubelte ich, sein Interesse war erwacht, und bald darauf sehnte er sich danach, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen.

„Nach fast dreijähriger Abwesenheit kam ich in die Heimat zurück und hatte bei den Meinen gelernt, so viel Freude am Landleben zu haben, daß wir der Aufenthalt auf meinem kleinen Gute in Istrien, das ich bis jetzt immer nur flüchtig besucht hatte, sehr lieb wurde. Ausflüge zur See gönnte ich mir, wollte auch Benedig wiedersehen und einige Wochen als Badegast auf dem Lido zubringen. Da ging ich denn einmal am Straube spazieren unter lauter Leuten, die mich nicht interessierten, und die ich nicht interessierte, als mir ein Paar entgegenkam, das sofort meine große Aufmerksamkeit erregte. Eine stattliche, junge, schöne Frau, die aussah wie das blühende Leben, und an ihrer Seite ein Mann, der kläglich hinkte. Er stützte seinen rechten Arm schwer auf ihren Arm und seine linke Hand ebenso schwer auf einen Krüdstock. Mir war der Anblick ärgerlich. Konnte sich der Krüppel nicht eine minder schöne Frau aussuchen, um sich von ihr durchs Leben schleppen zu lassen? Denn auf die Dauer schien die Sache eingerichtet, die beiden machten den Eindruck von Eheleuten. Der Mann hatte etwas so Weisergereifenes in seiner Art, und die Frau schien eitel selbstverständlich gewordene Hingebung. Abrißens kam er reich vorwärts und sah munter und vergnügt aus, war auch sehr elegant gekleidet, trug einen allermodernsten Anzug und einen nach der neuesten Manier aufgekempten weichen Hut. Als ich an ihm vorbeigehen wollte und ihm einen geschäftigen Blick zuwarf und am liebsten gejaagt hätte: Laß sie los! was hängt du dein Glend an diese herrliche Kraft? — da slog mich's an: Den kenn' ich ja, den Meuschen! Und im selben Augenblick schrie er auf: ‚Thomi!‘

„Wichtig also, er war's — Arnold. An der Seite eines göttlichen Menschentodes, das der Glückspilz in seinem Glend noch er

rungen hatte. Ihre Eltern, benachbarte Schloßbewohner, erzählte er mit Stolz, hatten sie ihm lange verweigert, aber endlich doch nachgegeben. ‚Sie wollten mein Unglück nicht.‘

„‚Vor allem nicht das meine,‘ sprach sie liebreich und liebreizend. Und der weiche und tiefe Klang ihrer Stimme und ihre Art zu reden paßten harmonisch zu ihr.

„Ich schloß mich ihrer Wanderung am Strande an, und im Laufe des Gesprächs sagte sie dann noch, sie sei ein schrecklich verwöhntes Kind gewesen, und ihre Eltern hätten gefürchtet, ihr Mann würde sie das fühlen lassen und mit Strenge nachholen wollen, was an ihrer Erziehung verläumt worden — ‚deshalb ...‘

„Da unterbrach er sie: ‚Ach nein, Cäcilie! du weißt recht gut —‘ Und nun hatte er wieder die traurig beschämte Miene, die mich rührte bei meinem Besuch an seinem Krankenlager. ‚Nein, nein, Cäcilie, nicht deshalb ...‘

„Sie legte ihre Hand auf die seine und ließ sie da ruhen: ‚Glauben Sie mir, nicht ihm, ich kenne meine Eltern besser als er. Sie sehen jetzt, daß er ihr Werk nicht nur fortsetzt, sondern bedeutend verschlimmert, und sind mit ihrem Schwiegersohn ganz zufrieden.‘

„Dieser ersten Begegnung folgte eine zweite und eine dritte; ich besuchte das Ehepaar auch im Hotel, und dann reiste ich fort. Früher, als ich geplant hatte. Aber ausweichen konnte ich ihnen nicht, und der Umgang mit ihnen war mir ungesund. Die gemeinste aller Empfindungen begann sich in mir zu regen — der Neid. Ich gönnte dem Freunde sein Glück nicht; ich dachte immer, daß er wirklich eine beiseidenere Wahl hätte treffen können. Das Allerbeste, das es gibt, für einen allerdings nicht mehr ganzen, aber doch halben Krüppel — gehörte sich das?

„Freilich, sie liebte ihn. Herrgott, wie sie ihn liebte! Wie eine Geliebte, wie eine Schwester, wie eine Mutter ... Ob sie ihn wohl mehr, ob sie ihn besser hätte lieben können, wenn er ihr begegnet wäre in seiner Jugendidylle? Denn mit dem Arnold von einst und dem Arnold von heute, da war kein Vergleich zu machen. Ich habe nie, auch nicht nach der schwersten Krankheit, eine solche Veränderung mit einem Menschen sich

vollziehen gesehen. Er hatte faktisch ein andres Gesicht bekommen. Die Haare waren nur ziemlich spärlich wiederbewachsen, die Stirn sah viel höher aus, ehler und 'bedeutenb', wie unbedeutende Leute so gern sagen. Er trug jetzt einen Vollbart, der, in die Spitze zugeschnitten, ihm etwas Spanisches, so etwas von einem Grande aus der Zeit des Velasquez gab. Die Augen hatten nichts Verschleierte mehr, denn in ihrer früheren Schönheit waren die Wimpern nicht wieder erschienen; das Gesicht war schmaler geworden, aber nobel und sympathisch geblieben, und die Spur überstandener Leiden in diesen Zügen mochte wohl einen ganz besondern Zauber auf weibliche Herzen üben ... Ja, ja, anders, aber noch schön, das Gesicht nämlich. Die Gestalt hingegen gar sehr verändert; die frühere Elastizität, die Sicherheit und Leichtigkeit des Ganges dahin. Zur Erhöhung des traurigen Eindrucks die Energie, die der arme Mensch aufbot, um fest und rasch anzuschreiten und den stützenden Arm der Gattin nicht allzu schwer zu belasten ... Ein rührendes, ein vergeßliches Bemühen, gegen das sie protestierte: 'Ich fühle deinen Arm wieder nicht, Arnold, komme mir ganz überflüssig und zurückgesetzt vor.'

'Ich war schon lange nach Hause zurückgekehrt, pflegte meinen Park und meine Weingärten, und immer noch verdroß mich die Erinnerung an den zärtlichen Klang der Stimme, mit der die schöne, schöne Frau gesprochen hatte. 'Ich fühle deinen Arm nicht mehr, Arnold.' Es langweilte mich sehr, daß er mir Brief auf Brief schrieb, voll Mahnungen an mein Versprechen, ihn zu besuchen.

'Nun, nach Neujahr unternahm ich die Fahrt und fand das Cheyvaß behaglich und schön eingehemst. Ein großes Schloß aus der Wiedererkerzeit in weitläufigen, jetzt mit fast hohem Schnee bedeckten Anlagen. Hohe, geräumige Gelasse, belebt mit Erinnerungen an solide Vorfahren, geschmückt mit kostbaren Überbleibseln aus Urväter Hansrat. Zahlreiche Dienerschaft, höchst aufmerksam, wie aufdringlich, ein musterhaft geführtes Haus, in dem man sich willkommen und vortrefflich aufgehoben fühlte.

'Alles so, wie ich es erwartet hatte, nur das Wichtigste bedeutend verändert — das Verhältnis zwischen den Gatten. Allerdings nicht in einer Weise, die einem Fremden hätte anfallen können. Arnold war verliebt

wie je, seine Frau wie zuvor lauter Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Mir schien sogar, daß sie sich darin noch überbot. Aber ihre erquickende Ruhe war fort, ihre wohlthuende Sicherheit verschwunden, ihr ganzes Benehmen verriet Hast und Ungleichheit, als ob sie in beständiger Furcht lebe, etwas zu ver säumen, noch lange nicht genug zu tun. Und er nahm ihre Bemühungen um sein Wohl und Befagen mit einer elegischen Ungeduld hin, die mir komisch vorkam, oder verhielt sich in einer Weise würdevoll ablehnend, die mich empörte. Ohne jede Frage — eine Trübung des Verhältnisses war eingetreten, und diese beflagenswerte Tatsache erweckte Gefühle in mir — Gefühle, auf die ich nicht näher eingehen will ...

'Der Freund hatte mich nur so dringend zu sich berufen, weil er daran braunte, mir sein Herz auszuschnitten. Es geschah denn schon am Tage nach meiner Ankunft bis auf den letzten Tropfen.

'Also das Neuste — sie liebt ihn nicht mehr. Sie erfüllt aber eben deshalb — weil sie ja ein Engel ist — ihre Pflichten gegen ihn mit vergeblicher Gewissenhaftigkeit.

'Pflichten! Gewissenhaftigkeit! ... Thomi, merkst du den Unterschied? — ja, den Gegensatz?

'Und von dem sie liebt ihn nicht mehr' sogleich der Sprung: folglich liebt sie einen andern.

'Einen andern ...?' Ich lachte, ich erklärte ihn für verrückt.

'D, wär' ich's, wär' ich's!' Er griff mit beiden Händen an den Kopf, er preßte seine ohnehin eingefallenen Schläfen mit solcher Kraft, daß ich es nicht mit ansehen konnte und ihm zurief, aufzuhören. Er war außer sich, jammerte: 'Auch das jetzt, das jetzt!' sprach allerlei verworrenes Zeug von einem großen, lang vergeßlich ersehnten Glück, das endlich eingetreten und jetzt, gerade jetzt — ein Unglück sei. Ich verstand kein Wort. Dann kam er wieder auf das Rätselwesen, den 'andern' zurück. Wer in aller Welt konnte es sein?

'In der Nachbarschaft war weit und breit niemand, den das Auge der Eifersucht, in dem blicktend ein Mikroskop und ein Teleskop nebeneinander aufgestellt sind, verächtlichen könnte. In Venedig lebten sie als Zweifelder, hatten gar keinen Verkehr, und doch! dort hatte das Unheil sich vollzogen.

„In Venedig, meinst du? ... D! und mir, weiß Gott, mir verging der Atem. Es flog durch meinen Kopf: du Esel, sei kein Narr ... Aber dann doch auch: wenn gewiß nicht schon, daß ich nicht abschreckend bin, davon erhielt ich so manchen Beweis, und mein Umgang ... langweilig hat meinen Umgang noch niemand gefunden ... Und dort' — mich würgt' es im Hals bei der Frage — ist euch kein Mensch begegnet, der imstande gewesen wäre — ich meine nur — imlande ...?“

„Sie mir abwendig zu machen? Nein, erwiderte er mit der größten Bestimmtheit. „So war's also gut — oder schlimm, wie man's nimmt.“

„Unser Gespräch endete damit, daß er mich beschwor: „Suche hinter ihr Geheimnis zu kommen, Thomi. Sei klüger als ich, komme hinter ihr Geheimnis!“

„Ich versuchte ihm auszureden, daß ein Geheimnis vorhanden sei; natürlich mißlang's. Die Frau machte sichtlich schwere Seelenkämpfe durch, konnte es nicht verbergen, trotz ihrer tapfern Selbstbeherrschung.“

„So beschloß ich, daß ich ihr helfen wollte und auch mir. Denn, wie gesagt oder eigentlich nicht gesagt, die Gefühle, die ich nicht näher bezeichnen mag, und die Veränderung, die mit der schönen Frau vorgegangen war seit dem Aufenthalt in Venedig — es kam da vieles zusammen, worüber vor allem andern Klarheit geschafft werden mußte. So pfuschte ich denn zum erstenmal in meinem Leben der Diplomatie ins Handwerk. Mit großer Kunst, so geschickt, daß meine Absicht nie bemerkt wurde, warb ich um das Vertrauen der edlen Hausgebieterin. Lang, sehr lang. Und als ich schon die Hoffnung aufgeben wollte, es zu erringen, schenkte sie es mir plötzlich. Ich erfuhr die ganze lächerliche Geschichte. Lächerlich? — Wer kann darüber lachen? Vielleicht auch zu lächerlich und von der Art, über die geschickte Leute höchstens mit den Achseln zucken. Übrigens so mancher dürfte sagen: sie ist unwahrscheinlich genug, um wirklich wahr zu sein.“

„Auf meinem Totenbette noch wird es mich freuen, daß ich der einzige bin, der gehört hat, wie die liebe schöne Frau sie erzählte. Stammelnd, erlösend, Tränen in den Augen, auf den Lippen die Bitter: „Helfen Sie mir!“ ... Das Haupt geneckt wie

ein schuldbewußtes Kind ... Im nächsten Augenblick stolz aufgerichtet. O, es war ... Wo bin ich gelieben? Also ja —

„In Venedig, in einem Antiquitäten-geschäft, hatte Arnold eine emaillierte Dose von den Brüdern Huaut gesehen, die ihn entzückte. Aber der Händler forderte einen unverhältnißig hohen Preis, und der Kauf kam nicht zustande. Arnold verließ den Laden, ärgerlich über den Kaufmann und über sich selbst. Er bereute, etwas Unschätzbare zu teuer gefunden zu haben, wäre gar zu gern umgekehrt und hätte das kleine Kunstwerk erworben. Doch trat die Eitelkeit ins Spiel, der Antiquar hatte sich sehr präpotent benommen, und ihm gegenüber ein pater peccavi anstimmen, das ging Arnold wider den Strich.“

„Seine Frau bestärkte ihn darin. Sie hatte ihren Plan gefaßt. Nein, er durfte nicht klein beigeben, es blieb ausgemacht — auf die Dose wird verzichtet.“

„Am nächsten Morgen schützte sie irgendeine Besorgung vor und verließ seelenvergnügt das Haus. Im Besitz des Gegenstandes von Arnolds schwer unterdrückter Sehnsucht, gedachte sie zurückzukehren und ihn damit aufs schönste zu überraschen.“

„Nun, sie sollte die erhoffte Freude nicht haben. Der Antiquar bedauerte, ihr die Dose nicht mehr zur Verfügung stellen zu können. Der Narr, der man, wie der Herr Gemahl meinte, sein müsse, um eine Arbeit der Brüder Huaut annähernd nach ihrem Wert zu bezahlen, hatte sich gefunden — sie war verkauft.“

„Verkauft — so rasch? Es kam ihr unglanblich vor. Aber freilich, welchen Grund hätte der Händler, sie zu täuschen? Er wies auf den leeren Platz in der Birne, den gestern noch das Döschen eingenommen hatte, und erneuerte die Versicherung seines Bedauerns. Indessen mußte sich ja unter seinen reichen Vorräten ein Ersatz finden lassen, meinte er und brachte allerlei reizende Dinge herbei, in Cloisonné, in Email, in Goldschmelze. Allerliebste Säckelchen — ja, aber doch nichts, was dem Geschmack ihres Mannes so entsprochen hätte wie das zarte Kunstwerk des berühmten Brüderpaares. Schon wollte sie, recht mißmutig, den Kaufladen verlassen, als ihr eine kleine Truhe auffiel, die geöffnet auf einem Tisch stand und ganz angefüllt war mit den Nesten der

verschiedensten tauschierten, getriebenen, gravierten Bronze- und Silberarbeiten; viel geringes Zeug, manches köstliche, gewiß um den Metallwert verschleudert. Cäcilie begann unter den Sachen zu kramen, als ein Herr eintrat, der Käufer einer wertvollen Statue, die in einem Nebentraum eben verpackt wurde. Er begab sich dahin, und der Antiquar folgte ihm, nachdem er Cäcilie gebeten hatte, ein paar Minuten auf ihn zu warten.

„Ein Menschenkenner, dachte sie, wie die meisten seiner italienischen Berufsgeossen, läßt mich da sorglos allein mit seinen Schätzen. Sie wollte ihn belohnen für sein Vertrauen und suchte in der Truhe nach einer Kleinigkeit, die sich allenfalls erwerben ließe. Doch fand sich nichts, und die Zeit begann ihr lang und der Aufenthalt in dem halbdunkeln Gewölbe und seiner saden, muffigen Luft unheimlich zu werden. Sie war umgeben von mehr oder weniger gut erhaltenen Zeugen einer prunkvollen Vergangenheit, Schränken und Schränkchen, Truhen und Thronessel, Rüstungen, Kirchengewerten, nachgebildeten Bildern, aus denen blasse Gesichter geipenisch hervorjahen. Wenn sie kämen, alle, die zu diesen Bildern geipen, in diesen Rüstungen einbergerasselt, sich an dem Weis dieser jetzt mit Staub und Schimmel bedeckten Kostbarkeiten geipen — wenn sie kämen, ihr Eigentum zurückzufordern ... Sie lächelte über den Gedanken, und doch übertrießte es sie, und sie fuhr zusammen, als eine magere Kasse lautlos heranschlich, ihr Kleid streifte und sich an sie drängte, als ob sie sich wärmen wollte. Angewidert stieß Cäcilie sie fort und ließ im Schrecken den Sockel einer Bronzevase, den sie in Händen hielt, in die Truhe zurückfallen. Dem Sturz des schweren Gegenstandes folgte eine Verschiebung des kleinen Trümmers, den sie barg, und plötzlich schoß es ihr wie ein Blitz ins Auge. Etwas Leuchtendes war sichtbar geworden, unter dem Wust des Toten lag ein Lebendiges. Das Leuchten ging von einem Bilde, einem besetzten, atmenden Bilde aus. Es sprach mit schönen, schönen, liebwerbenden Augen, es stehete mit betrocknendem Munde: Nimm mich! nimm mich! ich bin dein! ...

„Nun möchte ich versuchen, mit ihren eignen Worten zu erzählen, so gut ich eben kann. Es wird nicht gut sein, weiß ich, aber vielleicht doch besser, als immer nur so

in der dritten Person zu parlieren, was den Eindruck, den ich damals empfang, gar zu sehr abschwächt. Sie erzählte denn ungefähr — äußerst ungefähr so:

„Ich hielt das Bild in der Hand und überließ mich seinem Zauberbann ... Mein Herz klopfte, ich fühlte mich in eine Märchenwelt versetzt, das heißt — wie mir in dem Augenblick vorkam — aus der wirklichen in die wahre entrückt ...

„Sagen Sie, lieber Thomi, — sie nannte mich damals schon ‚lieber Thomi‘ — bin ich Ihnen überspannt oder krankhaft aufgereggt vorgekommen? Meine Freundinnen nannten mich die Vernunftville, weil ich von jeder alle sogenannten übernatürlichen Dinge, Ahnungen, Vorzeichen und dergleichen weggeleugnet habe, und nun stand ich plötzlich mitten im Übernatürlichen und Wunderbaren. Was ich zu dem Händler sagte, als er endlich erschien, um welchen Preis ich das Bild erwarb, ist mir wie ein Traum, dessen man sich vergeßlich zu entsinnen suchte.

„Ich verließ den Laden, ging erst langsam, dann immer rascher durch schmale Gassen dem Markusplatz zu. Ich hatte die furchtbare Empfindung, einen Raub begangen zu haben und verfolgt zu werden ... und hielt mein Kleinod in der hohen Hand, vorsichtig, wie ich ein gefangenes Vögelchen gehalten hätte, das atmete, sich regte ... Und kam nach Haus und versteckte das Bild ... Versteckte es vor meinem Manne ... Ach! Ach! die alle Unredlichkeit verabscheut ... Ach, deren Hausgöttinnen Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit sind ... ich hatte ein Geheimnis vor ihm, der sonst jeden meiner Gedanken kannte, jedes Gefühl schon im Entstehen ... Im tiefen qualenden Bewußtsein meines Unrechts habe ich alle Sicherheit ihm gegenüber verloren, benehme mich wie jemand, der ein schlechtes Gewissen hat. Er bemerkt das wohl, ist voll Mißtrauen, leidet, und ich kann's nicht ändern, ja — und das ist das Entsetzliche — will's nicht einmal, will es ebensowenig, wie ich's kann ... Wie frevelhaft mit der Vorstellung: Wenn das Urbild dieses Bildchens da lebendig vor dich hinträte und sagte: Komm! — ich würde ihm folgen ... Ich bin in Gedanken eine Ehebrecherin — ich! ich! ... Meine Träume sind erfüllt von ihm — ich erwache mit Entsetzen und höre das ruhige Atmen des Mannes, der neben mir schläft ohne Ahnung,

daß seine Frau ihn eben verraten hat, ihn, einen Mann, dem sie alles ist ... Gegenstand einer — man darf wohl sagen — beispiellosen Liebe, in seinem ganzen Leben die einzige! ... Welche Frau darf sich eines solchen Besitzes rühmen? ... Gerechter Gott, es wird einer Unwürdigen zuteil!

„Sie verbreitete sich über den ‚kostbaren Besitz‘ — was das heißt, die Einzige und Eine eines Mannes zu sein, der — sie wußte es — angeschwärmt und angebetet worden wie Arnold ... Was waren ihn die andern gewesen? Was war das flüchtige Interesse, das die oder jene ihm ein-gerlöst? Zu dem jetzigen großen Gefühl höchstens eine —

„‚Vorbereitung,‘ sagte ich unwillkürlich.

„‚Wissen Sie das auch?‘ Sie sah mich an und wurde feuerrot.

„Ich geriet in Verlegenheit, werde mir wohl damit herausgeholfen haben, daß ich ihn schon lang kenne, und sie fing wieder an, sein Lob zu singen und in ihre Selbst-anklage auszubrechen: ‚Nad ich! Nad ich!‘

„In mir lodte der Zorn über diesen gemalten Liebhaber, der so viel Elend anrichtete. Und wenn ich dachte, daß ein Strich mit einem nassen Schwamm genügen würde, um seine ganze Herrlichkeit von der Erde wegzuzupfen ...

„‚Gnädigste Frau,‘ rief ich aus, ‚zeigen Sie mir das Bild!‘

„Sie wehrte ab, wie wenn ich verlangt hätte, daß sie sich mir mit Leib und Seele ergeben möge. Sie weigerte sich, wie ver-mutlich Eva getan hätte, wenn der Engel Gabriel zurechtgekommen wäre, um ihr den Apfel abzufordern. Aber endlich, endlich gab sie nach, die arme liebe Frau ... Ging mit zögernden Schritten von Eckloja, auf dem sie gefessen hatte, zum Schreibtiisch am Fenster hin; ich folgte ihr. Sie öffnete die Lade, entnahm ihr ein Kuvert und diesem ein Bild. Und sah es an, immer wieder an und verwandelte sich vor meinen Augen aus einem kummervollen in ein völlig ver-zücktes Wesen, das aufgeht in Verwunderung und Zärtlichkeit. Sie glitt schmeichelnd mit der Hand über das Glas der vertrockneten Malerei, preßte es an ihre Lippen und hatte, ja hatte — ich schwöre darauf! — die Ent-findung, daß ihr Kuß erwidert wurde.

„Das Bewußtsein meiner Anwesenheit war ihr ganz und gar verloren gegangen.

„Da fand ich's angezeigt, mich in Er-innerung zu bringen, und rief barsch und mißbilligend: ‚Gnädige Frau!‘

„Sie fuhr zusammen, tödlich erschrocken, wie ein auf der Tat ertappter Verbrecher, wurde schneeweiß, zitterte am ganzen Leibe und ließ sich, plötzlich willenlos, das Bild aus der Hand nehmen. Ich aber werfe einen Blick darauf, traue meinen Augen nicht, be-trachte, vertiefe, entsinne mich und bin — für das, was ich in dem Moment gewesen bin, gibt es nur einen Ausdruck — perplex! ...

„Eine längst vergessene Geschichte fiel mir plötzlich ein. Von einer Malerin, die sich in den jungen Mann, den sie für seine Ge-liebte malte, verliebt hatte über alle Maßen — sterblich. Sie war nicht mehr jung, stand auf der Höhe ihrer Kunst, und hier erreichte sie, was die größten Künstler mit jedem neuen Werke anstreben und so selten erreichen — sie übertraf sich selbst. Was — sich! Ruhmgekrönte Meister übertraf sie. Sie schuf eine Verbindung von Wahrheit und Dichtung, in eins verschmolzen, von sol-chem Reiz ... Wer das schilbern will, der fühlt: die Sprache hat enge Grenzen. Die liebende Malerin hatte ihrem Modell eine zweite Seele eingehaucht, eine höhere als seine eigene, sie schwebte auf den Lippen, nach deren Kuß sie schmachtete, glühte und leuchtete aus den Augen, deren Blick ihr die Geheimnisse irdischer Seligkeit erschloß. Jeder Pinselstrich war schmeichelnd aufgetra-gen wie eine Liebesung, man fühlte das heraus, und alle Zärtlichkeit, alle Sehnsucht, alle unterdrückte Leidenschaft, die da drin steckte, in diesen Linien, diesen Farben, löste sich gleichsam heraus und griff nach dem Herzen des Beschauers mit unheimlicher und doch entzückender Macht.

„Arme Claude Roger! Als das Meister-werk beendet war, hatte sie auf der Welt nichts mehr zu tun, ging ins Wasser, er-tränkte sich. Dann erst erfahrt er, wie es um sie gestanden. Er hatte nichts gesehen, nichts bemerkt. Sie war nicht schön, nicht jung, und er war in eine andre verliebt. Wir unreifen und grausamen Jungen hatten über die Geschichte gelacht und ihren Helden gewedt ... Vielleicht hätten wir es nicht getan, wenn wir das Bild gesehen hätten. Aber er zeigte es uns nicht. Profane Mitle sollen es nicht emweichen dürfen. Es war einzig für die Geliebte da.

„Ich sah es jetzt zum erstenmal. Es hatte ungefähr die Form eines mitten durchgeschnittenen großen Eis. Aus seiner früheren Umfassung, wahrscheinlich einem Portefeuille, war es gelöst; an der sorgfältigen Vertilgung des Bildes mit dem vergoldeten Reis und dem Glase hatte man sich aber nicht veründigt. Das Pergamentblatt auf der Rückseite war auch noch unverfehrt und ganz bedekt mit feinen, den Druck nachahmenden Schriftzügen. Ein Gedicht in Prosa — ich hätte ungefähr seinen Inhalt mitteilen können. Wenn mir Zweifel angekommen wären, ein Blick auf diese Emanationen hätte sie vernichtet.

„Abermals lange, lange Pause, dann hauchte sie mehr als sie sprach: „Nun?“

„Meine gnädigste Frau,“ sagte ich, „Sie sind gerettet.“

„So?“ Das Wort war von dem fast feindseligen Blick begleitet, den Patienten, die sich noch schwer krank fühlen, auf den Arzt werfen, wenn er ihnen sagt: Sie können spazieren gehen! Ich ließ mich nicht einschüchtern. Eine innere Stimme sagte mir: Nur zu! Die Prostration ist im Grunde nicht so heftig, wie sie zutage kommt. Und fuhr denn fort, auf das Bild deutend, das ich ihr zurückgegeben hatte: „Nur es Ihnen wirklich so ganz verschlossen, das Geheimnis der Anziehung, den dieser Mund, diese Augen auf Sie ausüben? Entdecken Sie denn gar keine Ähnlichkeit —?“

„Sie unterbrach mich: „Ich weiß, was Sie zu entdecken glauben, und auch ich habe versucht, mir vorzutäuschen ...“ Sie überließ sich wieder dem Eindruck des süßen, geheimnisvollen Anblicks ... sie lispelte, lispelte gerade nur: „So könnte in seiner Jugend ...“ Doch nun wandte sie das Bild, las einige Zeilen des Hymnas, der auf dessen Rückseite in lautloser Vereinfachtheit prangte — er tat seine Wirkung. Sie schüttelte den Kopf und sagte tief aufseufzend: „Nein, nein — unmöglich!“

„Ich hat mir das Bild für eine Stunde aus, und es setzte noch einen harten Kampf. Ich wurde ungeduldig, ich wurde rücksichtslos. „Sie sind krank!“ ließ ich sie an. „Wollen Sie nicht genesen?“ Daß sie endlich nachgab, bereite mir wohl den größten Sieg, den ich an diesem denkwürdigen Tag errang.

„Mit dem Unheilthier in der Tasche ging ich zu Arnold und fand ihn, wie es jetzt oft

bei ihm vorlam, in zwiespältiger Stimmung, grimmig elegisch. Es stand fest — sie liebte ihn nicht mehr, er trat zurück, resignierte. Ihrem Glück wollte er nicht im Wege stehen. Das Guadengehenk ihres Besizes durfte er annehmen, solange sie ihn liebte, länger nicht. Nicht einen Tag, nicht eine Stunde! Sie liebt einen andern — sie gehe zu ihm. Er gibt sie frei ... Heute nacht hat sie sich verraten, hat im Traum Liebesworte geflüstert, ist erwacht und, als er sich über sie beugte, entsezt zurückgefahren. War das nicht Beweis genug? — brauchte es noch mehr?“

„Ich hatte umsonst versucht, ihn zu unterbrechen, mir blieb nichts übrig, als ihn zu überschreien. „Du schickst sie fort; weißt du auch, wohin? Du verschenkst sie; weißt du auch, an wen?“

„Ihre Sache!“

„Und wenn sie selbst nicht im klaren darüber ist?“

„Wieso?“

„Wenn sie ihn nicht kennt?“

„Unfinn.“

„Wenn ich ihn besser kenne als sie?“

„Du kennst ihn, du?“ Der Resignierte schännte und packte mich beim Arm. „Her mit ihm! Ich schick’ ihn nieder wie einen Hund!“

„Nun bin ich ein Tierfreund und hasse diese Lebensart: „Hunde sind nicht da, um von dir erschossen zu werden,“ rief ich, „hörst du, mein Lieber?“

„Du sagst, daß du ihn kennst!“

„Weider. Sie kennt nur sein Bild, und in sein Bild hat sie sich bernarrt, in sein unerlaubt, in sein unvernünftig idealisiertes Bild.“

„Bild — was? Sein Bild?“

„Ich reichte es ihm; er warf einen Blick darauf und sank aufstöhnend in seinen Lehstuhl zurück; „Glaube Roger! Arme Claude!“

„Es hatte ihn tüchtig erschüttert, er blieb lange stumm. Daß die widersprechendsten Gefühle in ihm einen Hergentanz aufführten, läßt sich begreifen.

„Endlich begann er einzelne Sätze hervorzustoßen. „So, so! So, also! ... Dieses Bild — wie kommt sie dazu? ... Und in den Menschen hat sie sich verliebt? ... In den da —? Und das bin ja doch ich!“

„So sehr, daß deine eigne Frau dich nicht erkennt. Das warst du, gesehen mit den Augen einer abgöttischen Liebe. Etwas

von ihr steckt da drin, im Elfenbein, in den Farben, in jedem Strich und Ton, in — was weiß ich? — strömt heraus wie ein Duft und berauscht.¹

„Er hörte gar nicht, was ich sagte, er hing seinen eignen Gedanken nach. Und seine Stirn wurde immer wolkenfreier: ‚Meine Frau ist mir also mit mir untreu geworden, Thomi, was? Könnte sich darüber, sag‘ einmal, nicht auch der eifersüchtigste Mann trösten?‘

„Kommt auf ihn an.“

„Kurios! Der Mensch ist doch wirklich ein kurioses Wesen. Ich hatte mein möglichstes getan, um seine Auffassung der Sache ins Verjöhnliche zu leiten, und nun verdroß es mich, daß der gewünschte Erfolg so rasch eintrat.

„Soll denn gar keine Ähnlichkeit mehr da sein?“ rief er plötzlich aus. „Etwas Ähnlichkeit muß doch noch da sein, zum Teufel!“ Er schnellte empur, griff nach seinem Stocke und hastete zum Spiegel hin. Sah abwechselnd sich und das Bild an. Verglich! Verglich! Jammerte: ‚Verflucht wenig Ähnlichkeit! Verflucht wenig!‘ Und wie ein Kind im Handumdrehen vom Jammer zum Jörn übergeht, schleuderte er voll Wut das Bild zu Boden.

„Zum Glück fiel's auf den Teppich und nahm keinen Schaden. Ich hob es auf und steckte es zu mir.

„Er blieb vor mir stehen, nachdem er einige Male auf und ab gehumpelt war, und fragte in ratloser Verzweiflung: ‚Wie können wir sie überzeugen, daß ich es bin, in den sie sich verliebt hat?‘

„Das ist nicht leicht, mein Lieber; aber wer weiß, vielleicht geht's doch. Was nicht geht, ist etwas andres. Einen Zug trägt dein Porträt, in dem du dir mehr als ähnlich, in dem du dir gleichgeliebten bist.“

„Er fing sofort an geschmeichelt auszugehen, ich verwies ihm das. ‚Es handelt sich um deine lächerliche Gewohnheit, jede neue Liebe als Offenbarung zu preisen, die über dich, unschuldiger Jüngling, kam. Frauen glauben an so etwas, und jetzt hat sich auch deine Frau weismachen lassen, daß sie deine erste Liebe ist.‘

„Nun fuhr er wild auf: ‚Weismachen lassen! Sie ist es! ... Weismachen ... Sie ist es, so wahr mir Gott ...‘

„Ich schlug an meine Brusttasche — das Bild einer neuen Gefahr aussetzen wollte ich

nicht: ‚Und was war es denn mit der da? Wenn wir deine Frau auch dahin bringen, an das Porträt zu glauben, wie soll sie an die erste Liebe glauben, da dich eine andre erste zu dem Hymnus begeisterte, den du auf das Bild hingepinselt hast mit Bienenfleiß?‘

„Man könnte ihn ja wegrabieren,‘ schlug er kleinlaut vor.

„Zu spät. Sie wird ihn schon hundertmal gelesen haben. Mit Eifersuchtsqualen sicherlich.‘

„Netzt war er wieder geschmeichelt. ‚Mit Eifersucht — du glaubst?‘

„Die Glocke, die zum Nachtmahl rief, begann zu läuten. Ich riet ihm, sich zusammenzunehmen und seiner Gemütsbewegung Herr zu werden, ins Speisezimmer zu gehen und uns dort zu erwarten. Kam mir vor wie ein Pendel, begab mich wieder zurück zur Herrin des Hauses, brachte ihr das Bild. ‚Ich hab's studiert,‘ sagte ich. ‚Mein Archäolog kann eine antike Statue gründlicher studieren ... Und — gnädige Frau, gnädige Frau! — ich bleibe bei dem, was ich Ihnen vorhin angebeutet habe.‘

„Dabei bleiben Sie?“

„Ja! Das Bild könnte — könnte, sage ich! — sehr idealisiert, ein Jugendbild Arnolds sein.“

„Sie betrachtete mich mit Spannung und auch mit Mißtrauen: ‚Wenn ich für möglich hielte, daß Sie mich zum besten haben wollen ...‘

„Täten Sie sehr unrecht. Aber bitte — ich bot ihr meinen Arm —, kommen Sie zu Tische.“

„Nun wurde es interessant. Die Eheleute saßen einander gegenüber an der länglichen Tafel, sie oben, er unten, ich an der Seite zwischen den beiden. Schüchtern stahlen, ja stahlen sich ihre Blicke an mir vorbei. Er hatte seine beschämte Wiene, die mich wieder rührte wie damals, als ich an seinem Leidensbette stand. Es liegt ein Verdauern darin, eine inständige Bitte: Verzeih, daß ich nicht mehr den schönen Anblick bieten konnte.“

„Das alles zusammen gab ihm einen so gewiß jungen Ausdruck — einen sanften, guten — wie bestellt gerade für den Augenblick. Weiß Gott, man konnte, wenn man nur wollte, ihn wiederfinden in seinem verklärten Bilde, dem Arnold von einst.“

„Und ja! und ja! in ihr erwachte es, noch ganz schwach, noch von Zweifeln umhüllt und verdüstert — lam zutage als ein flackerndes Aufleuchten, tief, in der tiefsten Tiefe ihrer Augen. Ich wußte wohl, von sich selbst, allein muß sie darauf kommen, spielte mich auf den Nebenfingern, freute mich jezt reblich, daß mein klug eingeleitetes Werk gebieh. Gönnte mir aber doch das Vergnügen, den Freund zu ängstigen. Fragte die Hausfrau, ob es ihr möglich schiene, daß ein Mann bei jeder neuen Liebe die Erinnerung an jede frühere gänzlich verlöre? Die gegenwärtige immer für die erste, wahre und alle seine vorhergegangenen Zuneigungen, so viele ihrer waren, für Spiel, gleichsam für Vorbereitungen zum jetzigen Ernst erklärt hätte?

„Sie wiederholte sehr nachdenklich: ‚So viele ihrer waren? Sollte ein rechter Mann sich über die Natur seiner Zuneigungen, wie Sie sagen, täuschen können und an die ewige Dauer einer Liebshaft glauben?‘

„Er unterliegt eben einer Selbsttäuschung.“

„Troy seiner zahlreichen Erfahrungen in dem Punkte?“ Und nun traf den Gatten ein strenger Blick.

„Troydem!“ rief ich. „Der, den ich meine, war ein sehr ehrlicher Vursche. Immer vertrauensselig, stürzte sich bona fide in jede neue Leidenschaft hinein.“

„Arnold,“ sprach sie nun, „du hörst. Hältst du so etwas für möglich? Wärst du imstande gewesen, eine Liebshaft für wahre Liebe zu halten?“

„Bestürzt, gequält antwortete er ausweichend: ‚Liebste, auch ich war einmal dumm und jung.‘

„Sie wandte sich zu mir: ‚Sie wissen darum; wie oft war er dumm und jung?‘

„Ich übertieß es ihm, seine ganze Weichheit abzulegen, und antwortete ohne weiteres: ‚Zweimal.‘

„Sie nahm's nicht gut auf. Hatte mir eben anvertraut, daß sie ihn einmal ums andre in Gedanken betrogen hatte, und nahm's nicht gut auf ... So sind die Frauen. Na, seien wir gerecht, so sind wir alle.

„Da lerne ich meinen Mann von einer ganz neuen Seite kennen,“ hub sie wieder an. „Und sag, Arnold, tut er dir nicht unrecht dein Freund? Hast du wirklich schon zweimal eine erste Liebe gehabt? Ich kann es nicht glauben.“

„Liebste,“ sprach er, „es war doch so.“

„Seine Gemütsbewegung, der Wechsel der Farben auf seinem Gesicht, das Weiche, Sentimentale, das sein Schuldbewußtsein ihm gab, verjüngten ihn. Was doch die Einbildung macht! Mir schien, daß jezt eine unverkennbare Ähnlichkeit zwischen seinem Jugendbild und ihm vorhanden war.

„Erzählen Sie — von der ersten Täuschung,“ sagte sie zu mir. ‚Er sitzt dabei, so ist es kein Verrat.‘

„Darf ich, Arnold?“

„Sprich.“

„Das erstmal war's eine Rathilde. Er ließ sich für sie malen.“

„Und“ — Cäcilie sprach's — ‚sie hat das Bild verkauft — einem Trödler.‘

„Einem Antiquar — und weiß Gott, ob sie“ — bemerkte er entschuldigend — ‚weiß Gott, ob ... Es kann ihr auch gestohlen worden sein.‘

„Du nimmst ihre Partei. Sehr ritterlich. Hast du lang nichts mehr von ihr gehört?“

„Verzeih. Vor kurzem.“

„Ah!“

„Durch Zufall. Sie hat, wie ich hörte, einen reichen Weinhändler im Nützenland geheiratet. Auf unrer Rückreise von Venedig traf ich im Rauchcoupé einen Herrn, der kam von dort. Er hat als Taufpate ihres jüngsten Kindes fungiert.“

„Eine Pause. Sie sah ihn fortwährend an mit einer nachdenklichen Aufmerksamkeit, die allmählich in eine milde, getührte Übergang. Und plötzlich senkte sie den Blick und fuhr rasch mit dem Taschentuch über die Augen. Ihre Lider hatten sich geröthet, ihre Lippen zitterten leise, führten eine lautlose, aber gar verständliche Sprache, sagten ärtlich, wehmütig: ‚Du Armer! Du Lieber!‘

„Nicht, als ob ihr an der Antwort das Geringste läge, nur obenhin fragte sie: ‚Und die zweite Liebe?‘

„Die kam über ihn, als er auf dem Siechbette lag, nicht im Sturme wie die frühere, nein, mit weichen, sanften Schwingen, dunklen — sehr dunklen. Sie ging aus von einer schönen Pflegegeschwester ...“

„Thomi — miserabler Kerl!“ rief Arnold. „Du, da hörst der Spaß auf, hörst du!“

„Na, mein Lieber, ich paße nicht. Ich erinnere mich sehr gut. Die Tonart, in der du von ihr sprachst, war die des hohen Liedes. Glauben Sie mir, gnädigste Frau!

Wenn die brave Schwester nicht über fünfzig Jahre alt gewesen wäre, er hätte sich für sie malen lassen in Miniatur und auf den Rücken des Bildes in mikroskopischer Schrift hingetüpfelt: Einzige! Erste und Letzte! Mein Alpha! mein Omega!

„Dieser Scherz machte Glück, und beide lachten, sie aber, mit hellen, nicht mehr verholten fließenden Tränen, streckte ihm die Hand entgegen: ‚Verzeih!‘

„Er beugte sich über diese ihm wie zu neuem Bunde dargereichte teure Hand, drückte seinen Mund darauf, und als er den Kopf wieder hob, lag der Sonnenschein des Glücks auf seinen Wügen, und der — ich kann's nicht leugnen — stand ihm gut.

„Arnold,“ sagte sie, „denk nur, du hast eine Frau, die war eine Zeitlang blind. Ich weiß dir viel davon zu erzählen.“

„Die Handflüsse wiederholten sich, und vom Tische fort ging das Ehepaar Arm in Arm.

„Der schwarze Kaffee war in Arnolds Schreibzimmer aufgetragen, aber sie dachten weder daran, ihn zu trinken, noch mir eine Tasse anzubieten.

„Sie placierten sich auf ein kleines Kabinetsnapee im Erker und stützten miteinander wie zwei Verliebte.

„Ich indessen schrieb an meinen Bruder eine Karte, die noch mit der Abendpost fort sollte.

„Das Gespräch im Erker wurde allmählich weniger leise geführt. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte hören.

„Es wird über seinem Wetzchen hängen,“ sagte der Mann.

„Oder — über dem ihren,“ sagte die Frau.

„Von klein auf soll er wissen ...“

„Oder — sie.“

„Das ist der Papa!“

„Nun fiel mir etwas auf, das ich bis dahin nicht bemerkt hatte.

„Am nächsten Morgen reiste ich ab.“

* * *

„Hm!“ sagte der Onkel, und mit bewegter Stimme wiederholte die Stiftsdame: „Zie reiten ab. Das Klügste, das Sie tun konnten, Sie waren ja auf dem besten Wege, sich in die schöne Cécilie zu verlieben.“

„Der Weg war bereits zurückgelegt, scheint mir,“ meinte die Gräfin, und der Baron gestand: „Weit vom Ziele war ich wenigstens nicht. Ich mache ja auch kein Geheimnis daraus.“

Fräulein Marie mischte sich ins Gespräch: „Nedenfalls hat der Herr Baron ein außerordentliches Verständniß für jede Seelenregung der Dame im Zauberbann an den Tag gelegt. Ein Verständniß, zu dem man nur durch Liebe gelangt und, wie ich glaube, in dem Falle die Liebe des Schöpfers zu seiner Schöpfung.“

„Das heißt, daß Sie mein Erlebnis zu einer Fabel degradieren wollen ...“

„Verzeihen Sie, Herr Baron, aber sehr wahrscheinlich ist Ihre Geschichte nicht.“

„Wahrscheinlich! Haben Sie nachgedacht über das Wort, daß Sie da ansprechen? Wahr — schein — lich! Weiter als bis zu einem Schein scheint die Wahrheit es auf Erden nicht bringen zu können. Der Glauben vermag mehr ... Ich bitte um Glauben, meine Herrschaften.“

„Das tun Sie auch, wenn Sie Ihre schauerlichen Geistesgeschichten vorbringen.“ bemerkte die Hausfrau und fand die Zustimmung des Onkels.

Der Baron wehrte sich: „Wer von Ihnen hat meine Gespenster persönlich gelaunt? Arnold und seine Frau sind Ihnen in Fleisch und Blut begegnet und hätten Ihnen die Vorträtperiode aus ihrem Leben selbst erzählt, wenn Sie es gewünscht und — woran kein Zweifel herrschen kann — ihr Vertrauen gewonnen hätten, denn sonst — Sie begreifen, besonders gern sprachen sie von der Sache nicht.“

„Natürlich, man erinnert sich nicht gern an Vorfälle im Leben, bei denen man in Widerspruch mit sich selbst geraten ist.“

Der Baron brachte noch einige Argumente zugunsten der Glaubwürdigkeit seines Erlebnisses vor, und die Zuhörer gaben nach und nach klein bei, nur die Stiftsdame blieb unerschütterlich in ihrer Ablehnung.

Wozu solche Sachen erzählen? Wozu? Sie fand das sogenannte Erlebnis peinlich, uninteressant, und die ganze Geschichte nicht einmal bis zu einem gewissen Grade moralisch, summa summarum: ein Nichts.



Der Page

Eine schlesische Ballade von Ewald Gerhard Seeliger

Viel bunte Fahnen sind ausgefedt,
Der Knaast hat hohe Gäste,
Und über das weiße Tafeltuch redt
Ein Kirschbaum die blühenden Äste:
Herr Ludwig von Liegnitz sitzt obenan,
Ein greiser und tapferer Becher,
Und seine Getreuen, Mann an Mann,
Heut' kämpfen sie mit dem Becher.

Ihm thront zur Seite Luise Marie,
Noch zählt sie nicht zwanzig Jahre,
Ein junger Page beugt vor ihr das Knie
Im Schmuck der blondlockigen Haare;
Und wenn sie sich gnädig zu ihm neigt,
Die Wangen heißer ihm brannten:
Vom Sölller die Bande trompetet und geigt,
Die Hirschberger Stadtmusikanten.

Herr Kaspar von Schaffgotsch spielt den Wirt
Und sorgt, daß die Herren nicht rasten,
Franz von Ursinus, der Leinwäber Hirt,
Der hält es heut' nicht mit dem Fasten;
Wolf Bodewig zwingt einen ganzen Sasan,
Als gält' es zwölf Tage zu hungern;
Heinz Schoenaich trinkt wie sein edler Ahn
Nur roten Geföhnten aus Ungern.

Heinrich von Schwendefeld und Hinko vom Teich,
Die sonst den Herzog beraten,
Die prüfen das schlesische Himmelreich,
Spanferkel und Lendenbraten;
Und als sie drei lange Stunden mit Glüd
Geheuchet des Hungers Qualen,
Da lehnten sie sich in die Sessel zurück
Und fingen an zu prahlen.

Da ließ der Herzog den Becher stehn:
Hört auf mit dem blöden Geslunker!
Weiß Gott! Jetzt möcht' ich euch klettern sehn,
Euch Grafen, Barone und Junker!
Wer steigt am höchsten mit Fuß und Hand,
Daß er den Preis sich gewinne?
Den goldnen Becher setz ich zum Pfand!
Wer leert ihn auf seine Minne?

Anhub eine fröhliche Klommerei
Auf Stühle, Bänke und Tische,
Und jeder Junker war eilig dabei,
Daß er den Becher sich fische:
Ein Gräfflein ritt auf dem Taubenschlag,
Eins gar auf der Regentonne;
Hans Himmelwitz aber war nicht so zag:
Er stieg auf die Uhr der Sonne.

Helf Gott! rief Wolf Bodwitz. Und könnt ihr nicht mehr,
Dann will ich euch alle besiegen!
Mit Keuchen und Stöhnen — sein Bäuchlein war schwer —
Hat er den Kirschbaum erstiegen:
Wem aber bring' ich den vollen Pokal?
Ich liebe nicht Krieg und Kartaunen:
Ich trink' auf den Durst und das leckere Mahl,
Auf Schnepfen, Rebhuhn und Kapaunen!

Sogar der stillen Herzogin sprang
Vom Auge ein heiteres Grühen,
Ihr Page ruhte, geschmeidig und schlank,
Zu ihren zierlichen Füßen.
Heinz Schoenaich aber — er war nicht mehr jung —,
Schon lag er lang' auf der Lauer,
Nun nahm er mit wildem, reißigem Sprung
Die hohe, steilstrebende Mauer.

Weit schweifte sein Blick durch der Fluren Kreis,
Das war ein köstliches Schauen:
Heimat, Heimat, dir geb' ich den Preis!
Nie sah ich schönere Auen!
O mögest du immer im Überfluß,
In Glanz und Freude schweben!
Und deinem Herzog gilt mein Gruß,
Der dir den Frieden gegeben!

Er schwang den Becher nach Süd und West,
Nach Nord und Ost in der Runde
Und leerte ihn aufrecht und schwindelfest
Hoch über dem Höllengrunde.
Da klangen herauf aus dem schweigenden Land
Der Dörfer fromme Glodien;
Da rührte der Herzogin weiße Hand
An des Pagen seidene Loden.

Jauch springt er auf und ergreift mit Hast
Den vollen Becher von Golde
Und klimmt empor mit der kostbaren Last,
Wo der Efeu rankt seine Dolde;
Schon saßt er das Sims. Du Sant, halt ein!
Das ist ein verwegenes Wagen!
Er klimmt und krampft sich ins glatte Gestein,
Schon ist Heinz Schoenaich geschlagen.

Der Herzog ruft laut: Der Knabe ist toll!
Die Herzogin spielt mit dem Sächer.
Nichts hält den Kühnen, der Becher bleibt voll,
Er springt über Giebel und Dächer;
Und über die Brüstung, wildgezack't,
Schwingt er sich hinauf zum Turme,
Dort wo das schlesische Weißgelb flaggt
Und flattert im Frühlingsturme.

Steil ist das Dach, doch weiter er strebt:
Das ist ein freudig Beginnen!
Er reckt sich und hebt sich und hängt und schwebt,
Die Spitze des Turms zu gewinnen:
Und aller Augen starren hinauf,
Es beben die Herzen bange;
Da endet er den Siegeslauf,
Da padt er die Fahnenstange.

Setzt um den Stock die Rechte er krafft,
Den Becher hoch in der Einken,
Dicht über seinen Blondlocken wallt
Ein fröhliches Schlaggenwinken;
Und trotzig strafft empor sich sein Sinn,
Laut ruft er und ohne Wanken:
Ich liebe Marie, die Herzogin,
Mit allen meinen Gedanken!

Dann trinkt er und trinkt mit dürstendem Zug,
Damit er die Liebste begrüße,
Und schleudert den Becher, ein bligender Flug,
Dem Herzog hart vor die Süße:
Da stößt herauf aus der drohenden Schlucht
Eine Riesenfaust, ihn zu packen,
Schon schwanken die Schultern ihm unter der Wucht,
Schon fühlt er die Faust im Nacken.

Sein Blick wird wirr, das Ohr ihm braust,
Als ob es ihn lodete und riesete:
Ein Schrei! Und herunter riß ihn die Faust
Und warf ihn zerschellt in die Tiefe.
Ein Schrei! Und ein Herz, ein junges, zerbrach
In des Blutes tosender Welle;
Sechs Tage: da schloß sich ein Gruftgemach
Der Liegnitzer Fürstenkapelle.





29

Rudolf von Alt: Selbstbildnis.

31

Rudolf von Alt

© Von Arthur Roefler ©



Wenn man nach jahrelangem Fernsein zum erstenmal wieder ein paar Tage im schlenkernden Schreiten durch die sonnenbeschienenen Straßen und Gassen Wiens gewandert ist, an den verschmörtelten Palästen des Barock und den strenglinigen Häusern des Kon-

graf und den gemächlichen des Piedermeier vorbei, und wenn man hinausfuhr bis dort hin, wo die bewaldeten Berge grün in die graue Stadt hineinwachsen und sich die niedern Häuschen wohlzig an den Erdboden ducken — dann überkommt einen die stille Stimmung Wiens. Diese eigenmächtige stille Stimmung, die vorzüglich hervorzutreten wird durch das besondere Klima des Landstrichts,

der die Stadt umgibt, mit seiner wunderbar veränderlichen Luft, die einmal erfüllt ist von des Blütenpuders feinem Duft, ein andermal von den schwirrenden Tönen wilder Hummeln, und die, so der opalene Mittsommermittagsdunst die Stadt umhüllt, das im unsichtbaren Klang aufgeloste Metall melodisch schwingender Kloden in sich trägt. Eine so schmeichlerisch lullende Stimmung, daß man sich nur zu gern ihrer Verlockung ergibt. Keiner vermochte diese besondere Stimmung besser im Bilde zur Wirkung zu bringen als Rudolf von Alt.

Alt legte sich oft auf Reisen, aber es manie einen an, als wenn er sie bloß unternehmen hätte, um wieder nach Wien zurückkehren zu können, zurückzukehren in seine Wie-

burtsstadt, zurückkehren zu diesem reifen Kunstwerk, dessen Entwicklung, dank vieler im Wesen des Klimas, des Volkes und seiner Verhältnisse begründeter Ursachen, sich so prächtig vollzog. Nur wenige Orte erregten Als Künstlertrieb härter als diese alte Stadt, und stets fühlte er sich froh, wenn er wieder zu ihr zurückgekehrt war und das perlgrau schimmernde Steingewirke des Stephansturms in die lichterfüllte, warmweich durchzitterte Luft gleichsam an sich selbst emporfliegen sah. Mit verweilender Unstündlichkeit konnte er sich daranmachen, die ganze kunstreiche Architektur dieses gotischen, zernervterten Bauwerks nachzubilden.

Kudolf Alt liebte Wien, seine Stadt, die ihm winzlig verhöbene Gassen bot, in denen er die Verschachtelung der Häuser zeichnen konnte, von denen die einen sich gemächlich breiten, andre stolz rufen und noch andre sich bescheiden lauern und dennoch Behälter wunderlichen Lebens zu sein scheinen. Er liebte diese Stadt, weil in ihr jeder Winkel und jede Ecke, die weiten Torbogen und die

schmalen Türschlupfe für ihn mit Erinnerungen angefüllt waren. Als er über die Basteien und Glacis spazierte, hatte er schon die Stadt geliebt, und er liebte sie noch, als er in der elektrischen Straßenbahn über die Ringstraße fuhr. Mit seinem ersten Lieblingen hatte er in den dunkelkattigen Laubgewölben des Schönbrunner Schloßgartens die ersten Künfte getauscht und als Greis das selbst das farbige Gewimmel der feiertäglich gepuzten Sonntagsummuler beobachtet und genaut. Wien bildete den unerhöplichen Vorn für ihn. Aber seine Augen waren auch für die Schönheit und Mannig anderer Städte und ihrer eigenartigen Bauten nicht blind. Ihn entzückte der Dom zu Regensburg wie die Certosa di Pavia, ein antiker Triumphbogen zu Rom und eine kleine Dorfkirche in Tirol, er sah Neapel so gern wie Salzburg. Er malte unermüdet immer wieder den Stephansturm, aber auch den Innenraum der Martinskirche, und er verwendete den ganzen bunten Reichtum seiner vielen Farbnapfe dazu, vielerlei, unaufzählbar

vielerlei Farbzeiten, um die farbige und doch tonharmonische Pracht des leuchtenden Kirchenschiffes wiederzugeben. Lustig schnürfelte er die runden Formen der Kolosbanen auf das Papier, streng zog er die kargen Linien des Empire, gelassen und behaglich die schlichten Linien der Biedermeierzeit.

Mit Vorliebe jedoch ließ Altmeister Rudolf seinen wissgeschliffenen Stein auf dem Papier die kausen und seinen Formen all des zierlichen Steingewirkes gotischer Dome hinzeichnen, die mühslichen Wälder vielgestaltiger, tonnenzartiger Säulen, die kreuzbetrönten Turmtänze und die verschlungenen Kaskadente mit dem durchblenden Sternlicht; denn er wollte es auch empfunden haben, daß die feineren Banten der Welt gebundene Träume sind.



Kudolf von Alt. Seitenaltar der St. Stephanskirche in Wien.

Kudolf von Alt wurde am 28. April 1812 in Wien in einer der ...



Rudolf von Alt: Bildnis der Gattin des Malers Panlinger. (Mit Genehmigung von S. Bruckmann A. G. in München.) © In Arthur Hoefler: Rudolf von Alt.





Rudolf von Alt: Der Stephansplatz in Wien.

geboren, und ebenda ist er am 12. März 1905 gestorben. Von seinen dreiundneunzig Lebensjahren hat Alt in unermüddlicher, in täglicher Arbeit achtzig Jahre verbracht. Es schwindelt einem, wenn man bedenkt, welche schier unübersehbare Menge großer und kleiner Bilder, kleiner und winziger Zeichnungen Alt in dieser drei Menschengenerationen erschöpfend in der Zeit schuf. Aber es ist weniger das Materielle dieser ungeheuren Lebensleistung das Erstaunliche daran, als der Umstand, daß sie ihm keine Zeit war, Zeit, nicht Zwang, nicht Qual und Mühsal. Was

Alt, der das Titanische Lebensalter fast erreichte, während seines langen Lebens alles that, das anzuzählen, ist unmöglich. Selbst in Schlagworten würde es eine schier endlose Liste erheben. Stannend sieht man vor dem Phänomen seiner Lebens- und Schöpferkraft, einer Kraft, die einen geradezu unendlichen Stoff bewältigte.

Wir Deutschen haben ihn in Erinnerung als den lieben, gesprächigen, aber unvertrauten alten Herrn, der in seiner großen und herrlichen Werkstatt mit den drei Schulknäulen, dem perennierenden Zingapfeller und



☐ Rudolf von Alt: Das alte Hofburgtheater in Wien. ☐

den vielen blühenden Mumen an einem breiten, mit schwarzem Wachstuch überzogenen Arbeitstisch ewig ewig faß, oder in Hoißern auf sonniger Veranda, und der seine frisch und lieblich anmutenden Bilder hin- und hertrug, hinperte wie nur noch ein Pointillist, oder der auf lartenkleinen Blättern aus winzigen Strichelchen, Punkterln und Trückerln das Portal einer Kathedrale aufbaute, einen Schwibbogen sich wölben oder einen filigranierten gotischen Turm sich aufzaden ließ.

Alle Leute hingegen wieder wähen ihre Jugend wiedergelehrt, wenn sie in Alt'schen Mappen frühe Blätter sehen — so getreu, so lebendig, so wahr sind die Abbildungen von Zeugen, Wertmalen längst vergangener Zeit darauf.

Diese Wirkung unmittelbarer Frische, die den Arbeiten des Malers einströmt, ist intensiv, ist erstaunlich. Selbst die Arbeiten aus seiner frühesten Zeit nutzen nicht veraltet an. Delacroix mag davon recht haben, wenn er sagt, ein Mannwert veralte niemals, wenn es allem das Gepräge einer wahren Empfindung ist — denn die Sprache der Verdankten, die Bewegungen des Herzens sind immer dieselben. Die Gesinnung, die

aller Welt zu Gebote stehen, die im Augenblick, in dem das Werk komponiert wurde, in der Mode waren, sie sind es, die dem Werte unvermeidlich den Stempel des Veralteten aufdrücken und manchmal die größten Schönheiten verbunkeln.

Meister Rudolf Alt bewahrte sein Wert vor dem Schicksal des Veraltens durch die starke Empfindung, von der es getragen ist, und durch seinen eingeborenen Geschmack, der sich mit dem zunehmenden Alter stärkte und reinigte und zu jener geistigen Schärfe wandelte, die auszuscheiden versteht und sich niemals in Jernnis verrennt.

Ohne eigentliche Schule — sein Vater Jakob, der Porträtmaler und Landschaftler war, brachte ihm nur so ungeläufig und nebensächlich ein wenig vom Zeichnen bei — entwickelte sich Rudolf Alt in einem verblüffend raschen Aufstieg zum meisterrlichsten Mannerechten Herrschafts. Es war ihm beschieden, sich aus dem Dunkel aufsteigen zu sehen, in das fast in Österreich besonders häufig die Mittelstufen das Talent gern zurückdrängen — aber nur, weil er das Glück hatte, mehrmals mit alt zu werden und so ein Neues vor seinem zu erleben.



Rudolf von Alt: Die Peterskirche in Wien.

Schließlich ging es auch nicht mehr an, seine Größe zu übersehen. Als man ihn im Ausland schon über die Grenzen des Heimatlandes ragen sah, mußte man sich wohl oder übel endlich auch daheim dazu bequemen, ihn zu bemerken. Sein Wert war im Verlauf der vielen Jahre ins Kolossale gewachsen und stand wuchtig da. Ganz rüchhaltlos wollte man ihm daheim aber die Anerkennung denn doch noch immer nicht gönnen, man versuchte seinen Ruhm zu verkleinern in oft mit Erfolg geübter Praxis, indem man den Maler in ihm verneinte und nur den Zeichner gelten ließ. Alts Bedeutung als Maler ist jedoch um nichts geringer denn seine Bedeutung als Zeichner. Unter all den Avertausenden seiner Blätter finden wir nicht ein völlig mißratenes Gemächte, nicht einen künstlerischen „Wischer“. Möchte er mit dem Zirkel Architekturen anbauen, mit dem Pinsel Landschaften oder Menschenantlitz hinstrichen, immer gelang ihm ein tollkühnes Kunststück. Seine mitunter verruchten Persönlichkeiten — und die verrücktesten, verschobensten, verwunderlichsten waren ihm fast die liebsten — sind allerdings nicht immer konstitutiv richtig, aber immer und dennoch un-

sie voll Keiz und künstlerischem Wert, so daß man ihre kleinen Fehler fast als Tugenden empfindet und jedenfalls gerade diese Blätter nicht entbehren möchte. Jedes kleinste Blättchen von Rudolf Alt ist in seiner Art vollkommen, somit ästhetisch schön.

Beim Beschaun seiner schönen Arbeiten überkommt uns eine ungewöhnliche Ergriffenheit. Es ist nicht bloß das ästhetische Lustgefühl, das in uns jedes gelungene Kunstwerk anlockt; es ist auch nicht die Bewunderung, die wir für die talte Sicherheit des gewandten Technikers empfinden — denn Alt stand den Dingen der Natur und der Kunst nicht mit der eiteln Überlegenheit des Virtuosen gegenüber —, es ist vielmehr das warme Gefühl der Liebe, aus dem heraus ihm jedes Bild entstand, was uns so rührend erregt. Er sah die Dinge in Liebe, und mit Liebe malte er sie. In der Fülle der Erfindungen umfaßte er das Kleinste, Unausfällige mit liebendem Gefühl und Blut, und ebenso gab er das Erhabene wieder. Zum Arbeiten war nie das leere Spiel seines menschlichen Auges und seiner gleich einem Präzisionsinstrument sicheren Hand, es war stets die Wundervollheit einer ehrlichen

und tiefen, bewundernden Betrachtung. Alle Dinge waren ihm Gottes voll. Er schätzte feins geringer als das andre.

Na, wenn man, wie einer einmal meinte, diesem Auge gegenüber, daß alle Dinge schlicht und gerecht sah, wie sie sind, überhaupt von einer Bevorzugung reden dürfte, so würde man zu sagen versucht sein: für die Wiedergabe der Architektur sei es ganz besonders organisiert gewesen. Während die Architektur dem Maler sonst nur uninteressant zu sein pflegt, wenn sie eben materiell ist und er sie ebenso gut wie alles andre zu einem bloßen Gegenstand seiner koloristischen Absichten gebrauchen kann, kommt die Architektur bei Alt zu ihrem vollen Recht als die geistvolle Begleiterin der Natur, als eine

der ehrwürdigsten Kulturprachen der Menschheit. Alt sprach künstlerisch alle architektonischen Sprachen und Dialekte, Römisch, Gotisch, Venezianisch, den Schweizer Holzdialekt und die nüchterne Prosa des Kasernenstils, mit gleicher Gefälligkeit und wußte jedem von ihnen die Form, die Seele, den Kern ihres Wesens abzugewinnen. Die Architekten seiner Zeit wußten das recht gut, und sie bedienten sich daher mit Vorliebe Alts als eines künstlerischen Dolmetsch, wenn sie einen neuen Gedanken oder ein noch unvollendetes Werk dem Publikum verständlich machen wollten. So entwarf Alt im Auftrage Herzfelds den idealen Prospekt seiner Kasse, so die kolossale Ansicht der Lotisikirche, das merkwürdige Intimusbild der Donauregulierung,



Rudolf von Alt: Meißnerisches Haus in Luz. n.



Rudolf von Alt: Certosa di Pavia.

so zeichnete er im Auftrage Hansens die Börse, das Parlament, und so schuf er im Auftrage anderer andre Monumentalbauansichten. Für sich selbst und für die Mappensammler malte Alt die schier unübersehbare Reihe alter Architekturdenkmäler, das alte Wien mit seinen Festungswällen, Bastieen und Glacis, den winkligen Gassen, ragenden Kirchengiebeln, heitern Masten, dem „Paradeisgärtel“ und dem Tanzlokal Tommeier, wo einst Lanner und Strauß zum Walzer anspielten.

War er solcherart während vieler Monate des Jahres in Wien tätig gewesen, dann reiste er zur „Erholung“ und auf Einladung des russischen Hofes nach Odessa, Sebastopol, Livadia und Patschifera und von dort nach Trient, Venedig, Palermo, Montreal und Neapel, ins Salzammergut oder in die Hanna, nach Galuzien oder Steiermark, nach Bayern oder Belgien, in die Schweiz oder in die ungarische Puszta, irgendwohin und überall. Niedere braune strohüberdeckte Hütten, hochragende feierliche Kathedralen, weißklingende Hänschen im Parkgrün und rothmarmorne Paläste auf weichen Plätzen, Lehnmauern und Steinmauern, Holzwärtergelege und Quaderbau, die farbige Mar-

morintarzia, der feierliche Glanz der Moskaiten, der enorme Reichtum an plastisch ausgeführten gotischen Details, wie sie die venezianischen und flandrischen Wunderbauten zeigen, alles das bewältigte sein behender Pinsel schier mühelos und mit einer farbigen bravour und gejätigten Glut und Kraft, die vor Alts Aquarellmalerei nur der Eilmalerei erreichbar gewesen waren. Auf all diesen Architekturbildern ist nun auch noch ein buntes Gewimmel putziger Figuren festgehalten, das vermöge seiner Lebenswahrheit und Kontrastwirkung erst recht den naturgetreuen Gesamteindruck bewirkt.

Und wie entstanden meistens diese herrlichen Gemälde? In der denkbar unbequemsten Stellung: in einem Mauereck gedrückt, das Papierblatt auf der flachen linken Hand, so daß die Enden herunterhängen, unter dem lästigen Andrang neugierigen und kochenden Volkes und den miszanthropischen Widen Vertrauensloser Polizisten, im glühendsten Sonnenbrand oder im fröhlichenden Wind, unter dem Donnern des Tobens eines herben, nahenden Opernbesuchers — so hat Alt wohl meistens gezeichnet. Da durfte nicht gequält werden, da mußte es, fröhlicher mit

sichern Strich das organische Gerüst der Architektur auf das Papier zu ziehen, frisch die Vokaltöne hinzutuschen, mit ein paar weichen Tupfen legt den wolkigen Himmel zu schaffen. Ob so oder anders, wie Alt seine wundervollen Weltkonterfei's malte, wir werden es nicht erfahren, wir können nur vermuten, daß es in der hexenmeisterhaftesten Art geschah, denn das Geheimnis nahm der Meister mit sich in sein Grab.

* * *

Den Freunden der Illustrierten Deutschen Monatshefte von Westermann, ihnen am liebsten, zeige ich gern, der freundlichen Einladung der Redaktion folgend, noch ehe meine Monographie über den großen deutschen Altmeister im Verlage von Karl Graeser u. Co. in Wien erscheint, eine Anzahl der prächtigsten Bilder. In guten Reproduktionen sind da zu sehen: ein Seitenaltar der St. Stephanskirche in Wien und der mächtige Dom selbst, vom Stock-im-Eisen-Platz aus gesehen; das alte Hofburgtheater am Michaelerplatz in Wien; ein merkwürdiges Haus in Vuzern; die Certosa di Pavia; ein Bauernhaus in Tirol; der wundervolle Platz mit dem Blutenpiel in Salzburg und andres mehr.

Lauter vollwertige Leistungen reifer Meisterschaft eines genialen Malers!

Andre künstlerische Kleinode sind Alts wicnerische Figurenstudien und Bildnisse aus dem Vormärz. Ganz besonders die von „mollerten“ Frauen und adretten Mädchen in faltenlasten schillernden Taftkleidern oder in bauschigen und blumenumtrigen Mull- und Tüllkostümen und rosa und blauen Nüsschenhäubchen mit flatternden Bindebändern. Man sehe sich daraufhin das Konterfei der Gattin des Malers Pansinger an, im blauen Seidrockkleid mit dem breiten Schulterkragen aus Spitzen und dem handtuchgroßen bestickten Renommiertschentuch in der polsterigen Faschhand; oder das anmutige Köpfchen der ersten Frau Alts als Braut und das gleiche Jungmädelsgesicht im Profil, gefällig umrahmt vom Häubchen und den an den Ehren niederhängenden dicken und langen Locken, denen man noch die Arbeit des formenden Wiefelholzes ansieht; oder die freundlichen und frischen Gesichter der Zuderbäckerin Luise Flach und ihres Töchterleins! Farbige Winzigkeiten, skizzenhaft gepinelt, aber jedes vertig angelegte Farbtröpfchen ein Akzent von Leben.

Es gibt von Alt „selbstverständlich“ auch eine ganze lange Reihe samofer Männermipen, in der vorzüglich die jweizitlich altnrienerischen



Haus von Alt; S. Lorenzo bei Brunnod



Rudolf von Alt: Das Glodenspiel in Salzburg.

Figuren der Wachspomaden- und Drehtockenzeit meisterlich dargestellt sind. Behäbige und geistreiche Gestalten in blauem Frack mit glitzernden Messingknöpfen, gelber Weste und grauen Pantalons oder in braunem langschößigem Schluprock und blumigem oder streifigem Seidengilet. Man beachte als Beispiel für Alts köstliche Charakterisierungskunst den auf S. 27 wiedergegebenen Kopf eines alten Wiener Weinbauern, diese von listig gefalteten Runzeln umspielten, pfiffig blickenden Augen, den breiten schmunzelnden Mund. Das kleine Porträt könnte als Stechbrief dienen, so durchaus genau ist der Dargestellte „seitgenagelt“.

Seinem eignen Anspruch nach wollte Alt aber „net alleweil Manndbogeumaler“ bleiben, sondern die gesamte Erscheinung der Welt im Medium seiner Kunst hiegehn, und so ging weiter sein Figurenmalen allmählich und immer mehr in Staffagegeden auf. Die Zeitkritik, die sich ja sein jeder gern blamierte, mäfelte natürlich stets daran. Sie klagte, daß Alts Figurenmalerei leider nicht auf der Höhe seiner Architektur- und Landschaftsmalerei stünde. Ein alter Freund des Meisters und Kunstkenner dazu jagte hierüber mit Recht: Zu dumm! Und ob sie

auf der Höhe steht! Man wird einst auch ihr die Lebensformen des Wiener Publikums erfahren — und tut es jetzt schon — wie aus den Figuren Guardis, der aber die Figuren auf seinen Bildern nicht selbst malte, die venezianischen. Und das ist wahr, denn als ein Meister bewältigte Alt jede Arbeit, die er anpackte, und gerade die Beobachtung des Menschlichen in seinem Zusammenhange mit der Natur war in Rudolf Alt zu ganz besonderer Schärfe ausgebildet. Seine Städtebilder verdienen, wie Lügow sagte, diesen Namen im allerweitesten Sinne des Wortes: sie geben mit der architektonischen Planungsmie zugleich das Leben und Treiben der Bevölkerung, Mode und Volkstracht, ja selbst den Schlag und den geistigen Tonus der Bewohner mit der Gewissenhaftigkeit des Ethnographen und Kulturhistorikers wieder. Die Wohnstudien aus Galizien, Dalmatien, Kroatien und besonders die köstlichen Porträtszenen von Genern, Jazzeru und andern Fiedermannern aus den Alpen konnten ebenbiam aus der Werkstatt von Kraus oder eines alten deutschen Meisters der kölberischen Schule stammen.



Rudolf von Alt: Bildnis der ersten Frau des Künstlers als Braut.

Das Wert Alts wird hauptsächlich als Individualitätstücht zu werten sein, deren Zusammenhang mit den Entwicklungsphasen der modernen Malerei kein allzu enger ist, die vielmehr fast durchaus auf der Persönlichkeit ihres Schöpfers beruht und durch ihn ihren gewichtigen Karat erhält. Alt bestimmte sich zeit seines Lebens nicht viel um Prinzipienfragen und theoretische Probleme, sondern hielt sein Wesen unbeeinflusst und unbelastet frei, willig hingegeben allein seinem unermüdblichen und starken Schaffenstrieb. Mehr als bei andern war bei ihm die Kunst durch das eigne Wesen bedingt, sie war daher schon während seines Lebens einzig und wird nun nach seinem Tode fortsetzungsgelos bleiben. Es ist nicht anzunehmen, daß sich auf Alts Wert aufbauend eine Weiterentwicklung der gleichen Art ergeben wird, denn seine Art hat er vervollkommen.

Beim Durchblättern der vielen hundert Manuskripte und Zeichnungen, die des Meisters Tochter mir gebracht hatte, damit ich sie ordne, dachte ich darüber nach, was eigentlich für Alt das Charakteristische sei. Ich fand im wachsenden Klärerwachen: nicht die Originalität; denn Künstler, deren hervorragende

Eigenschaft die Originalität ist, sind immer zweiten Ranges. Alt aber ist ein Künstler ersten Ranges. Und so gelangte ich schließlich zu der Erkenntnis, daß seine Stärke, seine Größe, seine dauernde Bedeutung in seiner naturgewaltkräftigen Produktivität und in seiner Natürlichkeit beruht, und darin, daß er alles ebenso machte wie alle andern, nur tausendmal besser.

Auffallend harmonisch war er und erfüllt von einer ruhigen Zuversicht auf die Wichtigkeit seines Lebens und seines Tuns. Für ihn gab es keine zu lösenden Probleme, keine zu bewältigenden Aufgaben, keine großen Momente, keine erregenden Sensationen, keine entscheidende Lebenswenden. In heitiger Geruhigkeit und schönem Gleichmaß lebte er die vielen Tage seines langen Lebens, das er liebte, wie immer es war. Ein wahrhaft meisterlicher Künstler, auch des Lebens, lebte er voll im Augenblick; er schaute sich nicht schwachtend oder verzweifelt nach einem vielleicht kommenden, einem Augewöhnlichen, denn ihm galt das Leben als Leben in jedem seiner Augenblicke, und es schien ihm wert, jederzeit gelebt zu werden. Alt war sich dessen bewußt, daß wir nie wieder in die völlig gleiche Lage gelangen können, und er trachtete demgemäß; danach, das Besondere, das der jeweiligen Lage Eigentümliche, Nichtwiederkehrende tief innen in sich aufzunehmen.



Rudolf von Alt: Bildnis der ersten Frau des Künstlers.

Durchaus unironisch als Darsteller, allen guten Dingen der Erde freudwillig zugetan, tendenzlos im guten Sinne des Wortes, war er nicht Kritiker, sondern Neuschöpfer und Darsteller. Unbekümmert um alles Strittige, ging er allein darauf aus, seiner Freude an den Erscheinungen der Natur und an den gelungenen Gebilden der Menschen künstlerischen Ausdruck zu geben. Wenn seinen Arbeiten eine Absicht zugrunde lag, so war es sicherlich nur die, an den Dingen und Formen die Freude wieder zu wecken, die Freude an dem Überlieferten, Ererbten und ständlich Neuentstehenden wiederzubringen. Daran kam ihm die große Järrlichkeit für die kleinste und unscheinbarste Sache. Er wußte nichts von jenem chinesischen siao-sin — mache dein Herz klein —, er ließ sein Herz groß sein und umschloß mit seiner Liebe das Geringste. Mit derselben Innigkeit verweilte er bei einem sonderbar gebildeten Torjims wie bei einem wuchtenden Palast oder einem ragenden Berg, der sich gewaltig gegen den Himmel abhebt, oder bei weithin gedehnten Felderbreiten, bei der schlanken Gestalt eines zieren Schrittes schreitenden Mädchens oder einer tüchtig geschnitzenen Prunksaaldecke.

Alt hat nie eine erträumte oder erfundene Landschaft, nie ein imaginäres Porträt gemalt. Ihm dachte die Wirklichkeit wunderbar genug. Sie wurde ihm nie zum va-



Rudolf von Alt: Alter Bauer.

nischen Schreden. Nur ein großes Stammen über das Dasein ist mitunter merklich in seinen Arbeiten. Er ging da auf der Erde herum und war voll des Entzückens und Bewunderns über ihre Erscheinungen und hielt danach, sie künstlerisch dauernd festzuhalten.

In keinem ganzen großen und reichen Werk findet man nicht eine Ungeheuerlichkeit. Gewiß galt auch ihm die Ungeheuerlichkeit im Leben oder in der Kunst nicht als ein Zeichen von Phantasie, sondern als ein Zeichen vom Verfall der Phantasie; und beifällig nickend wurde er die Worte jenes englischen Älteren unterrichtet haben, der einmal sagte: Nur wenn der Mensch wirklich aufgehört hat, ein Pferd zu sein, wie es ist, erfundet er einen Centauren; nur wenn er sich nicht mehr über einen Leib zu verwundern vermag, belet er den Teufel an. Teufelsbeschwörung ist das Heilmittel erlöschter Phantasie — sie gleicht dem Zehnvertritten des Künstlers.



Rudolf von Alt: Bildnis der Auerbacherin Luise Flach mit ihrer Tochter Luise.

Ich glaube, Alles Leben ist, will man nicht einer Ader zulleide es nun, nicht in verflüchtete Abklänge zu zerlegen, sondern



Rudolf von Alt: Des Künstlers Tochter Luise am Fenster in Gastein.

richtiger als geschlossene Einheit zu nehmen, als organische Ganzheit zu werten, wie das Wahrzeichen seines Wirkens eine ist: der Stephanssturm. Doch muß man sich hüten, bei aller Anmut und Liebenswürdigkeit seiner Werte, Alt zu leicht zu nehmen. Er ist gewichtiger und gewaltiger, als Wiener Künstler ihrer besondern Art gemäß gemeinhin zu sein pflegen. Und wenn er auch in jedem kleinsten Stück von seiner Hand ganz und gar ist, erkennt man ihn doch nur in der Gesamtheit seines reichen Wertes, dessen absolute künstlerische Bedeutung hinter keinem Lebenswert irgendeines andern zeitgenössischen Künstlers rangiert.*

Man hat Alts Namen neben den Menzels gesetzt. Ja, man hat Alt mit Menzel verglichen und es für gut befunden, ihn den „österreichischen Menzel“ zu nennen. Ich glaube, man täte besser daran, ihn „den Alt“ zu nennen, denn Vergleiche haben immer etwas Schiefes, Synkretisches. Sicherlich war

Alt kein geringerer Künstler als Menzel, ja, seine künstlerische Leistung ist vielleicht sogar die feinere, kulturreifere. Ebenso sehr wie Menzel der zum Repräsentations-Preußen gewordene Norddeutsche, so ist Alt der zum Wiener Extrait verfeinerte Österreicher. Sie sind die beiden größten deutschen Wirklichkeitsmaler des neunzehnten Jahrhunderts. Mit gleicher Beharrlichkeit und Scharfsichtigkeit, mit gleicher Leidenschaft, mit gleicher künstlerischer Zusammenhängigkeit und mit auch schier gleicher handwerklicher Gediegenheit malten sie die sichtbaren Wirklichkeiten ihrer Heimat und der weiten Welt. Sie sind unübertrefflich in dem, was ihr Eigenstes ist, und unnachahmlich. Beide gingen von der Graphit aus, und beide arbeiteten sich zu einer meisterlichen Beherrschung der Farbe durch. „Alt war immerhin der farbiger Geborene, besonders im Aquarell, und gelangte im Lauf der langen Zeit der Reife nach zu mehreren echten, deutlich geschiedenen Kolorismen. Im schönen Farbenwahn der Malartzeit gipfelten beide in Gemälden, deren blühenden Reiz man ihnen nicht zugetraut hätte. Menzel wurde im ‚Eisenvalkenwerk‘ atmosphärischer Bahnbrecher, Alt wischte sich die übrige Palette, von der das ‚Innere der Marktskirche‘ stammt. Beide hatten auch den genialen Vorläufergeist und ver-



Rudolf von Alt: Inneres der Kirche zu Gürk in Tirol.

* Sie sind im Ansatze bei gegebenem Textabbildung zu finden in größtem Maßstab wieder in dem Werte „Reinhold von Alt“ von Arthur Roessler, Berlin bei Max Schöningh u. Co. in Berlin.



☞ Rudolf von Alt: An der Nonnbergklosterpforte in Salzburg.

suchten sich in Auffassungen und Manieren, die erst lange nachher Mode wurden. Man denke bloß, wie früh schon Alt pointillierte; einfach, weil er mußte. Weil er gezwungen war, sich aus dem Zittern der Hand eine Tugend zu machen. Daß der Preusse Menzel in der Hauptsache Menschendarsteller, der Österreicher Alt Landschaftler wurde, war von vornherein gegeben."

Und daß Alt nunmehr internationale Geltung hat, das konnte auch nicht ausbleiben, trotzdem er Österreicher war -- er hatte eben die Geduld, zu warten, und die Ausdauer, dreihundneunzig Jahre alt zu werden. Dagegen vermochten selbst die zehnten seiner Widerjäger nicht anzukämpfen -- denn er überlebte sie einfach. Sehr einfach, aber durch aus nicht so leicht wie man vielleicht meint.





Helen Keller mit ihrer Lehrerin Miss Anne Mansfield Sullivan.

Meine Welt

Von Helen Keller

Vorbemerkung. Als vor einigen Jahren die erste Kunde von der jungen Amerikanerin Helen Keller zu uns drang, die das Wunder fertiggebracht haben sollte, als Taubstumme und Blinde, die sie seit dem neunzehnten Monat ihres Lebens war, zu lesen, sehen, schreiben, reden, ja sogar selbständig und philosophisch denken zu können, da händen wir wohl eine Seele zweifelnd und ungläubig vor dieser Nachricht, bis uns denn die ins Deutsche überlegte, zum größten Teil von ihr selbst verfaßte Lebensgeschichte alles das und noch mehr der „Wunder“ mit unmittelbaren Worten belehrte. Es war sie, wie es in dem von A. H. Br. v. K. verfaßten Vorwort zu dieser „Geschichte meines Lebens“ deutlich von H. Zehnert, Zimmert, Robert Vay, Sach: Helen Keller war neunzehn Monate alt, als sie mit der ihr schweren Schicksal ihre Sprache, zu hören und zu sehen verlor. Wie zu ihrem fünfzehnten Jahre lebte sie in einem herrlichen

Zustande. Die ihr gebliebenen Sinne, Gehör, Geschmack, Gefühl, gaben ihr die Möglichkeit, sich bei ihren nächsten Angehörigen durch dunkle Zeichen und Gesten verständlich zu machen; zugleich aber bildete sich das unglückliche Kind, von dem Kummer der Eltern begreiflicherweise verwöhnt, zu einer unaussprechlichen Tyrannin des ganzen Hauses aus, die unartikulirte Laute ausstieß und sich wie eine wilde gebardete, sobald man ihr nicht den Willen that. Da Helen zählte sieben Jahre und drei Monate — hat in ihrem Leben und Schicksal die große Bönung ein; ihre Lehrerin Anne Mansfield Sullivan kam in ihr väterliches Haus.

Ihr Willen uns gebrühen, daß sie Keinen nicht anders als mit Obeyndt anzusprechen. Denn er bezeichnet ein Nym, wie in Romanen Meise, an dem die ihren stets verlor hat, wofür selbst Bekannungen kaum noch zu erwidern: Di. Bönung und Erziehung einer Menschenknecht

zu sich selber. „Wen soll man“ — so fragt auch Hollaender — „mehr bewundern: das taubstumme und blinde Geschöpf, das durch eine Energie, die beispiellos ist, sich zu dem höchsten Wissen durchringt, oder ihre Lehrerin, deren Epiermut, Geduld und Güte Licht in das Dunkel dieses ausgestoßenen Menschen bringt? Beide betrachten ihre Begegnung als den unerhörten Glücksfall ihres Lebens. Und beider Erziehung könnte den Ungläubigen gläubig machen und mit Gott ausfühnen.“

Helen Kellers Lebensgeschichte ist ein unüber-
treffliches Zeugnis dafür, was menschliche Energie zu leisten vermag. Niemals aber würde das Erstaunliche erreicht worden sein, wenn sich diese Energie einer bis zu ihrem vierzehnten Jahre gleichfalls blind gewordenen Erzieherin nicht von vornherein mit der größten Güte und Liebe gepaart hätte, und wenn sie nicht aus jener Zeit das große Gefühl des Erbarmens für ihre Lebensaufgabe mitgebracht hätte. Wie sie das Wunder zuwege gebracht hat, welche Methode sie anwandte, wie sie während des Unterrichts selber tiefer und tiefer in die verschleierte Geheimnisse der Menschenseele eindrang — das alles mag man in der Lebensgeschichte selbst nachlesen.



⊗ Vor meinem geistigen Erwachen ⊗

Bevor meine Lehrerin zu mir kam, wußte ich nicht, daß ich vorhanden war. Ich lebte in einer Welt, die eine Nichtwelt war. Ich darf nicht hoffen, diese unbewußte und doch bewußte Zeit des Nichts angemessen beschreiben zu können. Ich wußte nicht, daß ich etwas wußte, oder daß ich lebte oder etwas tat oder wünschte. Ich hatte weder Willen noch Intellekt. Ich wurde durch einen gewissen blinden, natürlichen Trieb zu Gegenständen und Handlungen geleitet. Ich hatte einen Geist, durch den ich Ärger, Befriedigung, Wünsche empfand. Diese beiden Tatsachen brachten meine Angehörigen auf die Vermutung, daß ich einen Willen hätte und daß ich dachte. An dies alles kann ich mich erinnern, nicht weil ich wußte, das es so war, sondern weil ich ein Gedächtnis für Tastempfindungen habe. Dank diesem Gedächtnis erinnere ich mich, daß ich niemals denkend meine Stirn zusammenzog. Niemals prüfte ich etwas, niemals wählte ich. Aber erinnert sich mein Tassium der Tatsache, daß ich niemals mit einer Bewegung des Körpers oder mit einem Herzklopfen tunkte, daß ich etwas liebte oder gern hatte. Mein inneres Leben war also eine Leere ohne Ver-

Die größte Schwierigkeit, die sich Anne Sullivan bei ihrem Erziehungswerk entgegenstellte, war die: wie sollte sie es anfangen, ihrer Schülerin abstrakte Begriffe beizubringen? Daß es ihr schließlich doch gelang, dafür gibt es eigentlich keine Erklärung, das ist nur aus der schöpferischen Genialität zu verstehen, die diese einzige Frau bei ihrem Werk besaß. Wenn, es gelingt: Helen Keller wird in alle Disziplinen der Wissenschaft eingeweiht; sie besteht glänzend die notwendigen Examina, um die Universität besuchen zu können; sie bildet ihren Tastsinn bis zu dem Grade aus, daß sie die Schönheit plastischer Kunstwerke zu ahnen vermag; sie lernt das Sprechen; sie schreibt ihre eigene Biographie; ja, sie versucht sich als philosophische Schriftstellerin, indem sie in einem Büchlein die in ihrem eigenen Innern erwachsene religiöse Lebensanschauung, einen von Gottes Güte und der Schönheit dieser Welt durchdrungenen tapfer zuberstehlichen „Dobtinismus“ niederlegt und begründet (deutsch von Dr. Rud. Lantendorf; ebenda).

Jetzt treten hier neue Aufzeichnungen dieser wunderbaren Persönlichkeit zutage — wir denken, sie dürfen bei unsern Lesern und Leserinnen des allgemeinen Interesses sicher sein. **H. D.**

gantheit, Gegenwart oder Zukunft, ohne Hoffnung oder Erwartung, ohne Wißbegier, ohne Freude oder Glauben: es war nicht Nacht — es war nicht Tag.

Nur rammerberichtigende Leere,
Ein leiter Platz und doch kein Floß —
Mein Stern — kein Erdball — keine Zeit —
Kein Halt — kein Tanich — kein Gut — kein Böse.

Mein schlummerndes Ich hatte keinen Begriff von Gott oder Unsterblichkeit, hatte keine Furcht vor dem Tode.

Ich erinnere mich, ebenfalls durch meinen Tassium, daß ich eine Gabe besaß, Ideen zu verknüpfen. Ich fühlte rathmüthige Erschütterungen, zum Beispiel von dem Aufstampfen eines Fußes, von dem Öffnen oder Schließen eines Fensters, von dem Aufblättern einer Tür. Nachdem ich wiederholt Regen gerochen und die Unbegreiflichkeit der Kasse gefühlt hatte, machte ich es wie meine Umgebung: ich lief nach dem Fenster, um es zuzumachen. Aber dies war in keiner Weise ein Denken. Es war dieselbe Art von Ideenverbindung, die die Tiere veranlaßt, z. B. nach dem Regen zu tanzen. Infolge des gleichen Instinkts, andern „nachzuahmen“, legte ich die Kläber zusammen

die aus der Wäsche kamen, räumte die mir selber zugehörenden weg, fütterte die Truthühner, nähte Perlenaugen auf das Gesicht meiner Puppe und tat viele andre Dinge, deren Erinnerung uicin Taftinn aufbewahrt hat. Wenn ich irgend etwas haben wollte, was ich liebte — zum Beispiel Vanilleeis, das ich sehr gern aß —, so hatte ich einen löstlichen Geschmack auf meiner Zunge (den ich, nebenbei gesagt, jetzt niemals mehr habe) und fühlte in meiner Hand die Umdrehung der Gefriermaschine. Ich machte das Zeichen, und meine Mutter wußte, daß ich Vanilleeis haben wollte. Ich „dachte“ und „wünschte“ in meinen Fingern. Hätte ich einen Menschen geschaffen, so würde ich sicherlich Gehirn und Seele in seine Fingerspitzen gelegt haben. Aus dergleichen Erinnerungen schließe ich, daß die Möglichkeit, erst als Kind und später als Mensch ins Leben zu treten, auf dem Erwachen von zwei geistigen Fähigkeiten beruht, nämlich erstens, frei zu wollen oder zu wählen, zweitens, Schlüsse zu ziehen oder, von einem Gedanken ausgehend, einen zweiten Gedanken fassen zu können.

Da ich nicht zu deuten vermochte, verglich ich auch nicht einen geistigen Zustand mit einem andern. So war ich mir denn auch nicht bewußt, daß in meinem Gehirn eine Veränderung oder ein Fortschritt stattfand, als meine Lehrerin mich zu unterrichten begann. Ich fühlte nur eine deutliche Freude, daß ich mittels der Fingerbewegungen, die sie mich lehrte, leichter erhalten konnte, was ich wünschte. Ich dachte nur an Gegenstände, und nach Gegenständen ging mein Wunsch. Es war das Umdrehen der Gefriermaschine in größerem Maßstabe. Als ich die Bedeutung von „ich“ und „mir“ lernte und merkte, daß ich etwas bedeutete, da begann ich zu denken. In diesem Augenblick gab es für mich zum erstenmal ein Bewußtsein. So war es also nicht der Gefühlssinn, der mir Wissen brachte. Es war das Erwachen meiner Seele, das zuerst meinen Sinnen ihren Wert zurückgab und sie Gegenstände, Namen, Eigenschaften und Eigentümlichkeiten erkennen lehrte. Denken gab mir den Begriff von Liebe, Freude und allen Gemütsbewegungen. Anfangs wollte ich nur lernen, dann auch verstehen und später über das nachdenken, was ich wußte und verstand. Der blinde Drang, der mich früher nach der Willkür meiner Eindrücke losd hie-

hin, bald dorthin getrieben hatte, verschwand für immer.

Ich kann nicht klarer als andre Menschen die allmählichen feinen Umwandlungen von ersten Eindrücken zu abstrakten Begriffen darstellen, aber ich weiß, daß meine körperlichen Ideen, das heißt Ideen, die von stofflichen Gegenständen abgeleitet sind, mir zuerst in ähnlicher Weise wie Taiteindrücke bewußt werden. Augenblicklich aber gehen sie in intellektuelle Begriffe über. Später finden diese Begriffe Ausdruck in sogenannter „innerlicher Sprache“. Als ich ein Kind war, da war meine innerliche Sprache ein innerliches Buchstabieren. Obgleich ich selbst jetzt noch oft dabei überrascht werde, wie ich mir etwas an meinen Fingern vorbuchstabiere, so spreche ich doch auch zu mir selber mit meinen Lippen; und als ich zuerst sprechen lernte, entsagte mein Geist den Fingersymbolen und begann in deutlichen Worten zu sprechen. Dies ist wahr. Wenn ich jedoch mich zu erinnern suche, was irgend jemand zu mir gesagt hat, so fühle ich deutlich eine Hand, die in die meiuige hineinbuchstabiert.

☉ Die belebte Welt ☉

Es ist oft gefragt worden, welches meine ersten Eindrücke von der Welt waren, in der ich mich plötzlich fand. Nun aber weiß wohl jeder, der überhaupt über seine ersten Eindrücke nachdenkt, was für ein Rätsel dies ist. Unsere Eindrücke wachsen und wechseln unmerklich. Was wir nach unsrer Meinung als Kinder gedacht haben, ist vielleicht ganz verschieden von dem, was wir wirklich in unsrer Kindheit erfuhren. Ich weiß nur, daß nach dem Beginn meiner Erziehung die ganze Welt, die in meinen Bereich kam, für mich lebendig war. Ich buchstabierte meinen Lautstehhölzern und meinen Hunden. Ich hatte Mitgefühl mit den Pflanzen, deren Blüten gepflückt wurden, weil ich dachte, es täte ihnen weh und sie trauerten um ihre verlorenen Blumen. Es dauerte Jahre, bis man mir glaubhaft machen konnte, daß meine Hunde nicht verstanden, was ich zu ihnen sagte, und ich empfindliche mich stets bei ihnen, wenn ich gegen sie anrannte oder auf sie trat.

Als meine Erfahrungen breiter und tiefer wurden, begannen die unbestimmten poetischen Gefühle der Kindheit sich zu bestimmten Gedanken zu verfestigen. Natur - die

Welt, die ich berühren konnte — war ganz und gar von mir angefüllt. Ich bin geneigt, jenen Philosophen zu glauben, welche behaupten, daß wir nichts kennen als unsre eignen Gefühle und Begriffe. Mit einigen kleinen sinnreichen Schlußfolgerungen mag man dazu kommen, in der körperlichen Welt einfach einen Spiegel zu sehen, ein Abbild fortdauernder geistiger Wahrnehmungen. In jedem Lebensstöße ist Selbsterkenntnis die Vorbedingung und Grenze unsers Bewußtseins. Dies ist vielleicht der Grund, warum viele Leute so wenig von dem wissen, was außerhalb des engen Reiches ihrer Erfahrungen liegt. Sie blicken in sich selber hinein — und finden nichts! Daraus ziehen sie den Schluß, daß auch draußen nichts sei.

Wie dies denn auch sein möge, ich begann später an andern nach einem Abbild meine eignen Gefühle und Empfindungen zu suchen. Ich hatte die äußern Zeichen innerer Gefühle kennen zu lernen. Ich mußte erst an andern bemerken, wie sie vor Zurcht zusammenfahren, wie ihre Muskeln im unterdrückten Schmerz sich zusammenzogen, in freudiger Erregung sich ausdehnten, und ich mußte diese Beobachtungen mit meinen eignen Erfahrungen vergleichen, bevor ich diese bis zu der unberührbaren Seele meines Mitmenschen zurückverfolgen konnte. Unficher tastend fand ich doch zuletzt meine Identität, und nachdem ich meine Gedanken und Gefühle an andern wiederholt gesehen hatte, erbaute ich mir allmählich meine Menschen- und Gotteswelt. Durch Lesen und Studiren habe ich gefunden, daß die andern Menschen es genau ebenso machen. Der Mensch sieht in sich selber hinein und findet mit der Zeit das Maß und die Bedeutung des Weltalls.

Die Einheit der Menschen

So ist inmitten des Lebens, des eifrigen, gebieterischen Lebens, das taubblinde Kind an den nackten Felsen der Verhältnisse geschnitten, aber wie eine Epinne sendet es Sommerfäden des Denkens in die unendliche Leere aus, die es umgibt. Geduldig durchforcht es die Finsternis, bis es sich einen Begriff aufbauen kann von der Welt, worin es lebt, bis seine Seele der Schönheit der Welt begegnet, wo immer die Sonne scheint und die Vögel singen. Dem blinden Kinde ist die Finsternis freundlich. Es findet in ihr nichts Außerordentliches oder Zerkle-

liches. Es ist seine vertraute Welt; selbst das Tasten von Ort zu Ort, die strauchelnden Schritte, die Abhängigkeit von andern erscheinen dem blinden Kinde nicht sonderbar. Es kennt nicht die unzähligen Freuden, die die Finsternis ihm vorenthält. Erst wenn es sein Leben in der Wagsschale der Erfahrungen andrer Menschen abwägt, kommt es ihm zum Bewußtsein, was es heißt, immer im Dunkeln zu leben. Aber die Erkenntnis, die ihm diese bittere Leere gibt, bringt ihm auch seinen Trost — geistiges Licht, die Verheißungen des Tages, der einst kommen wird.

Das blinde Kind, das taubblinde Kind hat den Geist sehender und hörender Vorfahren geerbt — einen Geist, der auf fünf Sinne bemessen war. Darum muß das Kind, auch wenn es ihm selber unbekusst bleibt, von dem Licht, der Farbe, der Melodie beeinflusst werden, die ihm durch die Sprache, die es lernt, übermittelt werden, denn die Klammern des Geistes sind bereit, diese Sprache aufzunehmen. Das menschliche Gehirn ist so von Farbe durchdrungen, daß es sogar die Sprache des Blinden färbt. Jeder Gegenstand, den ich mir vorstelle, erhellt durch Ideenverbindung und durch mein Gedächtnis die Färbung, die ihm zukommt. Es geht dem Taubblinden in einer Welt von sehenden, hörenden Menschen wie einem Schiffer auf einer Insel, deren Bewohner eine ihm unbekannte Sprache sprechen und ganz anders leben, als er bisher gelebt hat. Er ist einer, sie sind viele; die Möglichkeit eines Ausgleiches ist nicht vorhanden. Er muß lernen, mit ihren Augen zu sehen, mit ihren Ohren zu hören, ihre Gedanken zu denken, ihren Idealen zu folgen.

Wäre die dunkle, schweigende Welt, die den Taubblinden umgibt, von der sonnenstrahlenden, tönenden Welt wesentlich verschieden, so würde diese für ihn unbegreiflich sein, und man könnte mit ihm niemals darüber sprechen. Wenn seine Gefühle und Empfindungen grundsätzlich von denen andrer Menschen verschieden wären, so würden sie für alle unverständlich sein, ausgenommen für solche, die ebensolche Empfindungen und Gefühle hatten. Wenn das geistige Bewußtsein des Taubblinden dem seiner Mitmenschen durchaus unähnlich wäre, so gäbe es für ihn kein Mittel, sich vorzustellen, was sie denken. Da aber der Geist des Nicht-

sehenden wesentlich ebenso ist wie der des Sehenden, insofern ihm nichts fehlt, so muß er irgendeinen Ersatz herbeischaffen für die fehlenden körperlichen Empfindungen. Er muß eine Ähnlichkeit zwischen äußern und innern Dingen bemerken, eine Korrespondenz zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren. Ich benutze eine solche Korrespondenz in mancherlei Beziehungen, und so weit ich auch in ihrer Anwendung auf Dinge, die ich nicht sehen kann, gehen mag — sie hält jede Probe aus.

⊗ Einheit der innern und äußern Welten ⊗

Als eine bloße Hypothese genommen, ist die Korrespondenz auf das ganze Leben in allen seinen Erscheinungsformen anwendbar. Der Blitz des Gedankens und seine Schnelligkeit erklären den Blitzstrahl der Wolken und des Kometen, der über den Himmel segt. Mein geistiger Himmel öffnet mir die weiten himmlischen Räume, und ich mache mich daran, sie mit den Bildern meiner geistigen Sterne zu füllen. Ich erkenne die Wahrheit an der Klarheit und Führung, die sie meinem Denken gibt, und da ich weiß, was diese Klarheit ist, so kann ich mir vorstellen, was das Licht für das Auge ist. Wenn ich sage: „O, ich sehe meinen Irrtum!“ oder „Wie dunkel, freudlos ist sein Leben!“, so ist das nicht eine herkömmliche Redensart, sondern ein zwingendes Gefühl für Wirklichkeit, worüber ich mich zuzeiten selber verwundere. Ich weiß, diese Ausdrücke sind Gleichnisse. Aber ich muß es mit ihnen versuchen, weil es in unsrer Sprache nichts gibt, was sie ersetzen könnte. Entsprechende bildliche Ausdrücke für Taubblinde sind nicht vorhanden und auch nicht notwendig. Weil ich das Wort „reflektieren“ bildlich verstehen kann, ist ein Spiegel für mich niemals etwas Rätselhaftes gewesen. Die Art, wie meine Einbildungskraft ferne Dinge wahrnimmt, ermöglicht es mir, zu begreifen, daß es Vergrößerungsgläser gibt, durch die uns die Gegenstände näher gebracht oder weiter gerückt werden.

Verweigert mir diese Korrespondenz, die ich unwendigen Zins, leihdrückt mich auf die fragmentarische, zusammenhanglose Welt, die man berühren kann, und laßt, ich flutere ratlos umher wie eine Aledermans. Angenommen, ich verzichtete auf alle Wörter, die sich auf Zehen, Hören, Farbe, Licht,

Landschaft und auf die damit verbundenen tausend Erscheinungen, Werkzeuge und Schönheiten beziehen — so würde sich das wißbegierige Entzünden des Erwerbens neuer Kenntnisse sehr vermindern; außerdem — und das wäre ein noch schrecklicherer Verlust — würden meine seelischen Empfindungen abgestumpft werden, so daß ich durch ungeschene Dinge nicht mehr berührt werden könnte.

Ist etwa irgendwie bewiesen worden, daß diese Korrespondenz kein angemessenes Mittel ist? Ist jemals im Gehirn eines Blinden eine Kammer geöffnet und leer gefunden worden? Hat jemals ein Psychologe den Geist eines Blinden untersucht und sagen können: „Es ist keine Empfindung vorhanden“?

Ich stehe auf der festen Erde; ich atme die würzige Luft. Aus diesen beiden Wahrnehmungen bilde ich unzählige Ideenverbindungen und Korrespondenzen. Ich beobachte, fühle, denke, phantasiere. Ich bringe die unzähligen verschiedenen Eindrücke, Erfahrungen, Begriffe miteinander zusammen. Aus diesen Materialien schmiedet die Phantastie, die geschickte Gehilfin des Verstandes, ein Bild, das der Steptiker mir abstreiten möchte, weil ich nicht mit meinen körperlichen Augen das wechselnde liebliche Antlitz meines Gedankenkinde sehen kann. Er möchte den Spiegel des Heiltes zerbrechen. Dieser Geistesvandale möchte meine Seele demütigen und mich zwingen, den Staub der Materie zu schlucken. Während ich an dem Wissen des Umstandes laue, geißelt und spornet er mich mit dem Stachel der Tatsache. Wenn ich auf ihn achten wollte, würde das schöne Antlitz der Erde in nichts verschwinden, und ich hielte in meiner Hand nur noch einen zwecklosen, seelenlosen Klumpen toter Materie. Aber wenn auch der körperliche Leib lebend an den prometheischen Felsen angewurzelt ist — die geistigste Jägerin der Luft wird stets auf den glänzenden offenen Bahnen des Weltalls dahinjiehen.

Geistige Wahrnehmung wird durch Blindheit
⊗ nicht beschränkt ⊗

Blindheit übt auf geistige Wahrnehmung keine einschränkende Wirkung aus. Mein geistiger Horizont ist unendlich weit. Die Welt, die er in seinen Kreis einschließt, ist unermesslich. Würden jene, die mich in den

engen Grenzen meiner kümmerlichen Sinne bleiben heißen, von Herschel verlangen, er solle seiner Sternenvelt ein Dach aufsetzen und uns Platos festes Firmament von gläsernen Halbkugeln zurückgeben? Würden sie Darwin aus dem Grabe entbieten und ihm befehlen, seine geologischen Zeiträume auszustreichen und uns dafür ein paar arnselige Jahrtausende zurückzugeben? O, die hochmütigen Zweifler! Sie sind immer bemüht, dem aufwärts strebenden Geist die Flügel zu stutzen.

Ein Mensch, der eines oder mehrerer Sinne beraubt ist, ist nicht, wie viele Leute zu glauben scheinen, in eine pfadlose Wüstenlandschaft ohne Landmarke und Führer hinausgestoßen. Der Blinde bringt in seine dunkle Umgebung alle Eigenschaften mit, die notwendig sind, um die sichtbare Welt zu begreifen, deren Tore ihm geschlossen sind. Er findet seine Umgebung überall von gleicher Art wie die der sonnenhellten Welt; denn zwischen der Welt drinnen und der Welt draußen ist ein unerforschlicher Ozean von Ähnlichkeiten, und diese Ähnlichkeiten, diese Korrespondenzen genügen ihm für alle Anforderungen, die sein Leben an ihn stellt.

Die Notwendigkeit solcher Korrespondenzen oder Symbolismen erscheint um so zwingender, wenn wir die Fiktionen betrachten, welche Religion und Philosophie uns auferlegen.

Die Bestätigung durch Religion und Philosophie

Man erwartet von den Blinden, daß sie die Bibel lesen, um dadurch geistige Glückseligkeit zu erlangen. Nun ist aber die Bibel ganz und gar angefüllt mit Erwähnungen von Wolken, Sternen, Farben und Schönheit, und oft sind diese Worte wesentlich für die Bedeutung des Gleichnisses oder der Rede, worin sie vorkommen. Hier sieht man nun doch die Folgewidrigkeit jener Leute, die an die Bibel glauben und uns trotzdem das Recht bestreiten, von etwas zu sprechen, was wir nicht sehen, und was übrigens sie selber auch nicht sehen. Wer wollte meinem Herzen verwehren, zu singen: „Na, er äug daher, er schwebte auf den Fittichen des Windes. Dunkelheit war unter seinen Füßen. Sein Gezelt um ihn her waren finstere Ge-

wässer und schwarze dicke Wolken, darinnen er verborgen war.“

Die Philosophie weist beständig auf die Unzuverlässigkeit der fünf Sinne hin und auf die wichtige Aufgabe der Vernunft, die die Irrtümer unsrer Augen berichtigt und unsrer Täuschungen als solche nachweist. Wenn wir uns nicht auf fünf Sinne verlassen können, wieviel weniger dann auf drei! Welchen Grund haben wir, Licht, Klang und Farbe als einen wesentlichen Bestandteil unsrer Welt anzusehen? Wie können wir wissen, daß sie ausgehört haben, für uns zu existieren? Wir müssen ihr wirkliches Vorhandensein als erwiesen annehmen, gerade wie der Philosoph die Wirklichkeit der Welt annimmt, ohne daß er imstande wäre, sie körperlich als ein Ganzes zu sehen.

Die Philosophie des Altertums bietet uns ein Argument, das noch immer gültig erscheint: in dem Blinden ist wie in dem Sehenden ein Absolutes, das dem als wahr Erkannten Wahrheit verleiht, dem Erdenständlichen Erbauung, dem Schönen Schönheit, dem Greifbaren Greifbarkeit. Wenn das zugegeben wird, so folgt daraus, daß dieses Absolute nicht unvollkommen, unvollständig und nur ein Teil ist. Es muß notwendigerweise über die beschränkte Augenscheinlichkeit unsrer Wahrnehmungen hinausgehen, muß dem Unsichtbaren Licht geben und aus dem Harmonischen, das im Schweigen verstummt, tönende Musik erschaffen. So nötigt uns der Geist selber zur Anerkennung, daß wir in einer Welt intellektueller Erbauung, Schönheit und Harmonie sind. Das Wesentliche oder Absolute dieser Ideen vertritt notwendigerweise deren Gegenätze, Unordnung, Häßlichkeit und Zwierrat. So sind Taubheit und Blindheit in der materiellen Welt, die im philosophischen Sinne die wirkliche Welt ist, nicht vorhanden, sondern sind aus ihr ebenso verbannt wie die vergänglichen materiellen Sinne. Wirklichkeit, deren Symbole die sichtbaren Dinge sind, leuchtet vor meinem Geiste. Während ich mit unsichern Schritten durch mein Zimmer gehe, schwebt mein Geist auf Ideenreihungen himmelwärts zu unanschaulichen Bildern und bleibt verhaft auf die Welt ewiger Schönheit.





Alle Lindenallee in der Mark.

Bilder aus der Mark

Von August Trinius

Der Ruf der Mark Brandenburg als „Strengebüchse des Heiligen Römischen Reiches“ hat bis tief in das vorige Jahrhundert hineingereicht. Man hatte sich nicht nur in deutschen Ländern, sondern selbst in Preußen, in der Hauptstadt daran gewöhnt, nur mit Achselzucken, mit Spott und Nichtachtung auf diese gottverlassene, reizlose Mark zwischen Spree und Havel herabzuschauen, daß jeder ausgelacht worden wäre, der etwa eine Lobhymne auf die Wiege Preußens angestimmt hätte; oder hätte einer von Stimmungsbildern träumerischer, leis melancholischer Art berichtet, von waldeingeschlossenen Mummelseen, an deren Ufern es sich so wunderbar sinnieren ließ, während der Wind in den dunklen Kronen hauchte, der Ruf des Pirots durch die tiefe Stille lang und Sonnenlichter zwischen den riesigen Stämmen wie lustiges Kindervolk spielten oder über die sacht bewegten Wellen blühten. Hätte er von weiteinjamer Bootfahrt berichtet zwischen spinnwebartig sich verästelnden Wasserläuten, Inseln, Mohreilanden, verlassenen Fortshäusern, rotgedächerten Töfchern, von Fischereyen umpaunt, am Uferland von hochseugligem Schiffe, Fischlaffen und schankeln-

den Nöhnen materisch umsäumt. Hätte er erzählt von Wanderungen und Streifen über die blühende Heide, mitten durch Riemenjumen, Himmelsleuchten, während irgendwo eine Dorflokke sanfttönig sich schwang. Von albertähnlichen, mauerunwehren Städtchen, festen Türmen, Herrensitzen unter blühenden Linden, von dicht verwobenen Wäldern, verwunschenen Sagenstätten und verschwundenen Trischäften, über deren Trümmer Busch und Blumenvolk wuchern, Eidechsen huschen und des Nachts Keiler und Wache mit ihren Trischlingen dahinstürmen ...

Und doch: wie überreich ist unsre Mark noch immer an anziehenden Bildern, fein abgerundeten Stimmungen, farbenfreudigen Motiven! Wer sehenden Auges und fühlenden Herzens durch sie dahinzieht, der sammelt Schätze, der kehrt heim, eine leis klingende Sehnsucht im Gemüt, bald mal wieder über Heide und Moor zu ziehen, die Abrenthalme um sich zusammenzuschlagen, den freien Wind um das Gesicht weilen zu lassen, während der Kaba durch Schilf und Wasserroven sich zur blaufliegenden Fläche des weitdehnenden Sees Bahn bricht. Ich weiß es und habe es immer wieder erfahren in jahrzehntelangen Wandern: die Mark laßt den feiner Empfindenden mahl laut aufjubeln, mahl jodeln

und jingen. Sie macht still. Aber sie bewegt und regt bis ins Innerste zum Einmen an. Und ich weiß: wer die Geschichte der Wart kennt, dem sagt dies stille Land weit mehr. Dem helben sich die weltsamen Wälder, der schaut Gestalten, und Bilder erschütternder, hinreißender, erhebender und beseligender Art werden wieder wach! Die Landschaft mit dem geschichtlichen Nachhall vereint, erst das gibt ein volles, packendes, unbergessliches Bild der Wart Brandenburg.

In diesem Sinne wachen eigne Erfahrungen und Erinnerungen heute wieder inmitten thüringer Berge auf. Ich denke noch wilder Sturmestunden auf den damals einsamen Müggelbergen. Drunten in der Tiefe zwischen den erregten Raunwipfeln rollten die Wogenlämme der Müggel. Wolken jagten wie aufgeschuchte Wölfe über den zürnenden Himmel. Ich aber sah im Geiste Feuer unter den Bäumen lodern, und Semnonen, in Felle gekleidet, hielten mit Pfeil und Vogen Wacht unter den Waldriesen. Und dann saß ich oft beim fischern Schutz drunten am kleinen finstern Teufelssee. Der Alte hatte vor seiner schiffgedeckten Hütte Platz genommen, strickte Netze und belebte mit leiser Stimme, Mären und Sagen erzählend, die fast unheimliche Stätte mit wunderjamern Erscheinungen. Schildhorn und Havelufer haben mir mehr denn einmal in einsamen Stunden wieder die tobenben Schlachten, das Ringen der letzten Wendenfürsten heraufgeführt. Schilder trachten aneinander, Speere splitterten, die Luft war erfüllt mit dem Wehgeschrei der Verwundeten. Unvergesslich jene Abendstunde, da ich nach stundenlangem Suchen endlich die Grabstätte Heinrich von Kleist inmitten dichtem Waldesgebüsch entdeckt hatte. Eine Bahn durchschritt damals noch nicht den Wald. Der Wannsee lag völlig verlassen im Kranze seiner Wälder. Nur zwei armselige Banten lagen an der Straße nach Potsdam: das Haus des Chauffeegelderhebers und der niedrige Krug von Stimmung, in dem an jenem unglückseligen Novemberabend des Jahres 1811 der Dichter Heinrich von Kleist mit seiner Aemudin Henriette Vogel einkehrte, um tags darauf freiwillig aus einem Leben zu scheiden, das ihn nur bitterste Enttäuschungen und Mißerfolge geboten hatte. In jener Abendstunde habe ich den furchtbaren Abschied-

kampf des großen unglücklichen Dichters noch einmal nachempfunden. Und dann trat ich die Wanderung auf der Straße unter Papeln hin an. Ein ander Bild stieg da vor meinem Innern auf. Ein Hofwagen alter Art rollt vorüber. Ein gelbes Gesicht, von schwerer Allongeperücke umrahmt, blickt mit dunklen funkelnden Augen heraus. Voltaire fährt nach Potsdam. Militär marschirt vorüber. Die Tritte verhallen im Abenddunkel. Dann noch ein schlichter Hofwagen. Ich schaue hinein. In eine Ecke gedrückt sitzt der große König, gedankenvoll das gefurchte Gesicht in den sinkenden Tag gerichtet. Die öde Straße aber hatte für mich Leben und Glanz empfangen.

Warmer Naturfinn wie feinkünstlerisches Empfinden, sie finden gleichmäßig innerhalb des märkischen Bannkreises von Heide, Wasser und einsamen Höhlenwäldern eine reiche Fülle von Anregungen und nachhaltigen Stimmungswerten. Das Abendrot auf den zerfurchten Kiefernstämmen und leis schwankenden Kronen schafft Bilder von tief ergreifender Schönheit. Man meint, Blut riesele nieder, den Boden zu segnen, über den die Geschichte oft so wuchig dahinschritt! Und wieder ein lichter Birkenhain im jungen Morgenslicht oder im Silberglanz des Mondes, wenn die schlanken hellen Stämme leuchten, die zarten Zweige wie wehende Federn niederrieseln. Man horcht unwillkürlich auf, ob nicht feines Stimmengewirr von Geisiren herüberdäue, Mären schwebende Fänge im Auf und Nieder ausführen werden. Welch ein tief ergreifendes Waqio in der märkischen Landschaft, wenn die Sonne lacht, blutrot, zudend über dem Wasser niederlndet, weiße Zegel wie Niesenschwäne langsam und feierlich in dieses Farbenspiel von Gold und Purpur hineinschwimmen, während die Mohrdonnel lärm und der Abendwind durch das Wierdhilf heult.

Durch kniehohen Sand mahlt der Fuß, Stabiofen, Dymian, Glockenblumen, zitronengelbe Immortelle halten am Wege die Wacht. Kleine blaue Schmetterlinge tanzeln wie selig trunken darüber hin. Ab und zu fahrt mit Brummabz eine Hummel dazwischen. Dahinter steht nachtliger Jungkieferwald, mit Birten eingeprenzt, von einer erhenen Berbaumtung von Wacholderkränthern unzerbrochen. Dann schiel ich ein Stück Lu vumid. Schwer Daßend, dazwischen, Buch-



Alte Kate aus der Altmark (Ostberg).



weizen lacht in hellen Mäuten uns an, ein Sprung Kehrwild wechelt über den Pfad. Endlich taucht vor uns ein Kirchturm auf. Ein hohes Satteldach legt sich ihm an, rote niedrige Täd.r lugen aus Eibsbäumen hervor. Wir schreiten durch ein märkisches Dorf. Der Sand macht durchaus nicht an dessen Schwelle Halt. Bewahre! Er bleibt uns treu und dämpft die Schritte. Da und dort schlägt ein Graß an unser Ohr, ein paar Kinder schauen uns nach, ein Fiehbrennen leiert, Hundegebell und das Rollen von Kegellugeln aus einem Wirtschaftsgarten mischen sich durcheinander. Dann sind wir wieder draußen, und die märkische Heide schlägt ihren duftenden Abendmantel um uns. Auch die märkische Kate besitzt im Rahmen dieser Landschaft ihren eignen Stimmungsgelhalt gleich der Sacht wie im Traum sich drehenden Windmühle. Und stümpelt unfroh trüchzend eine Schar Krähen vor uns durch die Luft. So erhöht dies noch die Poesie.

In dieses Land paßt auch der Menschenschlag hinein, der uns entgegentritt. Er besitzt nicht das rasch Gewinnende wie der behende, liederlustige, zutrauliche Thüringer. Er ist weitaus schweigsamer, ungeleuter, ohne sprudelnden Humor und das Zornigfrohe im Wesen. Die Schwere der Schelle haftet ihm deutlich in Sprache und Tun an. Hart, bitter hart hat der Märker kämpfen müssen,

ehe er dem magern Boden das abgewann, was zu seines Lebens Notdurft und Nahrung nötig war. Aber dieser jahrhundertlange Kampf hat ihn gestählt, hat ihn schweigsam gemacht, den Sinn für Kunst, fröhlichere Lebensführung unterdrückt. Dafür aber ward die Mark die Wiege des neuen Deutschen Reiches. Märkische Knochen haben durch Jahrhunderte in blutigen Schlachten den endlichen Sieg vorbereiten müssen, die Sehnsucht eines ganzen Volkes erfüllen helfen.

Unendlichen Dank schuldet die Mark Brandenburg ihrem „Entdecker“: Theodor Fontane. Seine „Wanderungen“ haben der märkischen Landschaft erst klassischen Wert verliehen und sie drängen weit im Reiche bekannt gemacht. Mir ist dann mit meinen „Streizügen“ nur noch das Amt des Ahrenleiers übriggeblieben. Während Zemanne als geborner Märker den herben, frischen Erdgeruch der Mark, das Stramme, Soldatische, Knappe zur höchsten Entfaltung in seinen Schilderungen hob, blieb der Thüringer, der ein paar Jahrzehnte Gastfreundschaft an der Spree genoss, nur der „Matthison der Mark“, wie ihn freundliche Verteiler taufen. Doch in der Liebe für die Mark teilt er sich mit seinem großen Vorgänger. Und noch heute, inmitten meiner armen Waldberge, der Burgen und klassischen Stätten des „Herzens“ von Deutschland, löst mich zuweilen ein tiefes



Kirche in der Altmark (nahe bei Osterburg).

Weh und eine unsagbare Sehnsucht nach den stillen Wäldern zwischen Havel und Spree, nach den jagenumflüsterten Seen, den kleinen märktischen Städtlein mit ihrer eisumrankten Ziegelarchitektur, den Storchneestern auf den runden Warttürmen, den melancholischen Flußläufen und den inselreichen Wasserbeden.

Und doch: vieles möchte ich heute nicht wiedersehen, wie man liebe Gestorbene meidet, um ihr Angesicht im Erinnern unentstellt sich im Gedächtnis zu bewahren. Denn meilenweit um die in Sturmsschritten sich entfaltende Reichshauptstadt haben Verkehr und immer weiter freßende Bauunternehmungslust völlig mit dem aufgeräumt, was einst noch im Zeichen unberührten Friedens stand.

Mit dem heißen und wohl zu verstehenden Triebe, in freien Stunden die immer höher und weiter wachsende Steinwüste zu fliehen, mit der erwachenden Wanderlust hat dann auch der Verkehrsbetrieb Schritt gehalten. Kurorte und Villenkolonien entstanden wie Pilze aus der Erde, und wo einst schilfgedeckte Fischerhütten, wie in Schmödewitz und Zeuthen, sich erhoben, da lachen jetzt Landhäuser, und seine Stadtdämchen stochern mit bunten Sonnenschirmen im Sande oder wiegen sich in Hängematten, den neuesten Senjationsroman in der zartgepflegten Hand.

Wannsee heute und damals! Welch ein Unterschied! Der stille Gruenewald, als jahrhundertalter Jagdgrund der Hohenzollern damals, mit seiner Kette weiteinsamer Seen, den totenstillen Havelufern, wo man sich unter breit ausladende Niesentiefen warf und über das Wasser hinaus träumte, wenn Segel vorüber schwammen, dann und wann eine Obstahnlouille stolz dahinzog, Reiter in den Lüften sich wiegten und dräben die Haveldörfer im Sonnenlicht verchlafen ruhten. Das ist alles dahin! Für immer! Der Zauber, die Poesie des Gruenewalds ging verloren! In dem berechtigten Wunsch, der großen Allgemeinheit zu dienen, wanderte man diesen herrlichen Wald in einen lauten Volkspraier.

Was ist inzwischen aus den Spreeufern, dem Müggelsee geworden?! Wer will dort heute noch auf landschaftliche Stimmungen hin wandern? Das vornehme, lauschig zurückgezogene Tegel mit seinem wunderbaren See! Da habe ich halbe Tage auf dem Wasser gelegen und mich der wechselnden Uferbilder bis nach Spandau hin gefreut. Der Kantor des stillen märktischen Dorfes war zugleich Kahnbesitzer. Zuweilen übernahm er auf den abendlichen Fahrten das Steuer, oder wir wechselten mit Riemen und Steuer. An solch einem goldenen Sommerabend heb er plötzlich den Kopf, ließ den

Rahn still für sich treiben und fragte mich so von unten herauf, halb hörend, halb gelaunt: „Denken Sie denn wirklich, daß Wilhelm von Humboldt seine Werte selbst geschrieben hätte? He?“

„Na, aber ... natürlich! Wer sonst?“

Da lachte er so siegesgewiß und fröhlich, daß man dem Manne gut sein mußte. Dann sagte er: „Das ist ja eben der große Irrtum! Ich habe sie geschrieben, ich ... denn ich war bis zu seinem Tode sein ... Schreiber!“

Die Riemen tauchten wieder in die leiz aufspritzende Flut, rösig goldene Tropfen glitten von ihnen nieder, Abendläuten irgendwoher, dazu das feierliche Bild der stillgewordenen Wälder ringsumher, als spräche die Natur sich selbst den Segen.

Damals war der Tegeler See mit Dorf, Schloß und Park ein Idyll, eine Landschaftsperle ersten Ranges. Heute erheben sich industrielle Anlagen aller Art an den Ufern, der Park ist zum Teil der Bamut erschlossen, tolles, wildbewegtes Treiben und Genießen herrscht an jedem schönen Sonntag hier. Welch eine prächtige märtliche Dase war damals noch Klein-Wachnow! Wer kannte es? Wer lenkte dorthin seine Schritte? Und auch die sogenannte Märtische Schweiz ist längst dem lauterem Verkehr „erschlossen“ und hat ihr Schönstes

damit eingebüßt. Und so Ort für Ort im weiten Kreise um Berlin.

Was der Mark vor allem Leben und Charakter verleiht, das ist ihr Reichtum an Wasser. Ihre blauen Seen und Flußläufe sind eine Zierde der Landschaft, sie bringen in das Düster der Kiefernwälder und sandverwehten Heideströcke erst Farbe und Glanz. Darum auch ist dem echten Berliner seine Spree fest ans Herz gewachsen, von der er manch gefühlvolles Lied neben der „Vorelei“ singt, wenn er abends müde von seiner „Landpartie“ im „Aremjer“ heimkehrt. Einmal ging es zumeist nach Treptow und dem durch seinen „Fischzug“ berühmt gewordenen Stralsau. Dann weiter und weiter. Jetzt sind prächtige Orte am Ufer der Spree heraufgewachsen, und der durch kaiserliches Interesse mächtig geförderte Sport hat den ehemaligen Frieden längs der Spree längst verschmachtet. In dies moderne Getriebe blicken dann gar seltsam jene Stätten nieder, um die Geschichte ihren ersten Zauber wob. Zu ihnen zählt Schloß Köpenick.

Hier saß einst auf seiner Wasserburg der letzte Wendenfürst Jaczo, der nach seiner Versiegung bei Schildhorn zum Christentum übertrat. Das war vor dem Jahre 1170. Später wandelte sich der Sitz in eine markgräfliche, dann kurfürstliche Burg. Hier im Schlosse weckte gern der jugendliche Kurfürst





Tiefwerder bei Spandau.

Noachim I. Es waren die Tage der Steg-
reitritter. Und eines Nachts schrieb der leide
Ritter Otterstedt aus dem Züßegrund an die
Tür des kurfürstlichen Schloßgemaches den
Spottreim:

Nochimken, Nochimken, hübe dy,
Wo wi dy kriegen, do hängen wi dy!

Da aber hat der tatenfrohe Fürst den Spieß
umgedreht und hat dem Fressling die eigne
Standeserhöhung angeheihen lassen. Die er-
stesten Tage jedoch sah das düst're Schloß,
da der Soldatenkönig, der finster brügend
auf seinem Jagdschloß Wusterhausen saß, nach
Köpenick das Kriegsgericht zusammengerufen
hatte, um über den Deserteur Fritz und sei-
nen Freund Matte das Schuldig zu sprechen.
Am 27. Oktober 1730 trat es zusammen.
Es verhängte über den Matte ewiges Ge-
fängnis, den Kronprinzen aber sprach es frei.
Der König wollte ein andres Urteil. Sein
beseidigtes Rechtsgefühl als Monarch rief
nach Sühne. Er schrieb an den Rand: „Sie
sollen recht sprechen und nit mit dem Nieder-
wisch darüßergehen, das Kriegsgericht soll
wieder zurückkommen und anders spre-
chen.“ Am 31. Oktober erfolgte die zweite
Sitzung. Auch diesmal blieb das Gericht
bei seiner ersten Entscheidung. Da trat aus
Wusterhausen die berühmte gewordene Stalls-
nettsorder vom 1. November ein, mit wel-

cher der König das Urteil eigenwillig noch
verhärtete, anstatt es zu mildern. So hart
die Umwelt damals dieses annahm: heute
umschwebt für uns eine Heiligkeit und ein
furchtbar sittlicher Ernst des Königs Ent-
scheidung. Noch durch Jahrhunderte werden
die Schlussworte hinausstrahlen, welche Fried-
rich Wilhelm I. schrieb: „Wenn das Kriegs-
gericht dem Matte die Sentence (den Tod!)
publiciert, soll ihm gesagt werden, daß es
Er. M. leid tate, es wäre aber besser,
daß er stürbe, als daß die Justiz aus der
Welt läme ...“

Südöstlich von Köpenick liegt an der Route
das kleine Stadichen Wusterhausen, dessen
parkeingeschlossenes Jagdschloßchen jedes Jahr
für ein paar Tage den Hof mit seinen Jagd-
gästen anfüllt. Somit aber wandert der
Berliner dorthin, das Tabakkollegium des
gestrengen Königs zu schauen und den Tisch,
auf dem er das Todesurteil Mattes unter-
zeichnete.

Voll poetischer Netze ist noch immer jenes
Wassergewirr zwischen Spree, Dahme, Havel
und wie die kleineren Wasserläufe noch hei-
ßen, wie sehr auch Berlin mit seinem Frem-
denstrom immer näher rückt. Sehr märkische
Stimmungsbilder bieten sich hier im toge-
langen Wandern oder beim Rudern die Seen
und Altkanäle hin. Einmal Mühlentwälder,
hüßle Ackerbänker, Hohen, von denen der



Schlachtensee im Grunewald.

Blick zuweilen bis zu den Türmen der Reichshauptstadt fliegt, fesselnde Städtlein und zerfallene Klosterpracht. Und überall sitzt die Sage und flüstert uns Wunderliches zu. Geschichte und Dichtkunst haben zusammen gewirkt, uns diese weltverlassenen Gelände wie in Goldglanz einzutauchen.

Völlig anders wirkt ein Rundgang durch die „Märkische Schweiz“. Eigentlich besitzt die Mark zwei solcher „Schweizen“: die eine beim Ackerstädtchen Buckow, die andre bei dem lieblichen Vadeort Freienwalde. Beiden ist der reizvolle Wechsel von Laub- und Nadelwäldern eigen, von leise rieselnden Bächen, Schluchten, Seen, so daß wir zuweilen uns fern der Strengebüchse der Mark wädhnen. Sonnige und verträumte Heiterkeit charakterisiert diese „Schweizen“. Die Melancholie der Heide ist wie angelöst. Zwischen diese um die Gnußt der Besucher kämpfende Schweizen schiebt sich das „Blumental“, ein wildes Waldrevier, von dem seine größte Nutzehungskraft aber in jene verwundene Stätte, auf der man noch die überwucherten Spuren (Mauerreste, Brunnen usw.) schaut, auf denen einst die Stadt Blumental gestanden hat.

Von Freienwalde aus gelangt man über Eberswalde, der malerischen Klostermaue Chovin in einigen Stunden nach der Schorfheide. Diese mit dem prächtig geschwun-

nen Werbellinsee und dem Grimnitzsee bei dem weltfernen Joachimstal, dies alles bildet einen Glanzpunkt der Mark. Die Schorfheide ist gleichsam ein Galajagdgrund der Hohenzollern. An dreitausend Hirsche bargen früher diese weiten Wälder. Das Schönste aber bleibt doch der herrlich leuchtende Werbellinsee: Sage und Poesie haben ihn mit unverwekllichen Kränzen geschmückt. Wer feinere Ehren besitzt, dem singt und klingt es aus den Wipfeln, aus den Fluten herauf. Dem versinkt die Welt, und liebliche Bilder zeigen sich seinem Auge. Ein Schifflein mit vergoldetem Bug treibt langsam den See hin. Unter dem leicht geschwellten Segel sitzt Otto mit dem Pfeile, der Minnefänger, und sein Lieb Heilwig. Sie spielen Schach, und dabei treffen sich die Augen, und ihre Seelen grüßen sich. Am blauen Himmel gehen leichte Wölkchen, und aus den Wäldern rauscht es wunderbar über den See. Auch der Grimnitzsee und das Städtlein Joachimstal, auf dessen Gassen Gras wächst, wissen uralte Dinge zu berichten. Noch stehen letzte Ruinen des Schlosses Grimnitz. Hier in Joachimstal, das noch seinen Namen bewahrt, gründete Joachim II. die Fürstenschule, die dann nach Berlin kam und, wenn nicht alles trügt, eines Tages wieder ihren Nistweg in die waldumraunte märkische Einsamkeit nehmen wird. Zu der Schorfheide, unweit des Wer-



Alle Kieferngruppe aus der Mark.

bellin, hirt sich unter alten Laubbäumen das heitre Jagdschloß Hubertusstock. Eine Steinsäule zeigt auf Goldgrund das Bildnis des Heiligen der weidgerechten Jäger.

Näher nach Berlin zu baut sich mit Mauern und Türmen, alter Kirche und Hospital das freundliche Städtchen Bernau an der Panke auf, ein echt märktisches Städtlein voll heimlicher Poesie und entzückenden malerischen Kabinettstücken. Bekannt ist es aber vor allem geworden durch seine tapfere Verteidigung gegen die Hussiten im Jahre 1432. Noch heute feiert es alljährlich in sehr sinniger Weise sein Hussitenfest, zu dem die Berliner sich gern als Gäste einstellen.

Berläßt man Berlin nach Norden, die Mark draußen aufzujuchen, so gelangt man zuerst nach Tegel, wohin auch Goethe einmal den Weg nahm, dem Hauße der Humboldts seinen Besuch zu machen. Tegel ist landschaftlich völlig verdorben. Nur in seinem Schloß, vor dem Familienfriedhof der Humboldts inmitten des Parks, da vergessen wir, was eine neue Zeit draußen für immer totschlug. Da wehen uns Erinnerungen an ferne Tage voll Schönheit, Ammut des Geistes und hehrer Freundschaft entgegen. In diesem Sinne wird der Name Tegel weiterleben.

Jenseits Tegel tauchen wir wieder mitten in echt märktische Poesie hinein. Stille Wä-

der, vom blauen Havelstrom umsäumt, dehnen sich vor uns. Heiligensee, Neucendorf sind echte Havelbörsen. Hier muß man am Ufer sitzen und über die Wasserfläche still schauen, wie die Schiffe kommen und gehen, wie die Wellen leise gegen die Pflanzen schlagen, Wasservogel im Rohr sich tummeln, ab und zu aus dem nahen Walde der Ruf eines Eichelhäfers oder Wirofs herüberhallt. Und immer dann weiter hinauf wandern, bis wir das holprige Straßensplaster von Trauenburg unter uns haben und Erinnerungen geschichtlicher Art uns aus früheren Jahrhunderten umrauschen. Ein stilles Land mit seinen fetten Wiesen, tränmenden Wäldern, seinen in Linden und Kastanien eingebetteten Herrenhäusern, auf denen voran die von Bredow seit Jahrhunderten sitzen, die dem preussischen Heere so viel verdiente Führer schenkten. Der echte Markwanderer lenkt auch seine Schritte über das erinnerungsreiche und heute so gewerbrübrige Spandau zum Zinnenstrug und weiter hinein in die stolze Waldwirthnis des Brieselang, dessen Eichen einst als eine Ehenschwürdigkeit bewundert wurden.

Folgt man nun von Berlin aus dem „Zuge nach dem Westen“, so umwittert uns freilich nicht die leis melancholische Einsamkeit. Wir treten gleichsam in die „gute Stube“ der Mark Brandenburg ein. Noch vor ein paar Jahrzehnten konnte man den Tiergarten mit

seinem waldähnlichen Charakter, das stille Charlottenburg, wo hinaus die bequeme Pferdebahn gemächlich schlenderte, als märkische Stimmungsbilder aufsprachen.

Das ist längst dahin. Der Tiergarten wandelt sich mit jedem Jahre mehr in einen lichten Park, in ein Museum der Bildhauerkunst. Das Zitiere, Abgeschlossene ging verloren. Charlottenburg ist eine glänzende Großstadt geworden. Nur innerhalb des Schlossparkbereiches kommt noch etwas über uns, das unter der Wucht geschichtlicher Erinnerungen uns an jene Tage mahnt, da man von Berlin herüberkam, in weichevoller Stille Gedanken nachzugehen, die Gestalten all jener an uns vorüberziehen zu lassen, die mit dem Aufschwung Preussens innig verknüpft waren. Vom ersten Preußenkönig an bis zu dem edlen Dulder Kaiser Friedrich. Und wir fühlten hier immer wieder, daß auch Kronen nicht vor Tränen und Herzleid schützen können.

Auch all die blauen, waldeingetrahnten Seen längs der Kette zwischen Charlottenburg und Wannsee boten vor Jahrzehnten typische Bilder der Mark. Neue Bahnlinien, Villenkolonien, die Unzahl der Gasthäuser, dies alles hat der Romantiz des Grunewalds ein Ende bereitet. Fremdartig mutet heute in diesem Rahmen das verlassene Jagdschloß Grunewald an, das wir früher nie

anders als mit geheimem Schauer begrüßten, eingedenk der Überlieferung, daß Joachim II. hier seine Geliebte, die schöne Stückgießerin Anna Sydow, lebendig einmauern ließ, so daß sie nun lagend nachts durch die öden Räume irren muß.

Aber eins ist der Mark erhalten geblieben: ihr Juwel Potsdam! Hier, wo sich Natur, Kunst und eine große Geschichte die Hand reichen, ist der Mark ein Schatz von weltgefeierter Schönheit und Anziehungskraft geschenkt worden. Ungezählte Tausende wallfahren jährlich hierher, staunend das „Havelstrenz“ und seine wundersame Umgebung zu durchstreifen. Potsdam, vom Brauhausberge aus geschaut, ist von einem Zauber, den kein Pinzel wiedergeben kann. Den Rahmen bilden die vielverschlungene blaue Havel und ganz im Hintergrund im Dunst verschwimmende träumende Wälder. Vor allem schadet Potsdam tiefsten Dank dem Künstlerkönig Friedrich Wilhelm IV., dessen ästhetisches Gebot dahin ging, daß kein Dach, kein Schornstein sich erheben durfte, der sich nicht harmonisch in den Rahmen dieses Stadtbildes einfügte.

Eine vielstündige Rundfahrt weit um das Anfelgeviert, aus dem sich Potsdam aufbaut, zählt zu den höchsten landschaftlichen Genüssen der Mark. Da reißt sich an den Ufern Tri an Tri, pflägend schneidet der





☐

Werder an der Havel.

☐

Dampfer die blauen Huten, bald sich durch einen schmalen Wasserarm schiebend, dann wie aufatmend wieder in ein weites leuchtendes Becken hineinrutschend. Überall grünen stille Kirchen, allüberall schaut uns die Geschichte Preußens und seines Herrscherhauses sinnend in die Augen. Freilich, der Hauptstrom der Besucher beschränkt sich nur auf die Stadt und den Kranz von Parks und Schlössern, die wie schimmernde Perlen sich längs der blauen Havel reihen.

Wiegt man aus dem Wannsee wieder zurück in den Hauptstrom, so steigt bald vor uns aus der Havel ein liebliches Eiland: die Pfaueninsel. Alte Ränne schützen es vor den Blicken der Vorüberfahrenden. Man sieht nur Teile einer künstlichen Ruine (des kleinen Schlosses) sowie eine von Blumen umblühte Behausung des Hofgärtners. Gegenüber liegt am Ufer ein russisches Kloster: Nikolskoe, noch höher bliden die russischen Turmkuppeln der kleinen Kirche St. Peter und St. Paul empor, in welcher Prinz Karl von Preußen und sein Sohn, der „rote Prinz“, Friedrich Karl, ruhen. Das Leben trennte sie, erst der Tod eine die Stimmgewordenen wieder. Wie die zweitauend Schwäne die Havel charakterisieren, so die Pfauen das kleine Haveliland. Hier auf dieser Insel richtete sich der Alchimist Kuntzel ein Laboratorium ein, Gold zu schaffen. Doch

es blieb bei der Erfindung des kostbaren Rubinglases. Späterhin landete der galante Friedrich Wilhelm II. mit seinem waren schöner Frauen hier, den Freunden der Tafel und der Liebe sich auf diesem weltverborgenen Eiland hinzugeben. Unter Friedrich Wilhelm III. und seiner Luise sah die Insel wohl ihre schönsten Tage. Die königliche Familie liebte die Pfaueninsel über alles. Und als seine Luise gestorben war, ist der schlichte Monarch ebenfalls wieder des öftern gekommen, den Erinnerungen eines verlorenen Glückes zu leben.

Von der Pfaueninsel trägt uns ein Kahn hinüber an das rechte Ufer. Eine malerische Wirtschaft heißt „zum Nr. Kauf“. Der humorvolle Kunstlerkönig schenkte sie dem ersten Weitzer Kauf. Hier träumt es sich gut am grünen Strand. Nicht dabei steigt die romantische Kirche von Zakrow wie aus blauen Huten herauf. Eine steinerne Wandelhalle mit römischer Bauart ladet zum Gehen. Das wahrhaft poetische Gotteshaus neben dem kleinen Hafen empfing vom König Friedrich Wilhelm IV., dem des Havelland eine Fülle malerischer Gotteshäuser verdankt, den schönen Namen „St. Salvator zum Fort“. Das Welt aber heißt es bleibt nur die Zakrower Kirche. Zeitlich an Zakrow legt sich der stille Jungfersee. Ein liebliches märchenhaftes Dorf! Am Ende des Sees erreicht



Wannsee bei Berlin (Sonnenuntergang).



man die Römerschanze, eine in vorgefichtlicher Zeit von Menschenhänden errichtete starke Umwallung. Weidenlämpje halten drein. Uralter Boden breitet sich vor uns. Wappenstein und Negrußküßstätte zugleich! Gegenüber schwingt sich die Redlitzer Fährbrücke über den Wasserarm, der den Jungferensee mit dem Fahrtaudsee verbindet. Rein landschaftlich allein ist die Römerschanze höchst bemerkenswert.

Von Redlitz geht's über die „Meierei“ zum Neuen Garten, der an den Heiligensee stößt, in dessen Spiegel sich das Marmorpalais beschauf. Ein zweistöckiger Bau mit vergoldeter Kuppel, reich im Innern ausgestattet, so stellt sich der Lieblingsbau des dicken Königs dar, der hier zuweilen in Konzerten das Violoncello spielte. Von hier aus ging 1786 der königliche Befehl, daß fortan kein gefallenes Frauenzimmer beim königlichen Borne öffentlich zu tadeln sei. „Das war eine der ersten Sorgen Friedrich Wilhelm II.“ So klagt bitter der Pfarrer Moritz in seinem Kirchenbuche zu Fahrland. Nach dem Tode des galanten Herrschers ward auch das Marmorpalais in Mcht und Bann gelegt. Man wies es, wie um peinlichen Erinnerungen aus dem Wege zu gehen. Erst unser Kaiser löschte mit frühem Leben inmitten seiner Kinderschar das schwüle Gedenken aus und verschonte den lastenden Fluch.

Von der Meierei steigt man zum Pflückerberg empor, dessen lustiges Belvedere den Wasserbehälter zu den Wasserläufen drunten im Neuen Garten birgt. Um den Namen des Pflückerberges schwebt etwas wie sonnige Poesie. Unendlich weit schweift das Auge wie berauscht über Stadt und Umgebung, über wundersame Gärten, die an das Land Italia erinnern, über weiße Bildsäulen, leuchtende Wasserpiegel und Wälder, Dörfer und Schlösser wie Kirchen ohne Zahl. Pflückerberg, wenn die Rosen glühen, wenn die Sonne Abschied nimmt: ohne Ergriffenheit steigt kaum ein Menschenkind wieder hinab in die Welt des großen Königs, in sein Reich Sanssouci! Schon grüßen wir die geschichtlich gewordene Windmühle, die als ein Deutmal unbengamer preussischer Rechtspflege erhalten blieb und sich nun höchst merkwürdig inmitten der üppigen Parkanlagen ausnimmt.

Und nun hinein in das Paradies des Philosophen von Sanssouci! Hinciu in diese blühenden Wunder von Schönheit und Zartheit, rauschenden Brunnen und schlanken Marmorleibern, Terrassen und Tempeln, Schlössern und Pergolaz! Denn zu diesem Reiche zählen ja heute auch außer dem eigentlichen Sanssouci und dem Neuen Palais noch Charlottenhof wie das Rangeriegebäude. Stundenlang kann man hier wandern und wird des Schanens und Bewunderns nicht

müde! Und allüberall umweht uns vernehmlich und eindringlich der Flügelschlag der Geschichte.

Hier auf den Terrassen von Sanssouci, wo seine Windspiele ruhen, da hatte der große König sich ursprünglich ebenfalls eine Gruft ausmauern lassen. Zu seinem Freunde, dem Marquis d'Argens, hatte er sich geäußert: „Quand je serai là, je serai sans souci!“ Aber sein irdisch Teil ruht nun unter der Kanzel der Garnisonkirche zu Potsdam neben dem rauhen Vater, dem Monarchenpflicht über Vaterliebe ging, und der mit dem großen Sohne erst Preußen zu seiner Sonnenhöhe führen sollte. Wohl hat sich Friedrich der Große nach dem Siebenjährigen Kriege noch das umfangreiche Neue Palais bauen lassen, doch sein Herz hing an Sanssouci. Als ein einjämmer, die Menschheit meidender Mann ist hier auch sein großer Geist hinübergewandert. Trüben aber war es das Neue Palais, in dem ein anderer Fritz, „unser Fritz“, sein Duldereleben enden sollte. Sein irdisch Teil ward in der schönen Friedenskirche beigesetzt, wo auch Preußens Küniglerkönig ruht, Friedrich Wilhelm IV., während dessen Herz zu den Füßen der Eltern in Charlottenburg beigesetzt wurde.

So bleibt uns Preußen Potsdam und die Fülle seiner Schlösser ein ernster Gang durch die Geschichte. Weiterer muten darum Schloß Glienicke und vor allem Babelsberg an, als die einzige Schöpfung, die der anspruchlose König Wilhelm im Banne von Potsdam erstehen ließ. Er hatte sich angeichts seiner Vermählung mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar-Eisenach dazu entschlossen. Eine Wüste, von Einzelsteinen und Kiefern bestanden, wandelte sich in einen herrlichen Vergarten, dessen Höhen zauberische Silber zur Havel mit ihrem Treiben und Leben entrollen. Babelsberg ist auch bis zuletzt dem greisen Fürsten ein lieber Sommeraufenthalt geblieben. Gern lehrte der schon bei

Lebzeiten wie von einem Sagenschein umwobene Herrscher immer wieder ein, er, der diese Stätte weichte, von der Liebe eines großen Volkes umfangen.

Strebt man von Potsdam noch weiter westlicher, so gelangt man über Caput zum mächtigen Schwielowsee, ebenfalls nur eine gewaltige Ausbuchtung der Havel. Hier umweht uns wieder echte Marktstimmung. Wasser, Wasser, so weit nur das Auge wandert, am Horizont begrenzt von stillen Wäldern. Dorf Caput erzählt mit seinem Schloß noch von den Tagen der Sophie Charlotte, der jungen Gemahlin König Friedrich Wilhelms I. Erst mit Erbauung der Charlottenburg trat Caput mehr und mehr in den Hintergrund. Nur noch einmal kam ein hoher Feiertag über die Stätte, da am 8. Juli 1709 eine mit zweiundzwanzig Kanonen gespickte prächtige Nacht nach Caput geschwommen kam, drei Friedrichs an Bord führend: Preußens ersten König, den König von Dänemark und den von Polen. Die goldenen und silbernen Geräte, welche das Schiff mit sich trug, schätzte man auf einen Wert von 100 000 Talern. Am untern Ende des Schwielow birgt sich das Fischerdorf Jerch, heute ein weltverborgenes Maleridyll. Gegenüber liegt Baumgartenbrück, Potsdamern wie Berlinern wohlbekannt als malerischer Ausflugsplatz. Man sieht vom Garten aus die Segel aufblitzen, sieht, wie die Zugbrücke sich kauernd hebt, um die Flottillen von Rähnen mit Licht, Ziegelsteinen durchzulassen, und freut sich des Spiels der Wellen und Wolken, der frischen Luft, die vom See herüberströmt. Und dann kann man weiterwandern an den Ufern hin, nach der Obvilamer Berlin, nach Werder, und weiter zu den stillen Havelbüschen Farey, Uep, Marsquardt, Zahland, bis wir bei Reditz wieder bekannten Boden betreten und die Türme von Potsdam wie aus blauen Blüten im Abendlicht uns entgegengrüßen.

Abendandacht

Still liegt das Dorf, die Arbeit ruht und träumt.
Die Häuschen sind mit rotem Gold gesäumt
Und leuchten still, indes ein Heimatlied
Verklärten Klanges durch den Abend zieht.

Zwei Kinder treten, blond und braun und frisch,
Mit ihren Eltern an den Abendlich,
Die frommen Hände küßt zum Dankgebet
Die Sonne, die in Stummer Andacht steht.

Hans Herbert Ulrich



Thoras Heirat

Einmal hieß sie Thora Kroth und wurde meist Thorachen genannt. Jetzt hieß sie Frau Thora Bruce auf Alerup, war mit dem gestrengen Patron Johan Bruce verheiratet und Mutter zweier Kinder. Sie hatte Haushalt und Dienerschaft, einen Vieh- hof mit fünfzig Kühen, im Stall zwölf Pferde, Geld und Gut, Untergebene, Nachbarn, Ver- lehr. Und alles das war für sie ebenso neu wie fremd. Einmal war Thora frei und feant durch Feld und Wald geschweift. Jetzt hatte sie von früh bis spät im Haushalt zu tun, beaufsichtigte Milchwirtschaft und Speisekam- mer, Küche und Keller, stülte, als sie noch klein waren, ihre Kinder, erzog sie, als sie größer wurden, gehorchte ihres Mannes leis- stem Wink und demütigte sich unter seinem Horn. Einmal war Thora strahlend froh, glück- lich, gut Freund mit jedermann. Jetzt weinte sie oft, schlich still und scheu im Hause herum, und ihr Gesicht zeigte die Klässe der Über- anstrengung, die von Tagen voll Arbeit und Nächten voll Sorge kommt. Wie mehr sang sie, wie war ihr Gang mehr leicht und tau- zend wie in jungen Tagen. Sie war etwas über zwanzig und sah aus, als wäre sie fünfunddreißig. Nur wenn manchmal ihre Augen mit einem Anstrich unendlich lind- lichen Tragens anluderten, sah man noch, wie jung sie war.

Alle, die sie früher gekannt hatten, wuß- ten zu erzählen, ein schöneres Mädchen als Thora habe es überhaupt nicht gegeben. Ehlant und fein war sie, und über ihrem Gesicht lag das schieue, frohe Zucken eines, dem die Welt neu, lebend und süß erscheint. Jedem, der sie sah, blieb stehen, um sich an ihrem schönen, unberuberten jungfräulichen Wesen zu erquiden, wemalsch ein Zucken

der ruhigen Freudigkeit, die ihre ganze Per- sönlichkeit ausstrahlte, mitzunehmen. Ein Wort aus Thoras Mund war wie das man- ntere Zwitschern eines Vogels im Walde. Und was sie sagte, auch das Geringste, war von einem eignen süßen Reiz, eben durch deu ruhigen, stillen Jubel, womit sie der Zu- kunft entgegenzugehen schien.

Thora war in einem glücklichen Heim auf- gewachsen. Keiner hatte ihr je ein böses Wort gesagt. Ihr väterlicher Hof lag von Alerup aus gerechnet hoch im Norden. Vier Tagereisen hatte sie zurückzulegen gehabt, ehe sie als Neuvermählte mit ihrem Mann ihre jetzige Heimat erreicht hatte. Und so oft sie an diese Reise zurückdachte, fühlte sie aufs neue die Angst, die sie damals durchgemacht hatte, in sich erstehen.

Diese Heimfahrt war keine Hochzeitsreise, so wie man sie in unsern Tagen kennt. Es war eine gar mühsame Hochzeitsfahrt im Wagen, Seite an Seite mit einem Gatten, von dem Thora im Grunde weniger als nichts wußte. Dazu eine Abschiedsreise von allem, was ihr lieb gewesen. Als die gro- ßen Wasser und Wälder hinter ihr verschwanden, fühlte sie sich heimatlos, heimatlos und unglücklich; denn der Mann, der sie fort- führte, begann ihr bang zu machen. Es kam Thora auf einmal vor, als spräche er scharf und befehlend, als klinge keine Stimme hart. Überhaupt wurde Johan Bruce mit jeder neuen Station, die sie erreichten, mehr und mehr ein anderer als der, der im Eltern- hause erst als Gost, dann als Freier und zuletzt als Bräutigam angetreten war.

Jahrta wurde auch die Wegend ganz an- ders als alles, was Thora je gesehen hatte. Der Wald, mit dem sie aufgewachsen war, ver- wand, vor ihr dehnte sich das Flach-

land, eine weite öde Ebene, in der die Höfe mit ihren eng um das Wohnhaus gedrängten Nebengebäuden dicht gestreut lagen.

Und über der Ebene regnete es, und der Wind setzte drüber hin, daß der fallende Regen ansah wie nasser Nebel, der sich wie Gewölke über die aufgeweichten Äcker wälzte. Nicht einmal ein rotes Haus unterbrach mit seinen weißen Ecken die graue Einförmigkeit. Sogar die Bäume waren Thora fremd. Wie Riesenzipfel hoben sich ein paar niedere Bäume mit runden buschigen Kronen aus dem feuchten Boden. Sie standen einzeln oder in Reihen an großen breiten Gräben, in denen braunes Wasser rauschte. Im Regendüster sahen sie mitten am Tag ganz gespenstisch aus, und Thora entsann sich nicht, je auch nur ihren Namen gehört zu haben. Sie war ganz verwundert, als ihr Mann ihr sagte, es seien Weiden. Erfaunt blickte sie zu Bruce auf, der neben ihr saß und mit sicherer Hand die kräftigen, verbauten blanken Pferde lenkte. Und während der Wagen weiterrollte, dachte sie: Ist das der Weg zur Heimath?

Auf der letzten zwei Meilen langen Strecke kamen sie plötzlich in ein Thal, das ein kleiner, hochgeschwelter Bach, der in der Herbstflut eiherteraufsteht, durchschnitt. Der Mann nannte den Bach „An“, und als er den Namen aussprach, klang seine Stimme fast ein bißchen wärmer, wie in Bewunderung. Die Fahrt ging jetzt durch Waldstreifen, wo noch die Blätter an den Bäumen saßen, obgleich es schon fast November war. Der Mann erklärte, die Bäume seien Buchen; und während er sprach, beobachtete er Thora von der Seite, als erwarte er, sie solle ihn ansehen und fröhlich aufstrahlen. Aber Thora saß ganz still und hörte nur das Klopfen ihres eignen Herzens. Buchen? Was waren Buchen ihr, ihr, die unter Tannen und Birken aufgewachsen war! Das hatte sie nie gedacht, daß sie die dereinst mißjen sollte!

Der Regen strömte nicht mehr so heftig. Er fiel jetzt sacht und dicht wie ein leichter feiner Tauregen, der die Natur überschattete. Thora sah wohl, daß das eigentlich schön war, und wunderte sich selber, daß sie so gar nichts dabei empfand.

Es dümmerte schon, als der Wagen durch das Gattertor in einen Hof einbog, ein unendlich langes, niedereres Haus mit reichem höhem Dach, ein Stück weit von der Land-

straße gelegen. Aus den Fenstern blinkte Licht, und Thora unterschied in der Dämmung etwas Riesengroßes, Langes, Dunkles, einen Wald oder einen Berg oder alles beides, was sich hoch über dem Gebäude erhob. Es füllte das Thal hinter dem Hof, rechte sich zu beiden Seiten, so weit das Auge sah, verdunkelte die ganze Gegend, saud Thora; und mit großen Augen darauf hinstarrend, fragte sie: „Was ist das?“

Als Antwort hörte sie etwas wie „Söderasen“ oder so ähnlich. Und wie schön es da wäre, wenn die Sonne schien und der Frühling kam. Und wieder redete ihr Mann von Buchen, und in seine Stimme kam wieder der unterdrückte Klang, als warte er auf Teilnahme und Mißfreude.

Aber Thora verstand ihn nicht. Sie ließ sich nur ins Haus führen. Sie ging von einem Zimmer ins andre, begriff nichts von allem, wußte nur eins: hier sollte sie leben — hier war sie daheim!

Vor den Fenstern waren Läden befestigt mit halbmondförmigen Auschnitten, durch die vorhin der Lichtschein auf den Hof gefallen war. Thora war froh, daß sie endlich zur Ruhe kam, und daß die Fenster so gut veranmelt waren. Auf dem Tisch stand ein reichliches Abendessen. Aber sie hatte keinen Appetit, sonderu saß bloß verwundert und müde da; und obgleich sie vorher schon lange hungrig gewesen war, konnte sie jetzt doch nichts essen. Sie sah noch immer den langen niedern Berggrücken vor sich. Und es kam ihr vor, als löse er sich in Nebel auf, dränge sich durch die kleinen Löcher in den Fensterläden, fülle das ganze Zimmer und ersäute sie.

„An was denkst du?“ fragte ihr Mann. Seine Stimme klang scharf.

„An nichts!“ antwortete Thora ängstlich.

Wie etwas, an das sie sich noch nicht recht gewöhnen konnte, kam es ihr vor, daß sie vor wenigen Tagen vor dem Altar gestanden, daß der Mann, der da zu ihr sprach, ihr Mann war, und daß sie jetzt als junge Frau zum erstenmal in eignen Heim saß.

Sie blickte zu ihrem Mann auf und versuchte zu lächeln. Sie wertte, daß der Mist mit dem Bruce dem ihren begegnete, scharf und forschend war.

„Wankst du, du wirfst dich hier bei mir wohlhaben können?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

Und ängstlich und hastig bejahte Thora. Ohne daß sie sich selber über die Ursache klar geworden wäre, empfand sie Mitleid mit sich selber und mit dem Mann. Sie wünschte, sie hätte irgendeinen Menschen gehabt, zu dem sie hätte gehen können und sich ausweinen. Aber da war niemand, und die alte Heimat war fern.

* * *

Thora hatte freilich keine Ahnung, was sie erwartete, als sie dem Disponenten auf Akerup ihr Jawort gab. Eigentlich gab sie es ihm auch gar nicht. Ihre Eltern gaben es für sie, wie es zu jener Zeit Sitte war; und als sie es tat, geschah es ohne Zweifel in dem Gedanken, daß sie nur zum Besten ihrer Tochter handelte.

Thoras Elternhaus lag im mittleren Schweden. Der kleine Hof hieß Moseboda, und ein Stück des schönen Wettersees breitete sich vor seinen Fenstern aus. Thora war die jüngste von vielen Geschwistern. Solange sie zurückdenken konnte, hatten die Gespräche der Eltern sich darum gedreht, wie man am besten ankommen könne, wie teuer alles geworden sei und wie viel die Kinder brauchten. Schon als ganz kleines Mädchen hatte sie das ständig mitangehört, und ohne so recht zu verstehen, was es eigentlich bedeutete, hatte sie doch immer eine Art Mitleid gehabt mit den Eltern, die um der Kinder willen so viel Sorge, Mühe und Arbeit hatten. Es kam ihr fast vor, als müsse sie eigentlich täglich und stündlich darauf bedacht sein, den Eltern dereinst alles zu vergelten, was sie um ihrer willen entbehren mußten, und in der Stille dankte sie mehr als einmal ihrem Gott, daß sie kein Mann war. Denn den Eltern auch nur das zu kosten, was selbst der wenigst tojsspigielle der Brüder ohne Gewissensbisse verbrauchte — das wußte Thora ganz sicher —, das hätte sie nie über sich gebracht.

Der Vater war ein alter verabschiedeter Rittmeister, der die neue Zeit, die der Liberalismus jener Tage in Schweden eingeführt hatte, verachtete. Stramm, wortkarg und arbeitssam, bewirtschaftete er sein Gut und trieb Vieh- und Getreidehandel; sein größtes Interesse aber waren die Pferde, auf die er sich schon seit der kurzen Zeit, die er bei den Husaren gedient hatte, von Grund aus verstand. Daß er seinen Abschied hatte neh-

men müssen, weil die knappe Wage und Besoldung und die mageren Einkünfte des kleinen Gutes nicht ausreichten zur Beirteilung der Ausgaben, die das Militärleben nun einmal mit sich brachte, war ihm noch ein Kummer in seinen alten Tagen, als er und seine Frau schon wieder einsam in ihrem Nest saßen und die schlimmsten Sorgen aus den Schul- und Universitätsjahren der Söhne glücklich überstanden waren. Aber die Liebe war eben mit im Spiel gewesen, die Liebe zu der kleinen blonden Pfarrerstochter, die eine ganze lange Verlobungszeit durch auf ihren Leutnant gewartet hatte, und die jetzt als seine Frau auf dem alten Moseboda saß, die ihm sechs Kinder geboren hatte, von denen fünf am Leben waren, und die ihm treulich zur Seite gestanden hatte in all den einförmig sich ablösenden Schicksalen, die ihnen beiden doch wechselnd und inhaltsreicher vorkamen als die irgendeines andern Menschen. Die kleine rundliche Dame war noch immer eine lebhafte, frische Frau, wie sie in ihrer Bänderhaube, mit ihrem klugen, wohlwollenden Lächeln ihren täglichen Rundgang durch Küche, Kellner, Milchammer und Vorratsstube machte. Ihrer klugen Fürsorge und ihrem guten ökonomischen Verstand war es zu verdanken, daß die kleinen Einkünfte des Haushalts unter all den Lasten ausreichten; und wenn der Rittmeister Fabian Krohlt gerade seinen guten Tag hatte, erkannte er das auch gern an.

„Eine verdammt gute Sache,“ pflegte er zu sagen, „wenn man eine Pfarrerstochter heiratet! Die Pfarrer, die verstehen sich auf ihren Profit. Und die gleiche gute Gewohnheit prägen sie auch ihren Kindern ein.“

Wie man hört, war der Rittmeister kein Freund der Pfarrer, und die Abneigung, die er stets gegen die Mitglieder des geistlichen Standes gehegt und sein Leben lang beibehalten hatte, war denn auch ein Stein des Anstoßes in der krohltischen Ehe. Glücklicherweise jedoch war die Frau Rittmeister eine süßame Natur und viel zu sehr daran gewöhnt, unter militärischem Kommando zu stehen, als daß sie nicht meist jedem Streit ausgewichen wäre. Daneben besaß sie auch ein gut Teil Humor, und wenn der Rittmeister gar zu arg gegen die Pfarrer loszog, so unterbrach ihn seine Frau meist nur in ihrer ruhigen Weise mit den Worten: „Tinnerholm, Tinnerholm, stille dein blu-

tiges Schwert!" Diese Worte schlossen dem tapfern Rittmeister stets unfehlbar den Mund. Er fühlte sich besiegt, verschwand eiligst, seine Frau als Triumphierende auf dem Schlachtfeld zurücklassend, und schloß sich in sein Zimmer ein, wo er sich beim Genuß einer Pfeife holländischen Knaisters auch regelmäßig behugigte.

Die Abneigung des Rittmeisters gegen die Pfarrer bedeutete übrigens keineswegs irgendwelchen Widerwillen gegen Religion oder Kirche. Fabian Krohl war ein Lutheraner von altem Schrot und Korn. Er hatte in der Kirche seinen ganz bestimmten Platz, der Kanzel schräg gegenüber, und auf seinem Tisch lag eine Ausgabe der Bibel Karls XII. Eine spätere Übersetzung ließ er nicht gelten. Seine Religiosität hatte eine Art militärischen Zuschnitts und hieg mit seinem Sinn für Zucht und Disziplin und einer gefestigten Weltordnung zusammen. Wenn er ab und zu eine Andachtsstunde abhielt, so durfte niemand dabei sein, nicht einmal seine liebe und erprobte Hausfrau Dorothea oder Dortha, wie er sie der Kürze halber gewöhnlich nannte. Ihr überließ der Rittmeister sozusagen die Gefühlseite der Religion, zu der er auch die Erziehung der Kinder im wahren Glauben und dem rechten Katechismus rechnete. Frau Dortha war ebenfalls eine wahrhaft gläubige Frau, nicht ohne einen leichten Zusatz von Pietismus. Sie las jeden Morgen und Abend ihren Arndt, und in ihrer Bibel lagen gepresste Blumen und Blätter, die sie dort zur Erinnerung an Tage aufbewahrte, aus denen über ihr ganzes einformiges Leben ein Glanz gefallen war. Erinnerungen an ihre Konfirmation und an ihre Liebe. Außer den Blumen barg die alte Bibel noch gedruckte Karten mit Gesangbuchversen und Sprüchen, alles auch Andenken an allerhand Tage, deren Gedächtnis die treue Seele bewahrte. In der Bibel hatte sie gleichsam ihr ganzes Leben niedergelegt, das geistliche Teil und das irdische; und wenn sie sie täglich aufschlug und ihr Kapitel darin las, so bedeutete das nicht bloß, daß sie sich den Trost der Schrift für die Last des kommenden Tages holte, sondern auch, daß sie sich damit den innern Zusammenhang erhalten wollte zwischen dem kleinen Pfarrerstochterlein, das das kostbare Buch am Konfirmationstag bekommen hatte, und der geschäftigen Rittmeistersfrau, die in ihren lei-

nen Verhältnissen alt geworden war und noch immer den aufreibenden Kampf zwischen Ausgaben und Einkünften kämpfte — froh über jeden Tag, der verging, ohne daß das Brot allzu knapp oder die Ausgaben allzu überauschend groß gewesen wären.

Frau Dortha war also das Gewissen der Familie, ihr Ratgeber in allen Fragen des Rechts oder Unrechts und ihre Autorität in allem, was Gottes Wille hieß. Der Rittmeister glaubte steif und fest daran, daß seine Frau besser Bescheid wisse mit den heiligen Dingen als andre Menschen, und jeder Versuch von Seiten der Kinder, ihre Autorität in solchen Fragen etwas einzuschränken, wurde vom Vater mit Strenge und einer gewissen abergläubischen Angstlichkeit zurückgewiesen. Frau Dorthas Andachtsstunden waren ihm ebenso heilig wie ihr unermüdlcher Fleiß, und im stillen erkannte er dankbar an, daß beides zusammen ihm dazu verholfen hatte, daß er Moheba ohne allzu schwere Hypotheken behalten und dennoch den Kindern eine Erziehung geben konnte, deren er sich auch als Edelmann nicht zu schämen hatte.

Frau Dortha besaß auch eine fast unbestrittene Macht über ihre Kinder, und soweit Thora zurückdenken konnte, war sie gewöhnt, zur Mutter aufzusehen und sich ihrer Leistung zu überlassen. Zur Mutter gieng man mit all seinen Freuden und all seinem Kummer, besonders mit dem Kummer. Mutter hatte für alle Zeit, Mutter wußte für alles Rat. Nichts gab es, mochte es noch so schwer scheinen, das nicht möglich und, wenn auch nicht leicht, so doch immerhin besser wurde, wenn Mutter darum wußte. Und doch war Mutter immer geschäftig. Sie war morgens die erste und abends die letzte. Thora konnte sich überhaupt nicht entsinnen, die Mutter je müßig gesehen zu haben. Krank war sie nie, oder wenigstens sprach sie nie darüber. Fast alles, was überhaupt daheim war, entstand unter ihren fleißigen Händen; und wenn Vater ungeduldig war oder traurig, so hatte sie ihn immer bald wieder bei froher und zufriedener Laune. So konnte Thora ihre Mutter, so sah sie sie beständig vor sich.

Überhaupt war für sie das Vaterhaus der einzige Ort, den sie sich denken konnte, wo sie leben und sich glücklich fühlen konnte. Weil sie die Jüngste war, war man weniger

streng gegen sie gewesen als gegen die älteren Geschwister, und es war unter den Brüdern ein stehender Scherz, Thora sei von allen die einzige, die die Eltern verwöhnt hätten. Es war, als hätte sich deren Strenge bei der Erziehung der älteren Kinder erschöpft, so daß sie weder Sinn noch Lust mehr hatten für diese Reihode, als die Reihe an ihre jüngste Tochter kam. Zu übrigen mißgönnte Thora das niemand. Sie war so unbestritten der Sonnenschein in diesem ersten Haus; keins der andern hatte so laut geschrien, so oft gelächelt. Sie war in allen Ecken und Winkeln des Hofes und der ganzen Umgegend daheim. Wohin sie kam, erhellen sich bei ihrem Anblick die Gesichter. Auch in der Natur war sie zu Hause. Der Wetteru ist ein seltsamer See. Er ist weit, so weit, daß man an seinen Ufern an das Meer denkt, und zugleich tief und kristallklar wie ein Märchen-Niesenquell. Leichtbewegt und ernst, saß noch mehr als das Meer, ist der Wetteru. Still wie ein Auge liegt er im Sonnenglanz, und ehe man bis drei zählt, ist er aufgewühlt im tiefsten Grund, und die Wellen gehen wolkenhoch. Vorwärts stürzt er in Niesenwogen, und plötzlich liegt er wieder still, durchsichtig und klar. So ist der Wetteru. Kein See im Norden kommt ihm gleich. Nur mit den Alpenseen der Schweiz hat er Ähnlichkeit. Die Sage berichtet darun auch, daß vom Wetteru zu jenen wunderbaren Bergseen im Süden ein unterirdischer Kanal gehe, der sie verbinde. Davon wußte nun zwar Thora nichts; aber wenn sie am Ufer des Wetteru ging, dachte sie oft, zwischen ihnen beiden, dem Wetteru und ihr, sei ein Zusammenhang. Wie der klare See war auch ihr Sinn leichtbeweglich und wechselvoll. Allerdings fand Thora diesen Gedanken selbst so vermessend und auch wieder so wunderbar, daß sie ihn für sich behielt und ihn keinem Menschen anvertraute, nicht einmal der Mutter, der sie sonst alles sagte. An dem Ufer, an dem Roheda lag, ging der Wald bis hinunter zum Strand, und das Waldesdunkel spiegelte sich in der klaren, grünlichimmernden Seefläche. Und hier fand Thora die meisten der Erinnerungen, die sie durchs Leben geleiteten. Zaßlos waren die Gedankenstücke, die diese euge Nachbarschaft von Wald und See mit ihrem Dunkel und Licht in ihren Mädchenträumen ins Leben rief.

Aber bei all den Träumereien, denen sich Thora, wenn sie so einsam durch Wald und Feld wanderte, wie andre junge Mädchen gern hingab, war sie eine zärtliche, kluge und hingebende Seele; und das Beste, was es für sie im Leben gab, war und blieb die Mutter, die so fleißig und gütig im Haus waltete und über der Sorge für andre sich selber vergaß. Frühzeitig lernte sie die Armut mit ihrem Kampf verstehen. Sie sah mit eignen Augen, wie der Wohlstand im Elternhaus gleichsam zunahm, wie es den Eltern so nach und nach leichter ums Herz wurde. Gespräche, die sie mit anhörte, taten auch das ihrige dazu; rasche Worte, kurze Unterredungen, die zwischen den Eltern gewechselt wurden, blieben in ihrer Erinnerung haften. Und wenn sie dann in der Einsamkeit darüber nachdachte, verstand sie auch — unreif und kindlich, aber doch klar und ruhig, wie sie alles, was in ihrem Bereich lag, beurteilte — die Kümmernisse der Eltern und die Art und Weise, sie ihnen zu erleichtern. Sie begriff, daß das Leben den Eltern leichter wurde, je mehr die Kinder heranwachsen und sich selber versorgen konnten. Eins ums andre zog davon, hinaus in die Welt. Die Brüder kamen in Stellungen, die große Schwester verheiratete sich. Und mit jedem von ihnen, das so von daheim wegkam, fiel etwas von der Last fort, die auf den Eltern lag. Thora machte sich das auf ihre eigne Weise klar: der Mensch hat im Leben zwei kurze Perioden des Glücks. Zuerst die Zeit der Liebe, in der er sein Nest baut, dann die Tage des Alters, in denen das Nest leer wird und die, die es dereinst gebaut, auf Tage der Arbeit und Mühe zurückschauen und ausruhen dürfen. Zu dieser Weltanschauung gelangte Thora schon frühzeitig; und da sie wohl begriff, daß der Reichthum in gewissem Maße diese Verhältnisse zu ändern vermag, so lernte sie auch frühzeitig den Wert des Geldes schätzen. Es kam ihr ganz natürlich und einfach vor, daß man damit viel Gutes tun und andern große Freude machen konnte.

Während sie so noch als einzige im Waterhaus war, kam eine neue Sache, die ihr viel Kopfzerbrechen machte. Sie glaubte nämlich herauszufühlen, daß die Eltern wünschen, sie möge sich bald verheiraten. Wenn sie einmal wegstürben, würde Thora allein und ohne Zunge zurückbleiben. Sie waren

beide alt, und der alte Hof war nicht viel wert, wenn es sich einmal darum handelte, ihn unter fünf Geschwister zu teilen.

Es war eine schwere Stunde für Thora, als ihr das zum erstenmal klar wurde, um so schwerer, als in all ihren Gedanken stets die Liebe den ersten Platz eingenommen hatte. Nichts erschien ihr so ganz unmöglich, als daß sie, Thora, dereinst ohne Liebe heiraten könnte. Aber eben der Gedanke an eine derartige Möglichkeit war es, der sie beunruhigte. Denn Thora sah anderseits sehr wohl ein, daß, wenn die Eltern ihre Verheiratung wünschten und ihr einen Mann vorschlugen, sie es niemals wagen und übers Herz bringen würde, sie durch ein Nein zu betrüben. Ohne Bitterkeit, als an etwas ganz Natürliches dachte sie hieran — ja! wie an ein Schicksal, das sie erwartete. Sie sah die Liebe wie einen Traum und die Heirat wie eine Wirklichkeit, die dereinst den Eltern ein ruhiges Alter schenken sollte.

Aber alles kam ihr doch noch fern und unwirklich vor. Sie wußte ja, es würde kommen. Aber daß es bald kommen würde, das dachte sie nie. Wie junge, gesunde Menschen ja wohl wissen, daß sie einmal sterben müssen, ohne sich dadurch hindern zu lassen, in Freuden zu leben, so wußte auch Thora, daß sie sich einmal verheiraten mußte, aber sie dachte gar nicht daran, daß es schon übers Jahr sein könnte, wie es im Liede heißt, oder wie der Vater schmerzte, wenn sie am Silvesterabend die Wohne in der Grube erwischte. Heiraten — das lag noch in weiter, weiter Ferne, dachte Thora; die Jugend würde noch lange dauern.

Eine Liebesgeschichte hatte Thora nie erlebt, auch nicht die kindlichste und unschuldigste. Auf den väterlichen Hof kamen keine jungen Leute, höchstens einmal einer oder der andre von den Kameraden der Brüder. Und solche Besuche waren nur selten und dauerten niemals lange. Plötzlich, wie sie gekommen waren, verschwanden sie auch wieder und hinterließen nur eine Erinnerung an Tage, die ein bißchen rascher vergangen und lustiger gewesen waren als die andern. Es waren eben Fremde, die da gekommen und gegangen waren: und die meisten von ihnen hatten Thora überhaupt kaum beachtet.

Einer aber hatte sie doch beachtet. Er hieß Konrad Olthov und war der Sohn des Barons auf Granäs, einem alten Herrensit-

der etwa drei Meilen südwärts auf einem von dunklem Wald umrandeten Hügel über dem Wetteren lag. Das einzige Mal, daß Thora den Vater hatte nach Jöntöping begleiten dürfen, um zu sehen, wie eine Stadt aussieht, hatte der Rittmeister mit der Peitsche seitwärts gebeutet und gesagt: „Dort liegt Granäs.“ Thora sah ein gewaltiges Gebäude durch eine lange Allee von Pappeln herüberschimmern und bewahrte das Bild in der Erinnerung als eins der prächtigsten und imposantesten, das sie je gesehen hatte. Wenn sie später etwas von Schloßern las, so stellte sie sich ein solches immer wie den alten Herrensit auf dem Hügel über dem Wetteren vor.

Thora selbst wurde auf Konrad Olthov aufmerksam, weil er öfter auf Besuch kam als die übrigen Kameraden der Brüder. Er war mit Thoras jüngstem Bruder befreundet und war ihr im Alter am nächsten, bloß ein paar Jahre älter als sie; und da auch seine Heimat, wie die ihre, am Wetteren lag, kam er ihr gleich beim erstenmal wie ein Bekannter vor. Die beiden verkehrten frei, wie Geschwister, miteinander. Thora freute sich, wenn sie dem jungen Mann Freundlichkeit erweisen konnte; denn aus allem, was sie über sein Vaterhaus hatte erzählen hören, merkte sie, daß er sich dort wenig oder gar nicht wohl fühlte. Sie freute sich, wenn sie miteinander durch Wald und Feld streiften, freute sich, daß es Konrad in ihrer Nähe wohl war, freute sich jedesmal, wenn er erwartet wurde, und vernistete ihn, wenn er fort war. Mit niemand fühlte sie sich so ruhig und frei wie mit ihm. Mit niemand konnte sie so leicht reden wie mit diesem jungen Mann, der auf dem alten Hof ab und zu ging, als wäre er daheim.

Aber niemals, bei aller Vertraulichkeit dieser Jugendfreundschaft, kam Thora auch nur im entferntesten der Gedanke an etwas, was sie in ihren Träumen Liebe nannte. Konrad Olthov war auch im letzten Jahr gar nicht mehr auf Noheda gewesen. Es hieß, sein Vater, der alte Baron, sei mit den Jahren ein bißchen „wunderlich“ geworden und sähe es nicht gern, wenn der Sohn fortgehe.

So vorbereitet sah Thora im Haus ihrer Eltern ihren fünfjährigen Watten zum erstenmal. Sie war damals kaum neunzehn Jahre, er über vierzig.

Der Disponent Bruce kam eines Abends auf den alten Hof gefahren, weil eines seiner Pferde sich am Fuß beschädigt hatte und frisch beschlagen werden mußte. Er machte oft Geschäftsreisen in der Gegend; und nachdem er Moheba einmal besucht hatte, kam er öfters wieder. Schließlich merkten alle, sogar das junge Mädchen selber, weshalb er eigentlich kam. Ganz besonders ging Thora das Verständnis hierfür an einem Wintertag im Februar auf. Draußen lag tiefer Schnee, und die kleinen, vierreihigen Fensterscheiben in den niedern Zimmern von Moheba deckte dichter Neiß. Thora ging eben im Eßzimmer an der Mutter vorüber; da nahm Frau Dorthea den Kopf der Tochter in beide Hände und küßte sie, ohne ein Wort zu sagen, auf die Wangen. Darauf ging sie wieder ihren gewohnten Geschäften nach; aber Thora sah noch, wie ein flüchtiges Lächeln das Gesicht der Mutter erhellte, während ihr gleichzeitig die Tränen in die Augen traten, als sei irgend etwas Ernsthaftes und Trauriges geschehen.

Nun war diese kleine Szene von seiten Frau Dortheas etwas sehr Ungewohntes, und Thora konnte es sich nicht verheimlichen, was sie zu bedeuten habe. Das junge Mädchen wurde von diesem Tag an merkwürdig ernst. Was sie zu tun hatte, das wußte sie. Aber doch hatte sie das Empfinden, als sei eine Hoffnung, die sie immer heimlich im Herzen getragen hatte, verwelt und gestorben. Es tat ihr weh, sehr weh; aber reden darüber konnte sie mit niemand. Der Weg zur Mutter war ihr diesmal verschlossen, und Thora erlebte zum erstenmal, wie bitter es sein kann, sich erwachsen zu fühlen.

Die Tage wurden länger. Im März kam Tauwetter, und der Schnee schmolz. Im April lag der Wald offen, reingewaschen; aber Thora ging jetzt nicht mehr so gern spazieren wie einst. Sie fühlte sich auch nicht mehr dem wechselläufigen weiten Landlebe verknüpft, über den die Frühlingstürme bliesen. Mittsommer kam mit seinen langen, hellen Nächten. Purpurvollen schimmerten auf dem Grund der weichen Wasser, die Birken spiegelten ihr liches Grün darin, der Kluck rief. Und Thora verfolgte den Wechsel der Jahreszeiten, der einst ihre große stille Freude gewesen war, mit einer Art frühreifer Wehmut, die die Sorgen des Lebens im voraus auf sich nimmt und sich

auf sie bereitet. In aller Stille nahm sie Abschied von ihrer Heimat, und lange, ehe die Abschiedsstunde schlug, war sie darüber hinaus und mit ihrer Seele in der Zukunft. Und die ganze Zeit über fühlte sie, wie etwas Neues, Fremdes ihr immer näher und näher rückte.

Schließlich kam alles ganz natürlich. Als Bruce gleich nach Mittsommer wiederkam, um ernstlich als Freier aufzutreten, war Thora bereit und beegnete ihm mit einem etwas schwermütigen, aber keineswegs ängstlichen Lächeln. Bruce übte zudem eine ganz eigentümliche Anziehungskraft auf das junge Mädchen aus. Sein Körper war ein liches und unbeholfen und schwer, wie es der Bewohner des Flachlandes leicht wird, wenn das Alter naht, und über seiner Stirn begann sich das Haar zu lichten. Aber seine Züge waren gut geschnitten, und in seinem ganzen Wesen lag ein Etwas von zuverlässiger, gutmütiger Kraft, das Zutranken erweckte. Daß er gewöhnt war, zu befehlen, sah man an der kräftigen Unterklippe, die sich unter dem gelben Schnurrbart vorschob; und der ruhige Blick der kleinen grauen Augen konnte manchmal ganz plötzlich zu einem letzten starken Funkeln werden. Thora konnte Bruce nie ansehen, ohne das Gefühl zu haben, daß er ihr gleichsam befehl, sie zwang. Er befehl, wenn er kam und in seiner ruhigen, etwas herablassenden Art ein Gespräch mit ihr anfang, befehl, als er sie bat, seine Frau zu werden, befehl, wenn er ohne weiteres sich auf den Platz an ihrer Seite setzte, den er als den feimigen anzusehen schien, einfach, weil er es so wollte. Nie wurde Thora Bruce gegenüber dies Gefühl ganz los. Gleich das erstemal, als sie ihn sah, empfand sie das, und als sie anfang zu merken, daß die Besuche des reichen Gutsherrn ihr galtten, lähmte das Gefühl dieser Willenskraft sie ganz und gar, erfüllte sie mit einem Schreck, fast als wolle er sie mit Gewalt erzingen. Zugleich aber fühlte sie sich doch von dieser ruhigen männlichen Kraft, die da einfach begehre und nahm, angezogen. Es lag eine gewisse Sicherheit darin, eine Sicherheit, deren ihr Wesen bedürrie; und ganz ohne Liebe gab Thora Bruce ihr Antwort nicht.

Datum lebte das junge Mädchen auch während der kurzen Zeit, die bis zur Hochzeit noch verging, in einem seltsamen Ge-

misch von Glück und Dangen. Wenn sie an Bruce dachte, so beunruhigte eigentlich nur eins sie. Sie hätte so gern gehabt, daß er ein bißchen zärtlicher zu ihr sei. Nur ein bißchen. Und dann hätte sie gewünscht, er hätte nicht gar so weit fort gewohnt. Sie hatte sich nach einem Gatten gesehnt, der ihr seine Zärtlichkeit durch Liebesjungen bewies. Und sie fragte sich oft, ob Bruce wohl immer so bleiben würde ihr gegenüber wie jetzt — ruhig, freundlich, lächelnd, wenn er gut war, bestimmt und ein bißchen kurz, wenn er auf Widerspruch zu stoßen glaubte. Dem jungen Mädchen wurde das Herz schwer, wenn sie daran dachte, wie weit fort sie reisen würde — bis weit hinunter nach Slave — mit diesem fremden Mann. Sie hatte gar nicht das Gefühl, als warte ihrer dort eine Heimat — nur, als verlasse sie die, die sie jetzt hatte —

Im übrigen ließ man ihr nicht viel Zeit zum Nachdenken. Den Sommer und Herbst über rüstete man auf Moheba zur Hochzeit. Thora saß hinter ihren Säumen und hatte nicht die Zeit, mehr vom Sommer zu sehen, als was von der Veranda oder dem Esszimmerfenster aus, an dem der Nähtisch stand, zu sehen war. Sie und die Mutter hatten viele lange Unterredungen miteinander in dieser Zeit, und Frau Dortha erteilte ihrer Tochter manch guten Rat über die Pflichten einer Ehefrau, ließ es auch an Winken über all das Neue und Unbekannte, dem sie entgegenging, nicht fehlen. Am schlußmüdesten war es, wenn die Mutter davon sprach, wie weit fort die Tochter ziehen würde, und daß die Eltern krank werden und sterben könnten, ohne daß eine Nachricht ihre Jüngste noch rechtzeitig erreichte. Aber auch dies sagte Frau Dortha in ihrer stillen, geduldigen Weise, die alles im Leben einfach und leicht machte. Aber das Leben jammern — darauf verstand sich Frau Dortha nicht. Dazu hatte sie zu viel gearbeitet und zu fleißig gebetet. Sie schickte ja auch ihre Tochter nicht ins Ungeviß hinaus. Thora bekam einen tüchtigen Mann. Der Wittmeister hatte sich wohl erkundigt, ehe er sein liebstes Kind hergegeben hatte.

So kam der Herbst und mit ihm der Tag der Hochzeit. Alle Geschwister waren versammelt, verheiratete und unverheiratete — der Wittmeister richtete seiner Tochter eine stattliche Hochzeit aus. Und die Mutter

steckte ihr selbst noch ihre letzte Hochzeitsgabe an die Brust — die alte Korallenbrotsche mit der goldenen Schlange, die sich mit ihren schwarzen, ziselirten Augen darumband. Das Geschenk rührte Thora so, daß sie noch daran dachte, als sie schon vor dem Altar in der alten hölzernen Kirche stand; und sie machte sich Vorwürfe, daß in dieser heiligen Stunde nicht alle ihre Gedanken bei Gott und dem Gatten waren, dem sie Treue und Gehorsam gelobte.

Ein paar Tage später waren der Wittmeister und Frau Dortha allein. Am ersten Abend sagte der Wittmeister: „Gott gebe, daß das Mädchen glücklich wird und es ihr gut geht!“

Frau Dortha antwortete: „Das Glück steht in Gottes Hand.“

„Ja,“ sagte ihr Mann. „Aber es ist immerhin gut, zu wissen, daß man getan hat, was man konnte.“ Und eine Weile später fügte er hinzu: „Es ist bloß so sonderbar, wenn man daran denkt, daß sie unsere Letzte war —“

Frau Dortha blickte zu ihrem Mann auf und erwiderte: „Einmal hätte sie uns ja doch verlassen müssen. Es ist gut, daß wir jetzt ruhig sein können ithrethalben.“

Der Wittmeister stand auf und ging mit steifen, kurzen Altmännerjchritten durchs Zimmer. Darauf setzte er sich wieder, jaß selber verlegen über seine Nührung. „Ja,“ gab er zu, „es ist gut, daran zu denken; besonders wenn man weiß, daß man bald einspafen muß. Dann ist sie wenigstens nicht allein. Und das ist das Wichtigste. Aber leer ist es doch.“

Und damit war Thoras Kindheit und Jugend zu Ende, und sie selbst war schon meilenweit fern vom Elternhaus.

* * *

Johan Bruce war eine zähe und kräftige Natur. Er war immer schwer und langsam gewesen. Viele Jahre hatte seine alte Mutter im stillen darauf gehofft, der Sohn würde sich eine Frau nehmen wie alle andern Männer, damit sie ihn, ehe ihr der Tod die Augen schloße, noch glücklich verheiratet sähe. Weil sie das hoffte, hatte die alte Frau auch nicht auf dem Hof bleiben wollen, sondern war, sobald der Sohn erwachsen war, zu einer ihrer verheirateten Töchter gezogen, die

an der Küste wohnte. Im Hause sollte keine Schwiegermutter sein; Johan sollte ohne Rücksicht auf seine Mutter heiraten können; so wollte es die Mte. Und einfach und stillschweigend, wie sie stets gewöhnt war zu handeln, setzte sie auch hier ihren Willen durch. Sie hatte dabei noch einen heimlichen Nebengedanken: das Bedürfnis nach einer weiblichen Hilfe im Hause sollte die Heirat des Sohnes, die sie so sehr wünschte, beschleunigen.

Die alte Frau Bruce war eine von den Damen, die es verstehen, in aller Stille zu handeln und ihren Willen ohne Worte geltend zu machen. Trotzdem wurde sie lange Jahre um das, was sie so innig erhoffte, betrogen. Der Grund war wohl ganz einfach der, daß der Sohn in seiner Verschlossenheit eine gewisse Scheu vor den Frauen hegte; und wenn er auch wirklich einmal eine leise Neigung für die eine oder andre empfand, so überlegte er so lange, daß das Mädchen des Wartens müde wurde und längst verlobt und verheiratet war, ehe Johan Bruce sich überhaupt entschlossen hatte, als Freier aufzutreten.

Johan Bruce kann sich nicht entschließen, hieß es in der ganzen Gegend. Und als sich schließlich das Gerücht verbreitete, er bringe sich aus weiter Ferne eine Frau mit, so fragte man sich ganz allgemein, wie dies Wunder hatte geschehen können. Die Klugen fanden denn auch eine Erklärung: der Disponent war eben einem unternehmenden Mädchen oder einer unternehmenden Schwiegermutter in die Hände gefallen. Daß er selber nicht den ersten Schritt gethan haben konnte, das wußten ja alle.

Johan Bruce ging mittlerweile ruhig und gelassen wie immer seines Weges. Was die Menschen über ihn zu sagen wußten, das kümmerte ihn nicht. Er war ein guter Landwirt und dabei ein guter Rechenmeister, und das adlige Blut in ihm war durch zwei Generationen mit gesundem bürgerlichem Blut untermischt. Die Familie Bruce gehörte nicht zu dem Teil des angeesehenen Adels, der über seine Einkünfte hinaus ein großes Haus machte. Im Gegenteil, der Hof und das ganze Leben dort hatten eher eine gewisse Ähnlichkeit mit dem, was wir heutzutage auf besseren Bauerhöfen zu sehen gewöhnt sind. Johan Bruce selbst hatte trotz seiner adligen Geburt in seiner ganzen Persönlichkeit etwas,

das ziemlich stark an den Bauern erinnerte. Er selber nannte sich auch mit Vorliebe einen Bauern, und es war bezeichnend für seine Art und sein ganzes Wesen, daß er vor allen Dingen ganz genau ausrechnete, wie hoch sich ein Haushalt stellen würde, wenn eine Frau auf den Hof kam, und gewissermaßen im voraus seine Vorsichtsmassregeln traf, um etwaigen Neuerungen, die die junge Frau einführen könnte und die auf die alte Hausordnung störend einwirken müßten, vorzubeugen.

Johan Bruce trug den Titel Disponent keineswegs nur zum Spaß. Wie es in alten Zeiten der Brauch war, war das Gut nach dem Tode des Vaters nicht im eigentlichen Sinne geteilt worden. Johan Bruce als einziger Sohn sah allerdings mit vollem, unbestrittenem Recht auf dem Hof, aber die Schwestern erhielten von ihm jährlich je eine Summe, die ihnen der Vater in seinem Testament ausgesetzt, freilich absichtlich möglichst niedrig bemessen hatte, damit der eigentliche Besitzer auch in weniger guten Jahren nicht in Verlegenheit zu kommen brauchte. Daß er diese Summen noch stets auf Tag und Stunde pünktlich ausbezahlt hatte, das war Bruce's Stolz und war für ihn etwas ebenso Selbstverständliches, wie daß er überhaupt jedem, mit dem er zu tun hatte, Gerechtigkeit widerfahren ließ; und an dieser Gewohnheit, so wenig wie an irgendeiner andern sollte seine Heirat nichts ändern.

Dies und so manches andre noch begriff denn auch Thora schon am ersten Tage, an dem sie die Sonne über dem dunklen Berggrat, der sich längs des Tales unter den Fenstern des Hofes erstreckte, aufgehen sah. Genau genommen, sah sie sie freilich nicht — weder an diesem ersten Tag, noch an den folgenden. Nur das Tageslicht sah sie, nicht aber die Sonne. Ein schwerer, dichter Novembernebel lag über dem ganzen Land, und dahinter erschienen Berggräten, Räume, die wenigen Gebäude, die jenseits des Watters lagen, alles überhaupt, was die Einörmigkeit der Landschaft unterbrach, nur wie dunckle schwere Schattentisse durch einen weichen Schleier sehenden Graues. Thora hätte sich am liebsten irgendwo eingeschlossen und geweint, so bedrückt fühlte sie sich von all dem Neuen, das ihr in dieser Umgebung so düster vorlief. Aber das durrte sie nicht, und sie wußte wohl: gab sie einem derartigen

Wunsch nach, so war sie verloren. Und das wollte sie nicht. Jung wollte sie sein, jung und glücklich. Tapfer begleitete sie darum ihren Mann überall hin und nahm seine Weisungen entgegen, und ruhig, klar und freundlich erklärte Bruce seiner Frau alles — wie das Hauswesen vorher geführt worden sei und wie er wünsche, daß es in Zukunft geführt werden solle.

Was aber Thora nicht erfuhr, das war, daß dieser Mann, der da neben ihr herging und nur von praktischen Dingen und Haus-haltungsangelegenheiten sprach, in seinem Herzen ganz ebenso stark wie Thora selbst sich nach Zärtlichkeit sehnte, wenn auch seine Sehnsucht von anderer Art war und anders zum Ausdruck kam. Von klein auf hatte er es entbehrt, daß ihn nie jemand geliebt hätte. Das war in dem steifen, sparsamen und fortreksten Vaterhaus nicht der Brauch gewesen. Als er dann Mann war, wurde Johan Bruce auch gleich der Herr, vor dem sich alle beugten, dem aber keiner sich zu nähern wagte. Als er sich endlich ein Weib nahm, war er ein gefester Mann, und eine Art Schamgefühl hinderte ihn daran, seinen Gefühlen den Ausdruck zu geben, der, wie er glaubte, wohl der Jugend anstand, ihm aber nicht mehr. Wenn er allein war mit seiner Frau, so fürchtete er, sie könne sich vielleicht abgestoßen fühlen oder ihn gar lächerlich finden, wenn er sich so zeigte, wie er eigentlich war. Und weil er nicht wagte, zärtlich zu sein, war er kurz und scharf; ward wortkarg, weil er allzu lange nur seiner eignen eingeschlossenen Gefühlswelt gelauscht hatte; ungefächelt, weil er sich selbst mißtraute.

Dennoch Johan Bruce liebte seine Frau, liebte sie mit der ganzen gesammelten Blut eines Mannes, der lange einsam gewesen ist. Seine Liebe hatte die ganze Unbeholfenheit des Landmännchens. Als er Thora zum erstenmal gesehen hatte, war er aufgeschluppt wie ein Jüngling. Aber das verzehrende Feuer seines Gefühls machte ihn nur noch scheuer. Als er merkte, wie scheu auch Thora ihm gegenüber war, erklärte er sich das auf seine Weise und selbstverständlich nicht zu seinen Gunsten. Er sah, daß Thora Angst hatte vor ihm, wie ja fast alle Menschen, und schon ehe er Bräutigam war, hatte er darum auch resignirt — was den Menschen jener Tage überhaupt leichter fiel als uns. Er

wollte Thora besigen, sie zu seinem Weibe machen, sie sein Leben lang haben. Aber sich ihre Liebe zu erzwingen, so wie er der-einst geträumt hatte, daß ein Weib ihn müßte lieben können — die Hoffnung gab er auf. Um fortwährend in unbefriedigten Gefühlen zu leben, die ewig danach rangen, zu ihrem Recht zu kommen — dazu war er viel zu sehr Arbeitsmensch und verlangte zu viel von sich selbst.

Vielleicht hätte Thora doch all das so un-gefähr verziehen können, wenn nicht eine son-derbare Furcht sie daran gehindert hätte. Die Furcht, die schon auf der Reise über sie ge-kommen war, schlug Wurzel, als sie zum erstenmal ihre neue Heimat erblickte. Und die Furcht war es, die sie zu ihrem ersten Tag im neuen Heim weckte.

Thora war allein, als sie an diesem Mor-gen erwachte. Müde von der Reise, hatte sie lange geschlafen. Ihr Mann hatte das Schlafzimmer schon verlassen. Thora konnte vom Hof her seine starke ruhige Stimme hören, wie sie nach den Feldern hinaustrief. Verwirrt setzte sie sich im Bett auf und ver-suchte ihre Gedanken zu ordnen. Vor was fürchtete sie sich eigentlich? Was für eine Angst war das, die da wuchs und wuchs in ihr?

Sie glitt aus dem Bett und hinüber ans Fenster. Mit zitternder Hand riegelte sie die Läden auf, stieß sie zurück und sah hinaus. Nichts als Nebel — Nebel, der sich mehr und mehr verdichtete, der das ganze Tal füllte, der wie eine Mauer zwischen ihr stand und der Welt, zu der sie nie wieder erwachen würde. Durch den Nebel schimmerten — wie ein noch mehr verdichtetes Dunkel — die Umrisse des langgestreckten Bergrückens, den Bruce geprieien hatte als das Schöne, was er je von Natur gesehen hatte oder sehen konnte.

Schauernd wandte die junge Frau sich wieder ins Zimmer zurück und kleidete sich still an für den neuen Tag, der wie in Nacht begann. Sie fühlte sich enttäuscht, betrogen von der Heimat, in der sie, das wußte sie, bleiben mußte.



Am folgenden Sonntag brach langsam die Sonne durch die Wolkendecke, die sich über die Erde gelagert hatte. Die Nebel glitten

auseinander, und unten im Tal hob sich, in Sonnenlicht gefadet, der Söderås. Am Vormittag kam Bruce und hat seine Frau, ihn zu begleiten. In seinen grauen Augen leuchtete ein Schimmer wie von erwartungsvoller Freude. „Ich will dir den Berg zeigen,“ sagte er.

Sie wanderten durch die Buchenwälder hinunter. Dann ging der Weg ganz gerade über die aufgeweichten Äcker. Bruce ging dicht neben seiner Frau, stumm, glücklich. Das war der Augenblick, nach dem er sich immer gesehnt hatte. Endlich durfte er ihr seinen Stolz, sein Glück, seinen Traum weisen — die Heimat. Und als sie so weiter-schritten, begann er zu sprechen.

„Vater hat auch auf Återup gelebt,“ sagte er, „sein ganzes Leben lang. Mein Großvater war der Erste hier in der Gegend. Erst so lange ist unsre Familie schwedisch. Und doch bin ich ein so eingeleiteter Slaue wie nur wenige. Großvater kam von Pommern, und es heißt, er habe seinen Besitz nicht mit ganz reinen Händen erworben. Sie erzählen noch von ihm, er sei ein Kraft-mensch gewesen, den alles ringsum fürchtete. Und die Leute, die ihn noch gekannt haben, behaupten, ich sähe ihm gleich.“

Bruce schwieg einen Augenblick und streifte seine Frau mit einem raschen Seitenblick, als uene er mit seinen letzten Worten etwas Besondere. Auch Thora beobachtete ihren Mann neugierig von der Seite; sie freute sich über seine Mitteilbarkeit und scheute doch ein bißchen vor der unausgesprochenen Frage zurück, die sie hinter seinen Worten ahnte. Bruce wollte wissen, ob auch sie ihn fürchte, und Thora wünschte von Herzen, sie hätte können nein sagen. Weil sie das nicht konnte, schwieg sie und lächelte — ein Lächeln, das den Mann zu der hastigen Frage veranlaßte: „Fürchtest du dich auch vor mir, Thora?“

„Ein bißchen vielleicht, ja,“ erwiderte sie. „Aber nicht sehr.“ Und eine plötzliche Röte stieg ihr in die Wangen.

Nach ein paar Schritten fuhr Bruce fort: „Mein Vater hat mich gelehrt, unsre Gegend hier zu lieben. Er war ein einsamer Mann, der meist in seinen Büchern lebte. Mutter besorgte den Haushalt und in vielem auch die Landwirtschaft. Sie hat viel durchgemacht mit Vater. Tenu er war jahrelang vor seinem Tode schwermütig. Mutter hat mir nie sagen wollen, weshalb. Aber ich glaube,

er hat unter dem schlechten Ruf seines Vaters, meines Großvaters, gelitten. Er glaubte, die Menschen säßen ihn und uns alle darum an. Die Liebe zu den Büchern konnte er mir nie beibringen. Ich hatte keinen Sinn dafür. Aber die Erde lehrte er mich lieben, und die lieb' ich auch, wie das bloß einer kann, der sie selber bebaut.“

Thora hatte das Gefühl, als würde ihr viel leichter ums Herz, bloß weil ihr Mann mit ihr von sich selber sprach. Sie sah sie sogar Mut zu einer Frage, über die sie seit-her nur ganz in der Stille nachgedacht hatte. Zu ihrem Mann aufblickend, sagte sie: „Wie sind die Leute hier?“

„Wie meinst du das?“ entgegnete Bruce. „Ich meine, ob sie ehrlich sind und zuverlässig? Kann man sich auf sie verlassen?“

Bruces Gesicht umwölkte sich, und die Unterlippe unter dem Schnurrbart schob sich vor. Der Gedanke, daß man über seine Leute eine derartige Frage stellen könne, wäre ihm nie in den Sinn gekommen. „Man muß den Willen und die Fähigkeit haben, sie zu verstehen,“ antwortete er. „Die Leute hier öffnen ihre Herzen Fremden gegenüber nur langsam.“ Und als fürchte er, seine Antwort sei zu schroff, fügte er verhöflich hinzu: „Du bist ihnen jetzt noch fremd. Aber du bist meine Frau, und darum wird für dich der Weg zu den Herzen der Leute viel leichter sein, als wenn du bloß auf Besuch hier wärst. Sie wissen ja, daß du keine Fremde sein willst.“

Thora fühlte aus diesen Worten wohl heraus, wieviel hier zu überwinden war, woran sie noch gar nicht gedacht hatte; und um mehr Klarheit über ihre Stellung zu gewinnen, fuhr sie fort: „Ich laun nichts dafür, Bruce. Aber ich bin ängstlich den Leuten gegenüber. Ich habe das Gefühl, daß sie mich auslachen oder mißachten und verspotten.“ Sie blickte voll Eifer zu ihrem Mann auf und begriff nicht, warum sein Gesicht sich mehr und mehr undüfterte.

„Mißtrauisch darf man nicht sein gegen die Slanen,“ sagte er ernst. „Und auch nicht alles auf einmal verlangen. Es ist ein langsameres Volk, aber ein zuverlässiges.“ Und als Thora nichts erwiderte, fuhr er fort: „Willst du versuchen, mir darin zu glauben, Thora, und danach zu handeln?“

Ganz unwillkürlich redete Bruce jetzt in einem wohlwollenden, herablassenden Ton.

so wie wenn man ein Kind zurechtweist. Thora kämpfte mit den Tränen, aber sie beherrschte sich. Ihr Instinkt sagte ihr, daß sie hier einen Punkt in der Natur des Mannes berührt hatte, dem sie sich nur vorzüglich nähern durfte. Thora dachte im stillen an ihre Mutter. Wenn sie zu ihr hätte gehen, von ihr sich helfen lassen können! Sie kam sich vor wie ein Kind. In ihrer Not begriff sie nur eins: sie mußte tapfer sein! Darum antwortete sie, so mutig sie konnte: „Ich werd's versuchen.“

Und Bruce's Gesicht hellte sich bei diesen Worten auf, und seine Stimme klang sanfter, als er sagte: „Dann wird es schon gehen.“

Sie waren jetzt an der Brücke angelangt, die über den Bach führte. Er war von Herbstregnen angeschwollen und stürzte brausend über Schutt und Kiesel. Ganz hinten in der Klust, aus der der Bach kam, öffnete sich jetzt ein Bild — so wild und schön, daß Thora zum erstenmal vor dieser ihr fremden Natur stehen bleiben mußte, um zu schauen und zu staunen. Sie stand vor der Schlucht von Elaralid. Von der Ferne hatte sie sie nur als eine dunkle Rinne im Bergücken gesehen, die in geheimnisvoller Tiefe verschwand. Sie sah jetzt, daß auf dem Grund dieser Riesenschlucht ein breiter schäumender Bach floß. Zu beiden Seiten des Wassers stiegen senkrechte Felswände auf, ganz hinten in der Schlucht machte der Bach einen Vogen, und eine neue Felswand versperrte die Aussicht. Bruce erzählte ihr, man könne hier tief, tief hineingehen; ein schmaler Pfad führe zu beiden Seiten des Baches hin, da könne man gehen, immer weiter und weiter, und dem Rauschen des Wassers lauschen, während die Felswände zu beiden Seiten in phantastischen Formen aufstiegen, da und dort mit einer Erdschicht bedeckt, aus der sich gigantische Buchen hoben. Aber heute wollte er sie einen andern Weg führen.

Und während sie unter den Buchen auf dem dicken weichen Teppich der abgefallenen braunen Blätter hinwanderten, in dem ihre Füße bis über die Knöchel einsanken, erzählte Bruce weiter. Er sprach von der Naturrevolution, die einst in grauer Urzeit hier gewüthet hatte. Er wies ihr die gewaltigen Steinbrüche, die die Abhänge der Schlucht deckten. Wie wenn ein Riesenschlag in Windungen quer durch den Grat gegangen

wäre, so sah es aus. Er hatte keine Erde aufgeworfen, durch den nackten Fels war er gegangen, und die Schollen, die er aufgerissen hatte, waren gewaltige, übereinandergeworfene Steine und Felsblöcke, die dann und wann mit donnerndem Fall abstürzten und das Bestreben der Felsen lebensgefährlich machten. Eine Menge Sagen wurden von dieser Schlucht erzählt. Kobolde machten noch die Wälder unsicher. Die Waldfrau zeigte sich manchmal, erschien Holzhackern und Waldhütern, hauptsächlich aber den Wilddieben, deren es damals viele gab. Noch weiter im Berg lag der Odensee, ein tiefes Loch in der Schlucht, das von Wänden aus aufeinandergetürmten Steinblöcken umgeben war. Einst hatte da ein Bauer gewohnt, der so gottlos war, daß eines Tages der Hof mit Mann und Maus versank. Und davon entstand der Odensee. Daß es wahr war, konnte man schon daran sehen, daß man die Tiefe des Sees nicht zu messen vermochte. Einmal hatte man es versucht. Aber als die Leine sank, fühlten die, die sie hielten, daß jemand unten daran zog, und eine drohende Stimme gebot ihnen, abzulassen. Seitdem hatte niemand mehr versucht, den dunklen See mit seinen schwer zugänglichen Ufern zu messen.

„Dort hinten liegt er,“ jagte Bruce und deutete zwischen den Stämmen der Buchen durch.

Auch von Wichtelmännchen und Riesen wußte er zu erzählen. Vom „Goavichtel“, der gar bösen Ursprungs ist, aber dem, dem er wohl will, hilft, berichtete er. Die Sagen vom Bachpferd, die er als Kind hatte erzählen hören, kannte er noch alle, eine ganze Menge Geschichten von Zeichen und Ahnungen, von Geistern, die in alten Häusern, in denen einst ein Unrecht geschehen war, gespuht hatten, von Lichtern, die kein Mensch angezündet hatte, und die doch durch das Waldesdünster flackerten ...

All das berichtete er in seiner ruhigen, halb ernst, halb spielenden Art. Und während Thora ihm zuhörte, war ihr gerade so zumute, wie wenn sie mit den Lemmen auf dem Hof sprach. Sie wußte nicht recht, hielt er sie zum besten oder war es ihm ernst. Jedenfalls aber stimmten Bruce's Erzählungen ganz seltsam gut zu der Landschaft, durch die sie gingen. Rings um sie her standen dunkel die Buchenwälder. Sie

waren weit gegangen. Thora hörte, wie ihr Mann sagte, er habe absichtlich einen Umweg gemacht, damit sie länger im Wald gehen könnten.

„Im Wald?“ sagte Thora halblaut, fragend.

„Freilich,“ erwiderte er mit ruhigem Lächeln. „Siehst du denn nicht, daß wir mitten im Wald sind?“

„Doch, gewiß,“ beistete sich Thora zu antworten.

Für sie war das nicht der Wald. Es war Buchenwald, ja, aber kein Wald. Und im Weiterwandern dachte sie, den Wald würde sie wohl nie mehr sehen im Leben. Es gab ihr einen Stich durchs Herz. Sie sah im Geist ihren Wald, so wie sie ihn kannte. Rundumher duftete es nach Harz, die ganze Atmosphäre des Tannenwaldes umgab sie. Sie sah ihn, dunkel und geheimnisvoll, immer grün, immer gleich, sah ihn zur Sommerzeit, hörte das leise Zwitschern der Vögel, das die Stille unterbrach. In der Luft schwirrte das Summen der Mücken, ganz fern schlug das Hirtuhorn, piffte der Schwarzwachtel. Durch ihre Seele zog ein Heer von Erinnerungen, die sie hinauslockten auf einen klaren, spiegelblanken See, über dem die Wildenten aufstiegen. Thora hob die Augen und sah sich um. Prüfend blickte sie lange, weit, tief in das Dunkel der Buchen hinein. Obgleich es schon Mitte November war, waren die Blätter noch nicht abgefallen. Braun und schwer füllten sie die Kronen der Bäume, auf die die Sonne hell schien; der Boden darunter war dunkel, keine Spur von Moos oder Gras war zu sehen, in einer endlosen Perspektive schlängeln sich die grauen Äste der alten Buchen ineinander, so weit das Auge reichte. Thora sah das alles und fühlte, daß sie nichts dabei empfand. Dann dachte sie daran, daß sie überhaupt gar nicht mehr wußte, wo sie waren. Allein würde sie den Weg zurück gar nicht mehr finden. Und sie fühlte sich einsam und verirrt.

Der Weg führte jetzt aufwärts. Als sie noch ein Stückchen gegangen waren, lichtete sich der Wald; vor ihnen lag klar und blau der Himmel mit verstreuten weißen Wolken, die ganz still zu stehen schienen. Bruce führte sie einen lauggestreckten Hang hinauf und bat sie, hinauszublicken. Ein gähnender Abgrund öffnete sich vor ihnen. Tief unten floß der Bach. Zu beiden Seiten des Baches

reichten sich die Felsklänge mit ihren graubraunen Steinblöcken, die einst in der Urzeit vom Eis oder Feuer losgerissen worden waren. Mitten auf der Wand, tief unter ihnen, hob sich eine einsame Niesenbuche, in deren runde Krone sie gerade hinabschauten. Thora merkte, daß sie auf einem Umweg auf die Anhöhe gelangt waren, zu der sie vor einer Weile emporgeschaut hatten. Ihre Augen begegneten denen des Mannes. Sie sah sie sich entgegenstrahlen, in einer Art stummer, innerlicher Begeisterung. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er ihren Arm und führte sie zu einem zweiten Ausblick. Dort bat er sie, nach der andern Seite, gerade der Sonne entgegen, zu sehen.

Meilenweit erstreckte sich vor ihnen das Land, eine unendliche Ebene mit endlos blauem Horizont. Höfe und Dörfer lagen darüber verstreut, Kirchtürme stiegen aus lahlen Baumgruppen auf. Wie ein glänzendes Band schimmerte ein Stück des Halgastuffes herüber. Ganz in der Ferne hörte man leise Klänge wie von Kirchenglocken.

„Das ist mein Land,“ jagte er. „Das Land, von dem ich dir erzählt habe. Das hab' ich dir zeigen wollen.“

Bruces Stimme wurde ganz unwillkürlich feierlich, und in seine Züge kam etwas Andachtsvolles, Träumerrisches, das sie fast schön machte. Thora hatte nie geahnt, daß sein Gesicht so strahlen konnte. Daß überhaupt an ihrem Mann irgend etwas wäre, das man schön nennen konnte — der Gedanke war ihr gar nie gekommen. Jetzt sah sie es; und im gleichen Augenblick fühlte sie auch — an dem, was seine Wangen färbte und seinen Blicken Glanz verlieh, würde sie nie teilhaben können. Schön war das alles, was sie da sah. Sie fühlte wohl, daß es schön war. Aber zu ihrer Seele redete es nicht. Ihre Seele hatte sie zurückgelassen in ihrem wirklichen Wald, der an dem spiegelblanken, weiten See stand.

Bruce merkte zuerst nichts. Er war vor diesem Anblick so erfüllt von seinen eignen Empfindungen, daß er Thora, um derenwillen er doch hier heraufgegangen war, fast vergaß.

„Dierher geh' ich jeden Sonntag, wenn ich nicht zur Kirche fahre,“ sagte er. „Etwas Schöneres gibt es nicht.“ Erst als er das gesagt hatte, merkte er, daß Thora ganz stumm dastand. „Nt es nicht schön hier?“

sagte er ein wenig ungeduldig. Er wollte den Gedanken gar nicht in sich aufkommen lassen, daß seine Frau die Gegend nicht mit denselben Augen sähe wie er.

„Doch,“ erwiderte Thora. „Es ist schön hier.“ Aber ihre Stimme war klanglos und ihr Gesicht matt.

Als Bruce das merkte, war es, als ob sein eignes Empfinden sich plötzlich abkühlte. Er war sonst nicht rasch von Gedanken. Aber wo es das Innerste eines Menschen gilt, wird manchmal sogar der Langsamste beweglich und versteht ganz instinktiv. Darum verstand Bruce, ohne daß ein Wort gesprochen worden wäre, die Gefühle seiner Frau, und es war ihm, als strahle eine Kälte von ihr aus. Ein schmerzhafter Argwohn erwachte in ihm — der Argwohn, seine Frau könne ihm ihr Jawort gezwungen oder widerwillig gegeben haben. Bruce tat sein Bestes, um diesen Gedanken zu verjagen. Aber es glückte ihm doch nicht ganz, zu verhindern, daß in seiner Stimme etwas von Bitterkeit lag, als er antwortete: „Vielleicht braucht man Zeit, um sich an den Anblick zu gewöhnen.“ Ohne ein weiteres Wort ging er den schmalen Pfad hinab, der am Abhang hinführte und in gerader Linie auf die Brücke zulief, unter der der Bach abwärts schäumte.

Thora folgte ihm stumm. Bald lag der Wald hinter ihnen, und mitten auf dem Hügel jenseits der Felder ward das niedere einstöckige Haus mit seinem hohen Dach und den Linden darum sichtbar. Kalt und einsam lag es da in seinem Winterkleid; und Thora hatte das Gefühl: wenn sie nur jetzt irgend jemand hätte, mit dem sie hätte reden können, so wäre alles besser geworden ... Aber Bruce ging stumm neben ihr her; fest und schwer klangen seine Schritte auf dem ausgetretenen Boden. Beharrlich sah er vor sich hin; und Thora bemerkte, wie die Muskeln in seinem kraftvollen Gesicht sich gleichsam verhärteten.

Am Nachmittag nahm er den Wagen und fuhr allein fort. Wohin, das sagte er nicht.

* * *

Diese Wanderung in der Novembersonne vergaß Thora nicht. Es war, als ob alles Schlimme, was später geschah, damals angefangen hätte. Denn von dem Tage an wandte Bruce sein Herz von seiner Frau ab

und wurde hart gegen sie, wie gegen keinen Menschen sonst. Er zeigte das allerdings nicht auf einmal; alles ging bei ihm langsam. Das einzige Mal in seinem Leben, daß er ohne Überlegung und blind gehandelt hatte, war, als er um Thora gefreit und sie zur Frau genommen hatte; und der Tag kam bald, an dem Thora einsehen mußte, daß er nichts in seinem ganzen Leben so tief bereute wie diese Handlung.

Das Unglück fing damit an, daß Bruce lange Zeit in stummem Groll gegen Thora herumliefe; und Thora ahnte ganz richtig, daß dieser Groll schon auf ihrer ersten Sonntagswanderung begonnen hatte. Es ist schwer, die Fäden des geheimnisvollen Netzes auseinanderzuwirren, das in Glück und Leid sich zwischen den Menschen spinnt. Wer darf sagen, daß er einen andern kennt? Wer kennt in Wirklichkeit sich selbst? Unwissend in allem, was zwischen uns vorgeht, wandern wir durchs Leben; keiner kennt den Ursprung von Liebe oder Haß. Ich erzähle hier von Menschen früherer Zeiten, Menschen, die einfacher fühlten, milder subtil dachten und stärker handelten als wir. Pflicht und Sitte banden diese Menschen fester als uns, das Empdrungsbedürfnis war bei ihnen noch nicht so allgemein wie bei uns, und die Religion, die der Grund war, auf dem sie bauten, stand über den Debatten der Alltagsmenschen. Darum spielten ihre Kämpfe sich mehr in der Stille ab: aber die Seelenmorde, die begangen wurden, waren auch um so zahlreicher, und die Natur, die sich nicht ungestraft vergewaltigen läßt, rächte sich nicht selten auf eine Weise, die wir barbarisch finden.

Langsam wuchs in Bruce ein Widerwille gegen seine Frau. Es begann damit, daß er sich sagte, Thora habe ihn betrogen, oder auch er selbst habe sich in ihr getäuscht. Sie kam aus einer andern Gegend als er; und der Gegensatz zwischen ihrer Natur und der seinen war ihm wohl bekannt. Es gab auch genug Menschen, die ihm, als sie von der Wahl, die er getroffen hatte, erübren, sagten, das würde niemals gut ablaufen. Niemals würde eine Frau, die von so weit her stammte, in den südlichen Wäldern, wo die Ebene begann, heimisch werden. Bruce hatte gelächelt und erwidert: „Sie wird sich wohl fügen müssen wie andre auch.“ Aber bei sich dachte er nicht so. Daß Thora wider-

spenstig sein oder daß daraus für sie beide Anheil erwachsen könnte, das war ihm nie in den Sinn gekommen. Er hatte aufgehört, von einer Liebe zu träumen, die für den Geliebten ihr Leben läßt und durchs Feuer geht. Aber er hatte sich ihr männlich und behutsam genähert, hatte sie, soweit er zu wissen glaubte, nie erschreckt. Nur einen Traum hatte er noch gehabt: daß Thora, wenn er ihr sein Land zeigen, sie Auge in Auge mit seiner Schönheit stellen, sie durch die stillen Buchenwälder führen würde, wo unter dem feuchten schweren Laub die Frühlingskeime schlummern — wenn er ihr die Ebene, die im goldenen Sonnenlicht den Winter Schlaf schlief, während fern die Höhen blaueten, weisen, neben ihr stehen und ihr sein Land zeigen würde, wie reich es war, wie still und groß — daß dann Thora ihn anlächeln würde und glücklich sein, daß sie das alles mit ihm teilen durfte. Als Bruce darum jenes erste Mal mit seiner jungen Frau an der Stelle stand, nach der es ihn so lange voll Sehnsucht gezogen hatte, dort stand mit dem Weib, das er nun sein nennen durfte, und sah, daß sie fast ward vor dem, was ihm das Herz erwartete, da war es, als würde für ihn die ganze Welt auf einmal leer und gleichgültig. Auch er ward kalt und hart, und ein ganz unatürlicher Zorn stieg in ihm auf. Es war, als habe sein Weib ihn ver schwächt. Noch schlimmer war es. Sein Land war es, das sie verachtete, alles das, was ihm das Heiligste und Höchste war. Niemals ließ sich das tilgen. Niemals war es wieder gut zu machen. Der Gedanke, sich von seiner Frau zu befreien, stieg von fern in ihm auf. Aber über die Menschen jener Zeit hatten dergleichen Gedanken keine Gewalt. Die Ehrfurcht vor Sitte und Gesetz saß allzu tief in ihnen, und Bruce mußte: was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.

Darum bezwang Bruce den Zorn, der in ihm anzujulen begann; und weil er ihn nie zum Ausbruch kommen ließ, so glückte es ihm zuzeiten fast, ihn zu vergessen. Er hatte viel von seiner Ehe gehofft und war keineswegs gesonnen, bei der ersten Niederlage die Flinte ins Korn zu werfen. Er beschloß im Gegentheil, zu warten und den Dingen ihren Lauf zu lassen; und nachdem er wieder ruhiger geworden war, sagte er

sich, vielleicht würde das, was er wünschte und erwartete, doch eines Tages noch kommen, und er hegte die leise Hoffnung, daß er und seine Frau einander doch schließlich näher kommen würden.

In dieser Zeit kam eines Tages die alte Frau Bruce zu Besuch. Sie war voller Argwohn und Wachsamkeit, wie alte Mütter zu sein pflegen, wenn der Gedanke an das Glück des einzigen Sohnes sie beschäftigt. Die alte Dame merkte bald genug, wie schwermütig Thora war, und daß auch der Sohn etwas auf dem Herzen hatte, mit dem er nicht herausrückte. Und klüger als ihr Sohn nahm sie nicht ihn, sondern die Schwiegertochter ins Gebet. Thora wollte zwar nicht zugeben, daß zwischen den Eheleuten eine gewisse Kühle herrsche, aber die Schwiegermutter konnte aus dem wenigen, was sie erfuhr, schon selbst auf den Rest schließen. Darum sagte sie, ehe sie wieder abreiste, zu ihrem Sohn: „Deine kleine Thora ist eine brave Frau, und ich mag sie gern leiden. Sie hat nur noch nicht gelernt, sich hier wohl zu fühlen. Das ist deine Sache — du mußt sie das lehren.“

Von dem Tage an kümmernte sich Bruce wieder mehr um seine Frau, und die Hoffnung, die in ihm lebte, wurde wieder stärker. Unablässig wartete er darauf, daß der Tag kommen sollte, an dem sie sich auf seiner Scholle heimisch fühlen würde. Bruce lebte diese ganze Zeit über in einem seltsamen Hin und Her zwischen Abneigung gegen seine Frau und der Hoffnung, sie eines Tages doch zu gewinnen, sie gleichsam wiederzufinden, wie er sie sich dereinst geträumt hatte. Das kleinste Wörtchen, das Thora sagte, konnte ihn zurückstoßen. Er fand sie oft unbeholfen, trocken, interesselos. Es war, als verübe sie weder seine Liebe entgegenzunehmen, noch Härlichkeiten zurückzugeben. Dann zog sich Bruce in sich selber zurück und gab seiner Frau harte Worte — Worte, die er nachher bereute. Oft auch erwachte das Gefühl, das sie ihm zuerst eingesößt hatte, wieder mit verdoppelter Stärke. Dann sah er alles an ihr mit milderem Augen, fand ihre Niedergeschlagenheit natürlich und sagte sich, jedes Ding müsse seine Zeit haben. Sie, die so jung sei, müsse ja doch Ruhe und Muße haben, sich an ihn, die Gegend, die Leute, an alles zu gewöhnen. Er lebte in einer einzigen großen Erwartung, in Thora doch

noch eines Tages die Frau zu finden, nach der er sich sehnte.

Thora dagegen lebte in all dieser Zeit in einer ständigen Angst, einer Angst, die sie nicht verstand, und von der sie darum auch zu niemand zu sprechen wagte. Im Hause war's ihr noch am wohlsten; solange sie in den Zimmern sein konnte, war sie zufrieden. Ganz innen lag das Schlafzimmer; durch einen kleinen Korridor gelangte man von dort in Bruce's Zimmer, die er seit des Vaters Tod bewohnte, und die abgetrennt von der ganzen übrigen Wohnung lagen. Auf der andern Seite kam man vom Schlafzimmer in ein kleines Kabinett mit alten, zierlichen Möbeln und Kupferstichen an den Wänden. Dort saß Thora, wenn sie frei war von Haushaltungsgeschäften, am liebsten. Da stand ihr Nähstisch und ihr Schreibtisch, in dem sie ihre Briefe und die Erinnerungen an daheim eingeschlossen hatte. Vom Fenster aus sah sie den Berg und ein Stückchen des Gartens mit seinen Lärnbäumen und alten Linden. Vor sich hatte sie den wilden Wein, der Winters dürr und nackt über die Veranda hing und mit den braunen Zweigen im Winde raschelte.

Der wilde Wein war daran schuld, daß das Wohnzimmer vor dem Kabinett so dunkel war. Es war ein großer Raum mit Fenstern und einer Tür nach dem Garten. Durch die Tür kam man zuerst auf die Veranda. Ringsum schlang sich der wilde Wein. Jen-seits der Wohnstube lag ein langgestrecktes Speisezimmer mit schwerem eichenem Tisch und alten geschnitzten Eichenstühlen, Erinnerungen an den deutschen Ursprung des Geschlechts. Aus diesem Raum gelangte man in zwei Zimmer, die jetzt geschlossen waren, die aber dereinst als Kinderzimmer dienen sollten. Bruce hatte sie schon am ersten Abend seiner Frau gezeigt und dazu gelächelt. Alle andern Zimmer in dem großen Hause waren unbewohnt und mit Möbeln, Gerätschaften und allerhand altem Gerümpel angefüllt. Nur die allernotwendigsten Räumlichkeiten waren für den Gebrauch eingerichtet. Im Dachstock waren kleine Kammern für die Dienstboten.

In diesen Zimmern wuchs Thoras Angst vom ersten Abend immer mehr. Sie verstand nicht, daß solche Gefühle von der Natur selbst in uns geweckt werden, ebensowenig, daß der Mensch in solch inuigem Zusammen-

hang mit der Natur leben kann, daß, was des einen Leben ist, dem andern zum Tode wird. Darum verbarg sie ihre Furcht vor allen und schämte sich ihrer. Aber diese Furcht beschäftigte ihre Seele weit mehr als der Gedanke an den Mann und ihr gegenseitiges Verhältnis. Ja, es gab Tage, an denen Thora überhaupt nichts zu tun vermochte, nur weil sie sich so fürchtete. Einsam konnte sie von einem Zimmer ins andre gehen und beim geringsten Laut zusammenschrecken. Am schlimmsten war es, wenn ihr Mann fort und sie mit den Dienstboten allein war. Oft saß sie lange auf und wartete, nur weil sie nicht zu Bett zu gehen wagte, und wenn sie es schließlich doch über sich brachte, sich zu legen, konnte sie vor Angst nicht einschlafen. Sie konnte ja den Niegel an der Tür nicht vorschieben, aus Furcht, ihr Mann könne nachher fragen, ob sie sich fürchte. So lag sie denn wach und lauschte auf jedes Geräusch; und wenn ihr Mann schließlich kam, tat sie, als schliefe sie. Um keinen Preis wäre es ihr möglich gewesen, ihm zu sagen, wie sehr sie sich fürchtete.

Einsmal aber hatte Bruce doch etwas gemerkt. Es war eines Abends, als er unerwartet heimkam. Thora hatte den Schlüssel in der Tür umgedreht, weil die Angst sie in dieser Nacht noch schlimmer quälte als gewöhnlich, und als ihr Mann an die Tür kam, mußte er einen Augenblick warten, bis sie aufgemacht hatte.

„Schließt du dich ein?“ sagte er verwundert und etwas scharf.

Da konnte Thora sich nicht länger beherrschen, sondern antwortete: „Ich fürchte mich oft so, wenn ich allein bin.“ Und sich an ihren Mann schmiegend, fragte sie: „Bist du mir darum böse?“

Bruce schob seine Frau unfaust von sich; seine Unterlippe zitterte. Er dachte daran, daß seine ganze Heimat ihr fremd war, seine Heimat, die Leute, die Gegend, alles das, was ihr so neu war, und wo er im schwärzesten Dunkel sich zurechtfinden und sich im stillen daran freute, wie still, wie gut und traut es war. Dabei hatte Thora sich nie im Dunkeln gefürchtet. Danach brauchte Bruce gar nicht zu fragen. Das wußte er nur zu gut. Und diese ängstliche Weiberfurcht verdros ihm und erregte seinen Widerwillen.

„Wenn du nur nicht so böse auf mich sein wolltest, Bruce,“ sagte Thora. „Ich bin noch so jung.“

Er strich ihr mit einer schweren, unbeholfenen Gebärde übers Haar, aber sein Gesicht hellte sich nicht auf. „Ja,“ entgegnete er. „Und ich bin alt.“

Thora blickte eifrig zu ihm auf. „So hab' ich es nicht gemeint,“ sagte sie hastig. „Nein,“ war die Antwort. „Aber es ist trotzdem so.“

Damit ging er still hinaus und ließ sie allein, als ertrage er es nicht, in ihrer Nähe zu sein. Und sein Gesicht trug einen Ausdruck, den Thora nie wieder vergessen konnte.

Trotzdem hatte sie keine Ahnung, was eigentlich die Ursache zu der Kälte ihres Mannes war, die sie von Tag zu Tag stärker empfand. Sie war ganz in ihrer Furcht befangen, und darum war ihre Ahnung blind, wie bei allen, deren Leben sich nur um einen Gedanken dreht, eine Vorstellung, die sie martert, weil sie sie nie losläßt.

Nach Weihnachten steigerte sich ihre Gemüthsunruhe noch; Thora wußte, sie würde Mutter werden. Diese Gewißheit schenkte ihr nur geringe Freude, oder vielmehr sie wurde ihr eher ein Anlaß zu neuer Unruhe. Sie fühlte sich mehr und mehr untauglich, irgendwelchen Nutzen zu schaffen oder irgend jemand Freude zu machen, und sie konnte nur immer denken, daß da in ihr selbst ein neuer Quell der Sorge entsprungen war. Bruce erhoffte mehr von dem Kind als sie. Sein Mißtrauen gegen Thora begann sich zu legen. Die Dankbarkeit gegen die Frau, die ihm vielleicht einen Sohn schenken sollte, erwachte in dem Mann, und er sagte sich, daß die Schwäche, die sein Mißfallen erregt hatte, vielleicht nur eine Begleiterscheinung des Zustandes sei, der bei den Frauen übertriebene Empfindsamkeit und törichte Ideen aller Art im Gefolge hat.

Bruce änderte darnin in dieser Zeit sein Benehmen gegen Thora. Er forderte im allgemeinen weniger, war freundlicher, nachsichtiger als sonst. Das Verlangen nach einem Zusammenleben, Zusammenfühlen der Ehegatten, das im Anfang so stark in ihm gewesen war, schob er gleichsam auf gelegener Zeit hinaus. Und als er endlich in seinen Armen einen Sohn hielt, da schwoll dem Mann das Herz in der Brust vor Freude. Das Geschlecht würde sich in ihm fortpflan-

zen. Der Knabe würde dereinst den Hof erben. Und nachdem seine Frau seiner Heirat einen Sohn geboren hatte, würde sie auch nicht länger eine Fremde da sein.

Langsam erholtte sich Thora von ihrer Krankheit. Sie fühlte sich glücklicher jetzt als früher. Es war, als habe die Mutterschaft ihr einen Platz gegeben in diesem Hause, in dem sie sich so lange als Fremde vorgelommen war. Sogar die Leute vom Hofe, die auf ihren dicken Holzschuhen so schwer einherstapften, die Mägde im Hause, alle, die bei ihnen aus und ein gingen, betrachteten sie jetzt mit ganz andern Augen. So wenigstens kam es ihr vor; und es war, als wolle in dem jungen Weib ein ganz neues Leben erwachen. Wenn sie allein am Bettchen des Kindes saß oder es an der Brust hatte, freute sie sich, weil sie wußte, es gab jemand, der sie lange brauchen würde.

Die alte Frau Bruce kam nicht eher nach Altorup, als bis Thora wieder ganz hergestellt war. Die Alte hatte ihre Eigenheiten, und einer ihrer Grundsätze lautete: Eine alte Schwiegermutter soll nicht unnötigerweise bei den Jungen herumknäuseln.

Aber als sie dann endlich den Enkel in den Armen hielt, da sprachte ihr scharfgeschnittenes Gesicht vor Zusehrlichkeit. Denn der Kleine glich dem Vater. Und die alte Dame sprach das auch sogleich aus, indem sie vergnügt hinzufügte: „Diesmal ist es nicht ein bloßes Gerede. Faktum ist Faktum.“ Damit legte sie das Kind in die Wiege zurück und küßte die Schwiegertochter.

Das hatte sie noch nie getan, und Thora fühlte sich ganz beglückt über das Ereignis. Bruce war im Zimmer, als es geschah, und es sah aus, als erfülle die Freundlichkeit der Mutter ihn mit Stolz. In diesem Augenblick träumte Thora von einer helleren Zukunft.

Der Knabe wurde im Hause getauft und erhielt die Namen Hans Johan. Die Großmutter selber hob das Kind aus der Taufe.

* * *

Am Herbst darauf schrieb Thora folgenden Brief:

Altorup, November 1863.

Liebste Mutter!

Es ist lange her, seit ich zuletzt geschrieben habe; und ich hätte dir gar viel zu erzählen, wenn ich dich einmal wiedersähen und

zu dir sprechen könnte wie einst. Täglich bete ich zu Gott, daß ich doch sein möchte wie du. Dann wäre alles gut und leicht, und Bruce wäre mit mir zufrieden. Ich fürchte, er ist es nicht, und er kann es ja auch nicht sein. Er hat ganz recht, wenn er denkt, ich sei eine kindische Frau, viel zu kindisch für ihn. Und es ist manchmal so schwer, zu wissen, daß ich zu nichts nütze bin auf der Welt. Darum denke ich auch so oft an dich, die du für alle genug warst und Vater und uns alle so froh gemacht hast.

Es geht jetzt so nach und nach gegen den Winter zu hier, und wenn ich das sehe, muß ich daran denken, daß daheim vielleicht schon der Schnee über dem Tannenwald liegt. Im Frühling war es hier so schön. Die Leberblümchen blühten so früh, viel früher als bei uns, und schon im Mai konnten wir draußen im Freien sitzen. Jetzt haben wir wieder Nebel, und wenn der Nebel geht, wird es rauh und kalt. Am meisten Heimweh hab' ich nach den Birken daheim. Birken haben wir ja hier auch, aber sie sind gar nicht wie unsre. Sie stehen auf der andern Seite des Hauses, gerade auf der entgegengesetzten Seite von dem langen, dunklen Berg. Ich kann so wohl verstehen, daß alle Menschen es hier so schön finden. Nur ich habe immer das Gefühl, als gehörte ich gar nicht hierher. Kannst du dir das vorstellen? Ich bin mit einem guten, tüchtigen Mann verheiratet. Ich habe einen kleinen Knaben — er schläft gerade neben mir —, der einwa' Alterup erben und sein Leben lang hier wohnen wird, wie sein Vater. Und doch habe ich das Gefühl, als gehöre ich nicht hierher und hätte nur alles, was ich jetzt habe, gleichsam zum Leben erhalten, das ich bald wieder hergeben müßte. Oder vielleicht nicht gerade so bald, aber doch einmal, wenn keiner es glaubt, am allerwenigsten ich. Ist das nicht merkwürdig?

Ich habe es jetzt viel besser als früher. Niemand ist so viel für mich, so klein er ist. Aber ich denke oft an euch daheim, und ich wünschte, Bruce erlaube mir einmal, heimzureisen und euch alle wiederzusehen. Ich möchte ihn kloß nicht darum bitten. Das würde ihm nicht recht sein. Manchmal glaube ich fast, Bruce ist ein bißchen eifersüchtig auf euch daheim und meint, er habe mich nicht so recht für sich, obgleich ich mit ihm hierhergezogen bin und täglich hier lebe

und wohl immer hier leben werde. Ich habe bemerkt, daß Bruce es nicht liebt, wenn ich davon spreche, wie es daheim war. Es ist, wie wenn er mich zwingen wollte, alles, was hier ist, die Natur, die Menschen, alles, was ich sehe, zu lieben. Im Anfang verstand ich das nicht, sondern sagte mehr als einmal, was ich fühlte — daß der dunkle Berg mir bang macht, und daß ich nicht finden könne, daß die Buchen so schön seien wie unsre Birken und Tannen. Einmal nahm er mich mit und zeigte mir die Birken. Sie wuchsen wie auf einer Heide, fand ich. Weit auseinander — die Stämme so hoch und kahl, die Kronen so dünn, und so weit man sehen konnte, war der Boden darunter mit Wacholderbüschen bedeckt. Von dort kamen wir in einen Tannenwald. So einen Wald hast du nie gesehen, Mutter! Er ist so dicht und schwarz, daß unter den Zweigen kein Gras wachsen kann, weil die Sonne nie hineindringt. Er ist auch so niedrig, und darin umherwandern kann man auch nicht. Dazu steht er viel zu dicht. Als ich das sagte, merkte Bruce, daß es mir nicht gefiel. Das Herz schnürte sich mir in der Brust zusammen, und ich hätte am liebsten geweint. Da wurde er böse, so böse, wie ich ihn noch nie gesehen hatte, und redete zwei Tage lang überhaupt nicht mehr mit mir. Seither versuche ich, ihm nichts mehr über das zu sagen, was ich sehe. Oder ich sage ihm manchmal, das, was ich sehe, sei schön und es gefalle mir. Das freut ihn so, daß ich manchmal die Tränen in die Augen kommen. Darum sage ich jetzt so etwas, sooft ich kann, und sage auch manchmal mehr, als ich meine. Aber wenn ich sehe, wie er sich freut, erschreckt mich das auch. Ich habe dann das Gefühl, als läge ich mich in sein Herz. Denn sein Herz hängt an der Erde hier. Das weiß ich jetzt.

Aber ist es nicht sonderbar? Ich meine, daß jemand eine Gegend so lieben kann? Und ist es nicht noch sonderbarer, daß er will, ich soll sie ebenso lieben, bloß weil er es will? Aber ich habe gemerkt, daß man es auch kann, wenn man es versucht, und manchmal weiß ich selber nicht, ob ich mich hier wohl fühle oder nicht. Ich sage das nur so. Ich glaube, von der Thora, die da getannt hast, Mutter, die in Ruhe bei dir daheim saß, ist nicht mehr viel übrig. Ist das immer so, wenn man sich verheiratet?

Ganz so viel Angst wie früher hab' ich jetzt nicht mehr, wenn ich allein bin. Wir haben vier Diensthoten im Haus, ein Mädchen, das Hans besorgt, eine Köchin, ein Hausmädchen und einen Kutscher, der in der Kammer neben dem Stall wohnt. Ich fühle mich jetzt heimischer mit ihnen als früher. Aber so ganz natürlich wie mit den Menschen zu Haus kann ich doch nicht mit ihnen verkehren. Jetzt hab' ich schon wieder „zu Haus“ geschrieben, und das darf und sollte ich doch nicht. Ich weiß ja, ich bin hier zuhaus und will es auch sein. Du verstehst schon, wie ich es meine; du weißt ja, es ist mir immer schwer gefallen, mich auszudrücken, wie es sich gehört.

Weißt du, Mutter, was ich manchmal glaube? Ich glaube, glücklich wird der Mensch überhaupt nie, und manchmal denke ich, es wäre gut, wenn die Älteren mit uns darüber sprechen wollten, solange wir noch jung sind. Die Erwachsenen sprechen mit den Jüngeren nie über so etwas. Vielleicht ist es ja auch recht und gut so. Vielleicht muß jeder einzelne auf eigne Hand leben lernen, vielleicht würde kein junges Weib oder kein junger Mann den Alten glauben, wenn diese ihnen im Ernst sagen wollten, wie das Leben ist.

Aber manchmal glaube ich, mir wäre es besser gegangen, wenn mir jemand, als ich noch jung war, gesagt hätte, daß man meist nicht so glücklich wird, als man in der Jugend hofft. Ich glaube, ich hätte darauf gehört, wenn es mir jemand so einfach gesagt hätte, daß ich es hätte verstehen können. Ich hätte dann wenigstens nicht selber so viel von allem möglichen wegarbeiten brauchen, wovon man sich so schmerzlich trennt und doch trennen muß.

Ich weiß nicht, ob ich alles das hätte sagen sollen und dürfen. Vielleicht mach' ich dich nur traurig damit, vielleicht denkst du, ich schreibe so, weil ich nicht glücklich bin. Aber wenn ich nachdenke, so weiß ich, daß das Glück mir mehr geschenkt hat, als auf das Los der allermeisten Menschen fällt. Am besten fühle ich das, wenn ich allein bin mit meinem Kind. Und ich weiß, Bruce wird nie anders als gut gegen ihn und mich sein.

Nur daß er oft unzufrieden ist mit mir, und daß ich den Haushalt nicht so gut führe, wie er es will! Er sagt er nichts, aber ich seh' es ihm an, wenn er finster wird

und anfängt zu grübeln. Dann weiß ich, jetzt grübelt er über mich nach — daß ich nicht so bin, wie er es sich gedacht, daß ich nicht die bin, die er sich erhofft hat. Er hat zu hoch von mir gedacht; und das zu fühlen, tut weh. Denn ich fühle es sehr wohl, auch wenn er nichts sagt. Am schlimmsten ist es, wenn er es mir sagt. Jedes Wort gibt mir einen Stich, und es wird mir dann viel schwerer, so zu sein, wie ich möchte, schon darum, weil ich Angst habe, irgend etwas, was ich tue, könnte ihm nicht recht sein.

Gestern ist die Schwiegermutter abgereist. Sie ist sehr freundlich gegen mich. Aber wenn sie da ist, habe ich das Gefühl, als wär' ich ihr und Bruce's Kind. Sie hat ja Bruce nie den Haushalt geführt, seit er erwachsen ist. Sie zog damals gleich zu ihrer Tochter, damit der Platz für die künftige Schwiegertochter frei sein sollte. Aber sie und Bruce verstehen einander trotzdem so gut, und so wie der Haushalt zu ihrer Zeit geführt worden ist, so will er ihn auch jetzt noch haben. Ich kann deshalb nichts dafür, daß ich mich freue, wenn sie geht, und daß mir alles leichter vorkommt.

Grüße Vater und alle daheim von mir. Und kümmer dich nicht drum, wenn ich was Dummes gesagt habe. Es ist manchmal so gut, wenn man jemand hat, zu dem man sprechen kann.

Deine gehorsame Tochter
Thora Bruce, geb. Kroth.

* * *

Die alte Frau Thortha hatte nicht Zeit, lange über diesen Brief nachzudenken. Sie sandte die Antwort noch im gleichen Monat ab, und Thora merkte daraus, daß sie unmittelbar, nachdem ihr ihr eignes Schreiben zu Händen gekommen war, erwidert haben mußte.

Mein liebes Kind!

Es hat mich viel Mühe gekostet, zu verhindern, daß dein Brief dem Vater unter die Augen kam. Du weißt, daß du sein Augenapfel warst, und seit du uns verlassen hast, fragt er nur immer und immer wieder, wie es dir wohl gehen möge. Du hast wenig oder gar nichts über dich selber geschrieben, und es war nicht leicht, Vater darüber zu beruhigen, daß so lange kein Brief von dir kam. Er macht sich immer Sorgen um

dich, viel mehr als um die Geschwister, die ja doch auch alle draußen sind. Aber er ist immer schwach für dich gewesen, wie auch ich und wir alle. Und wenn ich an deinen Brief denke, Kind, so tut mir das weh, und ich mache mir Vorwürfe. Vielleicht sind wir zu schwach für dich gewesen. Du hattest eine Art, überall, wohin du kamst, den Sonnenschein hervorzuloden. Aber ich hatte immer geglaubt, mein törichtes Mädchen würde verstehen, daß es so nicht immer fortgehen kann im Leben.

Es tut mir weh, daß ich das schreiben muß. Denn ich habe gewiß auch mein Teil schuld daran, daß du so — ich möchte sagen, zerbrechlich geworden bist — empfindlich gegen alles Schwere im Leben. Ich weiß auch wohl: so, wie es jetzt um dich steht, wäre es tausendmal besser, ich könnte mit dir reden, statt zu schreiben. Wenn dich mein Brief traurig macht, mein Kind, so weine du nur ruhig ein bißchen. Das geht vorüber. Aber nimm dir meine Worte zu Herzen und vergiß sie nicht. Und versuche auch, danach zu leben. Versuch' es wenigstens, so gut du kannst — und du sollst sehen, das Weitermachen ist leichter als der Anfang.

Was ich dir jetzt sage, ist jedenfalls der beste Rat, den ich dir geben kann. Mir selbst wenigstens hat es geholfen und mich froh und zufrieden gemacht mit dem Leben bis ins Alter.

Habe Geduld, mein Kind, was auch geschehen möge, und versuch', deinem Mann ein fröhliches Gesicht zu zeigen, auch wenn du nicht immer so fröhlich bist. Freude wird dem Menschen nicht immer zuteil, und es ist auch nicht das Höchste. Freude schenken, ist viel mehr. „Ein tugendhaftes Weib, das fromm ist, ist gleich einer flaren Lampe auf dem heiligen Leuchter“, sagt der weise Sirach. Und im nächsten Vers fährt er fort: „Ein Weib, das stetigen Sinnes ist, ist wie ein goldener Leuchter auf silbernen Füßen.“ Und Salomo sagt: „Ehre und Preis ist ihr Kleid; sie lacht dem Tag zu, der da kommt.“ Wenn man es im Anfang auch nicht glaubt — man kann doch schließlich allen gut zulachen, auch wenn man selber nicht immer fröhlich ist. Glaub' mir, Mädchen, Tausende von Frauen haben das schon vor dir getan.

Es ist mir alten und einsamen Frau ganz sonderbar zumut, daß ich nun hier sitzen und

dir das alles schreibe und dabei weiß, daß du längst selber eine verheiratete Ehefrau bist wie ich. Auch ein Kind hast du von deinem Mann; und über alles, was ich dir früher nicht habe sagen können, könnte ich jetzt mit dir reden, wenn wir zusammen wären. Glaub' nur, einer Mutter kommt auch manchmal der Gedanke: „Warum kann ich nicht über alles mit ihr sprechen und ihr alles sagen? Sie ist ja doch meine Tochter.“ Aber das wirst du verstehen, wenn Gott dir selber einmal eine Tochter schenkt. Zwei Töchter hab' ich in die Welt hinausgeschickt, und jedesmal habe ich gedacht, wie gern ich ihnen doch ein bißchen mehr gesagt hätte, als ich tat. Vielleicht wäre es ja auch gut gewesen, jedenfalls wär' es vor Gott kein Unrecht gewesen. Aber es ist nun einmal so, daß eine Mutter so etwas nicht sagt. Weißt du, nicht nur den Jungen wird es schwer, zu den Alten zu sprechen. Ist genug fällt es uns Alten ebenso schwer, das, was wir sagen möchten, herauszubringen. Wir haben auch unser Schamgefühl, so gut wie ihr. Du bist alt genug jetzt, um mich zu verstehen. Und es ist schließlich auch gar nicht gesagt, daß das Unglück so groß ist, wenn man das auch als Kind meint.

Das jedenfalls kann ich dir sagen: die ersten Jahre, als ich verheiratet war, hab' ich auch manchmal meine blutigen Tränen geweint, wenn es auch niemand sah; immer auf Rosen gewandelt bin ich auch nicht. Das kannst du mir schon glauben. Das Schlimmste war, daß es immer so knapp zunging bei uns. Das ist bei dir nicht so. Sei froh, Mädchen. Denn Armut ist — wenn man die Wahrheit sagen soll — schließlich doch der Schuh, der am ärgsten drückt. Und so besonders erträulich war es nicht für mich, weder als ihr Mütter zur Welt kamt, noch wenn ich krank war oder ihr Kinder krank wart und wir zum Doktor schicken mußten! Vater war auch nicht immer bei guter Laune, das weißt du ja. Aber das Schlimmste waren doch die ersten Jahre. Da habe ich oft genug gezittert, wenn ich nur das Kleinste mit ihm besprechen sollte; ich mußte auch immer bei allem erhalten. Es war, als wäre er durch meine Schuld in Schwierigkeiten geraten. Wie ich mich auch bemühte und harte und arbeitete — nirgends wollte es reichen. Damals mußte ich manches hören, was dir eripart geblieben ist.

Denn das sehe ich trotz allem aus Deinem Brief: Dein Mann gibt dir selten ein böses Wort. Dafür darfst Du dem lieben Gott schon dankbar sein. Daß eine Ehe in der ersten Zeit nicht leicht ist, das glaube ich wohl — am wenigsten für den Mann. Er hat seine Arbeit und seinen Beruf und seinen Lebenszweck schon immer gehabt, lange eh die Frau ins Haus kam. Dann kommt sie auf einmal und stellt sozusagen alles auf den Kopf. Das kostet Zeit, bis er sich daran gewöhnt, und es mag wohl sein, daß er da nicht immer der Angenehmste ist.

Da kommt es einzig auf die Frau an, ob die Ehe das wird, was sie sein soll. Und darum ist mein einfaches Hausmittel eben: die Frau soll sich gedulden und soll ertragen und dennoch fröhlich aussehen. Ist der Mann unzufrieden, so muß sie sorgen, daß er zufrieden wird. Hat er etwas anzusetzen, so soll sie sich nach ihm richten, daß es besser wird. Und macht er trotzdem Ausstellungen, so soll sie es geduldig auf sich nehmen und sich nicht von Kleinigkeiten zu Boden drücken lassen.

Tut sie das, wie eine Frau es soll und muß, so kommt auch mit der Zeit alles ins Geleise. Sie wird dann, wenn sie älter wird, sehen, daß sie den Mann gewonnen hat, besser als zu der Zeit, da sie noch jung und schön war, wie auch ich einmal es war, mein Töchterchen, und er nichts andres im Kopf hatte als Spiel und Scherz, und daß die Zeit der Verlobung ein Ende nehmen möchte. Dann braucht man auch nie zu bereuen, daß man einst geschwärmt und geträumt hat, auch nicht, daß man oft geweint hat und geglaubt, man sei fürs ganze Leben unglücklich ...

Einen so langen Brief habe ich nicht mehr geschrieben, Thorachen, seit der Zeit, als ich Braut war und gepresste Blumen in meine Briefe legte und sie tagelang mit mir herumtrug, hatt sie fortzuschicken, bloß weil ich dachte, ich hätte alles mögliche vergessen, was ich noch hatte mitschicken wollen. Ich hätte auch gar nicht die Zeit dazu gehabt, wenn nicht Vater fort wäre. Aber er hatte keine Ruhe zu Hause. Er mußte die Schwarze vors Gig spannen und nach Fönköping fahren, wo er Regimentskameraden hat, die er treffen wollte. Vater hat keine Ruhe zu

Haus. Es gehen hier Kriegsgerüchte um, die man doch gar nicht glauben kann. Es heißt, wir Schweden müßten auch mit. Aber das kann ich mir doch nicht denken, daß unsre Soldaten sollen ausziehen müssen, um den Dänen gegen die Deutschen zu helfen.

Neulich war der junge Konrad auf Ornaas da. Du erinnerst Dich seiner. Er war öfters hier, wenn die Brüder daheim waren. Es hieß ja auch, er habe damals ein bißchen für Klein-Thora geschwärmt. Er kam, weil er gerade in der Nähe auf der Jagd war, und redete von nichts als vom Krieg, der vor der Tür stehe. Er war ja immer ein bißchen hitzig und übertrieben, und er sagte, es wäre geradezu eine Schmach für Schweden, wenn wir den Dänen, die er unsre Brüder nannte, jetzt nicht hülfen. Vater stimmte ihm bei, und sie zogen zusammen gegen König und Regierung los, die Vater Federfuchter nannte. Der junge Baron war schließlich ganz blaß und verzichtete, wenn es keinen Krieg gäbe, so gehe er trotzdem mit als Freiwilliger. Und Vater schüttelte ihm über den Tisch weg die Hand und sagte, so müsse ein echter Schwede sprechen. Zwei Tage nach diejem Besuch kam die Nachricht, daß der König von Dänemark gestorben sei, und Vater spannte Hals über Kopf die Schwarze ein und fuhr nach Fönköping.

Schreibe nun gleich, mein Kind, damit Vater nicht länger auf Nachricht zu warten braucht, und erwähne in Deinem Brief kein Wort von dem, was wir zwei einander anvertraut haben. Ich werde Dich auch so verstehen, wenn der Brief kommt.

Deine alte Mutter

Dorothea Krohl, geb. Saling.

P. S. Gerade, als ich fertig war, hörte ich den Wagen in der Allee. Ich habe mit Mühe und Not noch den Brief verpacken können, ohne daß der Herr Rittmeister etwas gemerkt haben. Er hat übrigens noch nicht nach Nachricht von Dir gefragt. Er redet von nichts als vom Krieg und studt, es stehe schlecht für die Dänen. Aber ich kenne ihn! Ich weiß, eines schönen Tags wird er wieder anfangen, zu fragen, warum wir eigentlich nichts von Dir hören. Und dann gibt er keine Ruhe, bis der Brief endlich kommt.

Küße Deinen kleinen Jungen von Großmutter und sei glücklich und zufrieden.

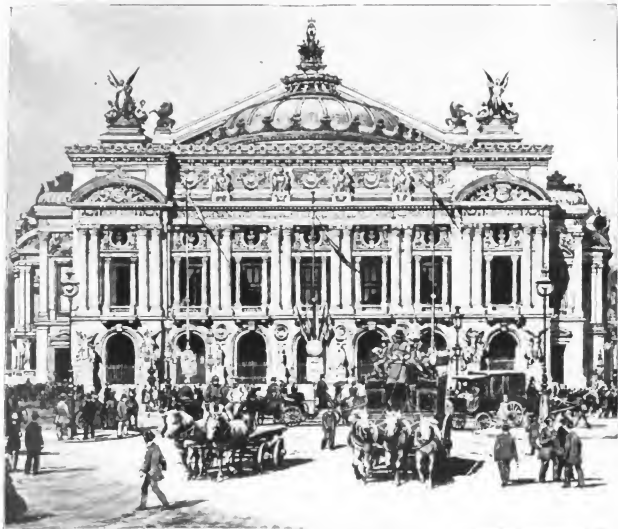
D. D.

(Fortsetzung folgt.)





Jan Vermeer: Herrin und Dienerin. (Mit gütiger Erlaubnis des Besitzers, des Herrn James Simon in Berlin.)



Ansicht der Großen Oper in Paris.

Streifzüge durch das musikalische Paris

Von Paul Bekker

Welche geheimnisvolle Zauberkraft wohnt doch diesem einzigen Städtenamen inne: Paris! Eine unabsehbare Kette lokender Vorstellungen erwacht in uns, hören wir ihn aussprechen. Alle die Eindrücke, welche Reiseberichte, Dichtung und Geschichte seit unserer frühesten Jugend in uns aufgespeichert haben, umgeben die Seinestadt mit dem Schimmer einer modernen Märchenwelt, aus der unsre Phantasie unzählbare Anregungen schöpft. Paris als Ort frohen Vergnügens, als Stadt bild von einzig dekorativer Pracht, als einer der Hauptzentren des Weltverkehrs, das romantische, das genießende, das tanzlerische, das historische, das politische Paris ist hin genug geschildert worden — und doch in dem gewaltigen Zusammenklang all dieser Einzelheiten erst aus eigener Anschauung zu begreifen. Dieser Gesamteindruck ist bisher

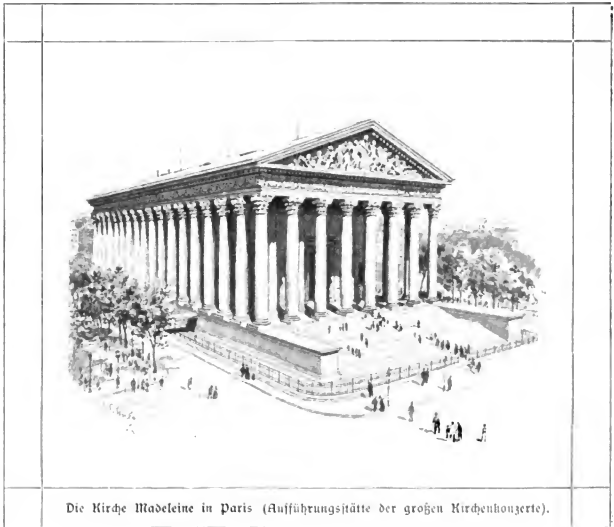
zu analysieren. Nicht nur die materiellen Reize der Boulevards, die stolze Monumentalität der Gebäude, die üppige Fülle aufgestapelter Kunstschätze, das selbst für den blasirtesten Berliner verwirrende Verkehrsbild, das idyllische Zeinervantona, die dekorativen Wunder der Place de la Concorde — nicht nur diese und zahllose andre Einzelheiten erheben Paris zu einer Stadtindividualität von außergewöhnlicher Schönheit. Eine eigene Atmosphäre umhüllt das Ganze, eine weiche, zarte Luft, die unsre Nerven beruhigt, unser Blut leichter fließen läßt, unsre Sinne für den Genuß des Augenblicks empfänglicher stimmt, unsre Gedanken von bedrückenden Vorstellungen entlastet und uns in eine weite, sonnige, lebende Welt versetzt.

Wir wollen darüber, daß die Franzosen eben freudig gegenüberstehen und sich die Gedankenreise der Landdurchzählung durch Genuesen und Spanier mit ausüben lassen. Nun

schlendern wir selbst die Boulevards mit ihren endlosen Cafereihen entlang, umkreist von lärmenden Zeitungsverkäufern, eleganten Bummellern, lässig und gleichgültig umherfahrenden Militärs, eilenden Geschäftsleuten. Wenn wir dieses heftig pulsierende Straßenleben an uns vorbeiziehen lassen und sehen, wie der Franzose sein reiches und lebenswürdiges Temperament völlig im reißenden Anstößen eines oberflächlichen Genusslebens verzehrt, erkennen wir da nicht, daß eine innere Fühlung mit den großen nordischen Kunstschöpfungen für ihn ein Ding der Unmöglichkeit ist? Fehlen ihm nicht nahezu alle kulturellen Voraussetzungen für das Verständnis metaphysischer Probleme? Sein Verstand besitzt wohl Schärfe und Schulung zur Genüge. Doch die schöpferische Anteilnahme, die tätige, fördernde Mitarbeit, aus der allein wahres Interesse und echte Begeisterung entspringen können, fehlt dem Franzosen. Nordische Gedankenspitze langweilt ihn. Warum sich mit erdichteten Ideen quälen? Ist die Welt nicht schön und unterhaltend genug, bietet

sie nicht unererschöpflichen Stoff zum Lachen und geistreichen Plaudern? Heraus doch mit dem zweiseitigen Grübler aus der einsamen Kammer, hinein in das Leben, in die Gesellschaft der Menschen, deren mannigfach wechselnde Unterhaltung alle Tüfteleien und metaphysischen Spekulationen bald verjagt und dem Amüsement die Tore weit öffnet. Nicht abgeschlossen über dunkle, unerforschliche Rätsel brüten und sich in unlösbare Fragen einspinnen — sich gegenseitig aufmuntern, die Temperaturen aneinander entzünden und in einem glänzenden Feuerwerk von Bonmots und Wipen verprühen lassen: das ist Sinn und Zweck des Daseins.

So tragen Leben und Kunst des Franzosen den Stempel der Geselligkeit, sind aus dem Bedürfnis der Unterhaltung geboren und einzig ihren Diensten gewidmet. Auslosten und auszufürzen bis auf den letzten Rest, was diesem wunderlichen Leben Reiz verleiht, das ist die letzte Weisheit des Franzosen, und auch seine Moral ist dementsprechend eingerichtet. Nicht um sich zu erbauen,





Tanzgruppe an der Großen Oper in Paris von Jean Baptiste Carpeaux.

sich zu reinigen von Kleinlichkeiten des Alltags, sich zu erheben über die Enge des Daseins, besucht der Pariser sein Theater, sondern um seine Fähigkeit für die Aufnahme sinnlicher Eindrücke zu erhöhen, um von der Bühne herab das Evangelium der Lebensfreude zu vernehmen und durch die Kunst zu einem gesteigerten und verfeinerten Lebensgenuss zu gelangen.

Unterhaltung ist also der Endzweck aller französischen Bühnenkunst. Nur nach der Wahl der Mittel unterscheiden sich die ein-

zelnen Zweige. Bald wird das Auge durch prächtige Ausstattungsstücke geblendet, bald das Ohr durch sinnfällige Melodien und kostete Rhythmen umschmeichelt, bald der Intellekt durch geistvolle Dialektik gefesselt. Oberflächekunst jedoch bleibt das Ganze stets, geistige Offenbarungen gilt es nie zu vermitteln. Unvermeidbar haben sich die Franzosen im Laufe einer vielhundertjährigen Entwicklung zu vollendeten Meistern in der Behandlung der Oberfläche ausgebildet. Eine Virtuosität ist ihnen eigen, vor der wir



Die Doppeltreppe in der Großen Oper zu Paris



Das Soger in der Großen Oper zu Paris.

Deutsche mit unserm Inneentrieb hilflos dastehen, und von der wir uns doch oft genug überrumpeln lassen. Daß dieses bewunderungswürdige Jonglieren der französischen Kunst meistens nur der Außenseite zugute kommt — zu dieser Erkenntnis ringen wir uns oft erst nach geraumer Zeit durch. Hector Berlioz, der einzige französische Komponist, welcher tiefersehende Werte zu schaffen vermochte, wurde in seinem Vaterlande ausgepöfien und totgeschwiegen, während man ihn in Deutschland mit offenen Armen aufnahm. Heute noch hat der Berliozkult der Franzosen etwas künstlich Zujueiertes und beschränkt sich auf einige spärliche Werte, während Monumentalschöpfungen, wie seine beiden Trojanerdramen, es in Frankreich noch nicht zu einer einzigen Bühnenaufführung gebracht haben. Konversation machen — das ist das Leitmotiv der gallischen Kunst. Meiner und Werke, welche dieser Forderung Genüge leisten, werden geehrt, die andern beiseite mit kalter Bewunderung respektiert. In der französischen Musik spiegelt sich das Bedürfnis nach einer das Leben gefällig schmückenden, nicht aber vertiefenden Kunst. Vorkündigung für den prüfenden Beobachter ist die

Erkenntnis dieser nationalen Unterschiede, welche in Klima, Temperament und Lebensweise wurzeln.



Schäden und Vorteile ergeben sich aus solchen Verhältnissen. Schäden zunächst für den fremden Beurteiler, welcher sich bald von der innern Leere dieses Treibens ermüdet fühlt. Vorteile dagegen in großer Menge für die Einheimischen selber. Der Gesellschaftsgeist verläßt zwar, aber er erhobt das Gefühl für die Interessengemeinschaft. Wirkungs ist die Teilnahme am öffentlichen Leben so groß wie in Paris. Berliozes Zeugnis dafür gibt die hohe Zahl öffentlicher Musikinstitute, besonders der Theater. Wo drei Franzosen bestimmen sind, muß eine Bühne gegründet werden. Der Triennale läßt sich Märchen erzählen, der Tempel ihm im Waldesrauschen seinen Träumen über Weltall und Unendlichkeit nach, der Franzose spielt Komödie. Stumm er Müßig dazu erhalten — um so beher. Sie erhobt das Paros, verwarf den Glanz der großen theoretischen Werke. Der Kunst liebt die Kunst nicht



Srl. Louise Granjean, dramatische Sängerin der
 ② Großen Oper in Paris.

ihrer überflüssigen Wirkung wegen, sondern als effektvolle Sprachunterlage. Daher fanden auch Glucks Reformbestrebungen, die sich gegen die Auswüchse des italienischen Moliraturgelanges richteten, in Paris das kräftigste Echo. Dort wurden die heftigsten Kämpfe zwischen Gluckisten und Picciniisten ausgefochten, und die Franzosen rechneten nicht mit Unrecht Glück halb zu den Ährigen. Hat sich doch an seinem Wert der Zeit der großen französischen Oper beschiedet, gründer sich doch auf diese Vermählung deutschen und französischen Wesens die internationale Bedeutung der Großen Pariser Oper (L'Opéra).

Es gab eine Zeit, wo die Pariser Oper die Welt beherrschte. Die Schicksale vieler Werke entschieden sich in Paris, berühmte Sänger empfingen dort ihre letzte Anerkennung. Wunder der Ausstattung und klassische Vollendung der künstlerischen Darbietungen vereinten sich. Alle geistigen Anregungen stießen ans Paris, und dort trömten sie auch wieder zusammen zu der einen Quelle: der Opéra. Es war eine Kulturblüte von selbener, üppiger Pracht, diese Académie de chant, danse et musique, wie ihr Gründer Louis XIV. sie 1669 taufte. Aus der Epoche des Sonnenkönigs stammend, hat sie, gleich allen Sonnenkindern, einen Strahl jener

eigenartigen Zeit in sich aufgenommen und mit zäher Treue, mit jener Halsstarrigkeit, die das Wesen des Franzosen in allen offiziellen Dingen kennzeichnet, aufbewahrt. Heute ist der einstige Glanz längst verblühen, das früher weltberühmte Institut zum Schatten seiner ehemaligen Größe, zur historischen Lebenswürdigkeit für Fremde. Zum Gegenstand des Spottes für wissende Einheimische herabgesunken. Außer der Last ihrer Traditionen bricht die Opéra zusammen. Und da kein Franzose den Mut findet, diese Traditionen durch frische Taten aus dem Wege zu räumen, sinkt die Bedeutung der Opéra immer tiefer. Große staatliche Beihilfen verhindern indessen, daß der künstlerische Bankrott den pekuniären nach sich zieht. So sonnt sich die Opéra vorläufig ruhig weiter im Rahm ihrer Vergangenheit, in den Lobpreisungen des Vädeler, und verwandelt sich aus einer Stätte künstlerischer Genüsse in ein gesellschaftliches Vergnügungsetablissemant.

In der Tat ist die Opéra heute nicht mehr und nicht weniger als der ideale Prunksalon der Weltstadt. Hier ist alles zusammengetragen und feinsinnig arrangiert, was der Franzose an Eleganz, Luxus und pompöser Pracht zu erfinden vermochte. Unbeschränkt



Srl. Sambeth, Prima ballerina der Großen Oper
 in Paris. ②

durfte der Baumeister über Raum und Material verfügen. Reichtum und Geschmack vereinen sich hier zu harmonischer Gesamtwirkung. Das zweite Kaiserreich hat sich mit diesem Hause sein imposantestes Dentmal gesetzt. Sein letztes zugleich, eins, dessen Vollendung es nicht mehr erleben sollte. Kurz davor brach der Krieg aus. Als er beendet war, hatte die Académie impériale sich in eine Académie nationale verwandelt. Ein Namenswechsel, der im Laufe des vorigen Jahrhunderts mehrmals stattgefunden hat. Die Republik übernahm das Erbe des Kaiserreichs und verwaltete es den ursprünglichen Absichten entsprechend. Enorme Kosten hatte die Anlage der Opéra erfordert — nun war dafür Paris um eine Lebenswürdigkeit reicher, die nirgends in der Welt ihresgleichen fand. Den anfangs sehr ungünstig gelegenen Platz hatte man durch Niederreißung ganzer Häuserviertel zum Kreuzungspunkt mehrerer Hauptstraßen und damit zu einem der gewaltigsten Verkehrszentren umgestaltet. Gleich einem aus dem Nichts hervorgezauberten Märchenpalast grüßte die neue Opéra die Pariser als charakteristisches Erzeugnis nationalen Stolzes und großsprecherischer Eitelkeit.

Den äußern Repräsentationszwecken entspricht die Verteilung der Innenräume. Nicht die Hauptakture in diesem Theater. Das Bühnenshaus tritt daher trotz seiner großartigen Anlage in der Wirkung völlig zurück vor den Aufenthaltsräumen des Publikums: dem Foyer und dem Zuschauerraum. Wie um den eintretenden Besucher mit einem Schlage aus der Alltagsphäre der Straße in eine Traumwelt voll ungemessener Pracht zu entführen, empfängt ihn die berühmte Doppeltreppe, deren wunderbare architektonische Gliederung und feenhafte Kostbarkeit den glänzendsten theatralischen Ausstattungsseffekt vorwegnimmt. Das goldgeschmückte Foyer mit seinem interessanten Ausblick auf die menschchenbewegte Place de l'Opéra wirkt nach diesem imposanten Entree fast gar nicht mehr verblüffend. Auch das mit profziger Freigebigkeit ausgestreute Gold der Dekoration, die raffinierte Kostbarkeit der Möbel überrascht nicht weiter. Es ist ein einheitlicher Ton in der ausgefuchten Eleganz dieses Hauses. Wandelgänge von veränderlicher Breite mit Marmorbänken besetzter Stühle — unter denen Architekten und Litera-



Herr Alvarez, Tenorist der Großen Oper in Paris.

teure überwiegen — umschließen das Parterre und die Klänge, intime Salons gliedern sich an. Im Theaterraum selbst das gleiche glänzende Bild. Die Klänge teilen sich fächerförmig in Logen, die, soweit sie nicht von Abonnenten belegt sind, nur im ganzen zum Verkauf stehen. Platzmangel ist ein ständiges Übel in der Opéra. Trotz des kolossalen Bühnenshaus fast das Theater nur 2200 Besucher. Die große Anzahl von Nebenräumen sowie die Logeneinteilung erklären diese überraschend niedrige Ziffer.

Das Logenprinzip, so ungünstig es schon die architektonische Wirkung beeinflusst, bildet auch ein gefährliches Hemmnis für die künstlerische Entwicklung der Darbietungen. Es sind Inznanen der ichtkummen Art, diese Privilegierten der Plutokratie und der hohen Gesellschaftskreise, denen ein Logenabonnement in der Opéra zu den unerlässlichen Lebensbedingungen gehört. Ohne sachliche Einsicht und Verständnis für künstlerische Dinge, ohne die geringste Ausbildung in den literarischen und musikalischen Strömungen der Gegenwart zu besitzen, üben diese Logenbesitzer einen Trank auf die Leistung des Theaters aus, wie ihn in einem monarchischen Staate von der kulturloseste Leibeswelt über einhundert und verhängnisvoller



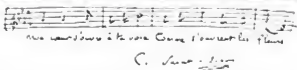
Herr Renaud, Baritonist der Großen Oper in Paris.

geltend machen kann. Und die jeweilige Disziplin unterwirft sich dieser Beeinflussung um so williger, als die Abonnementsgelder die ergiebigste Einnahmequelle bilden. Zahlen mögen beweisen. Das Abonnement des Jahres 1905 brachte 1385660 Frank, das des Jahres 1906 etwas weniger, nämlich 1367142 Frank ein. Rechnet man dazu die staatliche Subvention der Opéra im Betrage von 800000 Frank, so ergibt sich eine recht annehmbare finanzielle Basis, welche bei neuen Unternehmungen als kräftiger Rückhalt dienen könnte. Ehrgeiz und Wagemut sind indessen den Direktoren der Opéra fremd. Ihnen gilt das Theater als milchende Kuh, und ihr Streben beschränkt sich, solange ihnen die Leitung verbleibt, auf Erfolge, welche sich in Zahlen ausdrücken lassen. Auch legt ein unverhältnismäßig hohes Budget ihnen Rücksichten auf die Einträglichkeit der aufgeführten Werke nahe. Das Personal der Opéra ist sehr zahlreich; Chor, Orchester und Ballett verschlingen Millionen. Die Gehälter der Solisten drücken sich ebenfalls in teilweise recht stattlichen Siffern aus. So bezieht die bekannte dramatische Sängerin Mlle. Granjean, einer der Sterne der Opéra, 60000 Frank, die Prima ballerina Mlle. Zambelli 32000 Frank jährlich, der Tenorist Uvarez sogar 8000 Frank im Monat.

Abgesehen von der Dürftigkeit des auf vielleicht zwölf gangbare Werte beschränkten Spielplans, steht auch die künstlerische Leistungsfähigkeit der Opéra in keinem rechten Verhältnis zu den hohen Summen, mit welchen dort gearbeitet wird. Die darstellenden Künstler zehren meist von dem Ruhm ihrer Vergangenheit. Wie wenig stichhaltig sich dieser in einer fremden Umgebung erweist, kam bei dem vorjährigen Berliner Gastspiel der Monte-Carlo-Oper zum Ausdruck. Die klangvollen Namen der in Paris von ihren persönlichen Eliquen verhimmelten Künstler vermochten nicht über die Mangelhaftigkeit ihrer Darbietungen hinwegzutäuschen. Wenige nur retteten ihren Ruf aus dem allgemeinen Schiffbruch. So Maurice Renaud, gegenwärtig wohl das populärste Mitglied der Opéra. Ein Sänger und Musiker von Gottes Gnaden, dessen schmelzend weiches Organ im Verein mit einem kraftig gehaltenen Vortragetalent und einer feinsinnig charakterisierenden Darstellungsweise ihn zu einem der hervorragenden lyrischen Baritonisten der Gegenwart erhebt. Von diesem außergewöhnlichen Künstler abgesehen, bietet die Solistengruppe der Opéra, welcher u. a. auch van Dyck, der bekannte Baireuther Tenorist, angehört, dem anspruchsvollen Besucher wenig Ansehnliche. Die ungünstige Akustik des himmelverhängenden Mannes mag dazu beitragen, die Sänger von einer gleichmäßigen Ausarbeitung ihrer



Herr van Dyck, Tenorist der Großen Oper in Paris.



Partien abzuschreden und das Interesse nur wenigen wirkungsfähigeren Momenten zuzuwenden. Vielleicht erklärt sich auch das hergebrachte, für deutsche Hörer unerträgliche An-der-Kantze-Singen aus der Unmöglichkeit, von der Bühnemitte her mit der Stimme durchzudringen.

Vor allem entsprechen solche Unmanieren der Sänger den Gewohnheiten der Pariser. Dieses Publikum hat gar nicht die Absicht, die Vorstellung während des ganzen Abends mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Es beobachtet und kritisiert mehr die Logenbesucher als die Darsteller. Im hell erleuchteten Theater — selten nur wird die Szene auf kurze Zeit verdunkelt — prüft man Toiletten, tauscht während des Spiels Bemerkungen aus, begrüßt Bekannte und informiert sich über bemerkenswerte Gäste unter den Hörern. Selten nur wendet sich die allgemeine Aufmerksamkeit der Bühne zu — etwa wenn eine der beliebtesten Künstlerinnen ihre Hauptrolle hat. Dann begeistern sich die Pariser, spontaner Beifall unterbricht die Vorträge oft mitten in einer Phrase und nötigt sie, zunächst ihren Bewunderern durch eine Verbeugung Dank zu sagen, ehe sie ihre Rolle

weiterführen kann. Durch die kleine Zensation zufriedengestellt, spannt das Publikum wieder aus und wendet seine Aufmerksamkeit andern Dingen zu. So in einem stetigen Auf und Ab der Teilnahme genießen die Pariser ihren Theaterabend. Wichtiger als intensives geistiges Mitleben erscheint ihnen eine sorgfältige Toilette. Nie wird man den eleganten Pariser anders als im Frack, mit weißer Kravatte, Zylinder und Spazierstock im Theater sehen. Besonders der Hut ist ein wichtiges Requisite. Erst auf das barbarische Kopfschneidwerk, welches nach mittelalterlicher Weise die Beendigung der Pause ankündigt, verschwindet die männliche Kopfbedeckung. So bietet eine Vorstellung in der Opéra das Bild eines Gesellschaftsabends mit gelegentlich eingestreuten musikalischen Beigaben.

Zielbewusste Ensemblekunst vermag unter solchen Verhältnissen natürlich nicht zu gedeihen. Sind die Darbietungen der Solisten mit wenig Ausnahmen mittelmäßig, so bieten Chor, Orchester und Ballett zuweilen fast beschämend minderwertige Leistungen. Die Nahelässigkeit, Ungenauigkeit und Unquemlichkeit, womit in den Ensemblegruppen der Opéra musiziert, gesungen und getanzt wird, übersteigt häufig die zulässigen äußersten Grenzen. Repertoirewerte wie die „Hugenotten“ werden mit einem Schandnamen aufgeführt, der die anmaßenden französischen Urteile über die kurzlich erfolgte Reinschulierung desselben Wertes in Berlin nicht nur unhöflich, sondern geradezu den Tat-



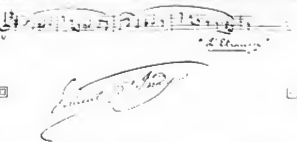
Star All'Opera von der Komischen Oper in Paris.

sachen widersprechend erscheinen läßt. Und die Verständnislosigkeit, mit der man eine den Pariser Bedürfnissen eigentlich sehr entgegenkommende Oper wie den „Faubäuler“ behandelt, wird zur Genüge dadurch charakterisiert, daß das amtliche Programm in einer kurzen Inhaltsangabe Elisabeth, die „Töchter“ des Landgrafen, als — Selbstmörderinnen läßt.

Es wäre übertrieben, aus den gegenwärtig sehr tadelnswerten Ensembleleistungen auf eine völlige Unfähigkeit der Ausführenden schließen zu wollen. Der Fehler, an dem die Opéra leidet, liegt in der mangelnden Erziehung zur Sachlichkeit; Publikum und Darsteller kranken an diesem Uebel. Beiden fehlt der Antrieb zur Strenge gegen sich selbst. Die primitive, unbehilfliche Regie sowie die jaden, jeder Initiative entbehrenden Dirigenten vervollständigen das unerfreuliche Bild.



Trotz ihrer Größe, ihres Welt Rufes und der gewaltigen Mittel, mit denen sie arbeitet, repräsentiert die Opéra daher nur einen beschränkten Teil nationalen Geistes. Die anregende und liebenswürdige Muse des französischen Volkes hat ihr Heim in der Opéra comique aufgeschlagen. Hier im Hause



Jules Massenet.

Voieldieus fühlt sich der Franzose frei von den Fesseln der Tradition. Hier gibt er sich von der familiären Seite: ungezwungen, geistreich, witzig, gefühlpoll. Das geschwollene Pathos wird beiseitegeschoben und ein halb sentimentaler, halb humoristischer Ton aufgeschlagen. Die Opéra comique beschränkt indessen ihr Repertoire nicht auf Spielern und Werte leichten Genres. Sie beherrscht alle Gebiete: die lyrische, die romantische, die neitalienische, die deutsche Oper finden bei ihr gütliche Aufnahme. Puccini, Humperdinck, Mascagni sind gern gegebene Gäste in der Rue Favart. Bizets „Carmen“, Massenet's „Manon“ wurden dort aus der Taufe gehoben, ja sogar die klassisch heroische Kunstraagödie hat mit glänzenden Einstudierungen von Gluck's „Orpheus“ und „Armidia“ dort Einzug gehalten.

Das geschmackvoll, im Verhältnis zur Opéra einfach ausgehaltene Haus mit seinem Ausdruck bürgerlich behäbiger Wohlhabenheit eignet sich schon von vornherein besser zur

Hilfestätte ernst-sachlicher Kunst als der goldstrotzende Palast der Opéra. Namentlich unter dem jetzigen Director Albert Carré hat die Comique einen Aufschwung genommen, der sie an die Spitze der berühmtesten Bühnen der Welt stellt. Stetige ununterbrochene Fühlung mit der lebendigen Kunst war das Prinzip Carrés. Nach diesem Prinzip wurden seine glänzenden Inszenierungen entworfen, in denen er allen überlieferten Theaterholzpulvis von der Bühne verbannte und dafür eine im modernen Sinne einheitlich gestaltete Ausstattung schuf. Klug bewahrte sich Carré dabei vor dem Fehler, das Schwergewicht ausschließlich in den Szenischen Teil zu verlegen. Eine vorzügliche musikalische Disziplin hat ihm einen Chor und ein Orchester von höchst achtungswerter Leistungsfähigkeit geschaffen. Die Solisten der Comique, unter denen Carrés Frau als eine der ersten zu nennen ist, sind ihren Kollegen von der Opéra zum mindesten ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Die Kundung und Geschlossenheit des Ensembles aber, die musterhafte Verbindung darstellerischen und gesanglichen Könnens stellt das Personal der Comique weit über jede Konkurrenz und leitet das künstlerische Interesse ihr allein zu, während der Großen Oper fast einzig noch der repräsentative Nimbus bleibt. —



Alfred Bruneau.

An die Comique knüpft daher auch die Weiterentwicklung der dramatischen Produktion an. Wieder war es Carrés Verdienst, die Bestrebungen der Dramatiker nach einer neuen nationalen Eigenkunst begünstigt und ihnen sein Haus geöffnet zu haben. Bruneau und Charpentier, Messager, der jetzige Director der Opéra, Verocar, Debussy und Fauré erfreuten sich seiner Förderung. Sie fanden durch seine Vermittlung die Möglichkeit, ihre Reformideen zur Erörterung zu bringen und so den großen Gärungsprozess heranzubekördern, der gegenwärtig die Kunstwelt Frankreichs in mehrere Parteien spaltet.

Der von Wagner angeregte Sturm hat nach Jahren erlittener Kämpfe, dessen Heftigkeit durch die langanhaltende politische Verunsicherung noch verhärtet wurde, endlich in Frankreich Wurzeln gefaßt und Arndte getragen. Neben veralteten sind die Werte



André Messager.

des *Vaiteuther* Meisters dem Repertoire der *Opéra* einverleibt. Sie werden vom Publikum laut bewundert und von den Musikern studiert. Dem Schärferblickenden kann es indessen nicht verborgen bleiben, daß hinter dem stürmischen Enthusiasmus etwas mißsam Erzwungenes und Ertüschtes steckt, daß ein wahrhaft innerliches Verhältnis zwischen der *grande nation* und dem Wagnerium weder jetzt vorhanden ist, noch je eintreten wird. Der Wagnerkult der Franzosen ist teils Modesache, teils beruht er auf dem faszinierenden Nervenreiz der Wagnerischen Kunst, der Leuchtkraft ihrer Orchesterfarben, dem Glanze ihrer szenischen Bilder. Diefesres Eindringen in den Geist des *Vaiteuther* Wertes darin man von den Franzosen nicht erwartet. Wenn sie ihrer Langeweile großen Zeiten der Wagnerischen *Opern* gegenüber nicht Ausdruck zu geben wagen, so geschieht es aus Heivelt vor dem Namen des Kompositionisten. Anziehend wirken auf das Publikum nur diejenigen Teile der Wagnerischen Schöivungen, welche eine Umdeutung zur großen *Oper* im modernisierten Meyerbeergenre ertragen. Nicht sich das Publikum durch die Wirkmacht dieser Partien blenden und über alle Bedenkllichkeiten gern hinwegtragen, so denken selbst die Musiker

den innern unüberbrückbaren Widerspruch zwischen Wagners Bestrebungen und dem französischen Kungeist auf. Aud werhvütigerweise kam der Protest nicht von den Älteren, den von jeher bei Erörterung der Wagnerfrage unwillig Weisheitslehrenden, wie *Saint-Saëns*, *Masseuet* usw. — nein, gerade die jüngere Generation, die sich anfangs an Wagners Partituren vollgelogen und begeistert hatte, brachte den Unschwung.

Diese jugendfranzösische Bewegung nimmt ihren Ausgang von César Franck. Schüler dieses eigenartigen Mannes sind es, welche heute an der Spitze des musikalischen Paris stehen und den gegenwärtigen Kriegszustand herbeigeführt haben. Franck selbst war keine Streiternatur. Eine gütige, hülle, bescheidene Persönlichkeit, der jeder volensische Zustand fehlte, einer jener Organisten, wie man sie aus alten Geschichten kennt: ohne äußeren Ehrgeiz, unermüdlich vor sich hinarbeitend, bescheiden und klug, mit weitem, alle Gegensätze ruhig überdauendem Blick. Die Theorie- und Orgelklassen des *Conservatoire* waren seine Domäne. Dort versammelte er, der gründlichste und eifrigste Lehrer der in altertümlicher Dogmatik und Pedanterie erstarrten Anstalt, die aufnahmefähigsten und lernbegierigsten Schüler um sich. Er führte sie ein in die reiche, bisher nur spärlich beachtete Welt der großen Primitiven der französischen Musik: Lully, Rameau, Gluck. Hauptächlich war es der durch seinen ita-



Claude Debussy.

lienischen Vorgänger Lully und seinen deutschen Nachfolger Gluck fast in den Schanen gedrückte französische Komponist und Theoretiker Rameau, der Zeitgenosse Louis' XV., welcher den emsig forschenden Modernen überraschende Ausbeute lieferte. Wie Wagners Bestrebungen gewisse Ähnlichkeiten mit Glucks Reformversuchen aufweisen, so suchten die Jungfranzosen ihren Ausgang von den Schriften und Werken ihres Landsmannes Rameau zu nehmen.

Komponisten, Kritiker und Lehrer stehen jetzt in Paris um die neue Fahne versammelt, bereit zum Kampf für ihre Ideen. Das didaktische und organisatorische Talent unter ihnen ist Vincent d'Indy, der Begründer der Schola cantorum, einer vornehmen Pflanzstätte gediegener, ruck- und vorwärtsschauenden Wissens. Als Schaffender vermochte er seine dauernden Erfolge zu erzielen. Stets war es seine aufs höchste gezeigerte Intelligenz, seine virtuose Gewandtheit des Könnens, welche mehr fesselte als überzeugte. Doch als geistvoller Lehrer, als scharfsinniger, logischer Deuter, als feinfühlig, hilfgewandter Interpret bildet d'Indy das geistige Zentrum jenes Kreises, dessen produktive Kräfte sich in Charpentier, Bruneau, Messager, Leroux, Debussy, Dukas, Magnard verkörpern.

Sie alle sind bestrebt, der Wagnerischen Invasion eine nationale Kunst entgegenzusetzen. Charpentier appelliert zu diesem



Xavier Leroux.

Zweck in seiner Hymne auf Paris „Louise“ an die Jubiläe des großen Hauses. Debussy in „Pelléas et Mélisande“, Dukas in „Ariane et Barbe-bleue“ wenden sich an die Feinschmecker. Sie vertünden in ihren Meisterliedkompositionen jene Kunst, die es liebt, mit Schatten zu spielen und alle scharfen Wirklichkeitsakzente nach Möglichkeit zu vermeiden. Welche Eindrücke geben uns ihre Werke? Verschwinden sind die Fundamente, nach denen unser auerzogenes musikalisches Gefühl verlangt. In nebelhaft verwehmenden Klängen erlicht unser tonales Bewußtsein. Wir tauchen unter in einen Strom durchsichtig gewobener und doch verwirrender Harmonien, wir tauchen und greifen nach festen Anrissen, kompakten Gebilden. Und ewig lassen wir ins Leere, Wesenlose, Phantastische. Tiefe Kunst negiert alles, worauf unsere Gewohnheit zu hören eingeübt ist. Sie kennt keine rein unwillkürlichen periodischen Wiederholung der Form. Das architektonische Element fehlt ihr gänzlich, jede treibende, anschwemmende Entwicklung weicht sie. Hier verdrängen sich nicht mehr unsere Erkenntnisse in plattischen Gebilden, hier ist die Kunst nicht mehr konzentrierte Zusammenfassung, verkündete Organisation. Hier haben wir nicht



Albert Magnard.



Camille Chevillard.

mehr „am farbigen Abglanz das Leben“. Im Gegenteil: was vorher geheimnisvoll, unbewußt schien, verliert sich jetzt ganz in mythische Tiefen. Es ist der eigentümliche Reiz dieser Kunst, daß sie uns wortwährend ins Dunkel klingen läßt. Und je länger man hineinschaut, desto mehr scheint es suggestive Wirkungen auszuüben. Es belebt sich, phantastische Landschaften glaubt man zu sehen. Schönen menschlicher Gestalten und Leidenschaften gleiten vorüber.

Wie eine unendlich zarte Atmosphäre spinnst sich die Musik um die Dichtung. Der Text wird angelegt mit einem Mosaik von Tönen, die bald distret illustrieren, bald sich wie den Worten anheimgeben, bald selbständig Übergänge vermitteln. Immer aber geben sie nur flüchtig aneinandergereichte Stimmungsreize, impressionistisch empfunden, in freier Technik angedruckt. Gefühlsvorgänge werden unwillkürlich untermalt, klingen in düstigen, mattgetönten Farben aus. Daß die Eigentümlichkeiten dieser gallischen Kunst dem germanischen Empfinden nicht sonderlich zu liegen, erklärt sich aus dem Unterschiede der Rassen. Anmerkung scheint es bedauerlich, daß bisher keine unserer führenden Bahnen eine unübertroffene Wiedergabe von Technik

oder von Dukas' Wert gewagt hat, während der Kultus sader Masseneicher Musik überall in Blüte steht.

* * *

Während sich auf dramatischem Gebiete stetig frisches Leben regt, bietet das Pariser Konzertwesen nur eine matte Kopie der Berliner Musikindustrie. Lokale Interessen herrschen vor, international bedeutungsvolle Tüchtigkeit fehlen gänzlich. Der Françoise schwärmt nicht für öffentliche Musikpflege. All die großen künstlerischen Institute, das Conservatoire, die Société nationale u. a., halten ihre Veranstaltungen nur für eine beschränkte Anzahl bevorzugter Besucher zugänglich. Unter den Kirchenmusikern erhebt sich die Tierfeier in der Madeleine einer gewissen Berühmtheit. Reisenden Virtuosen von Welt-ruf stehen einige wenig bemerkenswerte Sätze zur Verfügung. Einzig die Lamoureux- und Colonnekonzerte fesseln seit Jahren ein treues und begeisterungsfähiges Publikum. Die Führer dieser Orchester, Camille Chevillard und Edouard Colonne, sind populäre Dirigenten von großem Können und starkem Temperament. Sie genießen in Paris hohes



Edouard Colonne.

Ansehen, welches indessen mehr der Verdienstlichkeit ihres erzieherischen Wirrens als ihrer künstlerischen Überlegenheit zuzuschreiben ist. An deutschen Dirigenten gemessen, zeichnen sie sich mehr durch Tüchtigkeit als durch Genialität aus.

Auch die Pariser Orchester bieten nichts Außergewöhnliches. Sie fallen eher infolge hervorragender Sololeistungen einzelner Mitglieder als durch Einheitlichkeit des Ensembles auf. Der Franzose ist talentierter für ausübende Instrumentalkunst als der Deutsche. Doch er steht ihm nach an planmäßiger Disziplin, an Fähigkeit, sich unbedingt unterzuordnen und sich dem Ganzen anzupassen. Daher sind französische Orchester in Einzelheiten vollkommener, in der Gesamtwirkung aber nicht so sorgsam abgetönt und ausgeglichen wie die deutschen. Der in diesem Punkte minder anspruchsvolle Pariser begnügt sich indessen mit dem Vorhandenen und feiert seine beiden Hausdirigenten Chevillard und Colonne als leistungsfähige und nützliche Betriebsfaktoren seines Musiklebens mit Wohlwollen und Dankbarkeit.

Das Pariser Konzertleben ist eine Nebenströmung. Die internationale Bedeutung der Musikstadt an der Seine wird stets nur nach ihrer Leistungsfähigkeit auf theatralischem Gebiete bemessen werden. Einmal war die Opéra die Festbühne Europas. Heute ist sie durch die Opéra comique verdrängt, welche zu den führenden Weltbühnen gehört. Doch eine neue Steigerung ist zu erwarten. Große Dinge bereiten sich vor. In den Champs Elysées, an Stelle des Cirque d'Été, soll sich ein neuer, in größten Maßstäben angelegter Musikpalast erheben. Von dem trotz seines hohen Alters noch recht unternehmungslustigen und wirkungsfrohen Saint-Saëns ging der Vorschlag aus. Zwar klingt der Plan etwas phantastisch, doch sind die Vorarbeiten tatsächlich im Gange, und internationale Komitees sorgen für Wadhaltung des Interesses. Wer weiß — vielleicht bereitet Paris bereits den Boden für eine neue Bühnenkunst vor, die, wie einst die Opéra, als Kulturzerzeugnis von zwingender Eigenart unsere Theater beherrsicht und unsere Ästhetik des Musikdramas von Grund aus umgestaltet.

Südlicher Abend

Rot sank die Sonne. Purpursehleppen gleiten
Der Fürstin nach. Die blauen Hluten wiegen
Sich sanft, und ihre goldnen Säume schmiegen
Sich an den dunklen Strand. In Traumesweiten,

Wie eines Zauberbildes Herrlichkeiten,
Ein Hauch auf malvenfarb'nen Bergeszügen
Des Hafens rosenrote Häuser liegen.
Still ward die Welt; der Fuß hält an im Schreiten;

Der Atem ebbt; die Lippe wagt kein Wort.
Die Sterne schlingen ihren ewigen Reigen,
Und in der Nacht versinken Zeit und Ort.

Die Seele nur in aller Dinge Schweigen
Seht mit den Sternen stille Zwiepradl fort
Und möcht' in alle Himmelstiefen steigen.

Friedrich von Eppeln-Bronikow-ki



Elternwille und Kindeswille

Etwas vom Verkehr mit erwachsenen Kindern

Von Laura Frost in Königsberg



Es ist eine merkwürdige Erscheinung unserer Zeit, daß das Leben in der Familie zwischen Eltern und erwachsenen Kindern vielfach schmerzhafteste Konflikte aufweist, die stark genug sind, um zu einer vollständigen Entfremdung zu führen. Dieses Ergebnis widerspricht so vollständig dem, was man als das Natürliche zu erwarten berechtigt ist, daß man an einen häufig vorkommenden Erziehungsfehler glauben muß und versuchen möchte, diesen nachzubüßen — zum Besten der alten und der jungen Generation, die, wie Ellen Key sagt, gegenseitig einander bedürfen wie Wurzel und Äste.

Dabei soll nicht an Verhältnisse gedacht werden, die ohne weiteres in dem einen oder dem andern Teil die Schuld erkennen lassen; nicht an Eltern, die nur oberflächlich sich mit ihren Kindern abgegeben haben, und denen jederzeit ein Ballsaal verlockender war als die Kinderstube und ein moderner Roman reizvoller als die eiten Bewußtseinsinrichtungen ihres Kindes; nicht an Kinder, deren Anlagen oder Entwicklungsbedingungen sie all abhäßliche Wege brachten. Sondern es soll hier von guten, pflichttreuen Eltern geredet werden und von guten, tüchtigen Kindern.

Viele von ihnen hat man gekannt: die Kinder, als sie noch klein waren und mit zärtlichem Vertrauen nach der Hand der Mutter griffen, die sie so sicher leitete; die Eltern, als sie sich dankbar ihres Gottesgeschenks freuten und sich bestrehten, mit treuorgender Liebe ihre Meinen zu erziehen. Nach einer Reihe von Jahren trifft man sie wieder. Und man ist entsetzt über die Veränderung. Feindselig stehen sich Eltern und Kinder gegenüber.

Aber so unerwartet solche Entfremdung auch Fernerstehenden erscheint, so plötzlich sie vielleicht eines Tages selbst die Eltern überrastete — sie hat sich durch lange Jahre vorbereitet. Nicht an einem bestimmten Tage, nicht mit einer bestimmten Sache lösen sich die Kinder von ihren Eltern. Langsam und allmählich gleiten ihre Seelen aus der Eltern Händen, und nur an einem bestimmten Tage können wohl die Eltern sich plötzlich denken bewußt werden, daß sie sie ganz verloren haben. Dann ist es meistens zu spät. Was sich langsam auseinandergelebt hat, wird nie mehr eins, wie es früher war.

Es heißt daher für die Eltern, von Anfang an darauf zu achten, daß sie sich das freundliche Verhältnis, in dem sie mit dem kleinen Kinde

verbunden sind, auch für die Jahre erhalten, wenn ihr Kind in die Reihen der Erwachsenen tritt. Ihre selbstlose Hilfsbereitschaft und das Vertrauen des Kindes sind dazu notwendig.

Die Entfremdungen zwischen Eltern und Kindern haben darin ihren Grund, daß der Wille des Kindes ein andres Ziel hat als der Wille der Eltern. Trotzdem hatten gerade die meisten dieser jetzt schwer leidenden Eltern sich schon in der frühesten Jugend ihres Kindes darum bemüht, seinen Willen zu brechen und es dem ihren gefügig zu machen. Recht früh schon sollte es gehorchen lernen, und sie freuten sich, wenn ihre Erziehung Erfolg hatte. Daß sie damit einen verhängnisvollen Fehler begingen, dessen waren sie sich nicht bewußt.

Es ist nämlich nicht die Aufgabe der Erziehung, den Willen des Kindes zu brechen, sondern vielmehr ihn zu kräftigen und in gute Wege zu lenken. Das Höchste, was die Erziehung leisten kann, ist die Entwicklung des hilfsbedürftigen Kindes zu einem selbständigen, zu allen Guten willenskräftigen Menschen.

Der Wille des Kindes läßt sich auch nicht so ohne weiteres unterdrücken oder brechen. Gerade bei charaktervolleren Kindern tritt er immer wieder als Trotz oder Widerspruch hervor. Dann ist die Gegnerschaft zwischen Eltern und Kindern da; je öfter solche Szenen kommen, und je älter und selbständiger die Kinder werden, desto härter wird der Zusammenstoß, desto unvermeidlicher wird der Miß, der Eltern und Kinder schließlich innerlich und oft auch äußerlich voneinander trennt.

Vielleicht tritt solche Gegnerschaft zum erstenmal merkbar in die Erscheinung, wenn es sich um den Verkehr des Kindes mit Altersgenossen handelt. Die Eltern haben ihrem zehnjährigen Bubem einen kleinen Freund angeschlossen, an den er sich angeschlossen hat; das Kind weigert sich aber und erklärt einfach, daß ihm der Junge nicht gefällt. Vater und Mutter bestreiten auf ihrer Forderung. Sie erreichen indessen wenig, kaum ein äußerliches Weineinandersehen; eine Freundschaft löst sich nicht erzwingen. Innerlich aber geht ihr Kind einen andern Weg und ist sich deutlich dessen bewußt, daß es der Weg nicht ist, den die Eltern wünschen. Nun meinen es die Eltern sicher gut: sie müssen auch die Aufsicht über ihrer Kinder Freunde haben. Aber ihr Fehler besteht darin, daß sie nicht dem Kinde zuerst die Wahl überlassen; sie hätten diese immer noch nachher prüfen können. Aber sie hätten

ihrer Kindes Abneigung als eine Tatsache ansehen müssen, mit der zu rechnen war. Oft haben sie in späterer Zeit erfahren, daß diese Abneigung berechtigt war, daß sie aber damals mehr impulsiv als bewußt empfunden wurde, so daß das Kind darüber keine klare Auskunft zu geben vermochte oder auch diese aus kameradschaftlichen Gründen nicht geben wollte.

Zimmerhin ist es notwendig, daß schon bei den ersten und leistesten Differenzen zwischen Eltern und Kindern die Eltern danach streben, sich in die Gedanken und Ansichten der Kinder hineinzuversetzen, damit sie mit ihnen gemeinsam auf dem neuen Wege wandeln können. Nur dadurch läßt sich eine spätere Trennung vermeiden. Dieses Sichhineinfinden in die Eigenart des andern kann nur von den Eltern als den klügeren und Erfahreneren geübt werden; das junge Kind ist noch nicht dazu imstande.

Man hat zu jeder Zeit so viel über Erziehung gesprochen und geschrieben, aber von der Selbsterziehung ist nicht viel die Rede gewesen. Und doch ist diese die bei weitem wichtigere und größere. Die Erziehung eines Kindes durch andre ist beendet, wenn das Kind erwachsen ist; die Selbsterziehung dauert so lange wie unser Leben. Es soll daher das Kind für die Selbsterziehung gewonnen werden, das heißt, es soll gelehrt werden, im Gegensatz zu dem blinden Gehoriam die sittliche Notwendigkeit des von ihm Geforderten zu erkennen und sich seiner Selbstverantwortlichkeit bewußt zu werden. Höher soll es sich bilden wollen von Tag zu Tag, immer wieder aus seinen Fehlern lernen, vollkommener zu werden, immer herzlicher sich bemühen, alles Menschliche zu verstehen.

Solche Arbeit aber haben auch die Eltern zu leisten. Auch sie sollen aus ihren Fehlern lernen und bei einem Mißerfolg in der Erziehung nicht über das Kind klagen, sondern sich selbst fragen: Was habe ich hier Unrichtiges getan? Aus der Höhe ihrer Unfehlbarkeit und Selbstgerechtigkeit wird es ihnen nicht gelingen, ihr Kind zu verstehen und in seiner Seele zu leben; so können sie auch nicht rechte Berater und Führer ihres Kindes sein.

Mancherlei besonders schwierige Zeiten gibt es mit den Kindern zu durchleben, mit den Knaben wie mit den Mädchen. Da sind zuerst bei den Knaben die sogenannten Regeljahre, in denen sie eine merkwürdige Abneigung gegen jede Art Verschönerung oder auch nur notwendige Pflege ihres äußeren oder inneren Menschen zeigen. Kluge Eltern werden diese Zeit ertragen wie eine Kinderkrankheit; sie geht vorüber. Meistens hängt sie mit schnellem Wachstum und damit verbundener Müdigkeit und Lässigkeit zusammen.

Anders ist es in den späteren Jahren, die an der Grenze der Kindheit stehen. Auch sie gehen vorüber, aber sie stellen an die Eltern viel grö-

ßere Anforderungen. Das körperlich in der Entwicklung befindliche Kind zeigt in dieser Zeit eine außerordentlich starke Reizbarkeit. Sein Selbständigkeitsgefühl ist erwacht. Einerseits nicht mehr kritiklos genug, um ohne weiteres die Wünsche der Erzieher zu erfüllen, andererseits noch ohne verständnisvolle Überlegung bei dem Handeln nach eigenem Ermessen, wird das Kind in dieser Zeit hauptsächlich von dem unwiderstehlichen Verlangen geleitet, seine Selbständigkeit zu beweisen und seine eigne Art mit Erfolg zu behaupten. Infolgedessen entwickelt sich oft ein widerspruchsvolles, ganz unberechenbares Betragen. Die wichtige Aufgabe der Eltern ist es hier, das unerfahrene, hin und her schwankende Kind ihrem Wort und ihrem Einfluß zugänglich zu erhalten. Es wird ihnen dies gelingen, wenn sie mit dem Befehlen und Verbieten recht zurückhaltend sind, wodurch sie nach Möglichkeit den Widerspruch fernhalten, und wenn sie harte Worte ihres Kindes in dieser Zeit nicht als Ungezogenheiten oder sich zugesügte Kränkungen bewerten, sondern als das, was sie sind: der Ausdruck heftigen Empfindens, das Merkmal starker, noch gärender Jugendkraft. Oft ist zum Beispiel eine rücksichtslose Antwort nur der ungefüge Ausdruck des Strebens nach absoluter Wahrhaftigkeit. Ein Rückblick in die eignen Jugendjahre würde den Erziehern zu einer milden Beurteilung verhelfen und sie manchen Fehler vermeiden lassen. Viel wäre schon gewonnen, wenn sie dem eignen Kinde mit der Rücksicht begegnen würden, mit der sie das gleichaltrige fremde Kind behandeln. Aber leider glaubt man noch immer, denen am wenigsten Rücksicht zu schulden, die man am meisten liebt. So verlegt man unzähligemal seine nächsten Angehörigen.

Da die Behandlung der Knaben in der Entwicklungszeit eine sehr viel schwierigere ist als die der Mädchen, so wäre den Eltern, namentlich den Müttern, sehr zu empfehlen, sich aus der Broschüre von Ernst Lenz „Das Entwicklungsalter unserer männlichen Jugend“ (Lernwied. a. S., Jidfeldt) darüber Aufklärung zu verschaffen. Manche bisherige Stunde der Trauer und des Zweifels wird sich ihnen dann verändern in geduldiges Abwarten und schonende Liebe. Vor allem aber wird sie die Kenntnis der natürlichen Gründe von ihres Kindes betremmender Art zur größten Aufmerksamkeit auf das eigne Benehmen führen. Das Schwiegen des Erziehers zur rechten Zeit ist eine große Klugheit und eine große Kunst der Erziehung. Nur wenige Eltern, namentlich wenige Mütter besitzen sie; und doch ist sie für die Tauer eines guten Einvernehmens mit ihrem Kinde durchaus notwendig. Aus der „führenden“ Mutter soll die „gewährende“ Beraterin werden: dann wird sie sich aus dem folglosen Kinde den vertrauensvollen Freund erziehen.

Es gibt keine ersten treuen Eltern, denen nicht bei der Erziehung ihres Kindes ein hohes, schönes Ziel vorzuschwebte, dem sie es nachbilden wollten. Alles Gute, das in ihnen selbst lebt, wollten sie in ihm zur Entwicklung bringen und so viel andres Gutes noch dazu. Aber unwillkürlich verbinden sie dieses absolut Gute mit ihren eignen Ansichten, ihrer eignen Lebensauffassung und den von ihnen als richtig befundenen Wegen. Unangenehm überrascht entdeckt zum Beispiel der Vater bei dem Sohn, der mit ihm gemeinsam den geraden, zuverlässigen Charakter hat, daß er konterbative Gefinnungen hat, während er selbst, der Vater, ausgesprochen freisinnig ist. Oder der Vater ist positiv kirchlich, der Sohn freidenkend. Man erlebt diese direkten Gegenfälle so oft, daß man sie durch ganze Generationen verfolgen kann. Und doch! Wieviel Konflikt zwischen Eltern und Söhnen gibt es gerade in dieser Beziehung, wieviel Tränen und Bitterkeit, wieviel harte Worte und Stunden der Verzweiflung!

Ähnlich stehen sich oft auch Mutter und Tochter gegenüber. Die Mutter, konsequent festhaltend an ihren Anschauungen über Weiblichkeit und Pflichten der Frau im Hause, die Tochter, erfüllt von dem Wissensdurst und den Anregungen unjurer Tage, ebenso konsequent wünschend, sich selbständig zu betätigen. Vielleicht ist die Mutter auch ganz geneigt, ihr das im Prinzip zu gestatten. Aber warum soll es gerade dieser Verne sein, den sich die Tochter gewählt hat? Die Mutter hat sich etwas viel besseres ausgedacht, und das soll die Tochter unternehmen. Und so versucht sie ihr Kind zu einem Glück zu führen, daß ihm kein Glück ist, selbst wenn sein Wille besiegt ist. Denn die Mutter hat die Freude des eignen Entschlusses bei der Tochter durch den schuldigen Gehorsam abgelöst, und an Stelle einer unmittelbaren Glücksempfindung den Verzicht gesetzt. So trennen sich die Wege der Kinder von denen der Eltern; nicht jedesmal äußerlich, innerlich aber immer; die Gedanken und Wünsche gehen ihre verschiedenen Wege.

Und doch würden alle diese treuen Eltern ohne Besinnen auf die Frage, ob sie ihr Kind glücklich sehen möchten, mit einem aufrichtigen „Ja“ antworten. Doch wäre nur ein kurzes Nachdenken nötig, um sie daran zu erinnern, daß niemand für einen andern das Glück wählen kann, daß das alte Sprichwort „Neder ist seines Glückes Schmied“ immer noch gilt. Doch wußten sie alle, als ihre Kinder noch klein waren, daß ein jedes seine be-

sondere Art hatte und besonders behandelt werden wollte. Und daß ihre Kinder niemals ihr Eigentum waren, mit dem sie walten und schalten können nach Belieben, sondern daß Gott sie ihren liebenden Herzen anvertraute, damit sie sie zu frohem, selbständigem Menschentum führen sollten.

Denn man nun noch der Frage nähertritt, wer bei solchen schmerzhaften Trennungen und unerfreulichen Zuständen mehr leidet, das Alter oder die Jugend, so liegt es nahe, dies von der Jugend zu behaupten. Und in der Tat, wenn man z. B. an Friedrich den Großen denkt oder an Arthur Schopenhauer, so findet sich wohl die Befähigung dafür. Auch heilen die Wunden, die ein Herz in seiner Kindheit und Jugend empfängt, selten vollkommen; oft bleiben schmerzhaft Narben zurück. Aber dennoch erscheint mir das Alter als der bei weitem schwerer leidende und bedauernswertere Teil. Die Jugend hat noch das ganze Leben vor sich mit seiner Arbeit und seiner Freude und seinen Hoffnungen für die Zukunft. Aber das Alter gibt mit dem Scheiden und Loslassen von der Jugend seine ganze Gegenwart und seine Zukunft hin und bleibt allein zurück. Täglich wird es einsamer. Und doch hätte es jung bleiben können mit der Jugend, hätte zu seinem Wissen noch vieles Neue hinzulernen können, viele Anregungen empfangen, viele Freuden und Hoffnungen teilen und in schweren Stunden als verständnisvoller, erfahrener Freund zur Stelle sein können.

Darum kann es nicht dringend genug allen Eltern zugerufen werden: Haltet eure Kinder fest, solange ihre Seelen noch in euren Händen sind! Geht mit ihnen mit und lernt sie verstehen auch auf den neuen Wegen, die sie finden; geht mit als ihr Freund, ihr Kamerad. Und dünkt euch nur um so viel weiser, als ihr es versteht, ihnen die Resseln fernzuhaltten, daß sie sie nicht brennen, und ihnen die Sümpfe zu zeigen, daß sie sich nicht beschmutzen. Aber den Weg selbst laßt sie allein finden! Dann werden sie auch euch nicht allein lassen, wenn sie eurer Leitung entwachsen sind, sondern werden alles mit euch teilen, ihre Pläne und ihre Hoffnungen, ihre Freuden und ihre Schmerzen. Und wenn später eure Zeit gekommen ist, daß ihr müde werdet und die Sonne eures Lebens sinkt, dann werden sie durch euer Vorbild gelernt haben, auch auf den Wegen eures Alters zu gehen und in kindlicher Dankbarkeit euch die Liebe wiedergeben, mit der ihr sie so selbstlos umfangen hattet.



Dom Geist und Ungeist der Mode

Don Dr. Victor Lederer (Wien)

Sehr verehrte gnädige Frau!

Sie sind also entschlossen? Sie wollen uns die Directoiremode in Deutschland einführen? Sie wollen — wie Sie schreiben — dazu beitragen, daß auch in dem dummen Lande der Denker und Dichter, in dem unfruchtbarsten Germanien, das früher einmal mehr Genies als tadelloß sitzende Pantalons besaß, die „Exterieurarchitektur“ gepflegt wird, und dies, indem nach Freilicht- und Freiluftkunst auch die Freibrust- und Freibeinkunst zu ihrem Rechte kommt?

Très bien! Sie werden zur Ehrendirectoire unterschiedlicher Seesessionen ernannt werden. Wollen Sie doch, wie es scheint, alles daransetzen, daß nach den „Kunst“-gemerblichen Triumphen der Tischler, Schreiner und Spengler auch die Industrie der Seidenstrümpfe auf ein offensichtlich künstlerisches Niveau gehoben wird. Und Sie denken, damit zugleich für die Sittlichkeit Deutschlands ein gutes Werk zu tun, indem (wie Sie sagen) die größere Offenheit des Kleides eine größere Offenheit des Herzens im Gefolge haben muß? ...

Très bien! Ich verstehe. Sie wollen „psychologische“ Dessous zeigen. Sie wollen nicht mit dem Kleide viel „Aufhebens“ machen, sondern mit der psychologischen Resonanz des bon ton, der die neue Musik bringt. Natürlich. Bei einer Frau von Geist nicht anders zu erwarten.

Ja — aber warum (im Namen aller Modegeister!) fragen Sie da gerade mich um Rat, ehe Sie den entscheidenden „Freibeinschritt“ — wie Sie ihn nennen — wagen wollen?

Daß ich widersprechen werde, wissen Sie im Vorhinein. (Sie apostrophieren mich ja auch selbst schon als einen Geist, der stets verneint!)

Daß Sie meinen Rat nur hören, aber nicht befolgen werden, sofern er ihrem Willen widerspricht, das — weiß ich wieder im Voraus.

Wozu also noch streiten? Weshalb vor allem — jetzt komme ich mit einem Vorwurf! — mir den Gedanken unterstellen, ich würde „schon aus jenem Troß, der den Herrn der Schöpfung charakterisiert“, in dem

„Geist der Mode“, wie Sie ihn sehen, den „Ungeist der Mode“ erblicken wollen?

Weshalb dieser Argwohn? Hab' ich ihn verdient? Hab' ich nicht stets Ihren Geist rückhaltlos anerkannt und Ihnen immer und immer wieder versichert, wie sehr es mich freut, in Ihnen eine so geistreiche Frau kennen gelernt zu haben?

Nein, liebe Freundin, nichts liegt mir ferner als ein Ableugnen à tout prix. Der Geist der Mode, den Sie ahnen, besteht, wenn auch in etwas andrer Weise. Und auch der Ungeist. Die Namen, die Sie gewählt, sind mir sogar sehr sympathisch. Nur sind die Begriffe etwas schwer zu fassen und in einem Briefe jedenfalls nicht zu erschöpfen. Vor allem das gegenfeitige Verhältnis von Ungeist und Geist in der Mode sowie die psychologische Bedeutung der einzelnen positiven und negativen Elemente unsrer kulturgemäßen Körperverhüllung sind auf deskriptivem Wege nicht erkennbar, geschweige denn vereinbar. Es ist, als ob man die beiden Ufer eines Flusses vereinigen sollte, die einander in allem und jedem entgegengesetzt sind und doch stets parallel laufen. Nicht amsonst spricht man von der Mode-„Strömung“. Ist die deskriptive Methode bankrott, muß die genetische heranzukommen. Auf gut Deutsch: Können wir das „Sein“ nicht beschreiben, so müssen wir das „Werden“ kennen lernen, indem wir mit unserm Partner auf den beiden Seiten des Flusses zur Quelle zurückschreiten. Dort werden Geist und Ungeist zusammenfallen, das heißt die beiden Ufer werden einander in die Arme sinken wie ein paar Verliebte, die die Hülle ihres Glückes nur mit geschlossenen Augen genießen können und den Teufel nach dem Geist oder Ungeist der Mode fragen ...

Ja — liebe Frau Lotte, wenn wir das Rad der Zeit zurückschrauben und uns an den Ursprung des Lebens zurückversetzen könnten, dahin, wo es aus der sprudelnden Liebe entspringt — dann bräuchten wir nicht von der Mode zu sprechen. Im Paradiese nämlich ging und geht man nackt. Auch in unsrer Zeit gilt die Umarmung Liebender nur dem Körper und nicht seiner Hülle. Auch die Umarmung mit dem Auge ...

Erst dann, wenn zwischen das Reich der Illusion und den Zuschauertraum des Lebens der schwarze Vorhang der Alltäglichkeit sich nieder senkt, erst dann, wenn wir von der Bühne, die uns den Himmel bedeutet, in das niedrige Parkett des Lebens herabgeschleudert werden und nun dort bloß Zuschauer sind, wo wir früher König waren — dann erst öffnen wir eigentlich die Augen und gewahren, wie Adam einst im Paradiese, daß wir bislang nur Seele gewesen, den Körper aber und seine Toilette ganz vergessen hatten. Spreiten den Mantel vor, wie Tristan über Isolde.

Wir halten nämlich die „Kultur“ für den gefesselt angetrauten Ehegatten des Menschengeschlechts, die Natur für einen ehebrevierreichen Vahnen, der nur zur Nachtzeit kommen darf und vor Tagesanbruch sich wieder fortstehlen muß ...

Marke ist die Kultur, Tristan die Natur, Isolde das Menschengeschlecht. Brangäne, die von der Warte ins Land lugt, ist die Hoffnung unsers Herzens; Kurwenal ist das Attribut der Natur: die Treue, der Positivismus; Melot, das Attribut der Kultur, ist die Falschheit, der kategorische Imperativ einer verlogenen „Sittlichkeit“. Der Zaubertrank aber, der alljährlich in unsrer Brust das alte Lied, die alte Sehnsucht weckt — dieser Zaubertrank Isolde's ist der Frühling. Wir vergessen Melot's, träumen uns auf ein Weichem ins Paradies zurück und werden wie Adam und Eva.

* * *

Solange wir unschuldig sind, gehen wir nackt, körperlich und geistig. Erst wenn wir sündig geworden, führt unser „Sittlichkeits“-bewußtsein die doppelte Buchhaltung ein: das Soll und Haben an Körper und Kleidung und das Soll und Haben von Wissen und Willen. Sie glauben es nicht? ... Wahrscheinlich, ich sage Ihnen: hätte Eva keine Äpfel gestohlen, so bräuheten die armen Chemänner keine Schneiderrechnungen zu bezahlen!

Ja, meine gnädige Frau, es ist nicht zu leugnen: die Kleidung der Menschen oder, richtiger gesagt, das Streben der Menschheit nach Kleidung schreibt sich vom Sündenfall her. Sie können das der Bibel glauben. Ich finde es sogar außerordentlich sinnig, daß das Buch der Bücher den Ursprung

unsrer Bekleidung nicht auf ein äußeres Bedürfnis — z. B. auf das Streben, sich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen —, sondern auf einen innern, psychologischen Beweggrund zurückführt. Als nämlich der Mensch zum erstenmal die Kleidung als Schutz gegen die Witterung brauchte, war er schon eultartet, hatte er schon gegen die Natur gefündigt.

Sie wollen opponieren? Sie wollen mir das schöne Wort von den ästhetischen Bedürfnissen entgegenwerfen? Von den „ästhetischen Bedürfnissen“, die uns das Bestreben nahelegten, durch die Kleidung den Reiz unserer Persönlichkeit zu erhöhen? ... Frauenchen, Frauen! Sie werden doch die Holzpuppen in einem Schneideratelier nicht für die ästhetischen Ideale Ihrer „Persönlichkeit“ ansehen?

Ästhetische Bedürfnisse! ... Wie das schon klingt. Bedürftige Ästhetik wäre ebenfogut. Vielleicht noch besser. Denn es handelt sich doch gewiß um einen Posten des Debetkontos, um ein Manko der Lebensfreude. Fragen Sie sich einmal aufs Gewissen, wo Ursach' und wo Wirkung ist: ob die Eitelkeit die Kleidung schafft oder die Kleidung die Eitelkeit. Ich glaube die Eitelkeit — und mit ihr alle „ästhetischen Bedürfnisse“ der Kleidung — als Ergebnis ansehen zu dürfen, da ihre Entstehungsursache erst in den Qualitätsunterschieden einer schon vorhandenen Kleidung sowie in dem aus diesen Unterschieden entspringenden Meid gegeben erscheint. Studieren Sie die Psychologie des Kindes — und Sie werden mir recht geben.

„Geist der Mode“ — ja, was heißt das?

Ist es etwa „Geist“, daß wir im Winter dunkle, im Sommer lustige und helle Stoffe bevorzugen? Ach nein! Denn der Imperativ dieses Trachtenunterschiedes heißt keineswegs „Ich will“, sondern „Ich will nicht“. In dem einen Falle: Ich will nicht frieren. In dem andern: Ich will nicht schwitzen.

Ebenso kann ich keinen „Geist der Mode“ darin sehen, wenn die Schneiderrechnungen immer größer werden und der Luxus der Toiletten zu ungeahnter Höhe emporsteigt. Denn glauben Sie, daß der moderne Parvenu, wenn er seiner Frau einen Trak aus echten Brüsseler Spitzen, oder was sonst gerade das Neueste und Teuerste ist, kauft, an etwas andres denkt als an das antisoziale: „Man hat's, man kann sich's leisten“? ...

Suchen Sie einmal nach den psychologischen Motiven dieser schönen Phrase! Ich glaube, Sie werden sich dabei an jenen Kommerzianten — vergessen sei sein Name! — erinnern, der den Schneider seiner Frau immer mit den Worten apostrophierte: „Ich laß mir nix lumpen“, und gelegentlich noch hinzufügte: „Man soll mei Sara nix über die Achsel ansehen.“

Ist das nun der Geist oder der Ungeist der Mode?

Sie werden die andre Seite der Sache hervorheben. Nicht wahr? Sie werden sagen, der ungebildete Emporkömmling löpviere lediglich etwas, was er nicht versteht. Er sehe bei den vornehmen und gebildeten Leuten das Streben nach reicher, allzeit neuartiger Tracht und suche es nun jenen gleichzutun, an deren Geist er glaube. Was ja nicht zu bedauern sei. Denn die Mode sei die einzige Göttin, an die auch an der Börse noch geglaubt und der auch von den a-tempo-Millionären noch geopfert wird.

Hab' ich Ihren Gedankengang erraten? ... Ich hoffe wohl. Denn Sie schwärmen ja immer für die Mode als die „ausgleichende Gerechtigkeit auf dem Kapitalmarkt“, da sie auf der einen Seite Geld unter die Leute bringe, auf der andern selbst Millionäre zu ruinieren imstande sei ...

Tröst' hien! Sie sollen recht haben. Obwohl Sie nicht leugnen werden, daß gerade die Parvenüs in der heutigen Gesellschaft den Ton angeben, wie auch die Mode weniger die Göttin als vielmehr die Mätresse des spekulierenden Großkapitals ist. Tut nichts. Lassen wir Herrn von Proß und Gemahlin aus dem Spiel und reden wir von den Toilettenfürsorgen geistreicher Leute.

Warum liegt zum Beispiel Ihnen, meine Gnädigste, die Mode am Herzen?

Natürlich — Sie werden wieder von geistiger Freiheit und fortschrittlicher Gesinnung sprechen, die in der Schnelligkeit, mit der man die Toiletten wechselt, gleichsam symbolisiert wird ...

„Fortschrittlicher Geist!“ — welches herrliches Schlagwort! Und wie schlagend besonders diesmal, da bei der Directoiremode, über die wir uns ja unterhalten wollen, das leichtere „Fortschreiten“ eine unzweifelhafte Tatsache ist. Fortschrittlicher Geist — ja, das wäre etwas Positives, das wäre Geist und nicht nur Ungeist, wöfern

Sie damit einen festen Willen, einen Entschluß, ein fest vorgezeichnetes Ziel meinen.

Aber, liebes Frauchen, seien wir einmal offen und ehrlich: Machen Sie das Hinüberherüber aller Modeschwankungen nur um dieses fortschrittlichen Idealismus willen mit oder — damit die böse Nachbarin nicht von Ihnen jagt: „Die trägt noch immer ein Kleid vom vorigen Jahr“?

Da sehen Sie, wie ich zynisch nach dem „Heiligsten“ greife und den Luftballon Ihrer Ideale an die kritische Leine nehme. Sie sagen: Freiheit und Freiheit ... Ich sage: Sklaverei vor dem up to date-Kultus. Sie sagen: Auf der Höhe der aufgeklärten Zeit muß man ... Ich sage: Im Staube vor dem finstern Göpjen „Gesellschaft“ darf man nicht anders als ... So steht die Rechnung. Solcher Art sind die Motive in meinen Augen. Was Sie geistige Freiheit nennen, erscheint mir nur als Maskenfreiheit, die ich aber nicht respektieren kann, da uns die Weltgeschichte von mehreren Fällen erzählt, bei denen es in zwölftiger Stunde zu einer erzwungenen Demaskierung auf dem Maskenball des Lebens gekommen ist.

Trösten Sie sich, meine liebe, gute Frau Lott: Ihr Freiheitsdünkel ist nicht der einzige, den ich ad acta lege: ich halte den ganzen Pseudoliberalismus unserer Epigonenzeit für einen ähnlichen Bühneneffekt. Denn was ist diese nur in der „Rolle“, aber nicht im Herzen stehende „Aufklärung“ anders als die konservativste aller „Geistrenommagen? Was anders als ein Hautrittertum der Jungge ... Man trägt die Karte „Kulturmann“ zur Schau wie die Landstuchthe und ähnliches Geinidel die Rittertracht: um standesgemäß räubern zu dürfen. Mit dem Unterschied allerdings, daß die „Kulturmannsherei“ mit allen ihren Auswüchsen ein Schwert ist, das nicht Wunden, sondern nur Renommierschnitte schlägt und einem stilisierten Dreißigjährling gleicht, der weniger drißt als siegelt. Auf die Saat kommt es an.

Auf das Saatorn, das in die Brutt des Kindes, des noch kindlichen Volkes gesäet wird, auf das Dünge und Aderu des Aeltes des untrer Seelen, auf die Schönlung des Willens, auf die Harmonie der ganzen Weltanschauung. Aus Zinngras wird man mentale Korn treiben. Und sei der Dreißigjährling untrer Deutens, Redens und Refor

mierenz noch so glanzvoll. Erst muß man die Sümpfe, aus denen die alten Sünden unsrer „Kultur“ zum Himmel stinken, trockenlegen, statt ihre Ausdünstung nur mit Weisrauch zu verdecken. Dann erst kann man fassen, ernten und — dreschen.

Dazu aber fehlt uns der Mut. Denn wir denken freigeistig, aber unsrer Wille ist feige. Er muß es sein.

Deshalb binden wir ihn an einen starren Rißel, der im Sumpfe steckt, an ein Dogma, an einen Glauben, an eine Tradition, auf daß er sich ja nicht erdreiste, dem Wissen nachzureiten ... Wer weiß heute, was er will? Und wer will, was er weiß? Wer wagt es, die für Wissen und Wollen getrennt geführte doppelte Buchhaltung unsers ethischen Bewußtseins auf eine einfache zu reduzieren? ...

Kompromisse — das ist unsre ganze Lebenskunst. Kompromisse, nichts als Kompromisse. Im Leben, im Staate, in der Kunst, in der Mode — überall Kompromisse, zu deutsch: neu angestrichene alte Bretter zum Verriegeln des Horizonts. Als ob man mit Tünche ein banfälliges Gebäude streifen könnte! Es geht nicht. Es kann auf die Dauer nicht gehen. Heute gleicht sich die insolvente Willens- und Glaubenskraft mit dem Wissen und Denken auf fünfzig Prozent aus, morgen ist sie wieder bankrott. Sie wird sich ein neues Geschäft erichten müssen. Ich meine: Wir werden den Willen, die Betätigung unsrer Weltanschauung in neue Bahnen lenken müssen. Sonst ist aller Dreisinn, alles fortschrittliche Denken vollkommen wertlos. Und ärger: eine Lüge. Eine konventionelle Lüge.

Wir glauben, daß sie der Schönheit diene.

Und es ist ja nicht zu leugnen, daß heute ein Streben nach Schönheit durch die Welt geht.

Todt wehe: auch das Reich der Schönheit ist eine konstitutionelle Monarchie geworden, in der jeder Krämer etwas zu reden und nur die Schönheit selbst zu schweigen hat. Lediglich unterschreiben muß sie — volens, nolens — was ihr der Minister, der jeweilige Gemüthling des Augenblicks, vorlegt. Sie glauben als Modedame Schönheitsidealen nachzugehen? Krumbelge Torin! Sie helien irgendeinem läudigen Gehirnsmanne, seine Lodenhute loswerden! ... Wären Sie denn nicht, wie heutzutage Moden, aufstade lom-

men? — Ebenso wie Gesetze. Durch Majoritätsbeschluß der geschäftlich Interessierten, d. h. der Verkäufer, der Produzenten, die ihr Geschäft machen wollen. Die Königin Mode setzt einfach ihren Namen unter das Plebiszit der Fabrikanten, Schneider, Schuster und sonstigen Exterieurarchitekten. Denken — darf heutzutage ein Herrscher nicht mehr. Auch die Mode nicht, die alles beherrscht.

* * *

Sie werden entgegen, daß der gute Geschmack an der Schaffung neuer Moden nicht ganz unbeteiligt sei.

All richtig. Der gute Geschmack ... Was ist das? Wer hat den eigentlich?

Da liegt der Fall im Feiner. Der gute Geschmack ist nämlich so eine Art Gottesgnadenatum. Man läßt den Glauben daran bestehen, weil Gesetze im Namen der gottesgnadenen Majestät erlassen und Moden im Namen des guten Geschmacks dekretiert werden müssen. Weil der Glaube an das Gottesgnadenatum der Herrscher den Hof- und Manufakturagententiteln solch eine prächtige Resonanz gibt. Und weil eben der Glaube an den guten Geschmack gewisser Leithammel für das Geschäft weit wichtiger ist als technische Fertigkeit der Produzenten. Zu dem Satze „Schick geht vor Geschmack“ ist jedenfalls sehr viel Wahres. Soweit nämlich das Geschäft in Betracht kommt. Monsieur Worth hätte Ihnen davon ein Hörtörchen erzählen können. Es heißt wenigstens, daß dieser Modenraun des zweiten französischen Kaisers reichs nicht nur die schiden Toiletten fertigfertigt, sondern auch das Wörtchen „Schick“ erfunden hat, worauf alle Welt „schide“ Meisder haben wollte. Lesen Sie einmal die Erinnerungen der Madame Octave Jeunet (der Gattin des berühmten Schriftstellers). Sie finden darin einen hübschen Brief „Une journee chez le Worth“, der über den eigenartigen Tonber des berühmten Hauses in der Rue de la Paix und über den „Schick“ des Meisters Mitteilungen enthält, die Sie interessieren werden.

Die hemige Zeit hat keinen Veroy und keinen Worth. Die Gewalt Herrschaft eines feiten Willens, wie ihn die Modenraunen hatten, vertrat unsre „konstitutionelle“ Frau nicht mehr. Wer hat also heute den „guten Geschmack“, nach dem sich alle Welt —

Männlein und Weiblein — in der Toilettenfrage richtet? Der König von England? Die Pariser Skototen?

Glauben Sie doch das nicht! König Eduard trägt, was ihm der erste Hofschneider empfiehlt. Und wer ist der erste Hoflieferant? Wer auf Grund seines guten Geschmacks den Hofstitel bekam. Da haben Sie den Cirenus vitiosus: Auf Grund des Verstandes kommt das Amt und auf Grund des Amtes der Verstand. Natürlich. Wenn Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand, heißt es im Volksmund. Wenn's wahr ist, daß manche Ämter und Titel künstlich sind, dann ist wohl auch der zugehörige Verstand, in unserm Fall der zugehörige Geschmack, künstlich? Unmöglich wenigstens ist das nicht. Der „Geschmack“ in Herrenkleidern wäre somit nichts andres als die Finanzspekulation eines Schneiderkapitalisten, ein Rentenkauf mit Dividendenanteile durch einmalige Zahlung eines größeren Vertrages. Die Jahresrente ist in diesem Falle das erhöhte „Geschäft“, die Dividende — das Recht, „Geschmack“ zu besitzen. Schönheit und Mode aber wären auf dem Kurzjettel als Staatspapiere zu notieren. Ihr Kurs kann nicht leiden, da die Dividende nie gezahlt wird, sondern nur auf dem Papier stehenbleibt.

Dies gilt von Herrenmoden.

Und bei den Damen Toiletten? Glauben Sie, daß die Pariser Damen der Halbwelt an irgendwelche Schönheitsideale der Kleidung denken?

Lächerlich. Die tonangebenden Damen denken an nichts weiter, als — an das Geschäft, dem ihr Körper obliegt. Zu dessen Betrieb gehört natürlich das — sagen wir Auslagenarrangement und das Kaschieren von Schönheitsfehlern. Dies gilt ebenso für Klein- wie für Großbetrieb. Ist es doch eine alte Geschichte, daß selbst Direktoren von Aktiengesellschaften eine Unterbilanz um jeden Preis zu verdecken suchen, schon damit der Kurswert ihrer eigenen Papiere nicht leide. Kann es Sie wundernehmen, daß dort, wo die Liebe als eine Gesellschaft auf Aktien etabliert ist, von deren Haupte Tausende und Tausende von Lieferanten abhängen, und wo Frauengunst effektenmäßig an der Spitze gehandelt wird, daß dort das Fälschen der Bilanzen des Körpers oder — um den tech nischen Ausdruck zu gebrauchen — das „Koh täuschen“ auf der Tagesordnung steht?

Sie wollen Beispiele? Ich bitte:

Hat eine häßliche Tyren. Frisiert sich deshalb so, daß die geschneitelten Haare die Ehren ganz verdecken. Die dumme Welt bewundert die neue Haartracht als höchsten Schick und ahmt sie bedingungslos nach. Weshalb? Wegen der „hellenischen Anmut“? ... Keine Spur! Weil die betreffende Dame zufällig die Mätresse eines Königs ist. Das macht's!

Sie haben verstanden? Und wissen, daß ich von keinem Problema, sondern von einer Tatsache gesprochen habe, die Sie um so näher angeht, als Sie selbst eine Zeitlang die berühmte Frisur bevorzugten? ... Sie erwidern, daß ich selbst einmal die Frisur schön gefunden habe? Gewiß. Ich werde es nicht leugnen, daß sie Sie sehr schön kleidete. Wie ich auch das Vorhandensein schöner Moden nie bestritten habe. Was schön ist, ist aber auch schon schön, bevor es Mode wird. Weshalb aber — Pardon! — begannen Sie die Frisur erst schön zu finden, nachdem sie eine königliche Mätresse aus egoistischen Gründen zur Mode gemacht hatte?

Ich könnte die Beispiele beliebig vermehren. Soll ich vielleicht erzählen, wie bald übermäßige Schlankheit, bald übermäßige Breite „modern“ ist? Welcher gute Geschmack über der Norm der Schnurreartypiken (oder Nicht-Spizen!) wacht? Oder soll ich Sie daran erinnern, wie die „Kriolinne“ entstand?

Eine hohe Dame des zweiten Kaiserreichs braucht ein Kostüm, um den gelegenen Zustand ihres Leibes zu verbergen. Ein findiger Schneider schafft Rat. Und die dummen Gaffer halten nun die Majestät, deren Norm der neue Mod imitiert, für den höchsten Schick.

Ein andres Exemplum: Dem König von England (damals noch Prinze von Wales) warf man auf der Heide ein kleines Malheur. Er muß das Feinleid wechseln und — zieht eine Hose an, die, sei es weil sie eben aus dem Koffer kam, sei es weil sie im Warenhaus schnell fertig gelaut wurde, gefaltet ist. Mit einem Schlage sind die „Bügelhalten“ an der Höhe, von denen früher niemand wissen wollte, ein unumgängliches Attribut der Eleganz ...

Sie sehen: Als erteilte Herde, die, ohne nach Gründen zu fragen, das Beispiel eines „Prinzevs“ (um nicht andres zu sagen!) nachahmt, sind Männer und Frauen ziemlich gleichwertig. Glauben Sie aber ja nicht,

daß dieser Herdentrieb etwa in irgendeinem monarchischen Gefühl begründet sei und sich bei Republikanern nicht finde. Weit gefehlt! Nicht die Achtung vor dem Herrscher führt zur Nachahmung seiner Tracht. Im Gegenteil: das Bedürfnis der Masse, jemanden zu kopieren, ihr Bedürfnis, einen lebendigen Maßstab des „Vornehmseins“ zu besitzen, vor allem, was Tracht und Äußeres anlangt, dieser gewisse Zug nach oben — das ist's. Ja, dieser Snobismus der Massen macht sogar Republikanern in gewissem Sinne zu Monarchien. Denken Sie nur an Nordamerika! Es mag paradox klingen, aber es ist wahr: Über unsre Körper herrlichen die Monarchen nur mehr konstitutionell, über die Art aber, wie wir unsern Körper verhüllen, absolut.

Da haben Sie die „Aufklärung“ unjers „freibheitlichen“ Zeitalters: Auf der einen Seite haben wir Freibeiten errungen, auf der andern uns freiwillig einer Tyrannei unterworfen, bei der Vernunft Unsinn und Wohl- tat Plage wird.

Wofür haben unsre Ahnen gebtutet? Für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit? Für positiven Kosmopolitismus? — O du mein Gott! Wir haben, was jene erträumten. Aber — negativ.

Wir haben einen negativen Kosmopolitismus: einen internationalen Weltstaat individualitätsloser Snobs. Haben eine negative Freiheit: die Ellbogenfreiheit; eine negative Gleichheit: die Gleichheit vor dem Geieß (vor allem vor den Steuergesetzen!); eine negative Brüderlichkeit: die Chabruss-, Eligen-, Kartell- und Trauwirtschaft. Auf dem Throne aber, den man in Frankreich einist der Vernunft, als der neuen Religion, errichtet, thronet der Weltregent der Gegenwart, der uns kuechtet und zu Sklaven macht: das goldene Kalb.

Dazu also all die Kämpfe um den „Geist der neuen Zeit“. Dazu alle Opfer für Freiheit und Aufklärung! ... Wir haben den Geist gesucht und den Ungeist gefunden.

* * *

Ich weiß nicht, ob Sie bemerkt haben, daß ich dem von Ihnen gestellten Problema Schritt für Schritt näher gekommen bin, und daß ich darauf ausging, den Geist, aus dem heraus die freibeitliche Directivetracht zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts geboren war, mit dem Geieß über — Ungeist zu

vergleichen, der heute eine scheinbare Renaissance des Directoire propagiert.

Damals, als sich das Directoire wie eine Erlösung in die Welt drängte, wie die Vollendung einer seit dem Ausgange des Mittelalters vorbereiteten, aber so oft verhinderten Wiedergeburt aus hellenistischem Freiheits- und Schönheitsinn, überall (bei Männern wie bei Frauen!) ein seit vorgezeichneter Wille zur vollkommenen Neugestaltung nicht der Tracht, sondern der Menschheit! ... Und die Mode lediglich ein Weg zum Ziel, ein präfuldierender Akkord der neuen Weltordnung, der wiedergefundenen Würde der Menschheit, der Rückkehr zur Natur. Ein Weg, den sich der Wille erschnit! ...

Heute — ist dieser Weg der Mode eine kleine Spazierfahrt, die nur dem Amüsement dient, eine „Spritztour“, wie der Wiener sagt, ein klaffiertes Hineingreifen in den Kostümsaal des „Gesellschaft“ betriehten Marionettentheaters. Eine Nennomage. Nichts weiter. „Was für geniale Leute waren doch unsre Ahnen vor hundert Jahren!“ ... So tönt uns das Motto dieser Tracht entgegen, die noch mit dem angeheteten Schrankzettel aus dem kulturhistorischen Museum auf die Gasse geht. „Wie herabgekommen aber ist das heutige Geschlecht!“ ... So tönt das Echo aus meiner eignen Bruit.

Da haben Sie mein Problema als Antwort auf das Fräge. Betrachten Sie es genauer, und Sie werden begreifen lernen, daß man bei ein und derselben Mode sowohl vom Geieß als vom Ungeist reden kann. Das Directoire als Ausdruck des Zeitgeistes spiegelt den Geieß der Mode, das Directoire als Aushängeschild des Snobismus — den Ungeist. Das Verhältnis des Kleides zum Menschen, der es trägt, gibt den Ansichlag.

Wer nämlich einen Regen trägt, ohne sechten zu können, wer ein Kreuz trägt, ohne darauf zu glauben, der — ist entweder ein bewußter Lügner oder ein unzurechnungsfähiger Narr. Wer das Kleid der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit trägt und diese Ideale nur im genannten negativen Sinne versteht, wer das Kleid öffnet und das Herz verschlossen hält, wer Zortauer ist in seinem Äußern und Zobarit in seinem Innern — was ist der?

Fardon! — ich bin etwas weniger geworden, als es sich wohl für einen „über Gefühle erhabenen modernen Kulturmenschen“

ziemt. Mag sein, daß Sie mich deshalb nicht ganz verstanden haben. Also „modern“ ausgedrückt: Welchen Eindruck macht auf Sie Herr Kommerzienrat Müller im Tirolerkostüm?

Sie lachen? Sie sprechen vom „Salondirektoren“?

Très bien. Ich spreche vom „Salondirectoire“ des Jahres 1908 und halte den Directoiregeist der neuen Modedamen für ebenso waschecht wie den alpinen Mut des Herrn Kommerzienrats. Hier die nackte Knie, dort die nackte Wade — c'est la même chose. Tendenz? Renommage, Aufsehen erregen. Alles übrige — „Geschäft“. All right!

* * *

Liebe Freundin! Sie haben meinen aufrichtigen Rat, mein objektives Urteil gewünscht. Ich hoffe, Ihnen nicht zuwenig an Aufrichtigkeit gegeben zu haben.

Lassen Sie mich nun meiner objektiven Betrachtung eine subjektive hinzufügen.

Ich bin überzeugt, daß Sie speziell im Directoirekostüm entzückend aussehen werden. Fast so schön wie damals, als Sie die Hero spielten und die Zwifigenie. Wie wuchs da jede Bewegung aus den fließenden Gewändern heraus! Wie herrlich verstanden Sie sich auf den griechischen Hellenismus! Und wie hoheitsvoll, einer Göttin gleich, traten Sie, jeden lästernen Gedanken zurückdrängend, als Griechin in unsre Mitte! ...

Sie sehen: ich bin nicht ungerade. Und alles eher als prüde. Und hängen Sie mich auch diesmal nur gefragt, ob Sie zu einem bestimmten Anlaß ein Directoirekostüm wählen sollen — ich hätte erwidert: „Wie schade, daß ich kein Schneider bin! Ich hätte Ihnen um alles in der Welt gern Maß genommen.“

Allein — Sie waren zwei disparate Dinge zusammen, die sich zueinander verhalten wie Poesie und Prosa: Kostüm und Tracht nämlich, das Kostüm einer Einzelnen und die Tracht der Allgemeinheit, Sonntags und Werktag ... Und vergessen, daß von den Poeten das Wort des Dichters gilt: *Odi profanum vulgus et arceo* ...

Poetentalent kann nicht „Zehnte“ machen, weil der Dichter geboren wird. Und das Kostüm der Directoirezeit kann heute nicht Mode werden, weil es nur die Folie für

eine der Poesie der Weltanschauung würdige Poesie des weiblichen Körpers ist.

Die Folie für die Poesie des weiblichen Körpers! ...

Jetzt sind wir bei dem Punkte angelangt, den Sie zum Ausgangspunkt eines reformatorischen Wirkens wählen können, wenn Sie den unbedingten Drang zu einem solchen in sich fühlen: Es handelt sich darum, nicht an der Oberfläche kleben zu bleiben, sondern den Kern der Dinge richtig herauszuschälen. Wie nämlich der Charakter der Kernpunkt des Wissens, so ist der menschliche Körper der Kernpunkt der Mode. Die bisherige Erziehung, die Schulerziehung so wohl wie die Selbsterziehung, ging nicht über die Oberfläche hinaus. Sorgen Sie dafür, daß es anders werde; daß man den Willen diszipliniere, ehe man das Wissen überlastet, und daß man den Körper zur Poesie erziehe, ehe man ihn mit Kleidern bedeckt und so — wie Sie ganz richtig bemerkten — infolge der abgeschnittenen Luft- und Lichtzufuhr den Mächten der Finsternis ausliefert, die mit dem Körper zugleich den Geist verhüllen und alle häßlichen Triebe entfesseln.

Sie nickten mir verständnisvoll zu? So hätten Sie es von Anfang an gemeint?

Vortrefflich! Dann sehen Sie sich aber freundlichst den Körper Ihrer weiblichen Mitschwestern recht genau an. Sie werden finden, daß kaum ein Prozent jenes hellenische Gleichmaß, jene Gewichtigkeit und Elastizität des Körpers anweist, ohne die das auf griechische Körperformen berechnete Directoire zur — Karikatur werden müßte! Denken Sie nur: die dicke Frau Wehlmann im Directoirekostüm! Ah! es überläuft mich kalt, wenn ich nur daran denke! ... Können Sie das verantworten?

Liebe Frau Lotte! Nationale Körperpflege, Gymnastik, hygienische Ernährung, Hintanhaltung aller Lenden gegen den Körper, wie sie leider allzuoft im Namen des guten Geschmacks und der Mode begangen werden — denken Sie nur an das Korsett, an enge Schuhe usw. —, all das sind Aufgaben, die weit wichtiger sind als das Anfertigen von Schnittmustern und Konfektionsmodellen. Das Kopieren von Vorlagen sollte eine Frau von Geist, wie Sie es sind, Ihren Geschlechtsgenossinnen überhaupt als etwas Verächtliches hinstellen. Individualisieren! Das sei die Parole. *Ter eigne Körper die*

Nichtsnur seiner Bekleidung! Dann dürfen wir wohl nicht nur auf dem Wege zur Schönheit, sondern auch auf dem Wege zur Freiheit, zur innern Freiheit ein gut Stück vorwärts kommen.

Die Kleidung — das Selbstbekenntnis des Körpers, das Wissen — die Selbstkenntnis des Geistes, und über beiden Tendenzen der schmückenden Hüllen ein energischer Wille zur befreienden Tat, der Wille, den Körper der Kleidung und den Charakter dem Wissen voranzusetzen und der Natur Schritt für Schritt zurückzugeben, was ihr seit Adams Zeiten entzogen und entwendet worden ist — solch eine kategorisch positive Mode, so will es mir scheinen, wäre nicht nur vom Geist, sondern geradezu vom heiligen Geist erfüllt.

Ich will nicht leugnen, daß wir in den letzten Jahren dieses Geistes schon einen Hauch verführt und der frechen Annäherung einiger privilegierten Pächter des „guten Geschmacks“ die Forderungen der Hygiene nicht ohne Erfolg entgegengesetzt haben. Ja, vielfach hat sogar der Zug zur Natur es wagen dürfen, selbst neue Moden zu schaffen. Allein, was ist der errungene Zoll gegen die Meile, die noch übrigbleibt?

Nun dann, war nicht bisher auch die hygienische Reformriechei vielfach nur eine Abart des Snobismus? Denken Sie nur an den Häßlichkeitstulds gewisser Pseudo-„Reformkleider“, die nur auf den Unis berechnet und ebenso widernatürlich waren wie die als „Frauenemanzipation“ bejubelte Selbstenttrocknung, die ihre Trägerinnen erschuten und durch wohlgeleitene Ablenkung jedes Männerauges auch am sichersten erreichten!

Vor allem aber, geschah nicht immer und überall der Fehler (in den auch Sie beinahe verfallen wären), zu generalisieren und eine alleinseligmachende Uniform zu fordern?

Sie müssen das Ubel an der Wurzel fassen, wenn Sie überhaupt etwas leisten wollen. Sie müssen mit dem Dünkel des allein privilegierten Seligmachens ein für allemal aufhören. Nicht nur im Reiche der Kleidermode. Nein, allüberall im Leben. Sie müssen den Willen losbinden von dem Fißok der Konvention, an den er gebunden war, auf daß er endlich sich seiner Verantwortung bewußt werde und nicht seine Unfähigkeit mit der Glaubensfessel, die ihm dies

und das verbiete, mit der Verführung auf den negativen Weltgeist „Man“ vor dem eignen Denken zu bemänteln trachte. „Warum?“ ... Dies sei das Zauberwort, das den Sklaven unsrer „Kultur“ zum pflichtbewußten freien Bürger des geistigen Weltreichs wandle.

Den Willen müssen Sie schulen, den Willen! Den geistigen und den körperlichen, den zentralen und den peripheren. Noch glaub' ich an die Werbekraft eines Gedankens, und wenn Sie die Menschen nur an der richtigen Stelle packen, muß der Erfolg mit Ihnen sein. Im Reich der Materie haben wir R-Strahlen erfunden. Sollte es nicht auch im Reich des Geistes ein Königenlicht geben? Suchen Sie es! Denn innen müssen Sie die Menschen packen, innen, und dürfen nicht von außen kommen, wo Sie an der Oberfläche leben blieben.

Das ist's, was ich Ihnen ans Herz legen wollte. Daß, wie der Ungeist der Mode dem Baum entstammt, der zu Adams Zeiten „der innerste war im Garten Gottes“, so der Geist der Mode nur demselben Baum entsprossen kann, der der innerste geblieben ist auch im Ebenbilde Gottes: dem „Baume des Lebens“, wie die Bibel so schön allegorisch sagt, dem Baume außers Amern, dessen Zweige und Äste die Adern unsers Körpers bilden, und dessen Mark unser rotes Herzblut ist. Von innen muß der Geist der Mode kommen, von innen! In jedem einzelnen. Er kann nicht von außen importiert werden mit Modellen und Modebildern. Er muß von innen kommen, just — wie die Liebe ...

In diesem Sinne lassen Sie mich kurz resümieren: Der Geist der Mode ist die Liebesheirat des Körpers und seiner Tracht. Der Ungeist der Mode — ist die „Verunnstheirat“ (wie man die Unvernunfttheirat komischerweise zu betiteln pflegt). Auch hier entspringt der Geist oder Ungeist der Ehe nicht aus dem sakralen Charakter des priesterlichen Aktes, sondern aus den inneren Charaktereigenschaften der Brautleute, vor allem aus der Wahrhaftigkeit oder Verlogenheit der Gesinnung, von der das Jawort erfüllt.

Jetzt, liebe Freundin, kennen Sie meine Ansicht. Welcher Geist es ist, der Sie entlammt, das überlasse ich nun rubig Ihrer eignen Entscheidung.

Zeigen Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem ganz ergebenen ...





Jakob Alberts. (Nach einer Aufnahme von Nicola Perscheid in Berlin.)

Jakob Alberts

Von Robert Breuer

Jetzt im Hochsommer, da ich ihn nach Vermögen meine Meinung sagen soll, sitzt Jakob Alberts oben im Norden auf irgendeiner Hallig und freut sich des kühlen Meeres und des milden, sanften Leuchtens der Wiesen. Fern liegt ihm die Großstadt, noch weiter als in Wirklichkeit die Eisenbahn zu fahren hat. Er lebt das Leben dieser Schiffer, die ihn wie einen gar berühmten Mann achten, die ihn als einem Genossen vertrauen. Er wohnt in einem schönen, reinlichen Hans, wo klippblaue Stuben, leuchtende Nacheln und festes, warmes Holz, wo unzählige Marinaten und spazige Dinge von all den Geschleuerten erzählen, die hier schon herbergten. Und die eigentlich immer noch da sind. Denn der Geist der Alten waltet über der Hallig.

Darum liebt Alberts auch diese verrosteten Ankers; er hat eine Leidenschaft für die verwitterten Schiffslostinne, deren Silber in

den guten Stuben hängen, er liebt die harte Gesundheit der Frauen, die tag und vornehm ihre Pflicht tun. Er liebt die Herzlichkeit dieser stillen Stuben und liebt die Sonne, die durch die kleinen Scheiben stutet, sich in dem metallenen Gerät, das allenthalben herumsteht, spiegelt und um das geknörrelte Holzwerk der viel vererbten Kofel wickelt.

Hier gibt es wirklich noch Sonne, die ungehindert strömt und warm und goldig den Raum füllt. Und draußen, da ist die Luft klar und durchsichtig, daß man am Horizont die Silhouetten der andern Halligen sieht; so sieht man auf einem letzten Keil Erde allein, mitten im Meer, und weiß doch ringsumher Kinder. Sie aber wird die Luft stillig und weht und wegt und verhaßt die Welt mit wunderlichsen Zählern, daß es ist, als sei man umwoben von Einfluten. Und warum: Das ist es, was Jakob Al-

bertz liebt. Ein Schweigen ruht ihm in der Seele, und eine große Stille ist in allem, was er malt, eine tiefe, unzerstörbare Stille. Wenn er Menschen gibt, so reden sie nicht, und selbst wenn sie reden sollen, wie der Prediger, der zur Gemeinde spricht, ist es mehr ein inneres Tönen, das sich von Herz zu Herzen pflanzt.

Diese unzerstörbare Stille ist es, die seine Bilder wesentlich von denen der alten Holzländer trennt. Bei Terborch und Vermeer spricht stets Heiterkeit und Grazie, eine kleine Liebeständelei und ein wenig Kofetterie; die Stimmung ist weich und musikalisch. Bei Alberts tragen die Menschen schwer am Leben und haben immer etwas zu tun, selbst wenn sie müßig scheinen. Etwas Ectiges haben alle seine Menschen, etwas Starrköpfiges, sie scheuen vor mühseligem Werk nicht zurück, aber irgendeine Nebensächlichlichkeit macht sie nachhinken und hinfizieren. Auch diese Menschen passen zu Alberts, sie sind ihm fleisch vom eignen; er selbst ist so, und in all seinen Bildern steckt etwas von solcher zähen Wertverrichtung, steckt auch immer irgendein Hindernis, das mit Leichtigkeit beiseitezuj-

stoßen wäre, das aber mit verwunderlicher Hartnäckigkeit aufgegriffen wird. Das bewahrt sein Werk vor jeder Glätte und läßt den Prozeß des Formwerdens stets spürbar bleiben.

Darum wäre es falsch, zu sagen, daß seine Bilder geschmackvoll seien, oder gar, daß sie Stil haben. Geschmack und Stil, das sind billige Dinge, wenn es sich um Vollkommenheit und Charakter handelt! Die Leute der Hallig haben sicherlich kaum einen Begriff für das Geschmackliche, aber sie können es sich nicht anders vorstellen, als daß alles, was sie tun, vollkommen wird. Und gewiß posieren sie niemals irgendwelchen Stil, aber Charakter und Energie, das gehört zu ihrer Natur. So ist es auch bei Alberts.

Selbstverständlich will das nun nicht habn=büchen verstanden sein: selbstverständlich hat der Maler wohltemperierte Sinne und weiß Nuancen und Harmonien genießend auszulösen. In seinem Berliner Atelier steht eine kleine Madonna, ein entzückendes Koto=pyppchen; es ist ihm ein delizioses Vergnügen, dies amoureuse Spielzeug zu beschauen



Jakob Alberts: Stube auf Söhr.

[9]



Jakob Alberts: Sommerabend auf der Hallig. (Aus dem Besitz von Frau Rupprecht in Berlin) [1] Zu Robert Breuer; Jakob Alberts.



Jakob Alberts: Inneres eines Friesenhauses.

und auf der Handfläche zu drehen. Als er ein Zimmer neu tapezieren lassen wollte, suchte er, genau wie nur irgendein seines Geschmacks wegen gepriesener Innendecorateur, tagelang nach einem ihm wohlthuenden Papier. Also, er ist kein Barbar; aber man stelle einmal Kurt Herrmann oder Elbrich neben Alberts, oder einen Pariser Plaqueur neben einen Halligbauer — dann hat man den Unterschied deutlich.

Für Alberts gibt es nur eine Hauptsache, das ist die, daß das Bild gut gemacht sei, daß es in allen Einzelheiten so gut gemacht sei wie nur irgend möglich. Die winzigste Stelle soll solid sein; aus vielen feingeschliffenen Klängen soll das Werk sich runden. Darum ist er noch längst kein Kleinigkeitsträger oder gar ein akademischer Blattmaler. Um der Regel willen und einer Vorschrift wegen tut er nichts. Im Gegenteil, mit Klugheit ist er darauf aus, alle Vorurteile zu nutzen, um durch ein Minimum von aufgewandter Kraft möglichst viel zu gewinnen. Eine natürliche Ökonomie, aus der Moral

seiner Landsleute geboren. Eine Ökonomie, die sich auch bei den simpelsten Vorgängen des alltäglichen und allen alltäglichen Lebens bewährt. Er kann beinahe geizig sein; er entdeckt auf Rechnungen Fehler von drei Pfennigen. Vollkommen will er seine Bilder und nicht etwa genial: sie sollen ihren Zweck erfüllen, sie sollen gefallen und sollen gekauft werden.

Solches wird manchem Ästhetern schrecklich erscheinen, und romantische Gemüter, denen die Künstler immer noch so etwas wie Halbgötter sind, werden aus den süßesten Illusionen fallen. Tiefe alle täten gut, zu bedenken, daß für den Maler sein Handwerk das Wesentliche ist. Nach Kunst fragt nur der Liebhaber und der Kritiker; der Maler will gute Bilder machen. Daß dabei sein Inneres, sein Heiliges sichtbar wird, davon weiß er kaum etwas. Wo solche Enthüllung der Seele gewollt wird, da entsteht sofort eine Forderung, da wird die Malerei von Metaphysik oder Ethik, von Patriotismus oder Moral getrieben. Darum: ein



Jakob Alberts: Die Spinnerin. (Erstes Bild des Malers; befindet sich im Privatbesitz in Amerika.)

geborener Maler, einer, dem der Wille im Wirt sitzt, ein Stück Welt einzufangen und festzuhalten, der will nie etwas andres als malen, der hat keinerlei Tendenz, er will nur malen.

Jakob Alberts ist ein geborener Maler, einer, der seine Bilder mit den Fingerringen abtastet, der sie schmeckt, der gegen sie zärtlich ist wie ein Vater. Aber die Kunsttheorie! Was ist dem Künstler Kunsttheorie; er kennt höchstens Vorbilder, Ahnen. Und es sind nicht die schlechtesten Maler, die da wissen, auf wem sie fußen, und die sich bewußt sind, irgendeine Tradition zu verwalteln.

Der Anknüpfungspunkt kann oft weit zurück liegen. Für Alberts sind's jaust jene alten Holländer: die verehrt er herzlich, wertet wohl kaum, was ihn von jenen trennt. Glaubt auch nicht, daß er sie erreicht hätte, will auch nicht etwa ihre Manier abschreiben: nur die Reinheit ihres Empfindens und der Ernst ihrer Arbeit, nur die Tüchtigkeit im einzelnen und die Ausgeglichenheit des Ganzen, das ist es, was seinen Zustinkt auf die Holländer richtet. Der Theoretiker kann nur sagen, daß der Maler gut daran tut.

Carl Schüller hat in seinem Liebermannsbuch nachgewiesen, wie heute in Kleinheit keine andere Kunst zu leisten sei als eine, die

etwa das Niveau der alten Holländer halte. Wie damals, so heute eine bürgerliche Kunst für eine bürgerlich erstarkende Zeit. Es zengt für die Gesundheit eines Malers, daß er aus seinen Trieben heraus sich die Grenze innerhalb der zeitlichen Möglichkeiten setzt. Nur unter solcher Voraussetzung ist eine verhältnismäßige Vollkommenheit zu erreichen. Wer seine Kraft daran vergendet, die Phantasie zu spornen, daß sie den Kreis der Bestimmung durchbreche, der vermag nicht für volle Güte und höchsten Gehalt des einzelnen Pinselstriches zu bürgen. Es gibt aber kein gutes Bild, dessen Güte nicht durch die Vorreifeheit des einzelnen Pinselstriches bedingt sei. Die eigentliche Qualität einer Malerei ist nicht so sehr Ergebnis der Rechnung als Notwendigkeit aus der Physiologie, der Augendressur und der Muskelzeichnung des Malers. Große Absichten bedeuten in der Kunst gar nichts, reiche Empfindung ist oft nur gefährlich — können, darauf kommt es an. Können und der eingeborenen Natur den Lauf lassen, das ist (nach dieser Auffassung) für den Maler die Lösung aller Rätsel.

So hat Jakob Alberts die Kunst von jeher begriffen und hat darum nie zwecklose Experimente gemacht, hat darum immer ge-



Jakob Alberts: Studienkopf aus Westphalen. (Nationalgalerie, Berlin)



Jakob Alberts: Hans Jdt. Studie.

En Rob et Breuer. Jakob Alberts.





Jacob Alberts: Diele mit Durchblick auf die hollig.

wußt, daß alles darauf ankomme, die Technik zu verfeinern und die spezifisch malerischen Vorgänge zu verdichten: die Art, wie eine Form auf die Leinwand gesetzt werden soll, die Projektion eines Kubus in die Fläche und die Begabung der Fläche mit plastischer Illusionskraft.

Nun erinnert man sich vielleicht, daß Böcklin gesagt hat: „Technik, Technik kann jeder Schafstoppf haben, kann jeder lernen.“ Der Alte hatte seine Erfahrung, und so muß darauf verwiesen werden, daß hier Technik in einem höheren, umfassenderen Sinne gemeint ist. Nicht nur der mechanische Vorgang, wie der Pinsel auf die Fläche gedrückt und abgestrichen wird, vielmehr die Art, wie für die Körper im Raum ein Zeichen Liebermann würde sagen: eine Hieroglyphe gefunden wird, das auf der Fläche stehend wieder das Gefühl des Vorverhafenen und Räumlichen auslöst, die Art, wie die großen Maßstäbe der Wirklichkeit in Verhältnisse gebracht werden, die dem Bildformat entsprechen, die Art, wie die Raumgröße

der Natur eine Auslese erfährt, um eine bestimmte Eigenheit, einen bestimmten Typus für die Darstellung zu gewinnen — das alles ist Technik. Alle diese Vorgänge müssen dem Künstler so zu eigen sein wie das Atmen und der Herzschlag. Er muß — so paradox das auch klingen mag — gar nicht anders zu sehen vermögen, als er sieht, und spielend, mit nie versagender Sicherheit, müssen sich seine Gesichte in materielle Gebilde umsetzen. Das ganze Streben des Künstlers geht darauf, daß solcher Mechanismus des Lebens und Gestaltens in ihm zu immer größerer Reife gelange. Denn nur wenn der individuelle Nervens- und Muskelapparat prompt funktioniert, kann die Persönlichkeit des Künstlers zum Ausdruck kommen, ist sie eigentlich schon zum Ausdruck gekommen.

Das dürfte wohl kaum die Persönlichkeit eines Künstlers anmachen, daß er z. B. seine Heimat liebt; die Heimat lieben auch die andern, der Torrichter und der Zahnarzt. Dem Künstler aber ist die Heimat



Jakob Alberts: Friedhof meiner Heimat.

ein Stück feines optischen Organismus geworden, er reagiert auf ihre feinsten Eigenheiten, sie erregt ihn zum Schaffen. In diesem Sinne ist Jakob Alberts ein Diener und Herr seiner Heimat.

Wie billig wäre es, zu sagen: ja, der Mann malt ja immer daselbe. Die so reden, haben sich's nie Margemacht, was denn eigentlich die Größe der alten Malerei ausmachte. Das ist es: durch die Jahrhunderte hindurch wurde immer daselbe gemalt, immer wieder die Geburtsszene und die Anbetung der Könige, die Kreuzigung oder die Grablegung. Das Problem von der Zusammenstellung mehrerer Körper bei Einhaltung bestimmter historischer und rituelier Vorschriften wurde immer wieder neu aufgeworfen, immer wieder komplizierter und raffinierter gelöst. Nur so erwuchs Anreize und Größe und damit Kunst. Die herrlichsten Werke des Michelangelo, die wie aus einer andern Welt zu uns gekommen scheinen, haben doch alle eine Reihe von Vorläufern, die der Meister genau kannte und erzieht hatte. Er Monet oder Verelmann, sie verlegten nicht die Paere; sie malen die ernstesten Objekte immer und immer wieder von allen Seiten, unter allen

nur ausdenkbaren Bedingungen. Und so kommt eine köstliche Reife in ihr Werk. Umgekehrt bringen die, die durch Welt und Historie reisen und ihre Stärkte in der „Neueheit“ sehen, nie etwas Vollendetes zustande, leisten nur Abstrichen der Natur, aber nicht Destillate des Eigentlichen, des nur für sie Wirklichen.

Jakob Alberts hat niemals den Gegenstand seiner Malerei gewechselt, und das ist nicht zum wenigsten ein Beweis für den geborenen Maler. Daß dies Objekt zugleich seine Heimat war, ist nicht ganz so wesentlich, aber doch zu beachten. Solche Heimatkunst hat ihr Recht. Grewiß, Seiwilow, der aus Bromberg war, hat die Welt für die Kunst gewonnen und erreicht, daß, wer da Augen hat, die Welt so sieht, wie der Posener sie sehen machte. Man braucht nicht der Scholle zu entstammen, um ihr eine gerundete und Bestand habende künstlerische Form abzugewinnen; aber es hat doch Vorzüge, von Jugend auf mit einer Landschaft, ihren Farben und Stimmungen vertraut zu sein. Und es ist gewiß richtig, daß ein unsichtbarer, aber lebendiger Zusammenhang besteht zwischen dem Menschen und der Erde.



Jakob Alberts: Halligdielen. (Aus dem Besitze des Herrn Rittergutsbesizers A. Womorsky in Berlin.)
* Zu Robert Breuer: Jakob Alberts. *





Jakob Alberts: Die alte Hälligmühle.

die von seinen Vätern und Vorvätern beackert wurde.

Solches Geheimnis hat sich an Alberts bewahrt. Er wich nie von der Wasserante. Er hat wohl hier und da einmal im Süden eine Skizze gemacht, aber das eigentliche Temperament zur Arbeit faßt ihn nur oben, wo das Nordmeer atmet. Und nun ist es wundervoll zu sehen, mit welcher Fähigkeit Alberts sich in seine Objekte eingetreffen hat, und wie er immer mehr Gewalt über sie bekommt.

Man braucht nur den „Friedhof“ und das „Kirchlein“ mit einem seiner letzten Bilder zu vergleichen, um den ungeheuren Fortschritt festzustellen. Damals: man spürt, wie er tastete, wie er zögernd und leuch die Stücke setzte, wie er aus Vorsicht so wenig als gerade noch erträglich gab. Diese frühen Bilder haben Stellen, die leer sind im schlichten Sinne. Nicht, daß da etwa kein Gegenstand zu sehen wäre, das macht die Leere nicht aus; aber daß die Pause keinen Zweck im Ganzen zu erfüllen hat, daß sie kein notwendiger Bestandteil der Rechnung, sondern eben ein Vakuum, das verschluckt die Bildern das Stigma des Wärenden.

Heute gibt es bei Alberts keine leeren Stellen mehr; auch da, wo nichts Gegenständliches zu sehen, blühen noch der Reize genug, liegen oft gerade die feinsten und delikatesten Töne, durch deren Mitschwingen die Harmonie erst ihren vollen Klang bekommt. Wenn man den Unterschied zwischen einst und jetzt noch deutlicher begreifen will, so vergleiche man seine jüngsten Interieurs mit den früheren. Schon für das oberflächliche Zehen erweist sich das neue Bild als viel reizvoller, viel sinnlicher, viel leuchtender, räumlicher und körperlicher. Die Farbe ist nun erst zu sich selbst gekommen. Während sie früher zaghaft, beinahe nur wie gestrichelt über den Formen lag, bauen sich jetzt die Formen aus Farbe auf. Dadurch kommt erst das rechte Blut in das Bild und eine kräftige Glorifizierung.

Es genügt, zwei Madeln gegeneinander zu halten, um solches jedem empfindsamen Menschen spürbar zu machen. Früher, da war solche Madel nur eine farbige Zeichnung, ein verwichenes Flächenornament; heute wirkt sie motorisch und elementar als Lichtblende; wir haben ihre Kable, ihre gleißende Kraft, die in den Raum strömt. Wie oft



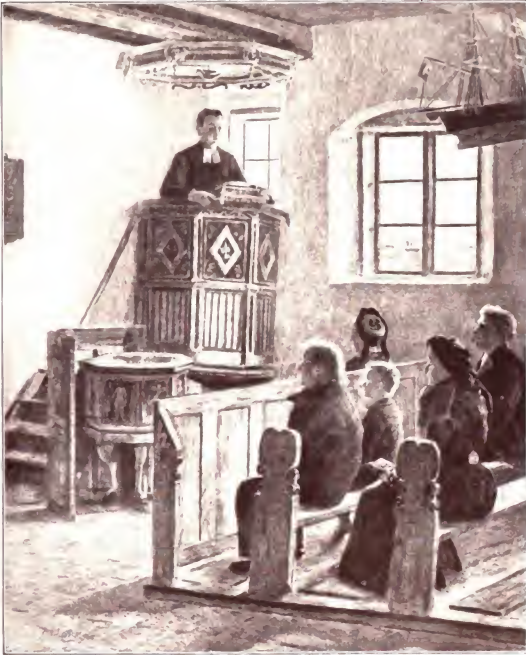
Jakob Alberts: Hallighäuser.

hat nun aber auch Alberts solche Nacheln gemacht; immer näher kam er ihrem eigentlichen Wesen und entdeckte für sie eine immer kürzere und wirksamere Formel. Wenn er sie einst mühsam abzirlete, so flogen sie ihm jetzt aus dem Handgelenk, mit einigen Pinselstrichen ziehen sie da; aber eben diese Pinselstriche hat er sich durch stetige Energie angeeignet. So kann man nun die Reihe hindurch ein Detail nach dem andern vergleichen, wie's

früher war, und wie's jetzt ist, und immer wieder wird man zu demselben Resultate kommen: ein stetiger Aufstieg zur Höhe! Wie Alberts heute die verschiedensten Kohlenstoffe in ihrer Struktur, ihrer eigentümlichen Art, das Licht zu brechen und zu reflektieren, ihrer verschiedenen Festigkeit und Beweglichkeit, ihrem ganzen optischen Wesen nach charakterisiert, das zeugt am besten von seinem ausgereiften Malertum. Da macht



Jakob Alberts: Straßenszene in Siedlitz



Jakob Alberts: predigt auf der hallig Gröbe Nach der Radierung von Albert Krüger. (Original im
© Besitz des Kaiser-Friedrich-Museums zu Magdeburg.) © Zu Robert Preuer: Jakob Alberts. ©





14. Jakob Alberts: Aus den Vierlanden.

et eine Tür, sie ist blau gestrichen, aber an den Kanten und Ecken ist das Holz wieder zum Vorschein gekommen, und die Ringe gerispen vieler Jahre sind deutlich; man könnte vor solcher Tür trauern und ihr wie

einer alten Gefährtin zuhören. Es ist ohne Frage, daß solche alte Tür gar viel zu erzählen weiß.

Weiterlich erzählt Alberts auch die Sonne zu lebendigt; die ganze Nacht des stillen



Jakob Alberts: Einfallende Sonne. (Im Museum zu Danzig.)

Einfalles, der die Gardinen aufbrechen läßt, die launische Heiterkeit eines einzelnen Lichtballens, die goldige Hülle eines sich im Raum verfangenden Strahlennetzes, das Zauchzende, das Flammende, das Mähernde — die allmächtige Sonne in ihrem unerischöpflichsten Reichthum hat Alberts zu vergeben.

Und wie weiß er dem farbigen Leuchten, das über der Hallig liegt, Körper zu zaubern, daß man mitten darin zu stehen glaubt!

Wie frisch und ewig strömt die Luft aus diesen Bildern, die aus manche Stunde glücklichen Stillseins zu bereiten vermögen, die wirklich in jeder Stelle mit anmutigster Weisheit und abgeklärtester Leidenschaft für das „Wilderwerden“ gemalt sind. Wobei dann noch einmal darauf zu erinnern ist, daß die alten Holländer auch nichts andres waren als vorzügliche, innerhalb ihrer Zeit nicht zu übertreffende Wildermacher.

Vorabend

Du, deine Hände tragen noch den Segen
 Von Kindheit her, als hätten nie sie spät
 Verzweigt noch lang und schlummerfremd gelegen
 Und müßten nichts von Nächsten, Lieberleuchten,
 Und wenn sie gehen, haben sie ein Leuchten,
 Und wenn sie ruhen, ist es ein Gebet.

Und deine Lippen sind wie eine Schule
 In hübschem Dunkel, die noch ungefüßt
 Und ungegeben ist und ungenommen,
 Doch eines Abends wird die Feier kommen,
 Da die verbräute mit einem Male
 Vom Purpurwein der Liebe überquillt.

von A. Bertram



Clara Diebig. (Nach einer Aufnahme von Nicola Perjcheid in Berlin.)

Die Wasserratte

von Clara Diebig

Gustav Schmiedede hatte neue Hoffnungen. Man soll die Hoffnung nicht aufgeben, solange man lebt, das hatte seine Mutter immer gesagt; nun war die alte Frau lange tot, an die zwanzig Jahre schon, aber ihr Wort lebte noch.

Man soll die Hoffnung nicht aufgeben — warum sollte man denn auch?

Die Havel lag so glatt wie ein trüblicherer Spiegel, in den goldenes Goldschmelde einen schimmernden Glanz wirft: das Sonnengesicht krügelte sich rund und strahlend. Am Himmel zogen keine Wolken, er war wie geigt, in einer ebenmäßigen reinen Farbe wölkte er sich vom Morgen bis zum Abend, am

Mittag bekam sein festes Mau fast etwas Zählernes.

Es war heiß. Aber Gustav Schmiedede, der, die nackten Füße in Lederpantinen, hinter seinem Hause den Salat und vor seinem Hause die neuen Anlagen — Kapuzinerkresse hatte er da geigt und in kleinen runden Beeten einige Geraniendöcke gepflanzt — unermüdlich mit der Gießlauge besprengte, wollte gern schwitzen. Wenn es dann so recht schön blühte zu Pfingsten und gedeckete Tische vorn Haus ihre weißen Tücher wie freundliche Himmel flattern ließen, dann kamen bei dem herrlichen Wetter auch Gäste genug. In Pfingsten will eben jedermann ausfliegen:

dann finden die Segler und Ruderer auch den entlegensten Winkel. Und Liebespaare, denen es in andern Lokalen nicht ungestört genug war, schüchelten in ganzen Rudeln hierher wie gecheuchtes Wild, und wer weiß, am Ende ließ sich auch ein Gesangsverein häuslich nieder. Das „Wer hat dich, du schöner Wald“ macht durstig, man mußte gehörig Bier einschaffen: Weißbier, Pagenhofer, Schultheiß-Verband, am Ende sogar ein oder zwei Fässer echtes Münchner; von den ungezählten Potsdamer Stangen gar nicht zu reden. Getrunken wurde alles, alles; zuletzt merkten sie's gar nicht mehr, wenn man sogar noch mit ein bißchen Wasser verlängerte.

Gustav Schmiedede, der Wirt „Zur Wasserrate“ in seinem Havelwinkel, rieb sich die Hände; ein Schmunzeln glitt über sein fünfzigjähriges Gesicht, dem allerlei Not des Lebens Furchen eingezeichnet hatte, die selbst das hoffnungsvollste Lächeln nicht wieder glatt machen konnte. Ein Zimmer, daß keine Frau im Hause war! Wie hübsch hatte sich seine Gese als Frau Wirtin an der Tür gemacht mit ihren glatten blonden Haaren, mit der blißblauen Schürze vor dem prallen Busen! Da hatte er noch Zuspruch gehabt. Seit die Gese aber auf dem Kirchhof lag mit dem winzigen Söhnchen, das einstmals sollte die „Wasserrate“ übernehmen, wie er sie übernommen hatte von seinem Vater, seitdem war's immer mehr bergab gegangen. Die windigen Kengel, die jetzt mit ihren Damen Ausflüge machten, wollten sich lieber auf Samstags räkeln, hinter Zwiegelsteben mit silbernen Messern und Gabeln, mindestens mit Alfenidebestecks essen! Und das konnte er alles nicht offerieren.

Er hatte vor der Tür nur Bänke ohne Lehnen aus einfachen Brettern, ebenso einfache Tische davor; und innen in der Wirtshube, in der man auch wohnte, aß, trank, rauchte, döste — nur nicht gerade des Nachts schlief —, stand ein einziges Sofa, das hatte einen schon etwas mitgenommenen Mohrhaarbeyug und in der Mitte, wo der Hund, der jetzt tot war, immer gelegen hatte, zudem eine tiefe Kuhle. Eine ähnliche Kuhle, nur etwas kleiner, war am untern Ende, wo Herrn Schmiededes Nase immer lag. Aber wenn die Einnahme zu Fingern eine so gute war, wie sie allen Anschein hatte zu werden, dann wurde gründlich renoviert: neu

tapeziert, neu gestrichen, neues Sofa, neue Bänke, neue Stühle, neue Tische — alles neu. Das Publikum sollte nicht woanders mehr die moderne Ausstattung suchen. Auch die „Wasserrate“ schmunnte mit voran im Strom der Zeit. Die alte „Wasserrate“! Ob es nicht besser wäre, den Namen zu ändern? „Schmiededes Strandhotel“ oder „Zur Havelperle“. Es konnte wirklich sein, daß ängstliche Gemüter sich an dem bisherigen Namen gestoßen hatten; die Damen haben ja immer eine lächerlich alberne Angst vor Ratten.

„Verta — Verta!“ brüllte Schmiedede und legte seine Hände wie einen Schalltrichter an den Mund. Es hallte laut über die Havel, die breit und träge, wie müde vor Langerweile, am veröden Ufer vorbeisloß. „Verta!“

Wo steckte das Frauenzimmer? Wo verschlief sie wieder den halben Tag? Eine saule Kreatur! Und um den Kopf immer so verstrubbelt — sie räunte auch gar nicht gut auf. Aber was sollte man machen? Ein Kellner fand hier nicht genügend Beschäftigung, und eine n Menschen mußte man doch haben. Es hatte noch Mühe genug gelostet, eine Magd hierher zu loßen. Wenn die Verta nicht immer so ausgefuchtes Pech mit ihren Stellungen gehabt hätte — die Herrschaften langten nie was —, er hätte sie nicht hierher getriegt; sowieso warf sie ihm immer, sobald er nur ein Wort des Tadels ansprach, das schöne Potsdam vor. Und dann heulte sie und jammerte über den verlassenen Erdewinkel, in dem so ein hübsches junges Mädchen verfanern und vertrauern sollte.

„Verta!“ Schmiededes Stimme wurde merklich sanfter, ganz milde, fast binend: „Vertchen!“

„Nott ja, id komme ja schon!“ Eine Frauenstimme schrie's ziemlich grob. Die Magd war ärgerlich, als sie nun langsam um die Hausecke schob. Hinten im Stall war ein Märrner, der nach Spandau wollte; über die heiße Minogastunde hatte er sein Pferd hier untergehelt. Ihre Pantoffeln schlörren, im sablbraunen Zirkelhaar wickelten sich ein paar Zerkobalme, verdrossen ließ sie den Mund hängen. „Wat woll'n Ze dem?“ Ze gute Herrn Schmiedede so böse an, als hätte er ihr Wunder was zuleide getan.

„Ich — ich wollte — ich — hören Sie mal, Vertchen, ich muß mir mal bei Ihnen aussprechen!“

„Als ob det nich nachher noch Zeit jeung hätte!“ maulte die magere Perion. „Nie hat man keine Ruhe. Was is denn los?“

„Vertchen,“ sprach Schmehede, „wir müßsen uns auf Pflingsten vorbereiten. Es is höchste Zeit!“

„Wozu denn? Es kommt ja doch kein Mensch!“

„Na, wer weiß!“ Schmehede lächelte zuversichtlich. „Bei dem Wetter bleiben die Pflingstausflügler nich aus. So 'ne Wärme! Da kommen se auch hierher. Wo is's denn auch schöner?“ Er warf einen liebevollen Blick rundum. „Das Wasser so nah, das bringt immer Kühlung. Sagen Se mir, wo sieht es sich sonst noch so lustig und kühl? Das Wasser so blau, so blau, und die Wälder so grün, so grün — wie an der Eisee, genau wie an der Eisee — ich bin doch mal in Heringsdori gewesen. Da is jar kein Unterschied!“

„Greßen einen de Rücken da och so? Kunden Se mal!“ Dabei zeigte sie auf ihr rotgeschwollenes, ganz von Rücken zerstochnes Gesicht. „Was ich mir für das Wasser und den Wald loose — na, ich danke!“

„Mich stechen sie jar nich so,“ sagte Schmehede kleinlaut. „Ich weiß nich, ich sünde nich so viel Rücken hier. Sie müssen nich so kratzen, Vertchen; denn wird's erst recht schlimm!“

„Mich kratzen?! Kratzen Sie man nich, wenn's so juck. Ihnen mögen se vielleicht nich. Au!“ Sie fuhr sich mit allen zehn Fingern an den Hals und fing an, wie eine Wütende mit den Nägeln übers Fleisch zu schaben. „Schonit wieder eine — un wieder eine — au! Seit ich hier stehe un mit Sie spreche, hab' ich schonit wer weiß wievillle Striche weg. Au!“ Die Tränen schossen ihr in die Augen, das Blut lief ihr über die Finger. „Das tut ja weh!“

„Uh!“ Er streichelte ihr über die zerstochnene Wange. „Weinen Se man nich, Vertchen! Morgen fahre ich nach der Stadt und mache die Bestellungen für Pflingsten, denn bringe ich Ihnen Kellenöt zum Verschreiben mit und Salmiatgeiß!“

„Haben Se denn Geld?“ fragte sie trocken. „Ich denke, Se ha'm keens — un denn

woll'n Se große Bestellungen machen?! Bringen Se lieber das Kleid vor mir mit, von den Se schonit wer weiß wie lange jesabelt haben!“

„Na, Vertchen, sollste auch haben. Sojort nach Pflingsten — ja ja!“

„Na, wer weiß och!“ Sie zuckte die Achseln.

„Natürlich weiß man!“ Er wurde ärgerlich. Nun ereiferte er sich plötzlich; wie konnte sie nur daran zweifeln, daß Gäste kommen würden? Vorige Pflingsten war es eben miserables Wetter gewesen und vorige Pflingsten auch, und Pflingsten davor auch; solange man denken konnte, eigentlich zu Pflingsten immer schlechtes Wetter. Aber dies Jahr wurde es anders, die Wetterkundigen stellten die denkbar günstigste Prognose — es stand in der Zeitung — und sah man's denn nicht auch selber dem Himmel an? So sah der nur aus bei ganz beständigem, trockenem Wetter. Es konnte ein Hauptgeschäft werden! Alles, was man im ganzen Jahre eingebüßt hatte, verloren durch den schlechten Gang der Wirtschaft, das brachte sich an so einem einzigen Pflingstest wieder ein. Wer fragte bei solch strahlendem Himmel nach eleganter Ausstattung? Im Gegenteil, da liebt man's, sich so recht ländlich anzuhalten. Es sah sich richtig nett auf den einfachen Bänken, wenn sie auch keine Lehnen hatten: der junge Mann legte stügend seinen Arm hinter die weiße Mule der Geliebten, über die Tische wechte der Mumendunst, und statt der Zwiegelstiche war da die glatte, die harte Kugel, die ipiegelte jedes lachende Gesicht. Die Leute konnten sich gar nicht genug tun in Auserkungen des Entzückens. Und nachher lagerten sich die Pärchen im Wald, Ehemänner spielten Stat unter den vordersten Büschen, Mütter nickten da ein bißchen, Kinder planichten am Strand, aus der Küche zog Brautendust und ubertäubte noch den Mummengeruch. Es war so festlich. Alle waren sich einig; es gab keinen schöneren Aufenthalt als Schmehedes Strandhotel!

Ah, wenn das die Vene nur hätte mitgehen können! Sie war so recht in ihrem Element, wenn das Gerriebe am tollsten war. Dann schien es, als hätte sie statt der zehn Finger zwanzig, statt zwei Ehren zehn. Was hatte die für Viertel auf einmal tragen können! Und keine Bestellung

bergaß sie, und wenn die Familien ihr die Küche stürmten, um Kaffee zu kochen, dann war sie so freundlich, als verdiente sie an jeder Tasse mindestens eine Mark. Ach je!

Schmedede seufzte, seine eben noch so heitere Stirn unvwölkte sich wieder: wie würde er's mit der Verta schaffen?! Das ging ja gar nicht. Wenn die an jeden Finger ein Bierseidel hängen sollte, schmiß sie von zehnen mindestens fünf hin. „Ich werde noch jemanden engagieren müssen,“ sagte er halbblau vor sich hin.

„Manu?“ Empvört stemmte die Magd die Arme in die Seiten. „Denken Sie vielleicht, wenn't endlich mal en paar Troschen Trinkteld gibt, wer' ich noch mit jemand teilen? Na, so dummt! Denn wer' ich lieber gleich ziehen, zu Pfingsten fände ich überall Beschäftigung. Von voriges Monat habe ich auch noch meinen Lohn zu kriegen — jeben Se man gleich her! An denn jede ich, Suchen Se sich jemand anderes, Herr Schmedede!“

„Aber Verta — Vercheu — wie konnste nur gleich so sein?“ Erschracken suchte er sie zu umfassen.

Aber sie wehrte ihn ab. „Wenn Sie so find!“ Heutend hielt sie sich die Schürze vors Gesicht. „Denken Sie vielleicht, es is en Verjünjen hier bei Ihnen? Keen Mensch läßt sich sehn, und wenn schon mal eener kommt, denn — —!“ Ihr Märner fiel ihr ein. Rasch machte sie lehr und rannte mit klappenden Pantinen und flatternden Röcken um die Hausdeck herum und dem Stalle zu.

Ganz verdutzt starrte ihr Schmedede nach, und dann kratzte er sich die spärlichen Haare: es war doch schwer für einen ledigen Mann, mit den Weibsbildern auszulommen! Er mußte sich wieder verheiraten, wenn die Erinnerung an die Lene auch noch immer da war. Nein, es ging wohl nicht anders, was sollte er anfangen: ein aufblühendes Weibschäft und keine Frau im Haus?! Die Verta würde zwar schönen Zettel machen — aber wenn die sich etwa eingebildet hant, er würde sie heiraten?! Eine Wolke der Besorgnis überdachte sein Gesicht, doch dann zuckte er die Achseln und steckte die Hände in die Hosentaschen: nein, daraus wurde nichts! —

Die Kinagionne glotzte und gleeßte auf den einsamen Strand, es war eine drückende Zehne. Keer Gehw Schmedede jellien mides Davon zu merken. Er stand vor keiner

Tür — der Schweiß raun ihm in dicken Tropfen von der Stirn über die stoppligen Wangen, am Minn herunter in das tragenlose Hemd — und starrte über die Havel. Dahinten, ganz weit im flimmernden Sonnenundunst, lag Potsdam. Die beiden Türme des Pfingtbergs streckten sich klobig und dunkel aus einer goldigen Wolke. Dahin wollte er heute nachmittag fahren. Schinken, Nässe, Würste, Eier, Butter, Fleisch, Geflügel, Weimüle — bei jeder neuen Anschaffung, die zu machen war, streckte er unwillkürlich einen Finger aus. Er spreizte alle zehn, aber sie reichten noch lange, lange nicht; der Anschaffungen waren zu viele. Es war ja nichts, aber auch rein gar nichts im Haus.

Ob die Verta wohl Kuchen konnte? Lene hatte einen ausgezeichneten Napfkuchen backen können; er mußte doch gleich mal nach dem Rezept suchen. Schlimmstenfalls, wenn die Verta es nicht fertigbrachte, mußte er's selber versuchen. Kuchen mußte dasein; kein Kaffee zu Pfingsten ohne eine Portion Kuchen! Zehn Pfennig das Stückchen — das war wahrlich nicht unverträglich! Man verdiente, wenn das Stückchen recht dünn geschnitten war, doch noch fünf Pfennig. Immer mitzumachen!

Eine ungeheure Betriebsamkeit war plötzlich in Schmedede erwacht, es war ihm, als ob er bis jetzt geschlafen hätte. Und viel verträumt. Naun daß er sich's gönnte, um zwölf Uhr einen Teller Limfen mit Speck zu essen. Er hatte schon Toilette gemacht. Ganz flottlich sah er aus, als er im schwarzen Lusterjacket und dem weißen Strohhut, ein dickes Notizbuch und einen Stock mit blankem Knopf in der Hand, den Nachen bestieg. Verta sollte ihn hinüberrudern zur Damvieraulegehele. Bei ihm am umbuschten Weeder legte der ja leider nicht an. Aber im Grunde war das ja kein Verkehrs-hindernis; wenn die Leute drüben schrien: „Hol über!“, konnte man sie leicht mit dem Nachen abholen.

Die Magd ruderte tüchtig, es war Kraft in ihren knochigen Armen. Es regte sich doch wieder ein Wohlgerallen in Gustav Schmedede; beim Mittagessen hant sie sich ausgesöhnt. Der Märner war abgezogen und hant Verta nicht so viel Trinkteld gegeben, als sie geulakt hant, erwarten zu dürfen: nun fand sie es doch besser, sich mit ihrem Herrn zu verhalten.

„Na, Herr Schmiedeknecht, denken Sie auch an das Kleid? Bringen Sie mich's man lieber heute schon. Ja?“ Sie blinzelte ihn an, den Kopf auf die Seite legend.

Er war froh, sie wieder bei guter Laune zu sehen. „Na ja, du kriegst schon heute dein Kleid!“ Er klopfte sie auf den Rücken, der schweißbeperlt und sommerbeisprohrt aus der Kattunjacke hervorjah. „Aber kannst du auch Kuchen backen?“

Sie sah ihn verdutzt an.

„Wir müssen Kuchen backen zu Pfingsten. Ich bestelle alles dazu — nee, ich bringe es lieber frisch mit,“ erjäherte er sich, „denn können wir morgen schon anfangen. Eier, Butter, Mehl, Rosinen, Mandeln, Zitronat — ich habe das Rezept gefunden, alles hier aufgeschrieben!“ Triumphierend schlug er auf das dicke Notizbuch. „Nu werden wir'n schon fertigtrieben, was?“

Sie prahlte. „Als ob ich nicht schon Kuchen jebacken hätte! Abgeriebne Napskuchen und andere, und noch 'ne andre Sorte — sein! Auf meine letzte Stelle mußte ich jeden Sonntag einen backen und auf meine allerletzte Stelle noch jeden Mittwoch einen. Der wurde jar nich alle bei uns! — Bringen Sie man uich zu wenig Stoff, det et womöglich noch zu'n Jackett reicht!“

Er zeigte ihr das Notizbuch. „Siehste, da steht es ja schon: Kleid für Vertchen! Und da steht all das andre, was ich anschaffen muß — au, 'ne Menge, was?“

„Hm. Haben Sie denn auch Geld? Sie wissen doch, betappen oder —!“ Sie hatte für einen Augenblick das Ruder ein und legte mit der freien Hand durch die Luft. „Kumpst Ihnen denn noch eener?“

Ein wenig Beschämung war in seinem verlegenen Lächeln, aber dann rücte er seinen Hut schief und lachte: „Ich wer' schon noch Kredit haben. Und wenn's nich in Potsdam is, denn fahre ich gleich nach Berlin, da habe ich Beziehungen. Ich kaufe eben in Berlin ein, da sind se auch nich so kleinlich. Schundre dich nich, wenn ich etwa spät komme. Die Leute werden's doch einsehen: Bezahlung gleich nach den Feiertagen. Was is denn da auch weiter, ein Geschäftsmann kann doch mal in Schwierigkeiten geraten?! Ein jutes Geschäft zu Pfingsten, und alles is wieder jatt!“

Er sprang so lebhaft im Stuhl auf, daß Verta schrie: „Zigen Sie doch stille, wir

kippen!“ Er lachte. Seine Fünzig drückten ihn heute nicht, und noch weniger seine Erfahrungen. Wenn's Pfingstwetter sich so golden anläßt wie diesmal, dann wird einem leicht ums Herz.

Als er jetzt an der Anlegestelle aus dem Nachen sprang, war in seinem Schwung ans Ufer etwas Jünglingshates.

Die Magd sah noch lange nach ihm hin, als sie zum umbuschten Werder wieder hinüberpaddelte, wie er mit kurzen Schritten am Ufer auf und ab ging und ungeduldig nach dem Dampfer ausspähte.

Es war spät in der Nacht, als Schmiedeknecht zurückkehrte. Der Schweiß treff ihn von der Stirn. Vom so viel näheren Potsdam wäre es keine solche Hege gewesen, aber er hatte doch nach Berlin gemußt und sich dann gewaltig abjagen müssen, um noch den letzten Dampfer zu erreichen. Aber jetzt — er atmete auf und ließ seine Paden und Päckchen am Ufer niedergleiten ins taufende Gras — jetzt war's geschafft! Er besüßte die Füßen, dabei murmelnd: „Rosinen, Mandeln, Zucker, Mehl —“ und lächelte in sich hinein; oh, er hatte alles, und was er noch nicht hatte, das kam morgen alles nach!

Wie ein roter Stern verschwand das Licht des davonichtaufelnden Dampfers im Dunkel, er sah ihm nicht nach. Zärtlich fast suchte sein Blick drüben nach dem umbuschten Werder: nur wie ein dunkler, unerkenntbarer Strich schwamm der auf dem Wasser. Wäre nicht das einsame Lichtchen gewesen, das dort wie ein Rünkchen glühte, man hätte selbst beim größten Vertrautsein nicht Land entdeckt.

Hoffentlich war die Verta doch noch auf und wartete auf ihn? Er erhob die Stimme: „Hol über!“ Unheimlich wohl hallte der Ruf über das einlame Wasser. Ein paar Nachtvögel fuhren entsetzt aus dem dichten Ufergebüsch auf, ein paar Enten flatterten im Köhricht. Weiße Nebel, wie gespenstliche Gestalten in wehende Leinentücher gehüllt, glitten auf Schmiedeknecht zu. Er kannte das; das war ihm alles so vertraut, so lieb. Er hatte auch noch nie das Zummfieber bekommen, von dem die Leute hier fabelten. Unsinn — so gesund war's überhaupt an keinem zweiten Tri! Eine wunderschöne Nacht!

Er rief noch einmal: „Hol über!“ Aber kein Räder plöscherte. Er rief sich die

Augen, einen Schleier hängte die Müdigkeit vor ihnen auf. Wenn die Berta etwa eingeschlafen war und ihn nicht hörte, war's wohl nicht unangenehm, aber ein Unglück wäre es auch noch nicht; er würde sich da auf den Weidenstumpf setzen und warten, bis die Sonne kam und das faule Frauenzimmer ausgefchnarcht hatte. Er hatte ja so vieles zu überlegen, so mancherlei zu bedenken. Die drei Schinken, die er eingelaufen hatte, waren förmliche Kiefenschinken — das gab Stullen! Kräftiges schwarzes Landbrot mit Butter gestrichen und dann solch eine Scheibe Schinken darauf — prima!

Das Wasser lief ihm im Munde zusammen, jetzt fühlte er erst, daß er hungrig war. Fünfzig Pfennig konnte man ganz gut für ein so reichlich belegtes Butterbrot nehmen — nein, vierzig, damit die Leute es nicht zu teuer fanden und auch wiederkamen. Wenn nur die Berta den Schinken nicht zu sehr verfäbelte und nicht zu dick schnitt! Wie herrlich konnte Lenden aufschneiden!

Eine weiche Sehnsucht überkam ihn. Er streckte die Arme aus und senfte zitterig. So lau war die Nacht — noch nicht ganz Pfingsten, und schon eine Sommernacht! In solch einer Nacht waren sie einst hingelommen von ihrem Hochzeitsfest, das in Potsdam gefeiert worden war. Da hatte hier im Nöhrich der Nachen versteht gelegen, um den Weidenstumpf war die Kette befestigt; er hatte sie gelöst, und dann hatte er seiner hübschen jungen Frau in den Nachen geholfen und war langsam mit ihr hinüber gegondelt, ganz langsam. Sie hatten den Kahn treiben lassen; müde von Wein und Glück, hatte er sich lang auf den Boden gestreckt und den Kopf in ihren Schoß gelegt. Sie saß auf dem Bänkchen, weich schimmerte ihr rundes Gesicht im Sternenlicht — sie waren so weit, so weit von Potsdam und von Berlin — wie in einer andern Welt. Ah, das war eine Nacht gewesen!

Unwillkürlich kramte sie sich Schmedede die vertrockneten Lippen. Es war schon lange her! Gar kein junger Mensch war er mehr gewesen, als er sich verheiratet hatte. Solange die Mutter noch rüstig gewesen war, hatte die eben die Wirtshaus geführt. Aber nun war Lenden auch schon beinahe zehn Jahre tot! Er hatte tief Luft, es fiente ihm etwas schwer, so schwer auf die Brust.

Auf einmal dänkte es ihn drückend. Sein Blick suchte die Sterne. Keiner am Himmel? Es würde doch nicht etwa ein Gewitter geben und dann einen Landregen hinterher? Das könnte schlen! Was hing er dann an mit all seinen Vortäten? Wenn er nur allein an die verschiedenen Wurstsendungen dachte, die morgen eintreffen sollten! Die Müdigkeit verging ihm plötzlich. All diese Zerelawürste, diese Leberwürste, diese Schinkenwürste, diese Fleischwürste! Herrje, wenn schlecht Wetter kam?! Ah, Unsinn, Unsinn, daran war ja gar nicht zu denken! Die herrlichsten Wetterausfichten! Beruhigt ließ er wieder die Lider halb über die Augen sinken. Nein, wenn auch seine Hühneraugen stachen und zwickten, das bedeutete nicht Regen, das kam von dem ungewohnten Umherrennen auf dem heißen Asphalt in dem Berlin, endlose Straßen an und ab. Er hatte alle Ursache, müde zu sein. Einen Kellner hatte er auch engagiert für die Feiertage — unerhört, was die Kerle für Ansprüche machten! — aber bei solch einer großen Geschichte kam's eben wirklich nicht so genau drauf an, da ging das auch noch mit drein. Und es mußte doch sein, er mit der Berta allein konnte es unmöglich schaffen. Die war ja so faul, so dumm, so unpraktisch, so unsauker — ach!

Er senfte. Warum er nur heute immer an seine Leute denken mußte?! Eine Lust nach Zärtlichkeit kam den Einsamen an. Es war doch eigentlich traurig, immer so allein zu sein, besonders in solch einer Nacht! Wie schön, wenn man nun zu zweien über das stille Wasser godeln könnte, und wenn man dann — hoch, wie drüben die Frösche quakten! In der grünen jumpfigen Aferwiese dicht vor der „Wasserratte“ saßen sie zu Hunderten und Tausenden. „Seine Nachtigallen“ hatte der Vater sie immer genannt. Er hatte recht gehabt. Schön hörte sich ihr Lied auch an. Es war was drin, was drin — Schmedede lauschte — waren das verliebte Tiere, die Frösche!

Auf seinem Gesicht war ein Lächeln. Wenn man denen in solch einer Nacht zuhörte, dann — aha, da kam ja die Berta im Nachen! Er fuhr auf. Er hatte nicht das leise Plätschern der Ruder vernommen: um, da der Kahn mit seiner Spitze fast schon über den Sand des Ufers schurte, sah er sie erit.

Sie stand anfrecht, das Haar hing ihr lose ins verschlafene Gesicht. „So spät?“ sagte sie verdrießlich; aber dann schmeichelte sie sich an: „Mir war schon arg bange nach Ihnen. Haben Sie mir der Kleid auch mitgebracht, Herr Schmedede?“

Ja, das hatte er. Noch im Nachen hätte sie's am liebsten aus dem Papier gerissen und betrachtet, aber es war ja dunkel. Man konnte nichts sehen.

Wie verzaubert waren ringsum das nächtliche Wasser, das nächtliche Ufer. Gleich warmen Händen streichelten die kleinen Lüfte Herrn Schmededes schlechtrafierte Wangen. Er schauerte zusammen unter diesem Streicheln. Seine Augen suchten und suchten — er konnte nur die Berta sehen. Sie saß jetzt ihm dicht gegenüber auf der kleinen Ruderbank, ihre Füße berührten die seinen; wenn sie sich beim Rudern ein wenig vorbengte, wehte ihm kitzelnd jedesmal ihr lockes Haar ins Gesicht. Jetzt sah er, sie mußte wohl schon im Bett gelegen haben, weiß schimmerten im ungewissen nächtlichen Dämmer unter dem lässig umgeworfenen Tuch ihr Hals, ihre Arme.

Er sagte etwas, nicht laut, nur halb gemurmelt — und ob er's zu ihr sagte?

Sie mußte es jedenfalls so angenommen haben, denn sie lachte: „Alter verliebter Kater!“ und schlug ihn auf die ausgestreckten Hände.

Je näher sie dem heimatlichen Ufer kamen, desto lauter quarrten die Frösche. Sie sangen — fangen auf ihre Weise, wie Nachtigallen auch singen und loden; bald leise, wie verhalten, dann sich steigend, sich erhebend, sich vereineud in leidenschaftlichem Chor.

Froschkonzert und Nachtigallensang, sie waren in dieser Nacht das gleiche; sie bedeuteten dasselbe, wollten in dieser Nacht, in dieser warmen linden, stillen Sommernacht, zwei Nächte vor Pfingsten, hoffnungsvoll, glücksahnend nur das eine, das einzige: Liebe!

Der Nachen stieß ans Land. Taumelnd vor Müdigkeit, betäubt vom Chor seiner Nachtigallen, erregt von seinen Klängen, verwirrt von seinen Erinnerungen und neu erwachten Hoffnungen, tastete Herr Schmedede nach der Hand seiner Magd.

Am nächsten Morgen war auch Sonnenschein. Das war gut — Freitag — wenn's auf den Freitag regnet, regnet's Sonntag auch. So war Pfingsten gerettet, denn heute strahlte ja die Sonne. Zu sehr saß. Sie brannte wie Feuer.

Vor der „Wasserratte“ hingen die Geranien mit ganz schlaffen Blättern. Schmedede war heute zu spät aufgestanden, er hatte sie zu begießen vergessen. Sein Kopf hing auch ein bißchen, und über die Berta ärgerte er sich: die war doch heute zu frisch! Nein, so war die Lene doch nie gewesen! Himmel, wie konnte er die beiden selbst in Gedanken nur in einem Atem nennen! Die Berta kam ihm heute am hellen Tageslicht wieder entsetzlich schlampig vor.

„Mach' dir doch erst mal die Haare ordentlich; es is ja nich zum Ansehen,“ sagte er tadelnd.

Sie waren beim Kluschenbaden, die Zotteln hingen ihr in die Augen. Sie schnitt ihm eine Grimasse: „Wenn ich dir so nich jefalle, kannst ja wechcluden!“

Da wurde er ganz still. Mit seinen mehlsbestäubten Händen öffnete er die Klüdenür und ging hinaus vors Haus, bis an das Ufer hinunter und stand da betreten und starrte auf die goldigblinkernde, träge fließende Flut. Heute fangen die Frösche nicht, sie schließen tieferückt vorm heißen Sonnenbrand. Gustav Schmedede runzelte die Stirn und sah betümmert aus.

Sein Gesicht hellte sich erst wieder auf, als am Nachmittag die Pakete einliefen. Körbe und Käffer und Kisten. Der Nachmittagsdampfer hatte einen wahren Segen an der moorigen Anlegestelle ausgehüttet. Und das war noch nicht einmal alles, morgen kam noch einiges nach. Das war ein Leben auf dem stillen Werder, wie lange keins mehr dort gewesen war. Der Nachen fuhr hin und her, Käffer wurden getollt, Körbe geschleppt, Träger trapsten und verlangten einen Schnaps, und im Hause schlug Berta mit den Türen; sie war ganz außer Rand und Band, so viele Männer auf einmal zu sehen.

Schmedede bekam schon einen kleinen Vorgeschmack, wie es zu Pfingsten sein würde. Ganz zerbrochen war er am Abend. Aber die Freude half ihm über die Müdigkeit weg; nun war alles sicher im Keller, nun konnte es losgehen, nun war er wohl gerüstet!

* * *

Nun konnte der goldene Regen niederfallen, er fing ihn auf.

Aber vorerst fiel noch ein andrer. Die Nacht zum Sonnabend war unerträglich heiß gewesen, so heiß, daß Schmedede ganze Stunden am offenen Fenster im bloßen Hemd verbrachte und seine nackte Brust dem schwachen Lüftchen entgegenreckte, das vom Wasser herwehte; aber es war keine Kühlung zu finden gewesen, selbst das Nachwindschen, das sonst so frucht die Blätter der Erlen küßte, war jetzt trocken und heiß. Der Himmel so dunkel wie das Wasser. Ein Trud lag auf der Stirn, und wie schon gestern und vorgestern atmete es sich schwer — nein, noch schwerer.

Als endlich gegen Morgengrauen Schmedede Schlaf gefunden hatte, grollte ein ferner Donner. Auch schon von einem leiseren Grollen wäre der Schläfer aufgeschreckt worden; aber nun fuhr er aus dem Bett. Er stürzte ans Fenster — das Wasser bleiharben, der Himmel auch, mit ein paar feigeballten Wolken daran, die felsam unrändert waren von schwefeligen Rot. Herrgott, Herrgott, was war das?! Es donnerte?! Und hatte es nicht auch geblitzt?!

Zitternd vor Schrecken hielt sich Schmedede am Fensterkreuz. In der Kammer war's unerträglich, so schwül, so schwül. Draußen war keine Sonne, aber der niedrige Mau-sardeuraum mit dem winzigen Fensterloch schien wie durchsautet von Blut. Der Mann riß den Mund auf und rang nach Luft; sie war ihm ausgegangen. Dann beugte er sich weit hinaus, so weit er nur konnte.

Am Ende hatte er sich getäuscht; er hatte wohl nur geträumt? Es war heiß, ja, sommerklich heiß; aber ein Gewitter?! Wo stand es denn? Er guckte nach links hin, nach rechts hin — nicht viel zu sehen. War das noch dämmerig? Wieviel Uhr war es denn? Er sah nach: halb fünf. Da mußte es schon hell sein.

Er spähte wieder hinaus: von Potsdams Türmen nichts zu entdecken, ein dichter grauer Schleier hängte die Aussicht zu, und über die Havel troch Dunst. O weh! Auf Schmededes Stirn perlte der Schweiß; wenn es da, da in dem Loch so braute, dann gab's was.

Es war toteuhill. Kein Vogel tat einen Piep, und die Erlen wüßerten nicht. Sie und die übrigen Weiden händten raumlos, tief wie in Angst ihre behauchten Zweige

zum Fluß hinunterduckend. Ah, jetzt ein Wehen! Schmedede atmete auf; ein bißchen Luft, das tut gut! Gott sei Dank, ein Wind machte sich auf! Oh, jetzt nur keine Angst mehr, der vertrieb das Gewöl, in einer halben Stunde hatte man schon wieder den schönsten Himmel über sich, wie seit Tagen klar und reinblau! Auf alle Fälle war das Gewitter noch fern, ganz fern, es brauchte gar nicht hierher zu kommen, der Wind ließ es ja auch nicht zu.

Es war nur ein einziger Windstoß gewesen, ein heftiger, sauchender; nun war es still wie vorm. Aber jetzt plötzlich ein Krach, so dröhnend gewaltig, als sollte der Himmel bersten und die Erde dazu.

Der arme Mensch, der sich am Fensterkreuz hielt, prallte zurück, als habe ihm eine Faust ins Gesicht geschlagen. Vor ihm nieder fuhr's feurig, das ganze Firmament stand in Flammen, es brannte lichterloh. Krach, trach — Donner, Blitz — Blitz, Donner. Es war gar kein Abstand mehr zwischen beiden, jaht zu gleicher Zeit Schlag und Strahl.

Schmedede stand und zitterte. Er vermochte noch gar nicht zu denken: was folgt nun? Es war etwas über ihn hereingebrochen wie ein Geschieb, das ahnte er dumpf. Er hielt sich die Augen zu.

Nuten im Haus kreischte die Magd: „Herr Schmedede! Justaw!“

Er rührte sich nicht, er war wie gelähmt, die Arme hingen ihm schlaff herunter.

Sie zeterte gellend: „Kommen Sie runter! Sind Sie taub? Wat schläffte denn noch? Fix, Fenster zuzumachen — ei weh!“

Wieder ein Schlag, der das durchdringende Aufkreischen der Magd übertönte. Und dann ein Gepraßel, als trommelte es aufs Dach. Wahrhaftig, es requete, das war nicht zu leugnen. Und wie!

Mann, daß die zitternden Hände die Peinstleider halten konnten; kaum, daß die Füße sich heben konnten, um hineinzuweichen. Es brauchte eine geraume Weile, bis Schmedede in den Kleidern war. Seine Arme wankten, er war schwach auf den Knien, als er nach unten kam.

Da saß Verta im Waßzimmer, ohne irgend etwas zu tun, druckte die Nase an der Fenster-scheibe platt und gaffte hinaus in den grauen Strom, der sich vom Himmel herab auf die Erde ergoß. „Oj rejent Strivven,“ sagte sie. „Oj weh, wer da dein is!“

Er war ganz still, sagte kein Wort. Aber als sie nun aufstand, sich räkelnd die Arme über den Kopf streckte und gähmend sagte: „Det jibt verrejente Pjingsiten,“ schlug er mit der Faust auf den Tisch: „Halt's Maul, verdammtes Frauenzimmer!“ Und packte sie beim Arm und schubste sie in die Küche: „Nach Kaffe!“ Er ließ sich dann auf den Stuhl fallen, auf dem sie vorhin gesessen hatte, und stierte hinaus in den prasselnden, plätschernden Ström des gewaltigen Regens.

Es war wie ein Wolkenbruch. Die Havel war aufgestanden in ihrem Bett und schwuppte schier über den Rand. Die große Wiege vorm Haus glich fast einem See. Die Kellerlute war zu schließen vergessen worden, das trübe, glucksende Wasser mit den großen Blasen darauf lief hinunter in den Keller und umspülte die Bierfässer. Und der Himmel war wie ein Sack — immer noch — immer noch, so oft auch Schmedede vor die Tür rannte und nach Anbellung auspähte.

Er konnte und wollte sich nicht darein finden, daß das so den ganzen Tag andauern sollte. Nun requete es schon Stunde um Stunde, seit aller Morgenfrühe. Für einen Gewittertag hielt das recht lange an. Um Gottes willen, wenn das so fortrequete bis zum Abend, dann war der erste Feiertag in den Schornstein zu schreiben! Alles war aufgeweicht, es traute sich keiner heraus, selbst das verliebteste Liebespaar konnte nicht im Walde lagern.

Eine rastlose Unruhe war über den Wirt der „Wasserratte“ gekommen. Jehumal kam er ganz naß wieder herein, so naß, daß eine triefende Spur seine Tritte kennzeichnete; wie ein Wächlein lief es vom Fensterplatz bis hin zur Tür. Aber er rannte doch wieder hinaus, nicht bloß bis vor's Haus, wo seine Geranienstüde traurig verpladdert standen und unter der Last des Gusses ein altersschwacher Tisch zusammengetnickt war; er lief bis zum Strand und stand da und starrte mit zusammengezogenen Brauen in die lehmig gewordene schaumige Flut. Er machte wohl den Zeigefinger naß und probierte, ihn in die Höhe haltend: von wo kam der Wind? Aber er veripürte keinen besondern Hauch von irgendeiner Seite. Aus allen Richtungen schien es zu wehen, aus Süd ebenfogut wie aus Nord, aus Ost ebenso wie aus West. Hieraus ließ sich keine Wetteränderung deuten. Man mußte eben

warten, geduldig warten bis zum Abend; so gegen sechs, sieben hellte es sich oftmals wieder auf, und es gelang der Sonne vor ihrem Scheiden noch einmal, das Grau der Wolken zu durchbrechen. Warum sollte es denn heute nicht so sein? Und dann war ja noch nichts verloren, wenigstens so gut wie nichts; am ersten Pjingsiteiertag vormittag war ja doch noch nichts los, da schliefen die Leute erst einmal ordentlich aus; wer hätte die letzten Wochen vorm Fejt nicht doppelt schlafen müssen? Erst von Mittag ab begann das Gerriebe. Und bis dahin konnte ja alles längst aufgetrocknet sein, die Sonne brauchte bloß recht hell zu scheinen und der Wind dazu recht frisch zu wehen. Dann war's doppelt schön nach solch einem Gewitter, schöner als vorher. Es war wirklich zu heiß gewesen die letzten Tage; wer weiß, wenn diese Abkühlung nicht gekommen wäre, ob sich dann überhaupt ein Mensch herausgetraut hätte? Eigentlich eine Wohltat, dieses Gewitter!

Schmedede schauerte in sich zusammen, ein Frösteln überriefelte ihn eilig.

Der Vormittagsdampfer hatte dräben nicht angelegt, schlankweg war er durchgefahren, sein Verdeck war verodet; der Mittagsdampfer blieb ganz aus. Der Nachmittagsdampfer endlich hatte einen Passagier für den Berder; der stand ungeduldig winkend unter seinem Regenschirm, bis an die Knöchel eingesenken an der moorigen Landungsstelle, und schrie heifer sein „Hol über!“ Es war der Kellner.

Als Schmedede den triefenden und übel-saunigen Menschen, der sich nicht genierte, immerwährend vor sich hin zu stüchen, ins Gastzimmer brachte, fanden sie Verta da beim Kaffe. Sie hatte den größten Kapstuchen vor sich stehen, hatte ihn angeschnitten und aß nun drauflos. Schmedede war erst sprachlos; aber dann ließ ihm die Empörung Worte: was, sie unterstand sich, so ein unverschämtes Frauenzimmer, und schnitt den Stuchen an, der für die Gäste bestimmt war — für die Gäste!

„Verubigen Ze sich man,“ sagte Verta mit vollen Waden. „Et kommt ja doch keiner!“ Und als er sie anstarrte, hochrot, alles Blut war ihm zu Kopf gestiegen, lachte sie: „Mutshig is er ja man ook!“

Es war zum Weinen. Herr Schmedede schämte sich vor dem Kellner, schämte sich

vor sich selber und tränkte sich dann. Ach Gott, sie würde wohl recht haben, morgen kam keiner!

Es regnete, es regnete. Kein helleres Fleckchen zeigte sich am grauen Saß des Himmels. Es war nutzlos, noch anzuspähen, für heute war's vorbei, dahinein mußte man sich wohl finden. So setzte sich der Wirt denn mit Kellner und Magd zusammen hin, und sie aßen von dem Kuchen, der für die Gäste bestimmt war. Aber Schmedecke quoll der Bißten im Hals. Der Napfkuchen mit all seinen Rosinen wollte nicht runtschicken, er konnte nicht, nein, er konnte nicht mehr davon essen; die beiden andern machten ihn ja auch ohne seine Hilfe alle. Die waren überhaupt ein Herz und eine Seele und lachten laut. Wochten sie! Was hatten sie für einen Schaden davon, wenn Pfingsten verregnete. Aber er, er, was sollte er anfangen mit all seinen Vorräten?!

Schmededecke stieg hinab in den Keller und stand bei den großen Fässern und klopfte daran: voll, ganz voll. Es wurde ihm heiß und kalt, als er danach noch alle die Fässer erblickte, die auf der hereingeströmten trüben Blut lustig schwammen. Der Atem stand ihm still, er schnappte wie ein Ertrinkender: morgen war hier das Wasser, das Wasser alles verlaufen, aber das Bier hier, all das Bier, das blieb!

Er rannte davon, die Kellertreppe wieder hinauf; da war er in dem Raum, der, dunkel und kühl, von seiner guten Vene immer als Speisekammer benutzt worden war. Haken waren in die Wand geschlagen, in die Tede auch ein paar gehörige Klöben; und an jedem Haken baumelte eine Wurst, und von der Tede herab an den Klöben hingen tüchtige Stricke, und an den Stricken, schwer und gewaltig, drei Schinken, drei wahre Riesenschinken. Es roch nach Schinken und Wurst, nach Käse und Butter, ein Regiment konnte hier satt werden. Ihm schwindelte.

Und wie vorhin aus dem Keller, so rannte er auch hier davon, stürzte die Stiege zu seiner Kammer hinan und warf sich auf sein Bett, den Kopf tief in das buntgewürfelte Kissen stehend. Er wollte nichts riechen von Schinken und Wurst, von Butter und Käse. Die Augen ließ er zu: gar nichts sehen mehr! Die Augen ließe er sich in die Ohren: und auch nichts hören mehr! Was! Das Dach trommelte der Regen

Der erste Pfingstfeiertag war da, aber die Sonne, auf die alle Welt sicher gehofft hatte, die war nicht da. Ein grauer, kalter, gänzlich verregener, trauriger Tag.

Während rekelte sich der neu engagierte Kellner in der Wirtsstube herum, eine Serviette hatte er wohl unterm Arm, aber es gab keine Teller zu wischen; nun konnte er fliegen fangen.

Einsam wie Robinsons Eiland lag der umbuschte Werder, kein Dampfer hielt heute an, kein Gast schrie das „Hol über!“ Duster und dampfend vor Kasse lag der Kiefernwald, die helleren Birken an seinem Rand standen wie weinende Frauen, die ihre langen Haare tummervoll flattern lassen im Windeeswehen.

Gustav Schmedecke sah nicht mehr nach dem Keller aus. Verta hatte ihn zwar heute trösten wollen; gutmütig war sie doch, sie sah ja, wie er sich ängstigte: „Laß man, es kann ja noch werden, morgen wird's wieder jut, es kält sich ja schon!“ — aber er hatte nur stumm den Kopf geschüttelt und die Hand gehoben, wie: „Laß urr, laß!“ Ihr wollte es dünken, als sei er noch grauer geworden über Nacht. Da war der Kellner denn doch netter — sie ließ prüfende Blicke gleiten von einem zum andern —, der war lange nicht so ältlich. Und wer weiß, Schmedecke heiratete sie am Ende ja doch nicht. Überhaupt, wenn er Fleite machte, was sollte sie denn da mit ihm? Es war 'ras gescheitete, sie hielt sich an den Neuenangierten. Wenn der Lust hatte, könnten sie ja heute abend mal zusammen nach Potsdam in irgendein Lokal tanzen gehen, da war doch was los. Hier war's zum Verriektwerden.

Gegen Abend des ersten Feiertags schien es, als wolle der Himmel sich ein wenig hellen. Für eine Stunde hörte der Regen auf. Aber nur so lange, bis Verta und ihr Galan sich hübenbergerudert und Potsdam erreicht hatten. Herr Schmedecke hatten sie nicht um Erlaubnis gefragt; der hatte probiert von dem neu eingetauten echt Münchener Bier, hatte so lange probiert, stumm und still, allein für sich in seinem Keller, bis daß er auf dem Kanapee im Gastzimmer lag, die Füße in der Kühle, und schlief. So liebten sie die Haustür denn offen stehen — es kam ja nicht Maus noch Laus — und waren ab.

Als Schmedede aufwachte aus seinem Schlaf, fand er sich allein. Das Haus wie ausgestorben.

Ein paar mal rief er nach Berta, in den Keller hinunter, auf den Boden hinauf, in den Stall hinein; dann rief er nicht mehr. Er hatte sie ja doch nur fragen wollen, ob es noch regnete. Daß es noch regnete, das sah er ja selber, es bedurfte der Frage nicht. Stetig regnete es weiter. Nicht mehr so heftig, so pladdernd, so trommelnd in stürzendem Guß, aber dafür so recht eindringlich, Tropfen um Tropfen mit beharrlichem Fleiß.

Eine müde Stumpfheit bemächtigte sich des Einsamen Seele. Er fühlte sich zer schlagen und matt. So heftig hatte er hin und her geschwankt zwischen Hoffen und Bangen, mit so leidenschaftlichem Interesse schon seit Tagen den Himmel beobachtet, so eifrig Stein um Stein zum Bau seiner Lustschlößer getragen, sich abgeschafft und abgehohlet, daß er jetzt eine körperliche Anspannung fühlte, die so stark war, daß er gar nicht mehr denken konnte. Wenigstens nichts weiter als das: Es regnet. Was nun werden würde, wenn Pflingsten nichts einbrachte, wenn er sitzenblieb mit all seinen Vorräten, mit all seinen Anschaffungen, die auf Pump gemacht waren, daran dachte er heute noch nicht.

Er ging schlafen. Und er schlief fast die ganze Nacht bis tief in den Vormittag hinein. Mit dumpfem Kopf wachte er auf. Er hatte eine Leere im Magen, ihm war fast übel davon. Da fiel ihm ein, daß er Hunger hatte; den ganzen gestrigen Tag hatte er nichts gegessen, den Sonnabend auch so gut wie nichts, schon die Tage vorher so wenig. Er war immer zu aufgeregt gewesen, hatte sich gar nicht die Zeit zum Essen gegönnt über all seinen Vorbereitungen. Nun war er nicht mehr aufgeregt.

Wenn er doch einen sauren Hering hätte oder eine Salzgurke! Die waren nicht im Hause, so sehr er auch danach stöberte, aber Würste, Würste, Würste! Und drei große, mächtige Niesenschinken!

Er stand in der dunklen, kühlen Kammer, durch die nur oben durch eine kleine Lute ein schwaches Streifen Licht fiel. Nur ein ganz trübes, graues Dämmerleinchen, denn draußen regnete es noch immer. Er stand und hielt das klante Küchenmesser in

der Hand und machte ein Gesicht, als ob er weinen wollte. Aber aus seinen Augen blickte doch gieriger Hunger. Bald glitt sein Blick zu der großen Jervelatwurst links an der Wand, bald zu der Leberwurst rechts daneben, bald hob er die Augen und sah hinauf zu dem allergrößten Schinken, der, gerade über ihm, schwer und klöbig an seinem Strick von der Decke herabhing. Ob er den aufschneit? Appetitlich genug sah er aus. Sein Magen kurrte. Da hob er die Hand mit dem Messer und schmitt die Schlinge durch, in der das Bein aufgehängt war: mit einem dumpfen Aufschlagen stürzte der fette Schinken zu Boden. Der Strick aber, seiner Last ledig, pendelte unruhig von der Decke herab. Und dann machte er sich über den Schinken her, säbelte sich eine rosige Scheibe ab und aß, bis er satt war. Er war ja doch sein einziger Gast.

Das fiel ihm plötzlich ein. Und wie ihm das einfiel, hörte er auf zu kauen. Seine Augen erweiterten sich schreckhaft, er wurde toteublaß. Die Füße trugen ihn auf einmal nicht mehr, mit einem Stöhnen fiel er auf die große Kiste, aus der er all die Würste, all die Schinken ausgepackt hatte, und die nun geleert noch hier stand. Er hielt sich den Kopf mit beiden Händen und weinte laut.

Gut nur, daß Leudchen das nicht noch mit erlebt hatte! All diese Anschaffungen und dann keine Gäste! Völlig verregnete Pflingsten -- und warum das?! So vielen Leuten, die Tag für Tag arbeiten, und die einmal im Jahr -- zu Pflingsten -- hinauswollen ins Grüne, in die kläufende Welt, war das Vergnügen verdorben, die Aufmunterung, die Erholung genommen -- nein, mehr als das, sie waren betrogen, bestohlen um ihre Freude. Betrogen wie er!

Eine ohnmächtige Wut, eine sinnlose Erbitterung übertam Gustav Schmedede. Warum konnte es denn nicht ein andermal regnen, warum gerade zu Pflingsten, immer zu Pflingsten? So viele Menschen in der Welt waren, so viele hofften auf Pflingsten. So viele Würste im weiten Reich waren, so viele rechneten auf Pflingsten -- sie hofften alle -- aber keinen hatte der Himmel so zum Narren gehabt wie ihn. Aus war's. --

Am Abend des zweiten Pflingstfeiertags kam noch einmal, kurz vor Untergang, die Sonne rund und rot zum Vorschein. Sie uelgte sich wie ein gesundes, lachendes Ge-

sicht freundlich grüßend über die Havel, über den vereinsamten Werder, über den düstern Wald und die weinenden Birken, und alles ward anders. Das Wasser verlor seinen trüben Ton, wurde blank und klar, der Wald war nicht schwarz mehr, er lockte geheimnisvoll blau, die Birken schienen zum Tanzen bereit, über den ganzen stillen Werder kam etwas wie Heiterkeit.

Nur Gustav Schmmedes Gesicht erheiterte sich nicht mehr. „Nun ist es zu spät,“ sagte er vor sich hin. Wenn es auch morgen schön wurde, ihm nützte es doch nichts. Bei manchem konnte der dritte Pfingsttag noch manches gut machen, bei ihm nicht mehr. So viele Würste, so viele Schinken! Sie wurden nicht aufgegessen. Und das viele Bier wurde nicht ausgetrunken an einem einzigen Tag! Nun ist es zu spät — es klang resigniert. Wehmütig sah Schmmedes Auge in die Sonne; er war nicht erbittert und wütend mehr. Man muß die Hoffnung nicht aufgeben, solange man lebt — er hatte sie aufgegeben.

* * *

Als am dritten Pfingsttag in der Frühe die treue Verla nach Hause kam, recht verwildert und übermüdig — sie hatte gleich durchgetanzt, warum auch nicht, bei dem Wetter gab's ja doch kein Geschäft in der „Wassertatte“, aber nun trieb sie die strahlende

Sonne heim —, fand sie die Tür des Hauses verschlossen. Sie klopfte und rüttelte daran und schrie sich fast heiser. Auch die Fenster waren alle zu; wenn sie keine Scheibe einschlagen wollte, konnte sie nicht hinein.

Wo war Herr Schmmede?

Sie schrie und klopfte und lief, von einer unbestimmten Angst erfaßt, immer rund herum ums Haus und schrie und pochte an und schrie wieder, bis die ersten Gäste kamen.

Segler waren es, junge Männer mit ihren Damen. Frühstücken wollten sie im Strandwirthshaus; die Damen wünschten Kaffee und Kuchen, die Herren aber wollten recht ländlich und kräftig essen: Brot mit Schinken und Wurst oder Käse darauf, und Bier dazu trinken, viel Bier, der Durst war schon ganz mächtig.

Sie halfen dem weinenden Mädchen klopfen und schreien, und als der Wirt sich auch vor den Gästen nicht zeigte, schlug einer der jungen Herren ein Fenster entwei und stieg ein in das Haus.

Da hätten sie freilich lange pochen und rufen können. Der Wirt „Zur Wassertatte“ hörte keines Gastes Stimme mehr.

In der kühlen, dunklen Kammer, in der Lenchen immer die Vorräte aufbewahrt hatte, hing Gustav Schmmede zwischen seinen Schinken und Würsten. Am Strick, von dem er den fetten Hefenschinken abge schnitten hatte, hatte er sich selber aufgehängt.

Herbststurm

Nun seufzt mir nicht nach Nachtigallensingen,
Wenn ihr dem Nordsturm in den Kronen lauscht,
Wenn alle Saiten meiner Seele klingen,
Die nie im Lenzestraum so tief geranacht.

Ich kann nicht anders, lachend muß ich schreiten
Durch welkes Laub und faden Moderduft
Und hören, wie aus grauen Nebelweiten
Mir eine Stimme Anseherung ruft,

Muß meine Arme um das Sterben breiten,
Damit es meinen warmen Atem spürt,
Und muß den Tod auf einen Weg geleiten,
Der tief hinein in Licht und Leben führt.

Häte Cajetan Wilner



☐ Herr und Frau Rat Goethe. Doppelprofilhouette aus dem Goethe-Nationalmuseum in Weimar. ☐

Goethes Mutter

Ein Gedenkblatt zu ihrem hundertsten Todestage
Mit Briefen der Frau Rat

Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit —

dieses Wort Goethes gilt mit größtem Recht von der Mutter des Dichters, deren hundertster Todestag am 13. September dieses Jahres alle, die sie verehren, zu liebevoll dankbarem Erinnern mahnt. Der Eindruck ihrer reinen und starken Persönlichkeit, wie wir sie aus dem Buch ihres Biographen Karl Heinemann kennen und wie sie aus ihren Briefen uns entgegenruft, wird noch heute, hundert Jahre nach ihrem Tode, so tief empfunden, daß Elisabeth Goethe zu den Lieblingen unter den Frauen deutscher Nation gehört, nicht allein, weil sie den großen Dichter geboren, sondern um der eigentümlichen Anziehungskraft willen, die schon zu ihren Lebzeiten den Hauptpreis ihres Weisens ausmachte. Weder ungewöhnliche Geistesgaben noch außerordentliche Schicksale waren ihr beschieden, und die Nachwelt würde ihr Lebensbild kaum bewahren, jachte nicht das Licht des berühmten Sohnes auf sie zurück, und wäre es nicht von größtem psychologischen Interesse, den Fäden nachzugehen, die sich von der Mutter zum Tode hinüberhimmeln.

Es gibt wenig Frauen der Vergangenheit, deren Seelenleben so wie das ihre offen zu Tage tritt. „Toskalt sind Briefe so viel wert, weil sie das Unmittelbare des Tafelns auf-

bewahren“, das gilt von allem, was ihr vom Herzen direkt in die Feder geüßten ist, von jedem Schreiben, in dem ihr warmes Empfinden, der urwüchsige Humor, die realistischen, treffenden Ausdrücke so erfrischend wirkten. Goethes Mutter besaß nicht bloß ein lebhaftes Erfassen der Außenwelt und merkwürdig klare Erkenntnis ihres eignen Innern, sie schente nicht davor zurück, offen und ehrlich alles, was sie bewegte, auszusprechen, und gönnt uns so einen tiefen Einblick in ihr Leben, ihre Seele, die Geschehnisse ihrer Vaterstadt.

Im Festhalten an alter Tradition, in Gesinnung und ähorer Erscheinung war Frau Rat eine echte Keiserslautererin der alten Keiserslauter. Keine Weltbräute verirrte ihren gesunden Verstand, ja sie verfügte kaum über eine mäßige Schulpflicht, wie die Kultur ihrer Zeitgenossin beweist. Ihr sicheres Urteil in literarischen und künstlerischen Dingen beruhte mehr auf richtigem Instinkt und großer Liebe zur Sache. Bei ihrem wohlthuend natürlichen, ungeschulten Wesen herrschte die Welt Erfahrung und Gewandtheit, mit der sie auftrat im Verkehr mit Darstellungen, Gelehrten, Staatsbeamten und Leuten aller Art. Unerschütterliche Herzlichkeit und der sichere Takt eines guten Herrs gewannen ihr das Ver-

trauen vieler Freunde, und besonders wußte sie die Jugend an sich zu fesseln, was sie bis zuletzt jung erhielt. War sie doch in hohem Alter noch frisch an Körper und Geist. Ihr Geschick, jeden Menschen nach seiner Art zu nehmen und gelten zu lassen, beweist ungewöhnliche Menschenkenntnis und dieselbe Gabe, sich anzupassen, die auch Goethe besaß.

Denn nicht nur das poetische Talent, das sich bei ihr in lebhafter, schöpferischer Phantasie und zarter Empfindung äußerte, hat sie auf den Sohn vererbt, wir finden im Wesen, in Ansichten und Gedanken eine große Übereinstimmung beider. Aussprüche in Briefen der Frau Mat klingen deutlich, gewollt oder ungewollt an Stellen aus Goethes Werken an. Kein Wunder, daß sie ihn nicht allein mit schwärmerischem Stolz verehrte, sondern ihn wahrhaft verstand. Das bewies sie, als sie die Romanbigleit seiner Flucht nach Italien, die damals niemand begriff, sogleich einsah und sich selbstlos darüber freute. Einen noch größeren Beweis vorurteilsfreier Liebe gab sie, indem sie Christiane Vulpius, die Geliebte des Sohnes, mit gütiger Nachsicht in die Familie aufnahm, obgleich ihr das illegitime Verhältnis mißfiel. So fand

sie sich mit dem Leben ab und verbreitete Sonnenschein um sich her.

Goethe sagt von sich selbst, er habe „vom Mütterchen die Frohnatur“, und schuf damit ein Schlagwort, das die spätere Beurteilung der Frau Mat allzusehr beeinflusst hat. Wohl fand sie ebenso wie ihr Sohn: „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden“, und wehrte Trauriges von sich ab, weil sie instinktiv fühlte, daß ihre Natur es nicht ertragen konnte. Doch glitt sie über die Widerwärtigkeiten des Lebens nicht leicht hinweg, wohl aber vermochte sie, sie mit gesunder Kraft zu überwinden. Der Frohsinn ruhte bei ihr auf erstem Grunde, zum Teil auf Melancholität, zum Teil auf Lebensphilosophie und Überwindung. Schon ihre Selbstbeobachtung, das bewußte Anerkennen und Hervortreten ihres Glücksgefühls beweisen, daß ein naive sorgloses Genießen des Lebens gar nicht ihre Grundstimmung war. Ähnlich mußte ja auch Goethe, trotz seiner „Frohnatur“, im Alter von sich sagen, er sei kaum vier Wochen seines Lebens wahrhaft glücklich gewesen. Die Zufriedenheit der edlen Frau war oft nicht mehr als ein bescheidenes Genügen, ihr gerühmter Optimismus erwuchs aus einer abgeklärten, durch Leiden gestärkten Seele.

Wir wissen, daß das Leben an der Seite des viel älteren, etwas grämlichen Herrn Mat nicht leicht war, daß sie den lange Zeit im Schwachsinn dahinvegetierenden Greis geduldig pflegte. Der Schmerz um mehrere früh verstorbene Kinder, der Tod der jung verheirateten Tochter sind ihr nicht erspart geblieben. Aber all dies Leid siegte das Glück, das sie im Herzen trug, der Stolz auf den herrlichen Sohn, mochte sie auch in späteren Jahren fern von ihm ein einfames Leben führen. Ohne Klage über die Seltenheit seines Besuchs trat sie bescheiden zurück und sah ein, daß, ohne durch Familienrücksichten behindert zu sein, der Genius frei seine eignen Bahnen wandeln muß. Im seltensten Vertrauen auf seine Liebe verlangte sie keine sichtbaren Beweise. Die Zartheit der Beziehungen zwischen Mutter und Sohn verhinderten ihn vielleicht, in seiner Lebensbeschreibung offen und ausführlich über sie zu berichten, wie es ihm uns Herz war. Als er in reifem Mannesalter die anziehende Gestalt der Wittin in „Kerstan und Dorothea“ schuf, hatte er die Mutter vor Augen. Jedoch, wie die meisten Gestalten dieser Dich-



Skizze zu dem Gemälde „Die Goethische Familie“ von Scholl. (Aus dem Jahre 1762.)



Frau Rat Goethe in den fünfziger Jahren. Nach dem im Besitze der Frau Stadtrat Marie Heuser-Miskolcins
in Köln befindlichen Porträtmalbe eines unbekanntem Malers. ⚡ du: Goethes Mutter. ⚡



lung, ist die Wittin rein mythisch, das Ideal einer guten, vernünftigen Gattin, Hausfrau und liebevoll sorgenden Mutter. Kein rein persönlicher Zug weist gerade auf Frau Mat hin. Anders ihr poetisches Spiegelbild in Goethes Jugenddichtung, dem „Woh“. Die wackere Hausfrau des Ritters mit der eisernen Hand trägt in ihrer tatkräftigen Energie, ihrer unwüchsigten Verbtheit so deutlich die Züge von Goethes Mutter, daß diese sich selbst wiedererkannte. Lieb auch die „Aristeia der Mutter“, die der Dichter der teuren Frau widmen wollte, abgesehen von einigen Fragmenten, ungeschrieben, so ging doch in Erfüllung, was sie in ihrer Bescheidenheit nie zu wünschen gewagt hätte:

Läß nicht ungerührt mich zu den Schatten hinab-
gehn!

Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.

Johanna Alberg.

* * *

Jedes Lebensbild der Frau Mat Goethe, sei es so kurz oder so ausführlich, wie es wolle, würde sich selber im Lichte stehen und sich des besten Theils seiner Wirkung berauben, wenn es nicht die prächtige Frau selbst mit ein paar Proben ihrer Briefe zu Worte kommen ließe. Eine so unmittelbare Natur, wie sie es war, hat Anspruch darauf, auch heute noch so unmittelbar wie möglich vor uns hinzutreten. Die Proben, die hier mitgeteilt werden, sind der Auswahl aus den „Briefen von Goethes Mutter“ entnommen, die Prof. Albert Köster nach seiner großen zweibändigen Ausgabe kürzlich im Insel-Verlag zu Leipzig hat erscheinen lassen. Wie sich diese engere Sammlung trotz ihrer Gedrängtheit und Wohlfeilheit (in Pappband geb. 2 M.) angelegen sein läßt, alle wesentlichen Züge in dem Charakterbilde der Frau Mat: ihre Mutterfreude, ihre Menschensiebe und Menschenkenntnis, ihre Verbtheit und gute Laune, die manchmal ein klein wenig zur Verlässlichkeit neigt, aber auch ihre geistigen Interessen und ihre lebendige Teilnahme an den bewegten politischen Ereignissen ihrer Zeit festzuhalten, so bemüht sich auch der kleine Trauß von Briefen der Frau Mat, der den Lesern hier gebunden wird, ihr in möglichst vielseitigen Beziehungen, Lebenslagen, Entwürfungen und Stimmungen zu zeigen. Einem



Frau Mat Goethe. Relief von J. P. Melchior aus dem Jahre 1779.

weitem Commentars bedürfen die Auszüge nicht; nur ab und an wird eine Anmerkung dem Verständnis zu Hilfe kommen müssen.

8. 2.

I. Frau Mat an Goethe.

den 27ten October 1801

Lieber Sohn!

Wein eines Geschäfte: nach erhaltung deines mir so zu rechter Zeit gekommenen Briefes: war Gott dem Allmächtigen auf meinen Anien zu danken und laut mit Aebtung zu jublen: Nun danket alle Gott mit Herzen — Mund und Händen! Ja Lieber Sohn! das war wieder eine Errettung — wie die 1769 — 1801 — 1805 da um ein Schritt ja nur ein Haar, dir zwischen Tod und Leben war. Vergiß es nie; so wie ich es auch nie vergehe. Er der große Helfer in allen Nöthen, wird ferner folgen, ich bin richtig wie ein Kind an der Mutter Brust, den ich habe Glauben Vertrauen — und feste Zuversicht auf Ihn und niemand ist noch zu Schanden worden — der Jhm das Wort angetraut hat — Jetzt noch einmahl Tausend Dank vor deinen trostreichen lieben und herzlichen Brief. Zu deinem neuen Stand* wüschte du allen Segen — alles Heil — alles Wohlgehen da hast du nach meines Herzens Wunsch gehandelt. Gott! Erhalte Euch! Meinen

* Goethes Frau wurde Ede mit Johanne der unheimlichen Geburt nach 19. 74. 1806 glücklich erweisen lassen.



Silhouette der Frau Rat Goethe (1805).
Aus dem Besitz der Frau Stodt in Frankfurt a. M. (Suerjt) wiedergegeben in Keflers „Gedenkbüchern“ von 1846.)

Segen habt Ihr hiemit in vollem Maas — der Mutter Segen erhält den Kindern die Händer — wenn sie schon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in diesen Hochbeinigen erbärmlichen Zeiten thun kan. Aber nur Gedult die Wechsel Briefe die ich von unserm Gott erhalten habe — werden so gewiß bezahlt als jetzt : da ich dieses schreibe : die Sonne scheint, darauf verleiht Euch — Ihr seht mit Eurem Weib zutreten sein — das läuwre ich Euch. Grüße meine Liebe Tochter herzlich — sage An, daß ich Sie liebe — ichäge — verahre — daß ich Ihr selbst würde gedürren haben, wir wir nicht in einem bestandnen Strahl leben — Heute werden die Strahlen die zum Bedauerlichen Thier führen nicht von dem Verstandnen Gesandnen? Es ist ein stimmel ein Komor — daß man beinahe nicht im Stande ist, einen vernünftigen Gesandnen zu haben. ... Alle A: und: und u. und — und trauen Sie Eurer Erhaltung — alle u. — ein wir wir in

unserer Stadt Gott ich Tand! daß dein Brief zu rechter Zeit ankam.

Lebt wohl! Bekahet lieb —

Eure
trente und hochverehrte
Mutter Goethe.

den 6ten October 1807

Lieber Sohn!

... Diese Rebe war reich an — Froehstören!!! Da nun ein großer theil deines Ruhmes und Rufens auf mich zurück fällt, und die Menschen sich einbilden ich hätte was zu dem großen Talent beigetragen: so können sie denn um mich zu beschauen — da stelle ich denn mein Licht nicht unter den Scheffel sondern auf den Leuchter versichre zwar die Menschen daß ich zu dem was dich zum großen Mann und Tichter gemacht hat nicht das aller mindeste beigetragen hätte : denn das Lob das wir nicht gebühret nehme ich nie an : zudem weiß ich ja gar wohl wem das Lob und der Tand gebührt, denn zu deiner Bildung in Mutterleibe da alles schon im Meim in dich gelegt wurde dazu habe ich warlich nichts gethan — Wilscht ein Gran Hirn mehr oder weniger und du wärstes ein ganz ordinerer Mensch geworden und wo nichts drinnen ist da kan nichts raus kommen — da erziehe du das können alle Philantopine in ganz Europa nicht geben — gute brauchbare Menschen ja das laße ich gelten dir ist aber die Rede vom euserodendlichen. Da hast du nun meine Liebe Frau Ma mit Zug und Redt Gott die Ehre gegeben wie das recht und billig ist, jetzt zu meinem Licht das auf dem Leuchter steht und dem Froehstören köstlich in die Augen scheint. Meine Gabe die mir Gott gegeben hat ist eine lebendige Darstellung aller Dinge die in mein Wissen einschlagen, großes und kleines, Wahrheit und Mähigen u. i. w. so wie ich in einem Circul komme wird alles heiter und froh weil ich erzähle. Also erzähle ich den Froehstören und Sie gingen und geben vergnügt weg — das ist das ganze Munitud. Jedoch mich eins gehört dazu — ich mache immer ein freundlich Gesicht, das vergnügt die Leute und kostet kein Geld: sagte der Zeitige Weid ...

21. Junn 1796.

... Mir war wieder einmahl alles in großen Schwelitäten — einmahl — fortgegangen — Pferde köstet — täglich vor ein Pferd 11 gulden bezahlt damit es paucet wäre — manches Gauß brauchte 6 auch noch mehrte — war also alle Tage so viel Pferde so viel Carolinen — die Arbeiter haben wieder ihren Schwul gemacht — auch die Zehner — Jeder u. d. g. Pauchtem Zwanzig habe ich wie die ganze Zeit her unbig — redt nicht — rote mich nicht — Ohn — Trinken und Zehst bekomme mir wohl — Erfahrung brachte Hofnung — da 3 mal

geholfen hat, hats nicht verlernt — Er kan auch geht helfen, und Er thats durch die braven Sachsen, die haben uns wieder vordihmahl befreit. Auch trägt zu meinem ruhigen nicht wenig bey, daß ich unter so guten Menschen wohne — die eben so ruhig und still sich betragen wie ich — denn wenn mann unter so verzagten Haaben sich befindet; so kostet doppelte Mühe sich aufrecht zu halten — die Furcht steht an, wie der Schnuppen — und macht aus dem Singularis alle mahl den Pluralis sie macht es noch immer wie vor 4000 Jahren da sagten die Ehrer, der König hätte wieder sie gedingt die Könige der Hethiter und die Könige der Egypter — sagten also statt König Könige! Zweyte Buch der Könige Cap 7 v. 6. Schloffer war mit Weib und Kinder 10 Tage hir — viel Geuuch war nicht bey der Sache — denn die Unruhe war etwas stark, und sein Dichten und Trachten ging nach dem Nordischen Canaan. Ich lasse jedem Menschen gern seyn Himmelreich — denn in der Himmelreichs Fabrik habe noch nicht viel progreifen gemacht und bin sehr froh, wenn die Menschen es ohne mich finden.



Silhouette der Frau Rat Goethe im Alter.

II. Frau Rat an Christiane Vulpius.*

(Erster Brief an Christiane.)

den 20ten Juni 1793

Daß Ihnen die überschickten Sachen Freude gemacht haben, war mir sehr angenehm — tragen Sie dieselben als ein kleines Andenken von der Mutter dessenigen den Sie Lieben und hochachten und der wirklich auch Liebe und hochachtung verdient. Zehn kurze Tage war Er nur bey mir und seinen Freunden — wir lebten herrlich und vergnügt — und trösten uns auf seine Wiederkunft — und hoffen ihn alsdann etwas länger zu genießen. Sie können nicht glauben wie lange uns die Zeit wird, biß Mainz wieder in deutschen Händen ist — denn so lange die Freiheits Männer es im Befiz haben, dürfen wir noch nicht jubiliren — Doch Gott lebt noch! und es kan alles hier gehen als viele jetzt glauben —: Ein einziger Augenblick kan alles umgestalten; sagt Gewatter Wieland — und Gewatter Wieland hat recht. Verzeihen Sie daß Ihnen von Kriegs- und Kriegsgeschrey so was vor tragte — wir sehen und hören aber Tagtäglich nichts als Pomppen — Kugeln — Pulverläugen — Meiste — Mande — Gefangne u. d. g.

Tag und besonders Nachts gehts Canoniren bey nahe an einem fort — da ist's nun freulich kein Wunder, daß im Reden und Schreiben iher von der Sache was heraus kommt — da maun freulich etwas beheres und Interesanterer reden und Schreiben könnte und sollte. Das soll auch jetzt sogleich geschehen — indem ich mich nach dem befinden des kleinen lieben Augst erkundigen will — ich hoffe er ist Gesund und numter? sagen Sie ihm wenn er hübsch geschickt wäre und das A. B. C. lernte; so wollte ich ihm herrliches hon bon — und schöne Spielsachen schicken. Nun Leben Sie wohl und vergnügt! Dieses wünscht von ganzem Herzen

Ihre Freundin Goethe.

den 1sten Jenner 1802

Liebe Tochter! ... Tanzen Sie immer liebtes Weibgen Tanzen Sie — fröhliche Menschen die mag ich gar zu gern — und wenn Sie zu meiner Familie gehören habe ich sie doppelt und dreysach lieb — Wäre ich eine Negreide Fräulin, so machte ich es wie Julius Cäsar lanter fröhliche Gesichter missten an meinem Hof zu leben sehn denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh mach — aber die Tugendhäuser die immer unter sich leben — haben etwas vom Cain an sich die fürchte ich — Luther hat Gott zu Cain sagen lassen warum verheißts du deine Weiberde, aber es heißt eigentlich im Grundtext — warum läßt du den Hof hängen. Leben Sie wohl — vergnügt und Tanzen wo

* Als Goethe im August 1792 in Frankfurt bei seiner Mutter wohnte, hatte er dieser von seiner Verbindung mit Christiane und von seinem Sohne August Mitteilung gemacht. Seitdem deht die Frau Rat ihre mütterliche Fürsorge auf die beiden ans. Und nach Goethes eurentem Frankfurt Wcinsh vom 10. 1es 26. Mai 1793 beginnt auch ein zündlich frelich auf der mütterlichen Seite etwas fühl gehaltenen Briefwechsel mit der Schwogertochter, die darüber deming beglückt ist.



Frau Rat Goethe. Wachsbild (neue Erwerbung) im Nationalmuseum zu Weimar.

Sie Gelegenheit dazu finden — darüber wird sich herzlich freuen die sich neht

Ihre
treue Mutter Goethe.

III. Frau Rat an Henriette Schloffer (ihre Enkelin). den 8. Januar 1792

Liebe Henriette!

Also hat dir dein Christkindlein Freude gemacht? Ei, da ist ja mein Wunsch erfüllt — glaube mir, wenn die Sachen auf dem Postwagen sind — das ich immer in Gedanken mit reise — und wenn ich ahnde daß die Stunde der Versicherung erscheint; so bin ich im Geiste bey Euch, und freue mich Eurer Freuden. Ich möchte wohl mit dir und Eduard Häuser hauen, so ein Spiel mag ich recht gern — Wenn du nach Frankfurt kommst; so bringe deine Häuser und Bäume mit — da will ich mit Euch spielen. Erinnerst du dich noch wie du bey der Großmutter warst und wie du und Eduard in dem Ecken meiner Wohnstube — so schön mit einander spieltet — Hochzeit — Stundbett und allerlei — und den Jubel wann die Englischen Reuter kamen — und wie wir dem großen Kaiserlieder gesungen haben? Das war doch ein Capital Spaß! Ich habe gehört daß die Reiche zu reisen an dir und Conert ist, und Jar also bald wieder her komt — Eoy Nicken! da wollen wir lustig seyn — da ich also mitmenschlich dich noch in diesem Jahr sehe, so will ich meinen Glückwunsch mündlich bey dir anbringen — Lebe indefon wohl! Lebe hübsch gesund! und bezalte lieb

deine dich
In Eurer Großmutter
G. Goethe.

IV. Frau Rat an St. Louise von Gödshausen. Geliebtes Freulein!

Die Mode es ist,
Daß frommen Kindern der heilige Christ
Wann sie das Jahr hübsch brav gewesen,
manch schöne Gabe hat auserlesen.
Torten, Rosinen, Gärten mit Lichtern,
Herrn und Dammen mit hölzern Gesichtern,
Kupfel und Birn, Weigen, u Flöten,
Zuderwerd, Ruthen, Mandeln, Pasteten
Reuter mit Pferden, gut ausgestirt
nachdem ein jedes sich aufgeführt.
Da nun Frau Ma wohlgenuth —
Den alten Gebräuchen ist herzlich gut
und Freulein Thunselde in diesem Jahr
ganz anserordenlich artig war
So schickt sie hier ein Bildniß sein,
Das Ihnen wohl mögte kentlich seyn;
und bittet es zum Angedenken,
An Ihren Schwannan Dals zu henden.
Dadurch ihm dann große Ehre geschicht
s ist aber auch drauf eingericht!
Eitel Gold von vornen von hinten,
Das müssen Sie frechlich trefflich finden.
Dafür verlaug ich ohn Ihr beschwern
Daß Sie mir eine Bitte gewähren.
Mit Ihnen mein Freulein zu diskutiren
thu ich oft großen Lusten verspühren
Doch ist der Weg vertieft weit
Zum Reisen ist jeß gartige Zeit
Drum thu ich Ihnen zu Gemüthe führen,
mit meinem Gesicht eins zu parliren
Antwortnen wirds Ihnen frechlich nie
Allein wer läugnet wohl Sympatie!
Da wird sich mein Herplein vor Freude bewegen
Daß mich Gedächtniß blüht im Segen
Vey Menschen die Wieder, gut und treu,
Voll warer Freundschaft ohn Heubelen
Den heut zu Tag sind Freundschaftthaten
so rahr wie unbeschittne Tucaten —
Doch ist Frau Ma anserlobrn
in einem guten Zeichen geborn
sent brave Leute bey ist sie froh,
und singt In dulci Jubilo.
Auch freut sie sich Herzinniglich
Daß sie kan unterschreiben sich
Deru wahre Freund und Dienerin,
Die ich gewiß von Herzen bin.

G. E. Goethe

V. Frau Rat an die Herzogin Anna Amalia. Inverstandigte Fürstin!

Den Todesfall von Deru Hochseeligen Herrn Vater* habe ich von Herzen beflagt — Miru wegen bitten Hochdüsselben noch lange Euch auf diesem Ueberbund anhalten, und Ihrer Theuren Gemahlin und allen Ihren Fürstlichen Töchtern

* Am 24. März, 1780 war der Herzog Karl von Braunschweig Westphälens gestorben.

und Töchtern zur Freude noch viele Jahre leben mögen — doch in keinem, am wenigsten in diesem Stück läßt sich das Schicksal in die Karte guden, es spielt nun so fein Spiel im Verborgnen fort, und 1000 gegen 1 gemettet am Ende müssen wir doch gestehen, daß es das Spiel aus dem Grunde versteht. Wenn ich meine eigne Erfahrung zur Hand nehme, und denke, was ich alles, diesen Punkt betreffend vor Narrens Pöken gewünscht und nicht gewünscht, und wie wann es so gekommen wäre, die herrliche Epoche meines jetzigen Lebens gar nicht hätte erscheinen können, im gegentheilel alles alles wäre verdorben und verhungert geworden; so habe ich heilig geschworen, mich mit meinem Maulwurfs Gesicht in gar nichts mehr zu meliren, und zu messen, es immer einen Tag, dem andern sagen lassen, alle kleine Freuden anzuhalschen, aber sie ja nicht zu anatomiren — Mit einem Wort — täglich mehr in den Kinderstun hineingehn, denn das ist Summa Summarum doch das wahre, wezu mir dann Gott seine gnade verleiheu wolle Amen. Hoffentlich werden Ihre Durchlaucht jetzt in Gottes freyer Welt sehn, den Balsam der Blüthen, Blumen und Kräuter einathmen, und dadurch neues Leben, neue Wonne und Seeligkeit empfinden. O! wie freue ich mich Iden- rechte Fürstin, Ihrer Freuden! Auch Frau Ma hat im sinn sich diesen Sommer hübsch zu nutzen zu machen — freylich muß ich Abens allemahl wieder in mein Hähnlein juridk lehren — lau also die Sonne wenn sie geschmückt wie ein Bräutigam hervor tritt nicht sehn, habe sie /: sollten das Ihre Durchlaucht wohl glauben :/ wie anseh'n sehn — davor will ich oft bey ihrem Untergang mich einfinden, um doch etwas zu genießen. Künftige woche habe vor Freund Merd zu beinchen, die fahrt ist jetzt wegen dem frischen grün in denen Wäldern ganz herrlich — da nehme ich ein paar brave Madels mit, und einen wadern Vurich der uns gegen die Räuber vertheidigt, und dann hngen wir den ganzen weg alletley, was wir aus Tperetten und andern Liedern wisen, z. E. Es lebe der Herzog mein Töffel und ich, der Herzog vor alle mein Töffel vor mich u. s. w.* Von dem lieben Gebatter Wieland, habe am Samstag einen Brief bekommen — Einen Brief! der gar nicht zu bezahlen ist, davor ist Er aber auch Wieland. Was mir sein Oberon vor seelige Tage gemacht hat, und noch macht, das belohne Ihm Gott. Auch vom schönen Wedel habe gar ein liebes Brucklein ge- kriegt — Wollen Ihre Durchlaucht die gnade haben, und Ihm sagen, Er solle mit den gläsern im Zaak, den Bruder Wolf beinchen und diehm andenten, wie daß es der Mutter Ma the ausdrücklicher Wille wäre, daß besagte gläser von



Frau Rat Goethe. Nach einem im Besitz des Herrn William Canobus in Cronberg befindlichen Ölgemälde.

dem wahren est, est angefühlet und unter drey- mahligen hoch auf meine Gesundheit ausgelehrt werden sollten. Daß Ihwer Vester Fürst /: Dessens Andenden bey uns immer im Seegen grün und blüht /: den Hächelhanß* wieder mit nach Leipzig genommen haben, daß mir eine große Freude gemacht, so was Circulirt allzeit biß zu uns, da sind die Frankfurter Kaufleute, die, die Leipziger Meße beinchen, da wird nun das dem ganzen Abdera erzählt wie der Herr Weheindie Rath mit seinem Fürsten auf der Meße war — das gibt dann unter meinen Vasen, Gebatterinnen u. s. w. große Discurs, darob dann Frau Ma eine große Freude hat. Ihre Durchlaucht verzeihen allen diesen Weidwäge — Wann ich die gnade habe, an unsere Veste Fürstin schreiben zu dürfen; so libertreibe ich's allemahl, und weiß weder Ziel noch maß. Vorsetz erlauben Ihre Durchlaucht, mir nur noch, vor mich und die so mir angehören die fortdauer von Dero Huld und Gnade auf neue zu erbitten. Ich bin, bleibe, Lebe und ererbe

Durchlauchtigste Fürstin

Dero
unterthänigste, treuechoriamste Dienerin
C. C. Goethe.

Frankfurt d 16 May 1759

* Variation der Eschusverve aus Ehr. Jitz Weites Eper „Die Jagd“.

* Verlebensausdruck der Frau Rat für ihren Sohn.

19. Februar 1781.*

... Das liebe Frühjahr komt freylich heran aber ich habe weder Abndung noch Freude — Gebe mann einem Menschen alle Herrlichkeiten der Welt was hießts ihn wen er keinen Freund hat dem ers sagen kan — Eine Glückseligkeit die wir allein genüßen bleibt ewig nur halb — und das ist so ofngefähr mein fall — weder in noch außer dem Haus habe ich jemand mit dem ich so ein Herzens gesp'rächsel führen lönte. Wissenthro Durchlaucht so etwas Freudenbringendes; so haben Sie die Gnade michs ganz in der stille werden zu lassen niemand solts erfahren, und die vorfreuden haben auch einen großen Werth. ...

VI. Frau Rat an den Schauspieldirektor Großmann.

Frankfurt, d. 19ten Februar 1779

... Wie gehts Ihnen den in Bonn? sind Sie zufrieden? Haben die Leute geschmack? Vielleicht mehr als die Frankfurter. Die gungstige aufnahme des Hamlets hatte mir beynähe unser Publikum ehwürdiggewacht, aber beyh Licht besehen, war es nichts gar nichts als neugirde — etliche wenige ausgenommen resoniren sie wie die Pferde. Vor einigen Tagen trafe ich in einer Gesellschaft eine Dame von der sogenannten großen Welt an, die vom Hamlet das Urtheil fällt es wäre nichts als eine Farje — O!!! Gebatter! Gebatter! Hamlet eine Farje!!!! Ich dachte ich kriegte auf der stelle eine Ohnmacht — Ein anderer behauptete !: noch obendrauf mit dem ausdrud !: Daß ihn der Teufel holen sollte, wo er nicht eben so ein Ding voll unsem schreiben lönte, und das war ein Dicker Bierischdrörischer Weinhändler. Da ist nun als ein Götzeich von unserm Jahrhundert, von erleuchten Zeiten u. s. w. und doch ist, !: eine kleine Zahl angenommen die freylich das Salz der Erden sind !: bey denen Herrn und Tamen alles so schal, so elend, so verlohoben, so verschrumpt, daß sie kein stück Windfleisch kauen und verdauen lönnen — Milchbrey — gestrohrne sachen — Zuderpleger — bogout das ist ihr Lobhahl, freylich verderben sie sich den Magen dadurch noch immer mehr, aber wer kan helfen — Wen ich Schauspiel Direktor wäre, !: so will ich schlippen Dame seyn !: wen sie nicht den Herrn von Frau Gottsched** zu genüchen kriegen lönten, es ist ein feines stück, regelmässig, moralisch, mit einem wort nicht schwer zu verdauen — Der Schauspiel stellt einen Wald vor, an den Bäumen hängen Bildnisse von alten

* Die nächster Jahre waren für die sonst so heitere Frau ein unwilliges Jahrzehnt. Jannal die ersten Jahre, in denen sie ihrem von Schlangenwällen heimgeschunden und endlich in völligen Schwachsinn verfallenden Mann die mühsame Pflege widmen mußte, drückten sehr auf ihr Gemuth.

** Wehndt von Joh. Elias Schödel.

Helden, Herrmann und sein Vater treten auf — Vater. Nun Herman höre zu, und merde mit bedacht, warum dein Vater dich in diesen Hain gebracht — Sohn!!! wo dich Muth und Glück zu edlen Thaten tragen; so laß dir deine pflicht !: Er wendet sich gegen die Bäume !: von diesen Bildern sagen u. s. w. Was Herman dranz zur Antwort gibt habe ich vergeßen, den ich war 10 Jahr alt als es hir gegeben wurde. Halt — ho, ho — es war mein stedenpferd gemeint, das gar zu gern im Galopp geht, der spaß passirt ihm eben nicht oft — Wenn ich in eine honette Companie gehe wirds vernageld. Darum thut ihm die Freyheit so wohl, aber jeht Functum. ...

VII. Wie Frau Rat ihre einsamen Abende verbringt.

An Christiane von Goethe.

Den 14ten December 1807

... Hir schneidts wie in Lappland meinetwegen mag es schneien oder hageln, ich habe zwey warme Stübger und ist mir ganz behaglich — bey so stürmischen Wetter bleibe ich zu Hauß, wer mich sehen und hören will muß mir eine Kusche schicken — und so ganz allein Mens zu Hauße ist mir eine große Glückseligkeit. Frau Ma! Frau Ma! Wenn du einmahl in Zug komst ichs Schwagen oder Schreiben; so gehts wie ein aufgezogner Bratenwender — Bratenwender? das Gleichniß ist so süßel nicht, man zieht ihn doch nicht auf wenn im Haus entweder Fast Tag oder Armuth ist — sondern wenn was am Tisch stek das zum Nutzen und Frommen der Familie genossen werden soll — Ich glaube also ich lasse ihn noch laufen biß ich Euch von meiner Abend Glückseligkeit einen kleinen Begrief gemacht habe. In dem Heiligen Johannis kam einmahl ein Fremder der viel vom Johannis gehört hatte, Er stellte sich den Mann vor wie Er jundtte unter Manuspriden sah verdient in großen Betrachtungen u. s. w. Er besuch ihn, und zu seinem großen Ersauen spielt der große Mann mit einem Rehnun das ihm aus der Hand ab — und Taufend Spaz trieb Er mit dem salmen Thirgen — Johannes sahe dem Fremdden keine Verwunderung an thate aber als merkte Er nichts — im Disturz sagte Johannes sie haben da einen Bogen lassen sie ihn den ganzen Tag gepant — behüte sagte der Fremde das thut kein Bogenbüß der Bogen erschlast, mit der Menschlichen Seele ihs eben so, abgepant muß sie werden, sonst erschlast sie auch sagte Johannes. Nun bin ich freylich kein Johannes aber eine Seele habe ich die wenn sie mir gleich keine Eßenshaltung diere — doch den Tag über im kleinen sich anmucht und gerechnet daß sie einen Löwder 76 Jahr alt behohnt obidont abgepant werden muß — davon ist die Rede nicht wenn ich unter guten Freunden bin, da lache ich die jüngsten

aus — auch ist nicht Rede vom Schauspiel da vielleicht keine 6 sind die das Lebendige Gefühl vor das schöne haben wie ich, und die sich so köstlich amüsieren. Die Rede ist wenn ich ganz allein zu Hause bin, und jetzt schon um 1/2 5 uhr ein Licht habe — da wird das Nebhün geholt — da bin ich aber auch so erpicht drauf, daß keine Seele mehr zu mir darf. Geheimniß ist die Sache nicht den alle meine Freunde kennen das was ich Nebhün nenne — aber das würden sie nicht begreifen, daß eine Frau wie ich ihre Einjamen Stunden damit hindringen könnte — ihre Seelen die den ganzen Tag abgESPant sind, das man sehr an ihrer Unterhaltung merkt — haben demnach von abspannen keine Begreif. Wenn es also bey Euch 5 Uhr ist; so denkt an diejenige die ist u bleib!

Eure treue Mutter Goethe.

VIII. Frau Rat über sich selbst.

An Fritz von Stein (Charlottes Sohn).

Frankfurt, den 9. September 1784.

Lieber Sohn!

... Es ist ein großes Zeichen Ihrer Liebe und Freundschaft, daß Sie eine genaue Beschreibung von meiner Person verlangen, hier schide ich Ihnen zwei Schattencisse, — freilich ist an dem großen die Nase etwas zu stark, — und der kleine zu jugendlich, mit alle dem ist im Ganzen viel Wahres drinnen. Von Person bin ich ziemlich groß und ziemlich corpulent, — habe braune Augen und Haar, — und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden, — doch muß etwas daran seyn, weil es schon so oft ist behauptet worden. Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters, — daher thn' ich Alles gleich fröhlich von der Hand weg, — das Unangenehme inuner zuerst, — und verstocke den Teufel !: nach dem weihen Rath des Vaters Wieland !: ohne ihn erst lange zu betuden; liegt denn Alles wieder in den alten Rollen, — ist Alles unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trost, der mich in gutem Humor über-treffen wollte.

An Charlotte von Stein.

14. November 1785.

... Zwar habe ich die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergünigt von mir weggegangen ist — weß Standes, alters, und Geschlecht sie auch gewesen ist — Ich habe die Menschen sehr lieb — und das süßt alt und jung gehe ohne pretention durch diese Welt und das behagt allen Ebens Söhnen und Töchtern — bemoralisire niemand — suche immer die gute seite aus zuspähen — überlaße die schlimme dem der den Menschen schme und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abguschleifen, und bey dieser Mebote besinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt ...

An Fritz von Stein.

Fr. den 18. Dezember 1785.

... Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden, sagt GÖß von Verlichingen, — und er hat wahrlich recht. Weil man zufrieden und froh ist, so wünscht man alle Menschen vergnügt und heiter zu sehen und trägt Alles in seinem Wirkungskreis dazu bei. Da jetzt hier Alles sehr still zugeht, so kann ich gar nichts Amüsantes schreiben — ich thne also besser, ich schreibe das Lied von Figaro ab. Ich wünschte vergnügt Feiertage und bin und bleibe

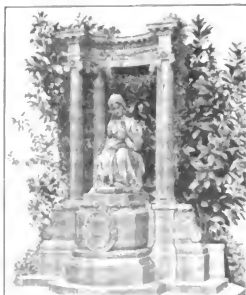
Ihre wahre gute Freundin
C. G.

An Goethe.

Frankfurt den 17 November 1786.

... Mein Leben fließt still dahin wie ein flacher Bach — Unruhe und Getümmel war von jeher meine sache nicht, und ich danke der Vor-sehung vor meine Lage — Lauend würde so ein Leben zu einformig vorkommen mir nicht, so ruhig ein Körper ist; so thätig ist das was in mir denkt — da kan ich so einen ganzen geschlagenen Tag ganz alleine zubringen, er-maue daß es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin — und mehr als vergnügt und zufrieden seyn, braucht man doch wohl in dieser Welt nicht ...

Ihre treue Mutter
Elisabetha Goethe.



Denkmal der Frau Rat Goethe für Frankfurt a. M. Entworfen von Prof. Josef Kowarik in Frankfurt.



Paul Hoeniger: Die Potsdamer Brücke in Berlin.

Die Münchner Sommerausstellungen im Glaspalast und in der Sezession

Von Alexander Heilmeyer



in eigentlich charakteristisches, in die Augen fallendes Gepräge haben die beiden großen Sommerausstellungen nicht. Wer allerdings genauer zusieht und die verschiedenen Merkmale und Zeichen zu deuten versteht, so wie sie der Künstler deutet, der weiß auch zwischen beiden Veranstaltungen zu unterscheiden und bemerkt, daß die eine große Bilderzwan im Glaspalast unter dem Zeichen der „Kunst für alle“ steht, während die andre in der Sezession in ziemlich konzentrierter Form alles enthält, was für die weitere Entwicklung unrer modernen Malerei von Wichtigkeit ist. Die Mehrzahl der im Glaspalast aufgestellten Kunstwerke tragen keine Herz und Nieren prüfende Kritik. Der Künstler, der sie geschaffen hat, scheint dabei nur von dem allbeliebten Grundsatz ausgegangen zu sein: „Das Gefällige gefällt.“ In der angewandten Kunst bedeutet das so-

viel wie jene andre löbliche Tendenz: „Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land.“ Das Publikum findet hier gerade die Kunst, die es will und die es braucht, um irgendein hübsches Bild, z. B. eine italienische Landschaft oder ein Genre für den Salon, eine marmorne Büste oder eine „Flora“ fürs Palmenhäus, ein Wandbräuuchen oder einen Briefbeschwerer eintausen zu können. Vielleicht bemächtigt sich noch einmal irgendein spekulativer Kopf, z. B. Tiep, dieser Kunst und betreibt die ganze Sache in großzügiger industrieller Weise. Unmöglich wäre das nicht.

Es wird aber vielleicht doch noch anders kommen. Die heutige Jahresausstellung nennt sich Jubiläumsausstellung. Vor fünfzig Jahren trat nämlich die Kunst zusammen mit der Industrie zum erstenmal in dieser Form auf. Nur einer an wirklichen Kunstsinne armen Zeit konnte es einfallen, die künstlerische Tätigkeit zu einer Massenpro-



Walter Peterjen: Die Töchter des Herrn B. ☼ Zu Alexander Heilmeyer: Die Münchner Sommerausstellungen im Glaspalast und in der Sezession. ☼





G. E. Mehn: Familienbildnis.

In der heurigen Jubiläumsausstellung klingt manches Lied aus, das vor fünfzig Jahren angestimmt wurde: wir können manche künstlerische Erscheinungen und manche Kunstformen, die in unserer Zeit noch Gültigkeit haben, nur verstehen, wenn wir uns einen Augenblick die Kunst von 1858 ins Gedächtnis zurückrufen.

Das Geschlecht von 1858 erträumte eine nationale Kunst. Sie sollte unmittelbar Anteil nehmen am Leben der Gegenwart, die Geschichte des ganzen Volkes, das öffentliche Leben, alles sollte sich in ihr widerspiegeln. Obwohl an keine Tradition mehr gebunden, vielmehr losgelöst aus allen Zusammenhängen



Peter Philipp: Gemeindeforgen.

mit geistigen Mächten, in denen sie früher so fest verankert war, sollte sie doch die Ideen der Zeit illustrieren und mithelfen am großen Erziehungswerke der Menschheit. Es lebte ein geistig hocherregtes Geschlecht, das eben erst das Erbe der Klassiker angetreten hatte. Die Uthetät der Klassiker, die hochstiegehenden Ideale der Romantiker beherrschten die Kunst und die Künstler. Aber gerade jene hochstrebenden Geister, welche die Talobleiter aufrichteten, um die Kunst vom Himmel zu holen, vergaßen, sie auf der Erde auf die Füße zu stellen und sie solide zu fundieren. „Eine Welt von Ideen erfüllte die Köpfe, man ging bei den Philosophen, Geschichtschreibern und Poeten in die Schule, während die Phantasie, mit der Kunst wie mit der Natur gleich wenig vertraut, leer blieb.“ Es war eine Kunst, die vornehmlich durch den interessanten und bedeutenden Zu-

halt und den Stoff zu wirken suchte. Wählten die einen geschichtliche Ereignisse, nationale Stoffe, so die andern romantische Motive; die Genremaler suchten sich lousische Situationen aus dem Volkleben oder rührende Konstellationen aus der Gegenwart, die Landschaftlicher wildromantische Gegenden, in denen allerhand passierte. Immer war es der Inhalt, der dem Kunstwerk seinen eigentümlichen Wert geben sollte, und dem die Erscheinung erst in zweiter Linie zu entsprechen suchte. „Diese Kunst, halb didaktisch, halb poetisch, die bald in das Gebiet der Erzählung, bald in das der Dichtung übergriff und nur im eignen Hause nicht recht heimisch wurde, erst so hochgeschätzt, sangt nun an, im Werte zu sinken, sie sinkt nun tiefer, als sie es verdient.“ Die moderne Kunst will mit der früheren nichts mehr gemein haben. Die Maler wollen keine „Gedanken“ und „Ideen“ malen, son-



Friedrich August von Kaulbach: Bildnis der Ruth St. Denis. (Mit Genehmigung der Münchener Graphischen Gesellschaft Pich u. Co. in München.)

den bestreben sich vor allem, das Kunstzeug einer guten Malerei, das Handwerk, gründlich zu erlernen. Kunst kommt ihnen von Männern — und Können ist ihnen Selbstzweck in der Kunst. An der Stelle des Inhalts und des Stoffes stehen die künstlerischen Probleme. Es gibt keine Rangordnung mehr im Sinne der früheren Kunst: keine Historiens-, Genre-, Zierbildmaler oder Landschaftler — es gibt nur noch Malerei.

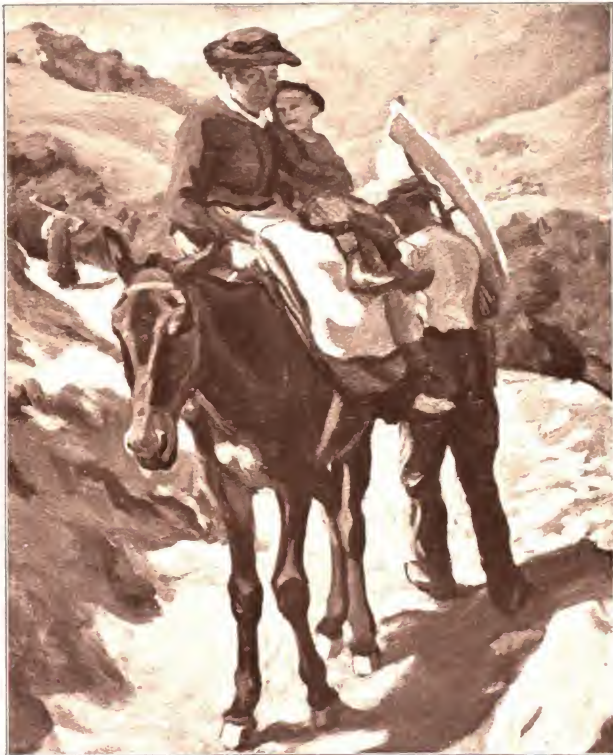
Von der Kunst eines Runge und Cornelius, Jenerbach und Müller, Richter und Schwind, Genelli und Meißel ist eigentlich nichts mehr zu sehen, und doch schwebt etwas von ihrem Geiste sichtbar und unsichtbar über den Ausstellungen.

Zum Glaspalast, besonders in der Abteilung der Jubiläumsausstellung, sind hier und dort noch Anklänge der Tradition wahrzunehmen. Manches Historische mutet oft ganz modern an.



Otto Heinrich Engel: Reifende Ähren. * Zu Alexander Heilmeyer: Die Münchner Sommerausstellungen im
* Glaspalast und in der Sejection. (Mit Genehmigung der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.) *





Adolf Thoma: Bäuerin; Reitende Bäuerin.

In der Berliner Abteilung der Deutschen Kunstgenossenschaft hängen einige Bildchen von Adolf von Menzel: ein sehr feinsinnig gezeichnetes Interieur aus dem Jahre 1845 und ein zweites Interieurschild aus den sechziger Jahren, das Théâtre Gymnase darstellend. Ein ausgezeichnetes Stück Malerei ist das erste. Es liefert den Beweis einer völlig impressionistischen Malerei aus einer Zeit, wo die Menge an dergleichen noch nicht

dachte. Aber gute Augen und ausgesprochen malerischen Sinn hat es eben schon immer gegeben: leider gibt es so wenige Künstler, die immer so malen, wie sie empfinden und sehen: Dreßler, Manier, Mode bringen viele Talente um. Anton von Werners „Napoleonverhandlungen in Fontenoy“ muß schon mehr historisch an. Paul Wackerlein hat sein im Jahre 1877 gemaltes Bildnis seines Vaters, das dem Züricher Museum

gehört, ausgestellt. Man darf ihm dafür dankbar sein, denn es ist ein Stück solider Malerei von so intimer Schilderungskunst, daß es allgemeiner bekannt zu werden verdient — ein Porträtskizzen möchte man es nennen. Auch ein früher Knaus aus der Zeit der eben besprochenen ersten Münchner Ausstellung hat sich eingekunden, um zusammen mit den beiden Kenzels das Jubiläum zu feiern.

Von den modernen Berliner Malern sind mit tüchtigen Leistungen vertreten: Otto Heinrich Engel mit dem von uns als Einheitsbild wiedergegebenen Bilde „Reisende Ahren“, Heinrich Hellhof, dessen feines Damenbildnis „Vor blauer Tapete“

ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient, Hans Hartig, von dem den Lesern dieser Zeitschrift ja erst im letzten Heft ein Bild in farbiger wiedergegeben gezeigt worden ist, G. L. Meyn, dessen „Familienbildnis“ es mit seinem künstlerischem Takt fertig bringt, zugleich intim und repräsentativ zu sein, ferner Paul Hoenigers impressionistische Ansicht der „Potsdamer Brücke in Berlin“, dann Max Rabes, dessen kleines Bildchen „Sonntag in Algier“ alsbald vom bayrischen Staat angekauft worden ist.

Zu den ältesten Ortsgruppen der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft gehört Düsseldorf. Auch hier haben sich einige Jubilare, die Achenbachs, Gebhardt und Hanssen, versammelt. An die letzten Ausläufer der einstmalig so großartig und prächtig auftretenden Historienmalerei gemahnen Bilder wie Hanssens „Heilige drei Könige“, denen ein langer Zug heils- und erlösungsbedürftiger Menschen folgt. („Sie alle folgen dem Stern.“) Auch von diesem Gemälde haben die „Monatshefte“ ja früher schon Proben in farbigen Kunstblättern gezeigt. Die Komposition dieses Bildes ist bemerkenswert. Sie ist von durchaus malerischen Gesichtspunkten aus entwickelt und angeordnet. Eine Fülle bunter Farbflöckchen wird durch streng gezogene rhythmische Linien gegliedert, die Masse aufgelockert und verteilt und dabei doch der Zusammenhang gewahrt. Überaus mannigfaltig und lebendig im Ausdruck ist die Charakteristik der einzelnen Gruppen und Menschen. Der malerische Ausdruck steht damit in innigster Verbindung. Ein Elender und Verzweifelter ist in grelle gelbe Töne gekleidet, ein Mühseliger und Beladener ist in schwere dumpfe Farben eingehüllt; saftiges Grau umgibt sorgenvolle, ängstliche Gesichter. Auch bei einem andern jüngeren Düsseldorfer Maler, bei Heinrich Reißerichheid, wird der Stimmungsausdruck des Bildes durch die Farbe bewirkt. Eine Etage ist ganz überstrahlt von dem warmen Schein des milden Lampenlichts. Ein hochbetagter Alter sitzt am Tische und spricht mit seinen beiden Töchtern, die teilweise in Licht und Schatten getaucht sind. Es geht eine harte heimliche Stimmung von diesem einfachen Bilde aus. Ganz ähnlich verhält es sich mit Peter Philipovis Bild „Gemeindeforgen“, nur ist hier das Gegenständliche härter betont. Walter Peterzien mit seinem Bildnis der



Albert Lang: Venus.



Walter Gesschen: Toilette der Venus.

„Töchter des Herrn A.“ zeigt sich als der Maler der eleganten Düsselbacher Gesellschaft.

Einen starken Eindruck hinterlassen die Königsberger. Ludwiga Dettmanns Trip-tichon gibt durchaus moderne Stimmungsmalerei, wenn es Leute vom Meer in ihren verschiedenen Beziehungen zur Natur und Schifffahrt darstellt. Dieses Bild erteilt zugleich eine Antwort auf die Frage, wohin die Historienmalerei in unserer Zeit gekommen ist. Sie wurde einfach Schilderungslust gegenwärtiger menschlicher sozialer Zustände. Weichert mit seiner „Reise in einer Versammlung der Heilsarmee“ ist ein solcher Historienmaler im modernen Sinne. Aber nicht mehr das Gegenständliche, sondern das rein Malerische der Erscheinung ist die Hauptsache. — Mit wie wenig Mitteln trotzdem starke Eindrücke erzielt werden können, zeigen einige Bilder von Steinhausen, dem Frankfurter Meister, besonders sein Selbstbildnis. Dieser Kopf spricht deutlicher als die ausführlichste Selbstbiographie.

Im ganzen vermögen uns die einzelnen Ortsgruppen der Jubiläumsausstellung nicht

anzuziehen und festzuhalten. Die meisten stehen auf einem ganz achtbaren Durchschnittsniveau, enthalten aber keine originellen Leistungen; sie erregen, wie z. B. Kiel oder Frankfurt oder Hannover und Stuttgart, höchstens hier und da geographisches, kulturhistorisches Interesse durch mehr oder weniger gelungene Darstellungen der heimischen Landschaft, Ruinenreste, Interieurs und dergleichen.

Der Saal der Wiener präsentiert sich, rein äußerlich angesehen, vorteilhaft durch die geschickte Aufmachung der Bilder. Ein gewisser kultivierter Geschmack, weltmännische Eleganz, Virtuosität in der materiellen Behandlung machen einige Damenbildnisse von Manx und Ivanovitch zu etwas interessanteren Erscheinungen.

Das stärkste Interesse beanspruchten doch die Münchner. Sie sind, wie unlängst ein alter Kenner äußerte, „nicht zum Umbringen“. Es sind eben doch viele glänzende Einflüsse vorhanden: ausgezeichnete Malikulen, gute Vorbilder, bedeutende Meister und eine gewisse künstlerische Kultur und Tradition. Die Ausstellung der Diebstahl bewies es.



Theodor Esser: Landschaft.

und eine Ausstellung der Vörschule würde es noch mehr beweisen, daß hier schon mehr als eine Generation lang gut gemalt wurde. Schon Spitzweg war so ein Rönner allerersten Ranges, und seit jenen Tagen haben sich die Genre- und Landschaftsmaler im Handwerk immer mehr vervollkommen. Sie

sind immer in der Nähe der Natur geblieben. Es steckt so viel robuste unverbrauchte Kraft in diesen Malern, daß sie sich darauf etwas zugute tun und auch wohl gegen den heiligen Geist der Kunst sündigen können, um „Geschicklichen“ zu malen. Sie malen ihre Lederhosen, Lodenröcke, Wadlstrümpfe immer noch so, daß man es genießen kann: Tesfegger, War sind sich über ein Menschenalter gleichgeblieben. Was vollends die Meister des Münchner Paysage intime in der Landschaftsmalerei: Wenglein, Willroder, Jink, heute noch leisten, hält sich vortrefflich neben dem jungen Gewächs. Friß August von Kaulbach als Bildnißmaler (Bildniß der Ruth St. Denis) verfügt über einen so sichern souveränen Geschmack, daß eine Entgleisung kaum möglich ist. Trotzdem so vieles sich die Genossenschaftsgruppe doch noch vor vielen andern Ortsgruppen der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft.



Leo Samberger: Bildniß des Herrn Prof. Dr. Edelmann.

Zu der Nachlassausstellung von Karl Albert Baur, dem früheren Präsidenten der Genossenschaft, lernte man erst den feinsinnigen Landschaftsmaler kennen und schätzen. Bei Lebzeiten ist Baur viel zuwenig mit seinen Arbeiten hervorgetreten. Er darf den besten Vertretern des Münchner Paysage intime zugesählt werden. In Korbhenteuer hat die Münchner Künstlerchaft einen ihrer hervorragendsten Vertreter des gemütlichen



Walter Bondy: Der Quai aux fleurs in Paris.

Genrebildes verloren und in Mangold eine hoffnungsvolle junge Kraft. Solche Verluste sind für die Genossenschaft um so schmerzlicher, als der Zuwachs von jüngeren Malern sehr gering ist. Sie teilt das Schicksal so

viele großer Künstlercorporationen, die sich allmählich zerlegen und auflösen.

Während im Glaspalast immer neue Gruppen sich bilden und diese sich wiederum walteten und zerklüften, hat diese alte Gruppe



Josef Kühn jr.: Der Bäuerjshrank.

an allem Anteil, ohne sich jedoch selbst als treibende Kraft zu erweisen. Man gewinnt den Eindruck einer schon seit langem andauernden Stagnation. Die gegenwärtige Situation wird vielleicht am besten durch das Bild eines Mühlteiches illustriert, von dem verschiedene Wege ihren Ausgang nehmen. An den Bächen kappern lustig die Mühlen, am Teich ist es ganz still. Zunächst herrscht in der „Luitpoldgruppe“, in der „Scholle“ und bei den „Bauern“ das meiste Leben. Ein munteres Zuhören und Streben macht sich in diesen Kreisversammlungen bemerkbar.

In der Luitpoldgruppe bemühen sich gebildete und geschmackvolle Künstler um einen Kompromiß zwischen den überkommenen Werten der Tradition und den Forderungen der modernen Kunst. Albert Lang in seiner „Veus“ ist es entschieden geglückt, gewisse formale Prinzipien, die er den alten Meistern abgelauscht hat, mit einem ganz modernen malerischen Empfinden zu vereinigen. Auch bei der ungebildeten Gruppe der Bauern findet man eine ganze Reihe von Künstlern, deren Bestrebungen auf äbliche Ziele gerichtet sind. Hans Karr, der kräftig

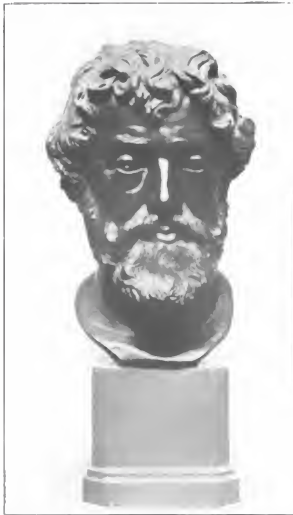


Bernard Östermann: Bildnis der Baronesse von Rappe.

auffretende Walter Geßken („Toilette der Venus“), Schuster-Woldan, Schaefer, Ernst Liebermann, Hans von Bartels, sie alle wissen mit einem ansprechenden, zuweilen sogar wadenden Inhalt eine originelle malerische Anschauung zu verbinden. Sie beweisen uns durch die Tat, daß es durchaus nicht notwendig ist, die Nüchternheit ins Korn zu werfen, sooft eine neue „Anschauung“, ein neuer „Ton“, eine neue „Technik“ entdeckt wird. Es ist auch in der Kunst wie im Leben: „ein Kerl, der Kaliber hat, bringt sich durch, auch wenn er gegen den Strom

schwimmen muß.“ Es ist zu hoffen, daß sich das kleine Häuflein waderer Bayern immer so tapfer hält. Dann wird es ihm an Erfolg und Anerkennung nicht fehlen.

Die Maler der Scholle treten nicht mehr so radikal wie früher auf. Früher war jedes Bild eine Selbstanzeige. Es mußte persönlich wirken und zeigen, wie es „gemacht“ war. Daher interessierte vor allem die Mache und dann erst das Bild. Auch das Gegenständliche war immer anders als bei allen andern. Seltsam erräunte Wären, Farbenmünder, panische Farbenfeste und eine russi-



Adolf von Hildebrand: Porträtbüste des Bildhauers
Josef Stohmann.

fale Art, die Natur zu interpretieren, waren in der „Scholle“ zu Hause. Allerdings galen sich die Maler schneller aus, als sie glaubten. Diese Kraftmeierei konnte nicht länger als ein paar Jahre dauern. Zudem konnte das Staffeleibild eine derartige Überbelastung von dekorativen Werten nicht ertragen. Die fruchtbarsten Talente wie Erler und Fug wandten sich der angewandten Kunst zu. Die auf der Theresienwiese stattfindende Ausstellung „München 1908“ hat diese Kräfte, wie es scheint, einwieiten voll in Anspruch genommen. Wir bekommen daher von Erler in der Ausstellung der „Scholle“ nichts zu sehen. Der Matador ist Leo Putz, dessen raffinierte Farbtechnik wohl kaum noch einer weiteren Zeichnung fähig ist. Als einer der tüchtigsten Vertreter einer echt mündnerisch-kondischen Malerei vom Tische des Leibes offenbart sich Walter Feinzer. Solange diese Darstellung auf so hohem Grade und Boden ist, besteht aus dem einen Ende nicht kommen zu werden. Und Löffler, wie

die Ausstellung beweist, durchaus nicht allein: Fritz Paer, Thor und noch viele andre gehen ähnliche Wege.

* * *

Noch ausschließlich herrscht dieses gesunde Prinzip des Malenkönnens in der Ausstellung der Sezession. Wäre diese freie Organisation von Künstlern nach mittelalterlicher Zunftordnung eingerichtet, so wäre ihr oberster Grundsatz: Handwerks Berechtigung. Vielleicht ist dieser Grundsatz zuweilen zu streng befolgt worden. Die Jungen sind zwar vor vielerlei Ausschreitungen bewahrt und behütet worden, sich oberflächlich bald dieser oder jener Manier anzuschließen. Ausgezeichnete Meister und Schulen: Bügel, Habermann, Herrich, Stück, Landeberger, haben in diesem Sinne gewirkt. Es ist erreicht, daß heute schon eine Generation nachwächst, die den alten Stamm erneuert. Der beste Beweis für die Gediegenheit und den Wert der Moderne! Aber trotzdem sei es gesagt, daß sich eine gewisse Enge in dem Prinzip der ausschließlichen Beschränkung auf die Natur und das Modell in einer oft allzu slavischen Naturnachahmung geltend macht, was dazu führt, die Dinge allzu einseitig unter dem Gesichtswinkel einer bestimmten malerisch-impressionistischen Anschauung zu betrachten. Vielleicht täte man doch gut, sich hier und da ein wenig den bekannten Schillerschen Satz ins Gedächtnis zu rufen: „Das Wirkliche nachahmend wiederbringen, heißt nicht die Natur darstellen.“ Es gibt eine Menge Maler, denen eine schaffende, schöpferische Phantasie verjagt blieb, und die sich daher bemühen, den Ecken des Wirklichen täuschend nachzuahmen. Man versucht Sonnenstiche zu malen und vermag doch nicht das Licht zu fassen, sondern kann höchstens ein paar helle Farbkügelchen auf die Leinwand legen, die nach ein paar Jahren verdunstet sind und den Beschauer um die ganze Illusion bringen. Die Malerei erweist sich nach der Schwere hin ziemlich behränkt, während sie in tieferen Tönen ungemein reiche und mannigfaltige Farben aufweist.

Am Hellstümel und Lichtmalerei dreht sich alles. Zwei Gruppen von Malern erscheinen darum in der Sezession in formstehender Abgrenzung — die Hell- und die Dunkel-

maler. Dazwischen ragen aber einzelne Erscheinungen wie Zügel auf, welche Vorteile von beiden Anschauungen ziehen und beide zu vereinigen wissen. Zügels künstlerische Klugheit läßt ihn darauf verzichten, ganz ins Helle zu gehen; er sucht und erreicht vielmehr seine stärksten Wirkungen durch das erprobte Ausdrucksmittel des künstlerischen Kontrastes von Hell und Dunkel. Sein in der heutigen Ausstellung angestelltes Bild ist geradezu ein Schulbeispiel. Eine weiße Kuh steht neben einer schwarzen, und beide stehen voll im Licht und werfen einen starken blondunklen Schatten — ein materischer Kontrast wird erzeugt, wie er ausdrucksvoller, schlagender nicht gedacht werden kann. In der Richtung Zügel liegen auch Arbeiten wie das tüchtige Bild von Paul Junghanns „Wintermorgen“, Adolf Thomanns „Reitende Bäuerin“, Theodor Eifers von uns wiedergegebene „Landschaft“, Josef Mühs „Blücherjhrant“ u. a. Ein anderer bekannter Tiermaler der Sezession, Charles Tooby, geht mehr vom Helldunkel aus und gibt seinen Bildern durch saure, volle Farbtöne einen kräftigen, kernigen Ausdruck. Noch dunklere Töne hat Leo Samberger auf seiner Palette, er arbeitet aus dem Dunkel ins Licht. Welch lebendige Wirkungen er als Porträtmaler erzielt, davon gibt das hier abgebildete Bildnis des Herrn Prof. Edelmann einen Begriff. Auch der Schwede Bernard Listermann stimmt seine Bildnisse gern auf tiefe, saure Farbtöne (Bildnis der Maronessa von Mapple). Lichtmaler wie Lehmann, Piepho, Bondy („Quai aux fleurs“) streben danach, der Natur in der Lichtfarbe der Farbe möglichst nahezu kommen. Lehmann erreicht eine überraschende Lichtwirkung durch die Darstellung einer großen Lufthand, die von Licht ganz durchtränkt erscheint. Er erzielt damit eine viel größere Wahrscheinlichkeit, als wenn er versucht hätte, Sonnenschein zu imitieren, wie dies Winteritz und Piepho tun. Winteritz macht dabei die alte Erfahrung, daß Sonnenlicht, auf nackte Körper ausgegossen, die Form oft übel geschnitten, verzerrt und entstellt. Bei einem landschaftlichen Motiv wie bei Bondys Bild wirkt dieser Effekt viel besser, weil es sich hier um viel gleichgültigere Dinge: Bäume, Häuser, Wasser, Straßenpflaster usw., handelt. Eine gewisse Beschränkung üben auf die allzu problema-



Paul Peterich: Medea. (Schwarzer Granit.)

tische Experimentierkunst der Lichtmalerei die Bedürfnisse des bildertiebigen Publikums. Allzu helle wie allzu dunkle Bilder wirken wie Löcher in den Wänden.

Angesichts des immer bedeutenderen Einflusses der angewandten Kunst auf die Malerei wäre die Frage aufzuwerfen, inwiefern auch die Tafelmalerei davon berührt werden könnte. Das Tafelbild, wie es sich heute auf den großen Ausstellungen breit macht, ist das Produkt einer tunfarnen Zeit. Es verliert mit jedem Tage mehr an Boden und Tafelberechtigung. Entweder werden im Tafelbild rein künstlerische, materische Probleme gelöst und es dient dem künstlerischen Experiment, oder es muß sich nach den Gesetzen des Tafelbildes richten und damit rechnen, daß es in eine bestimmte Umgebung eingefügt wird und eine gewisse dekorative Rolle zu spielen hat. Es muß sich daher modifizieren und sich immer ganzlich veränderter Umgebung anpassen. Früher, als man dümmere Stuben bevor-

zugte, waren auch Bilder in altmeisterlichen Galerietönen beliebt; jetzt, wo immer mehr Licht und Sonne in unsre Wohnungen einzieht, hellen sich auch die Bilder auf, werden immer farbiger, fröhlicher, bunter. Wir werden wahrscheinlich dazu gelangen, von der Malerei mehr Gebrauch zu machen, sie noch mehr zum Schmuck unsrer Umgebung heranzuziehen. Ist doch schon eine Malerin, Fräulein Hornmann, auf die glänzende Idee des transportablen Prestobildes gekommen. Die Proben, die man davon auf der Ausstellung „München 1908“ sehen kann, werden auch den feinsten Geschmack befriedigen.

Damit wären wir nun schon bei der Malerei als angewandter Kunst angelangt.

Die Plastik soll man in München nicht auf Ausstellungen, sondern im Zusammenhang mit dem ganzen Stadtbilde betrachten. Die Bildhauerei geht der Malerei voran. Sie hat sich heute bereits eine feste Stellung als raumfüllende Kunst erworben. Mehr als die Malerei in den Ausstellungen der Sezession und im Glaspalast weist uns die Malerei auf der Ausstellung „München 1908“ auf neue Entwicklungsmöglichkeiten hin. Immerhin — wer sähe nicht geru wieder ein Meisterwerk von Adolf von Hildebrand, wie es seine Porträtbüste des Münchner Bildhauers Josef Hofmann ist, und wer folgte nicht einem Jungen wie Paul Peterich, wenn er in schwarzem Granit eine düstere, schicksalschwere Medea bildet.

Keine so wie du —

Rondo

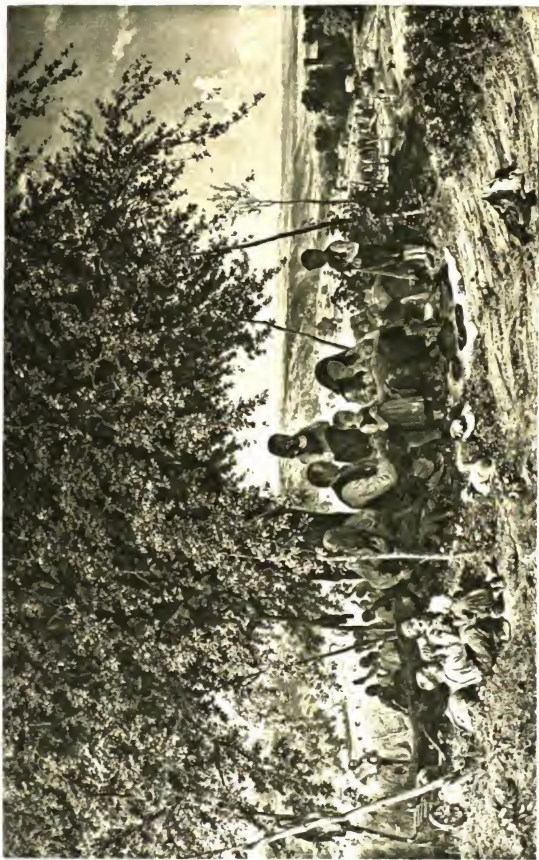
Auf des Lebens wirren Wegen
Sah ich schöner Frauen viel.
Aus Gesichtern, edel blassen,
Lodete lichter Augen Spiel.
Unter blonder, unter brauner,
Unter schwarzer Flechten Pracht
Hat dem Wandrer silberstimmig
Mancher rote Mund gelacht.
Aber keine weiß zu bliden,
Keine lacht so lieblich zu,
Keine wedt mit süßer Stimme
Sehnsucht so wie du.

Weiche Hände lagen manche
Bebend heiß in meiner Hand,
Wenn in anmutvollem Spiele
Sehnsucht sich zu Sehnsucht fand.
Oftmals lauscht' ich leichter Schritte
Eiſer lieblicher Mühs,
Und auf Lichtgestalten ruhte
Festgebant der trunkne Blick.
Keine Hand war weich wie deine,
Niemand schritt so lieblich zu,
Keine war so schlank, so lodkend,
Keine so wie du.

Fröhlich heher Wechselrede
Frent' ich oft mit Frauen mich,
Wenn mit leichtgeschürzten Scherzen
Liebe sich zu Liebe schlich.
Wenn wie Silberbälle flogen
Worte blitzend her und hin
Und im Spiel der Rätselworte
Lodete holdgeheimer Sinn.
Keine hat den Ball der Rede
Mir so leicht geschleudert zu;
Weiß zu plaudern, weiß zu scherzen
Keine so wie du.

Schöne Herrin meiner Tage,
Der Gewalt ward über mich,
Holt' ich Worte dir vom Himmel,
Ach, auch sie nicht rührten dich.
Dornenkranz und Schellenhappe
Sind am Ende doch mein Lohn,
Wenn ein anderer, ein Beglüdter,
Trägt den Siegespreis davon.
Und doch! Keine weiß zu bliden,
Keine lacht so lieblich zu,
Keine wedt mit süßer Stimme
Sehnsucht mir wie du.

Albert Geiger



Theodor Schütz: Mittagsruhe bei der Ernte.



Bodo Wildberg. (Nach einer Aufnahme von Schiffer
u. Genscheidt in Dresden-A.)

Neben der Welt

Erzählung von Bodo Wildberg

I

Die alte Barbara war tot und begraben. Girschik, der Ex-bursche und Kammerdiener, war mit zum Kasiller gegangen, um sichern Beweis zu bringen, daß die Barbara wirklich getötet, rasch und schmerzlos getötet worden sei, nicht etwa heimlich ins Elend verkauft, wie das der Kasiller zuweilen zu tun pflegte. Barbara war das alte Schlachtroß des Barons Hans von Emmen auf Libniz. Barbaras Kopf war am Rande der großen Wiese unter einem starken Basaltblock befestigt worden, und fünf junge Weiden waren darum gepflanzt.

Dem Freiherrn von Emmen ging der Tod des Pferdes nahe genug. Aber die Wärbel war schon lange krank gewesen, ihrem Leiden mußte ein Ende bereitet werden. Mit ihr war das letzte Steinglied zerbrochen, das

den Libnitzer mit seiner glänzenden und kurzen Soldatenzeit verbunden hatte.

Es war spät am Abend, die Damen waren alle schon zu Bett. Auch die Baronin schlief. Emmen aber hatte heute keine Ruhe im Leib. Es trieb ihn hinaus nach der großen Wiese hin. Er setzte seinen alten Schlapphut auf, der mit Federn der Mandeltürke geziert war. Unter ihm sah er aus wie der Göttervater der Deutschen. Seine Sechzig trug er leicht. Sechs Schuh maß er im Wehen; sein Bart, der unten in eine lange Spitze auslief, war weiß wie Pergämeer. Seine Augen hatten das blaue Feuer der Jugend. So schritt er in die Mitternacht hinaus. Im kleinen Park liefen schon die Wacht Hunde umher, die jeden Abend losgelassen wurden, drei Tage aber im Stotter schlafen mußten. Einer kam heran, rief seinen haßlichen Wolfsrücken an den Zirkeln des Herrn. Mirlo, der Wächter, eine

herbei, um dem gnädigen Herrn die Hand zu küssen. Mirko war ein Kutheue; Emmen hatte ihn als Knaben aus einer brennenden Hütte gerissen, ihn mit nach Wöbmen genommen und später in seinen Dienst gestellt.

„Alles in Ordnung, Mirko?“

„Alles, Herr und Wohlthäter ...“

„Du hältst was zurück.“

„Mein Herr und Wohlthäter hört es nicht gern.“

„Macht nichts, Mirko. Immer die Wahrheit sprechen!“

„Ich hab' ihn wieder gesehen — unter den Linden im Hof bei der alten Steinbank.“

„Unsinn! Ihr Nachtwächter habt gereizte Augen, ihr seht leicht, was nicht ist.“

„Ich habe ihn schon öfters gesehen und immer an derselben Stelle.“

„So pack' ihn einmal am Kragen, da wird er dir schon Rede stehen.“

„Wenn ich drei Schritt von ihm entfernt bin, da ist er auf einmal fort — wie in die Luft geflossen — der Mann im Mantel.“

Emmen schwieg in leichtem Unmut.

„Und wenn's nur das wär,“ wagte Mirko hinzuzufügen. „Aber die Mari erzählt, daß sich im alten Flügel die grüne Gräfin wieder gezeigt hat.“

Nun wurde der Baron erütlich böse. „Ihr verdammten abergläubischen Leute! Die Libniger sind schon an und für sich voll von Weiserfcherei, und ihr Kofaken macht die Menschen noch furchtjamer, als sie schon sind.“

Mirko öffnete das weißgestrichene Holzgitter, das aus den langen dunklen Nichtenbeden gleißte, die hier die Grenze des Parks bestimmten.

„Kannst offen lassen, Mirko, ich komm' gleich wieder.“

Hans von Emmen ging unter dem Gewölbe mächtiger Eibäume auf die große Wiese zu. Rechts lag der Schlossgarten als eine finstere Masse, aus der ein paar Tannenspitzen stiegen. Der Eibaum, den der Baron zum Gedächtnis seiner Reisen angepflanzt, verbreitete einen fremdartigen knoblauchigen Duft. Die Südfront des einstöckigen Herrnhanses lag in ungewissem Schimmer. Aber das richtige Ziegeldach streckten sich die Pappeln und Linden des Gutsbofs. Mirkos Hunde schlugen ein-, zweimal an, aber Emmen beachtete es nicht. Er näherte sich dem grauen Steinblock des Herdgraves.

Plötzlich war's ihm, als vernähme er ein eigentümliches, überraschendes und doch so wohlbelanntes Geräusch. Es war wie der Hall einer leisen dumpfen Erdschütterung, rhythmisch belebt, in ein regelmäßig auf und ab tönendes, allmählich anschwellendes Donnern sich steigend. So klingt der Boden wieder, wenn ein Reitertrupp sich auf ihn bewegt.

Und so unbegreiflich es auch scheinen mochte — dort unten auf der Landstraße, am Südrande der großen Wiese, da kam es daher wie ein dichter Zug von Reitern. Es lagen dort ausgetrocknete Teiche, aus deren noch immer sumpfsaltigem Grund sich nächstens feine Nebelschleier zu entwickeln pflegten. Dieser Nebel machte den heranahenden Reitertrupp noch immer undeutlich. Doch waren's Manen — daran war kein Zweifel möglich. Die schwarzgelben Hähuchen ihrer Lanzen ragten aus dem Nebel hervor, flatterten ziellich in der Sommernachtluft. Es waren Manen. Aber wie? was? Das waren ja keine Lanzenreiter von heute! Das waren Manen aus vergangener Zeit: Civalartulanen — das Regiment, in dem er vor etlichen dreißig Jahren gedient hatte. Schärfer hoben sie sich jetzt aus dem Gewebe des Nebels. Ihre langen weißglänzenden Mäntel vertieften ihnen etwas Feierliches, etwas Apokalyptisches, Jenseitiges. Einige von den Reizieren ritten in blanker Uniform, in jener prächtigen dunkelgrünen mit den roten Aufschlägen und der malarischen Goldverzierung. Emmen fühlte sich durch den Anblick dieser Gräurde seltsam berührt; noch stärker aber pochte das Herz des alten Soldaten, als einige der schraubartigen czaplarragenden Köpfe sich ihm zuwandten, als er wohlbelannte Gesichter alter Kameraden zu erkennen wähnte.

„Balmont! Du Teufelskerl, lebst du denn noch!? Dein langer Samurrebart ist nur schwach angegraut; wie weiß ist dagegen der meine! Und du, Mainau, sinniger Geißel, du wilder Parokels des wilden Achilles Balmont! Und du blonder junger Mensch, so bist du nicht in jenem Zumpfe versunken, wie die Leute immer behauptet haben? Kameraden, mein Haus, mein Herd steht euch offen! Das heißt: es ist ja nicht mein Haus, es ist ja nicht mein Herd. Ich bin ja nur Tante Nias Verwalter, solange sie lebt. Aber ich werd' euch schon unterbringen. Die Manen werden bei den Bauern einquartiert ...“

Lautlos trabte die Reiterſchar über die große Wieſe dahin.

Es war doch ſonderbar, daß die Kame- raden ſo gar nicht ſagten. Balmont lächelte ſarkaſtiſch, Mainau ſah traurigen Blicks ins Leere, der junge Wonde ritt wie in Träumen daher. Und noch etwas andres mußte den Baron wunderbar erregen: die dunklen Tücher und Fappeln des nahen Meierhofes Tobſchib, die ferne Waldkante jenseits des Fluſſes. Emmen ſah ſie — ja, er konnte ſich nicht täuſchen, er ſah ſie deutlich durch die Reiter hindurch.

Ein grünlicher Glühwurm ſpielte in der Nachtluſt; einer der Mlanen ritt gerade zwiſchen dem ſunkelnden Sternchen und Emmens Auge, und — es war ja kaum zu glauben — die Johannisfliege glühte fort, durch die Geſtalt des Weißmantels glim- merte ſie, wie eine Lampe durch einen Vorhang ſcheint. Emmen fühlte, wie ein eiſiger Schauer an ihm herabrannte.

Und jetzt wurden die Reiter zu ſiehenden, ſüchtigen Schatten. Die zitternde Stille der Sommernacht ſchien ſie allmählich aufzufaugen. Noch zog es wie ein aſchgrauer Haufe die Lehne des Tobſchitzer Waſaltberges entlang, deſſen lähne Kegelform ſcharf in den Sternenhimmel einſchnitt. Dann, nicht weit vom Steinbruch, war's nur noch ein Nebelwölkchen. Und zuletzt ein Nichts.

* * *

● Lilla von Emmen an eine Freundin ●

Ich komme von einer jener reizenden Fahrten zurück, die ich mit Mama ſo gern ins Gebirge oder in die Ebene hinans unternehme. Diesmal ging es zur ſogenannten Heide, einem buſchigen Abhang, von dem aus die kahlen blauen Weißberge in beſonders anmutiger Gruppierung ſichtbar ſind.

Mama iſt Malerin, Künſtlerin mit Leib und Seele. Das wird ihr ſo ſehr verdacht: von der Tante Kornelia, meiner hôte noire, von der geſtrengen Großtante Ulla drüben in Uſſan, ja eigentlich auch ein wenig von der guten Tante Na, die, wie Du weißt, die rechtmäßige Beſitzerin von Vibnitz iſt; Papa iſt nur Verwalter des Gutes, obwohl die ganze Gegend in ihm den Herrn erblickt. Und er iſt ein geborener Herr, mein herrlicher Vater! Doch wollt' ich Dir ja von unſerm letzten Ausfluge erzählen.

Wir ließen den Wagen auf der Berg- ſtraße; Anna trug uns das Malgerät nach, und dann begann Mamas Tagewerk.

Meine entzündete Mutter wird von Fremden immer für meine Schweſter gehalten. Vielleicht nicht einmal für die ältere Schweſter! Sie iſt eine Elſe an Zierlichkeit und Grazie. Sie hat blondes Haar, ein feines Geſicht, deſſen beſondereſen Scharm noch kein Maler wiederzugeben vermocht hat, hellblaue Augen. Sie iſt die Blüte moderner Eleganz. Ihre Toiletten läßt ſie ſich aus Paris kommen. Auch darüber entſetzen ſich Großtante Ulla und Tante Kornelia. Großtante Ulla, denk Dir nur, trägt noch eine Krinol- line. Großtante Na tut deſsgleichen. Tante Kornelia, die Schweſter meiner Mutter, hält ihre Angeſtalt in eine Art Talar von brauner Farbe. Doch von dieſer böſen Fee unſers Hauſes ein andermal; ich will mir heut' die Laune nicht verderben. Nur drei Worte über Tante Kornelia: ſie hegt ſeit zwanzig Jahren eine unglückliche Neigung für Papa! Das iſt noch das Beſte an ihr; freilich, wer ſollte Papa nicht verehren? Sie haßt mich wie Schmerz und Tod. Und endlich iſt ſie Spiritiſtinn.

Den Anblick jener im zarteften Märchen- ſerndnuſt ſiehenden Weißberge ſuchte Mama auf ihrer Leinwand feſtzuhalten. Es war noch früh am Vormittag. Zwiſchen einem Felsklopp, von dem große Trümmer an den Fuß trotziger Eichen herabgerollt waren, und dem höheren Gebirg mit ſeinem Fichten- mantel zogen jene vertorenen Meſel dahin. Du merkſt wohl, daß ich allmählich mit Mamas Augen ſehen lerne. Sonſt bin ich juſt keine Sentimentale, war vor kurzem noch ein Mädelsbub, der in den Wäldern tollte und ſprang. Aber wer kann an Mamas Seite wild bleiben?

Sie hat mich gelehrt, daß unſre Gegend von einer unſagbaren Stimmungſprache be- ſeelt iſt. Sie wies mir die Schönheit der ſpielenden Falter, den geheimnisvollen Reiz der nidenden Neſſentſie. Ich lag im Grate und ſchaute einem braunen Schmetterling nach, der über mir in wohnſinnigem Zickzack ſeine Tanzflüge machte, um endlich im Him- mel zu verſchwinden. Da legte Mama den Fingel hin und ſagte: „Schau, Lilla, wenn ich jetzt das, was unbewußt in dir lebt, be- wußt in dieſe Landſchaft, in dieſe eigentüm- lich verſchleierte blauen Verageſtalt hin-

einmalen könnte! Das wäre ein prächtiges Bild: Frühjungsland! — Und doch," sprach meine schöne Mutter wie im Sinnen weiter, „wär' das noch kein vollkommenes Bild. Um jene weltentrückten toten Kulkane, um die Planen jener kahlen Basaltpyramiden müßte in Höhenrauch und Duft eine Ahnung der Sehnstucht wehen, die der Mensch empfindet, wenn er zu altern beginnt. Das Land der Jugend, gesehen mit den Augen der müden Reise ... das wär' ein Werk, Ulla! Ach, was ich empfinde, bleibt in mir, das Gemalte ist nur ein Bild, eine Landschaft, die sich nicht über den Durchschnitt erhebt, wie die Kritiker etwa sagen würden. Darum stell' ich auch kein Gemälde aus, obwohl dein Vater das oft gewünscht hat. Die Tanten freilich und meine Schwester — denen ist meine Malerei bloßes Getändel, ein Wort an der Zeit. Ich sollte wohl in den Kusthällen nachsehen, ob die Milch auch rein abgefüllt wird. Aber das Malen, Kind, ist mir als Ausdruck meines innersten Wesens eine Lebensnotwendigkeit. Und weil ich nur eine kleine Künstlerin sein kann, darum fühl' ich den Drang nach Betätigung vielleicht nur noch lebhafter.“

Seit langem hat mir Mama nicht so ohne alle Zurückhaltung ihr Herz ausgeschüttet. Wir sind einander ja eigentlich nicht die allernächsten. Ich liebe meinen Vater mehr. Und die beiden haben wieder zusammen eine Welt für sich, in die auch ihre Tochter nicht eindringen kann, will oder darf.

Ich bemerkte, daß ihr seidener Unterrock von Dornen zerrissen war, daß ihre zierlichen Stiefelchen vom Tau der Heide benetzt wurden. „Mama," sagte ich, „für die Heide und den Wald, für jene Ludauer Berge brauchtest du doch nicht so überpeinlich Toilette zu machen.“

„Mein Kind, vergegenwärtige dir die Großtanten in ihren Krinolinen und meine Schwester Kornelia in ihrem Talar! Wer einmal anfängt, sich nur im geringsten zu vernachlässigen, der ist fertig, fertig. Es wäre mir ein schrecklicher Gedanke, daß du, solltest du nach unsemr Tode noch unverheiratet auf Livnits leben, jemals solcher Vogelscheuche gleichen könntest. Wäge dein Äußeres, mache dich so schön, als du kannst, das ist nicht gottlose Eitelkeit, das ist eine Pflicht gegen Gott und deine Mitmenschen.“

„Weißt du noch, Mama, wie Großtante Ulla mir das Haar in Zöpfchen auf den

Hinterkopf gezwungen hat? wie ich heulte und jammerte, und wie Juliette nicht mit mir ausgehen wollte, solange ich diese Frisur trüge? wie dann Papa trotz seiner Engelsmilde ernsthaft aufbegehrt, und wie böse Tante Ulla auf uns alle war? Drei Wochen kam sie nicht von Ludau herüber.“

„Und jetzt wird es ebenso sein, weil du das grüne Kleid nicht angezogen hast, das dir Tante Ulla zum Geburtstag schenkte.“

„Der pappergrüne Stoff! Mamalein, dann würde ich ja der grünen Gräfin gleichen, die hier im Schloß ...“

Mama wurde plötzlich wieder sehr ernst. „Kind, rede nicht von diesen Dingen. Keines von uns beiden hat sie je gesehen, diese Frau in Grün. Der Mirko und die Mari bilden sich allerhand ein, und ihr Geschwafel gilt mir nichts. Aber dein Vater, Kind! ein Soldat, ein Held, ein Gelehrter, und doch ... er schüttelt zu diesen Dingen nicht immer den Kopf! Heute früh war er in einer so nachdenklichen Stimmung. Er hat von seinen toten Kameraden geträumt. Das Ende seiner alten Värbel ist ihm nahegegangen. — Weißt du," fuhr Mama nach einer Pause fort, „was mir der Kern alles Gespensterglaubens scheint? Die Schuld früherer Geschlechter. Ihr Verlangen, uns mit ihrer Schuld, ihrer Dumpsheit zu beladen, uns wegzuschleichen vom Licht, von Klarheit, Gesundheit, Vernünftigkeit! In der Tat, trügst du das grüne Gewand in Tante Ullas Machart, du frisches Kind würdest selbst so was wie ein Schemen.“

Damit Du, meine Freundin, nicht etwa aus Angst vor der grünen Gräfin die schöne löbliche Absicht aufgibst, uns in Livnits zu besuchen, so muß ich hier zu Deiner Verabstimmung einsprechen, daß jene Dame nur im alten Trakt des Herrenhauses umgehen soll. In diesem Flügel wohnt die Tante Kornelia, die öfters in der Nacht Schrine auf dem Hausgang vernommen haben will. Aber gesehen hat sie nie etwas. Das Erscheinen der grünen Ahnfrau deutet natürlich immer auf ein Familienunglück hin. Die Gräfin hat die Liebenswürdigkeit, sich nicht an einen bestimmten Ort zu binden, sondern unser Geschlecht getreulich von Land zu Land, von Schloß zu Schloß zu begleiten. Sie erwidert zuerst auf unrer Stammburg am Urneisee. Dann folgte sie uns ins Reich und zuletzt nach Böhmen. Sie zeigt sich auch drüben in Ludau, dem wundervollen Besitz Großtante

Ullaß, gegen den gehalten unser Libniß nur ein Meierhof ist. Dort hat sie auch ein Lieblingsplätzchen; es ist der finstre Korridor im zweiten Stock, links vom großen Stiegenhaus. Dort will Onkel Wenzel, Papas Bruder, ihr einmal begegnet sein. Aber Onkel Wenzel trinkt manchmal mehr, als sein müder Lebemannsmagen vertragen kann.

„Wem es wohl gelten mag?“ sprach Mama leise vor sich hin.

„Mama! Du nimmst die grüne Gräfin doch nicht etwa wirklich ernst?“

„Etwas wird geschehen, verlaß dich darauf, Mädcl. Ja, wenn ich jetzt in Berlin wäre bei unsern preußischen Verwandten und die Hofseite mitmächte, dann würde mich die Volschaft kalt lassen. Aber hier draußen in unserm Landezil, noch dazu abhängig von allerhand Tanten und ihren Wünschen, da unterliegt man dem Einfluß seiner Umgebung; die weiche österrcichische Luft, die geschmeibig und dienstfertig macht, läßt mich im Widerstande erlahmen. O Gott!“

Und meine süße Mutter brach plötzlich in Tränen aus.

„Mama, weine nicht! vielleicht ... wenn es einer von den Tanten gälte — ich wünschte ihnen alles Gute, aber Großtante Isa, die stark vor sich hin träumt, seit Onkel Haidenfeld am Tobstchijer Berge verunglückte ... Großtante Ulla, die bald hundert Jahre alt wird ...“

„Ach, Lilla, es ist so böse von uns, nur daran zu denken — und doch! welche Erlösung wär's! welche Erlösung! Man wagt's kaum auszubedenken! Du weißt, daß Tante Ulla dem Papa tausendmal versprochen hat, ihn, den älteren und tüchtigeren ihrer zwei Neffen, zum Erben von Luckau zu machen! O, wenn sie's nur tut! wenn sie's nur tut! Daß Tante Isa ihm Libniß hinterläßt, daran ist nicht zu zweifeln. Nun male dir das aus, Lilla: Dein Vater als Herr von Luckau und Libniß! Mit einem Schläge wär' er nicht mehr der bescheidene Landedelmann, der auf der Scholle verkümmernde Pensionist; er wäre ein Grandseigneur, einer von den großen Kavaliereu Böhmens und dürfte in der Politik eine Rolle spielen. Zwar ist ihm die Öffentlichkeit mit ihrem wüsten Treiben tödlich verhaßt, denn seine Seele ist rein und ohne Falch ... aber, Kind! das würde er sich nicht nehmen lassen, als einer der einflußreichsten deutschen Großgrundbesitzer den

tschechisch gesinnten Magnaten entgegenzutreten. Er, den die Bevölkerung dieses Gaus allgemein verehrt, er würde ihr ein berufener Führer im nationalen Kampfe! Und alle seine glänzenden Fähigkeiten, die er bis an die Schwelle des Greisenalters gleichsam heimlich mit sich herumtragen mußte: seine reichen Geschichtskenntnisse, die auf ungedruckten Blättern in seinem Schreibtische verstauben, seine glänzende schriftstellerische Begabung — alles das wäre mit einem Male der Welt offenbar!“

Es war schwül geworden, die Bremsen belästigten uns, die blutroten Sylphen hingen schwer an den Wäutern der Kromwice. Wir fuhrn heim nach Libniß.

Als wir in den Hof einlenkten, wartete der gute Vater schon unter den Kastanien; er trug seine türkisblaue Morgenmütze, die so prächtig zu seinem weißen Modansbart steht. Zugleich kam leider Tante Kornelia in einem grauen Talar aus dem alten Schloßflügel. Sie war, wie gewöhnlich, dem Papa auf seinen Wirtschaftsgängen nachgelaufen. Er ist viel zu ritterlich, um sie abshütteln zu wollen. Als der Vater die eisenharte Mama aus dem Wagen hob und ans Herz drückte, verzerrte sich Kornelias bräunliches unschönes Gesicht, und sie knurrte etwas wie: So alte Leute! als hätten sie sich zehn Jahre nicht gesehen!

Ich möchte Dir unsre Diners beschreiben; aber wieder fürcht' ich, Du könntest mir eine Abgabe schicken, wenn Du vernimmst, daß drei Haushaltungen in unserm Libniß heimisch sind und drei Parteien sich alle Tage im Speisejimmner um die runde Eichentafel versammeln.

Tante Isa hat ihre Leute, Equipage und so weiter; meine Eltern haben natürlich auch ihre Dienerschaft und ihren Wagen; Tante Kornelia, die Papa eigentlich nur aus Mitleid bei sich duldet, hat ihre Kammerjungfer und ihren Schoßhund Scipio, einen Affenpinscher von sagenhafter Häßlichkeit und Tüde, der mit Lord North, unserm schottischen Windspiel, mit Papas Vorsteherhund Kattwaldo und mit Großtante Isas Möpschen in beständigem Kampfe liegt.

Bei Tisch nun ist die Partei Kornelia-Scipio bestrebt, sich besonders unangenehm zu zeigen. Großtante Isa bleibt apathisch, aber ihr Möps Tibi läßt sich Scipios Angriffe ebensowenig gefallen wie Lord North und Kattwaldo.

Zwischen Papas treuem Girschil, der würdevoll die Speisen aufträgt, und Tante Kornelia besteht eine alte, niemals erlöschende Feindschaft. Wenn nun die Herren Hunde aufeinander losfahren, ist's ein Genuß, den braven Girschil ins Auge zu fassen. Seine obere Hälfte schwebt dann mit nachsichtigem Kammerdienerlächeln über dem Loben der Bestien, während sein unterer Mensch dem bösen Scipio unversehens ein paar saftige Tritte gibt.

Tante Kornelia hat's bemerkt, einen Blick verächtlichen Hasses gönnt sie dem ruhig stehenden Girschil, rafft den tiefbeleidigt kläffenden Scipio empor in den Schutz ihres Schoßes und spricht zu diesem: „Armer Liebling, wir beide sind hier nicht gern gesehen!“

Vielleicht unterhalten Dich derselben Szenen; sie dürften Dir was Neues sein. Und wir werden Dich schon für die Gesellschaft Tante Kornelias durch doppelte Liebenswürdigkeit entschädigen.

Außerdem, um einmal ganz offenherzig zu sein: ein freundes, frisches Element wäre der gesamten Tafelrunde hoch willkommen. Du siehst, was für Egoisten wir sind.

Grüße auch deinem Bruder, von dem Du mir so viel Nettos erzählt hast. Vielleicht ermöglichen es seine Studien, daß er Dich abholt. Es umarmt Dich Deine treue Freundin Villa.

* * *

Aus dem Tagebuch des Fräuleins Kornelia
von Roeren

Zehn Uhr. Der letzte von den zehn dumpfen Hornstößen, mit denen Mirko seinen nächtlichen Waghgang zu eröffnen pflegt, ist an der Ecke des Stallgebäudes verklungen. Die erste Stunde werden wie üblich elf, die Winternacht zwölf von diesen furchtbaren Possamentenklängen verklingen, und dann erst kann ich zur Ruhe gehen, gewärtig, nur noch um eins, um zwei, um drei durch einen marterschütternden, aber der Stunde gemäß weniger lang ausgedehnten Grun; aus dem ersten Schlummer geschreckt zu werden.

Villa liebt diese Töne. Sagt, sie drehe sich wohlighin im Bett herum, wenn das beruhigende Horn des Rathenens in ihren Schlaf dröhne. Ich hasse meine Nichte Villa.

Schon als Kind hat sie mich tausendfach geärgert und gequält. Als sie noch hier

nebenan im alten Schloßflügel mit ihrer Gouvernante wohnte, hatt' ich den ganzen Tag keine Ruhe. Später erfuhr sie, daß ich mich für den Spiritismus interessiere. Da hat sie einmal auf dem Boden über mir mit Ketten gefesselt, daß mir vor Angst die Sinne vergingen. Denn ich bin eine kranke Frau, und meine Nerven sind härter als meine Vernunft. Und wahrlich, in diesem Schloß gibt es Dinge, die ... Doch heute, mein Tagebuch, nichts von dem Geheimnisvollen, das uns umreißt! Nur die Wollust gönne mir, hinzuschreiben: Ich hasse Villa!

Hast' ich auch Linda, meine Schwester? Nein. Aber ich kann sie nicht lieben. Sie, die Überglückliche, die seit zwanzig Jahren ihm gehört! O Haus, wir werden alt unter diesem Tache, das allein deine ritterliche Güte mir gewährt! (Denn wie oft haben Villa und Linda dich bestürmt, mich mit einer kleinen Pension an die Luft zu setzen, und Tante Nia siele dir nicht in den Arm, wenn du es tätest.) Wie werden alt, Hans, aber ich liebe dich, diesen Blättern darf ich's anvertrauen, und ich würde dich lieben, du herrlicher Mensch, wenn wir einst als die Letzten dort im weißen Speisezimmer saßen, Winter und Tod über uns ...

Warum hast du nicht mich gewählet, Hans, damals in Kobrau? Ich war hübsch, ich hatte ein feines Gesicht, zigeunerhaft dunkel. Aber du nahmst die blonde, süße, artige Linda. Sie mag dir ein gutes Weib sein, Hans! Aber, Hans, sie treibt dich nicht. Ich hätte dich getrieben, ich hätte intrigiert, ich wäre erblichleichen gegangon für dich. Du hättest deine schönen Gaben der Menschheit nicht entziehen dürfen, wenn ich deine Frau geworden wäre. Daß man so etwas ruhig hinschreiben kann! Ich — deine Frau. O Hans, Hans! Es durchdringt meinen kranken Leib wie mit Krämpfen — oh, alles, was nicht war, was nicht werden sollte!

Hans, hättest du doch die zigeunerhafte Kornelia gewählet. Aber der Name schreckte dich ... Name ist nicht immer Schall und Rauch. Meiner Klang hart und römisch an dein phantasierendes Lhr; dagegen Linda ... wie blond und blau und freundlich und heiter!

Vielleicht gingen dann deine stillen tawfern Schritte nicht neben der Welt. Zwar bin ich immer ein armes Fräulein geblieben, während Linda, die Herzenskönigin, von vor-

nehmen Anverwandten zu Glanz und Freuden erzogen war und hier an deiner Seite noch immer nach schalen Vergnügungen der großen Welt verlangt. Aber ich habe ein starkes Innere; trotz Krankheit und Schmerzen ist meine Seele stärker als Lindas Seele. Ich hätte dich getrieben, ich hätte nicht geruht, ehe du nicht den Platz eingenommen, der dir gebührt.

Wie seltsam, Schwager Hans, daß dein Kind mich haßen mußte. Lilla hat von dir Ehrlichkeit und Mut, aber sie hat nicht deine tiefe Güte. Sie konnte ruhig zusehen, als einer ihrer abscheulichen Hunde irgendein armes Bewirtn langlam zernagte und zerbiß. Sie hat zuwenig Weiblichkeit. Ein Knabe! Ich haße Lilla. Wubens habe ich immer besonders gehaßt.

Es ist ganz still geworden auf dem Hofe, das Brunnenrohr sprudelt unter den schwarzen Nostalstanen. Das ist ein gar trauriger Ton. In der Bibliothek, die Hans so reichlich und gewissenhaft mit alten und neueren Dichtern bevölkert hat, fand ich neulich ein schmales Heft von einem mir noch unbekanntem Poeten. Die Schlusszeilen eines seiner Gedichte rührt dieser Brunnen wieder auf:

Den Brunnen laß' ich rauschen,
will schlafen und nimmer lauschen.
Was hilft das Sagen und Klagen?
Wir müssen es tragen, tragen.



Westlich von Sibis liegt inmitten eines fürstlichen Landbesitzes das herrschaftliche Schloß Ludau. Es ist ein düstrier Bau im sogenannten nordmischen Stil; seine hohen, etwas feinvortig geschweiften Mauerdächer steigen rostbraun, von vier Grünkupferkuppeln umgeben, aus der Laubmulde des Lantauer Tales.

Eine Rosengartenanlage, umfaßt von Blumenbeeten im Rokokoeschmaak, senkt sich zu einem schwermütigen Teiche herab. Zwei gewaltige Platanen stehen zu beiden Seiten des Nondells. Auf dem Hügel jenseits des Teiches ist ein Akazienhain, der jetzt, im Monat Juni, die ganze Gegend mit seinem Duft zu bezaubern sich ansieht. Weiträumige englische Parkgründe schließen sich an diesen Garten und lassen zwischen Eichenwipfeln und Buchenkronen hier und da eine ferne Trümmerburg ahnen, die blau wie Lapislazuli auf einem

ebenso blauen, glodenförmigen Felsen in die zitternde Sommerglut hinaufwächst.

Ulla von Emmen, die Vaterschwester des Barons Hans, war ein adliges Fräulein von etwa neunzig Jahren. Sie ging einher in ihren Gärten wie die Vergangenheit, wie die Sage. Als Kind war sie von Jean Paul auf die Stirn geküßt worden, da sie im Garten des japanischen Palais zu Dresden mit ihren Cousinen spielte. Dem Mädchen hatte Grillparzer in einem Gedicht gehuldigt, von der Dreißigeren hatte ein Fürst den Lauspaß bekommen. So erzählte man sich.

Die Vielumworbene hatte von den Männern überhaupt nichts wissen wollen. Und um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hatte sie plötzlich allem entagt, was eitel und betrügerisch ist. Ulla befahl, daß die Zeit stehenbleiben solle. Und die Zeit stand still. Denn Ulla von Emmen war's gewöhnt, daß man ihr gehorche.

Und die Zeit stand still. Man war gerade bei der Krinolinenmode angekommen. Ulla trug Kleider bis an die Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts. Ulla aber verlangte auch von ihren Leuten, daß sie die weitere Entwicklung der europäischen Mode nicht beachteten. Und die Leute taten nach ihrem Befehl.

So konnte man denn jetzt das Schauspiel genießen, daß die ehrwürdige Greisin mit den weißen Schmachtkloden sich in einem Gewande bewegte, das in der Frühzeit des zweiten französischen Kaiserreichs modern gewesen war; daß ihr eine Kammerjungfer folgte, nur um weniges jünger als ihre Herrin und ebenso wunderbar gekleidet; daß dieser Kammerjungfer, weil sie schon schwach und gebrechlich war, zur Umerüstung wiederum ein Jöcher mittleren Alters beigegeben wurde, das nur höchst widerwillig die vorgeschriebenen Stahlstreifen trug, denn sie fand sich hübsch und hatte noch nicht allen Hoffnungen auf irdische Seligkeit Valer gesagt.

Wenn ein Mitglied des Gesindes vor Alterschwäche dienstantauglich wurde, wies ihm die Gutsbesitzerin ein bestimmtes Zimmer an. Es war ein gemüthlicher Wohnraum zu ebener Erde, aber im Volksmunde hieß es nur das Sterbegermach. Denn eine Reihe alter Dienboten hatte dort ihr seliges Ende erreicht. Einmal hatte Ulla eine siebzehnjährige Nöthin, die um keinen Preis dies Zimmer beziehen wollte, weil schon so viele Menschen darin

gestorben seien. Sie ging lieber zu ihren Verwandten in die Stadt und war natürlich infolge der veränderten Kost viel früher tot, als wenn sie das herrschaftliche Ausstandsstübchen zu Luckau bezogen hätte.

Ulla war eine kühle und eiserne Natur, sie regierte mit gütiger, doch rücksichtsloser Hand. Sie nahm die Verehrung, die ihr seit jeher gezollt worden war, als etwas Selbstverständliches entgegen. Die Familie ihres Neffen Hans war ihr ans Herz gewachsen, aber sie wünschte sie zu modeln nach ihrem eignen Sinne. Die künstlerischen Bestrebungen Lindas von Emmen erschienen ihr unstandesgemäß, die Eleganz der Parouin galt ihr als sündhaft und lächerlich; was Lilla anbetraf, die durch ihre feingemeißelten Züge und ihr energisches Wesen nicht wenig an die Großtante gemahnte, so sollte sie dieser völlig untertan und ergeben sein; Ulla hätte gern in diesem Mädchen sich selbst nochmals erschaffen.

So recht verstand sie sich eigentlich nur mit ihrer jüngeren Schwester, der Gräfin Na Haibensfeld. Diese einst schöne, leuchtende, heitere und junonische Frau war nach dem pöblichen Tode ihres Gatten in lichtlos brütende Schwermut gesunken.

Am Dohlschitzer Berge war eine Erdlawine wiedergegangen, gerade als der Besizer die Kirchnepflanzungen besichtigte. Man zog ihn sterbend unter Massen rötlicher Tonerde hervor, die hier dem Vajalte angelagert ist.

Na klammerte sich nun mit allem, was in ihr noch lebte, an die starke Persönlichkeit der Schwester an. Alle die ertümlichen Einrichtungen, die im Luckauer Schlosse bestanden, suchte sie nach ihren schwachen Kräften auf das Libuitzer Herrenhaus zu übertragen. Sie liebte ihren Neffen mit stiller mütterlicher Treue, war gütig gegen ihre Nichten, im allgemeinen aber stumpf und gleichgültig. Auch sie trug gleich Ulla die Gewänder einer längstvergeffenen Zeit. Ja, Ulla war ein herber, einfacher, starker Geist. Wieviele Jahrzehnte hatte sie schon auf dem großen Schlosse gelebt, das ihr von ihrem Stiefvater, einem Grafen Weltranz, vererbt worden war. Zwar sah sie Wüste bei sich, war ihnen eine aufmerksame und liebevolle Wirtin. Aber den größten Teil des Jahres war sie doch einsam. Wie fürchterlich, so mühten wir Schwachmüthigen von heute wohl denken, müssen ihre Winterabende gewesen

sein. Aber sie lebte das Leben jener Klaren, Gesunden und Tatsächlichen, die nunmehr so ziemlich ausgestorben sind. Die Stille der Nacht ums Schloß herum hatte keine Schrecknisse für sie. Ruhig schritt sie mit einer Kezge, wenn ihr mal so die Lust dazu kam, durch die langen Gänge, durch die schweigenden Säle von Luckau. Moder und Lavendel mengten sich in der Luft. Sie schritt durch den Pfauenjaal, auf dessen ultramarinblauen Tapeten ein exotischer Zug von weißen Pfauen dahinjuckte; sie schritt durch das gelbe Speisezimmer, von dessen Wänden in rechteckigen Rahmen braungraue Landschaften schauten, die einer andern Welt entnommen schienen. Die Gesichter der Toten auf den Ahnenbildern in der Spiegelgalerie störten sie so wenig wie die herzbelemmende Traurigkeit der Herbstabende; die Stürme des ländlichen Winters weckten sie nicht, wenn sie friedlich in ihrem schmalen Kissen schlief. Sie aß mit gutem Appetit: drei Gänge zum Gabelfrühstück, fünf beim Diner. Und machte meilenweite Spaziergänge auf ihrem Besitztum.

So tat sie auch an jenem neunzehnten Juni, den die Libuitzer Emmens ewig als einen Unheilstag im Gedächtnis behalten sollten.

Sie hatte die Absicht, nach der Fasanerie zu gehen und von dort über die Feldhöhen und den Maziemoald zurückzukehren. Toto, ihr rostbrauner Mattenpinscher, klappte ästhetisch vor ihr her. Toto war der sieben- undzwanzigste Schoßhund Ullas. Seine Vorgänger schliefen unter kleinen, mit dem Namen der toten Lieblinge gezierten Steinpyramiden in einem düstern Winkel des Parkes.

Die schwere Hitze störte die Wüstherrin von Luckau nicht allzusehr. Rücken und Bremsen belästigten sie nicht. Seit vielen Jahren staß sie kein Insekt mehr.

Überall standen Leute an den Wegen und grüßten Ulla. Arbeiter im Park verneigten sich links, Dorflieder kamen gelaufen, küßten ihr die Arme, das Kleid. So war es seit jeher gewesen, und so würde es bleiben, solange die Welt stand — ihre Welt.

Ulla schlug den Weg ein, der durch die Zibigärten nach der Fasanerie führte. Dort lagen die Kinder des Hegers an den Maziern daneber. Die Frein, der jegliches Gramen vor Krankheit und Ansteckung fremd war, wollte nachsehen, wie die Medizin angeklagen habe, die sie tags vorher gefandt.

Aus dem niedrigen weißgetünchten Hause trat der Heger mit ehrerbietigem Gruß. Sein struppiges hundstreues Gesicht sah recht bestümmert aus.

„Nun, Karliczek, was machen die Kleinen?“ erkundigte sich die Gutsherrin freundlich.

„Ach, gnädigste Frau Baronin, eins ist tot!“

„Was? wie? Aber was habt ihr denn da gemacht?“

„No ja, Frau Baronin, die Alte hat's berdrückt.“

„Wie? Ihre Frau ... Was reden Sie da, Karliczek! Das wäre ja entsetzlich!“

„O bitt', Frau Baronin, Fasanen gibt's ja genug.“

„Ach so! Na, und Ihren Kindern ...?“

„Geh't's besser, gnädige Frau Baronin.“

Der Bräve hatte geglaubt, die Gnädige frage nach dem Befinden der Fasanenküken, als dem zweifellos Wichtigeren.

Die Freiin Ulla war zufrieden und guter Dinge. Sie ging wieder durch die Obstgärten; die Kirschen würden bald reif sein; achttausend Gulden hatte ein Obsthändler für die Pacht geboten; aber sie hatte noch nicht zugesagt; vorigen Sommer war die Kirschenernte vom Baum um zehntausend verkauft worden.

Oben am Rande des Akazienwaldes war ein Gloriett, dort setzte sie sich nieder; sie überschaute von hier aus den größten Teil ihres Besitztums. Im Süden zog jenseits des Flusses ein hohes jenes Ufer hin, dunkel von Kiefernwäldern. Es waren die Werschetiner Wälder, sie gehörten schon dem Nachbar, dem Grafen Hohenstein. Aber davor lag ihr Gebiet, ein Paradies von Park und Aue, Feldern und Obstwäldern; die Teiche funkelten im Wiesengrund, das Dorf zog hinter dem grauen Schlosse zwischen Weinbergen empor, um die rosenfarb und gelb schimmernde Zwiebelturmkirche drängten sich Nußbäume. Ullas Augen waren noch scharf, sie konnten das Falkenpaar erspähen, das seinen Horst draußen in dem zackigen Felsen hatte, der im Volksmunde die Ur-großmutter hieß. Ulla von Emmen war zufrieden und glücklich; sie dankte Gott, daß er es mit ihr so wohl gemeint.

Da hörte sie hästige Schritte den umbuschten Weg herankommen. Mit erhitztem Kopf trat ein stachshaariges Mädchen vor sie hin: es war die kleine Mali. Rote Zungen be-

haupteten, sie sei die Tochter jener jüngsten Jose Ullas, die noch ein stürmisch fühlendes Herz besaß; offiziell galt sie als die Nichte dieser wadern Dienerin.

„Frau Baronin!“ Das kleine Mädchen blieb atemlos vor Ulla stehen, dann haßte es nach der Hand der Herrin, um sie gewohnheitsgemäß abzutüfeln. „Frau Baronin, bitt' schön!“ leuchte Mali, nachdem der Handkuß versucht und erledigt war, „bitt' schön, der Herr Baron Wenzel ist angekommen.“

Die Stirn der Freiin verfinsterte sich. Ihre Miene drückte Verwunderung und Mißbilligung aus.

„Der Herr Kofl hat mich geschickt. Er hat g'sagt: ‚Lauf, Mali, such' die Frau Baronin, sie möcht' gleich herkommen, der Herr Baron Wenzel ist da!‘“ Herr Kofl, so hieß der achtzigjährige Kammerdiener.

Ulla hatte ihren Unmut bezwungen. „'s ist gut, Mali, sag' dem Kofl, er soll's dem Herrn Baron recht bequemer machen. Beim Gabelfrühstück würde ich ihn begrüßen.“

Mali raste schloßwärts. Ulla erhob sich: „Kommu, Toto, kommu!“ Der rostrote asthmatische Rattenpinscher sprang bleffend heran. „Sieh, Toto, da sind wir wieder einmal gestört worden. Gerade als wir dem lieben Gott danken wollten für alles, da muß dieser Wenzel sich einfinden, ohne daß ich ihn eingeladen habe!“

* * *

Die Freiin Ulla hatte bei all ihrer sonstigen Gaisfreundschaft und Großmut eine sonderbare Schrulle: sie sah es nicht gern, wenn Mutsverwandte, namentlich solche, die als Erben angesehen werden konnten, bei ihr im Schloß Quartier nahmen.

Sie unterlag dann der Empfindung, als betrachteten diese Gäste das Schloß und seine Schätze schon mit Augen lachender Erben, dächten sich bei diesem oder jenem Gemälde, diesem oder jenem kostbaren Gegenstand: das möcht' ich gern mienehmen, wenn die Alte mal abjährt.

Ulla ließ sich nicht gern an die Möglichkeit ihres Todes erinnern. Sie fühlte sich trotz ihrer neunzig Jahre gesund und kräftig. Warum sollte sie nicht hundert oder auch hundertzehn Jahre alt werden? Es gab Beispiele davon; sie war eine eifrige Zeitungsleserin, die sich dergleichen wohl merkte,

aber mit dem seltsam kühlen Behagen greiser Gemüther den Tod Jüngerer oder Gleichaltriger zur Kenntniss nahm.

Ihre früh verwaisten Nefsen Hans und Wenzel von Emmen hatte Ulla selbst erzogen, und heute noch galten ihr diese Männer, die weit über die Mitte des Lebens hinaus waren, als ein paar recht ratsbedürftige junge Leute.

Hans, der Feurigere und Begabtere, war stets ihr Liebling gewesen. Wenzel war weich und ängstlich, das machte der Tante einigen Kummer. Hans beschützte und verteidigte seinen jüngeren Bruder jederzeit. Heute noch glaubte er an Wenzels gutes Herz und seine brüderliche Gesinnung, obwohl im Lauf von Jahren und Jahrzehnten manche Probe ihm diesen Glauben hätte erschüttern können.

Ein hübsches Bild in der Familiengalerie zeigte die beiden als Knaben in schottischer Tracht, begleitet, fast bewacht von einem großen Verahrdiner, in trautem, liebevollem Zusammensein. Es sind ein paar ganz reizende Knaben; doch ahnt man hier noch nicht, wie sehr Hans allmählich an Schönheit und Männlichkeit seinen Vnber übertriffen würde. Bei ihm schien wirklich der Geist am Körper mitgebaut zu haben; denn je mehr er erlitt, je weniger Glück er hatte, desto bedeutender und geschlossener wurde seine ritersche Erscheinung.

Ganz anders war die Entwicklung, die Wenzels früherer und innerer Mensch im Drange des Lebens erfahren hatte. Aus dem weichen, scheuen, gutmütigen Knaben hatte die Welt einen argen Komödianten gemacht.

Tante Ulla, die verkörperte Vorsehung, das unerbittliche Fatum der Brüder Emmen, entschied eines Tages also: „Ihr geht beide zum Militär. Hans muß später den Abschied nehmen und heiraten, denn er wird wohl einmal der Herr von Ludau sein. Wenzel muß Soldat bleiben, bis er einen hohen Rang und eine geachtete Stellung erworben hat.“

Hans war mit Leib und Seele Offizier, und sein Abgang wurde ihm nur dadurch erleichtert, daß er als Vierziger ein entzückendes junges Mädchen, die blonde Linda von Moeren, heiratete und von seiner andern Tante, der verwitweten Gräfin Haidensfeld, die Leitung der Herrschaft Vibinij erhielt.

Wenzel suchte sich schon im Madettenhaus tief unglücklich; seine weiche Natur hieß auf Hohn, Spott und Verfolgung, und so nahm

er sich's vor, mit den Waffen des Schwachen: Intrige, Verstellung und Geduld, sich einen Platz an der Sonne zu erwischen.

Er erlebte es allmählich, die Schwächen anderer auszufinden und auszunutzen; er gewann durch seine Schlaueit und Geschmeidigkeit die Gunft unangenehmer Vorgesetzter. Seine Kameraden behaupteten, Wenzels Weg sei über Leichen gegangen; Bösgewinnete setzten hinzu: nicht über die Leichen der Feinde. Jedes Unglück, das einen andern traf, schlug jedenfalls irgendwie zu seinem Vorteil aus, so daß es Leute gab, die ihn fast mit abergläubischer Furcht betrachteten.

Er blieb höchst ungeren in der Armece, immer hoffend, daß Tante Ulla endlich sterben und ihm die Freiheit und ein schönes Erbteil hinterlassen würde. Aber Tante Ulla lebte weiter, und Wenzel hatte schon lange den fünfzigsten Geburtstag hinter sich. Da begann er nach und nach in wachsender Verbitterung begehrliche Blicke auf Ludau zu werfen; warum mußte es denn unbedingt dem Hans zufallen? so fragte er sich.

Im übrigen hatten für Wenzel von Emmen nur drei Dinge Bedeutung und Reiz. Erstens: die Jagd; zweitens: die Weiber; drittens: gut essen und trinken. — —

Im großen gelben Speisezimmer war der runde Esstisch fürs Gabelbrüstück gedeckt. Leicht hintend, in nachlässiges Zivil gekleidet, ging Baron Wenzel im Saal umher und betrachtete gleichgültig die braungrauen, tunnig gemalten Landskafsten in den rechthecigen Holzrahmen.

Kohl, der achtzigjährige Kammerdiener, machte sich an der Anrichte zu tun. Er warf scheue Blicke auf den ungebetenen Gast. Wenzel mußte innerlich über den Wiedermeierstrack und die hohe Halsbinde des alten Mannes lächeln, hielt es aber für angebracht, ihm ein oder das andre freundliche Wort hinzuwerten, das dann sehr devot, aber einfüßig beantwortet wurde, bis endlich der zweite Diener, Nofej, der nur siebenzig Jahre alt war und daher „der junge Bediente“ hieß, die Angeltüren des rocen Salons öffnete; mit diesem begann die Heile der von Ulla besungenen Gemächer, und bald trat die Zehnloßfrau herein, in schwarzweidener Jacke und grünem Baregetleid aber weiter Kreuoline, und hielt dem Neffen gnädig die Hand entgegen.

Wenzel eilte mit einem vortvölich erdachten Ausdruck auf sie zu; die Bitte un-

Entschuldigung, Freude über das gute Aussehen der Tante, ein halb humoristisches Selbstbedauern — alles mengte sich in seinen Zügen zur beabsichtigten Gesamtwirkung.

Wenzel wäre ein stattlicher Mann gewesen, wenn nicht sein gerötetes Gesicht, eine Neigung zur Leibesfülle und das nahezu lahle Haupt des Lebemanns den Eindruck seiner Persönlichkeit stark beeinträchtigt hätten. Er hatte sanfte rehbraune Augen, und sein gut gepflegter Schnurrbart war von der fleidsamen Farbe, die der Engländer anbars nennt.

„Liebste, beste Tante, du wirst ja immer jünger,“ schmeichelte er, indem er Ulla an ihren Knaß führte. Während er mit großem Appetit seine Suppe löffelte, fand er Zeit zu liebeuwürdigen Auserungen. „Ich hab' es ja immer gesagt, du erlebst noch deinen hundertfünfzigsten Geburtstag, Tante Ulla! Wie prächtig du ausschaust! Ja, ja, du wirst uns noch alle überleben; ich seh's schon kommen, daß du noch deinen alten Tunichtgut von Nessen begräbst.“

„Rebe doch keinen Unsinn, Wenzel!“ meinte die alte Dame, während Knaß ihr mit zitternder Hand das Gulasch servierte, dem sie gern zusprach. „Du übertreibst immer, dein Bruder Hans dagegen leidet an einem Übermaß von Ehrlichkeit; er sagt einem selten etwas Unangenehmes.“

Um Wenzels Mund zitterte ein kaum bemerkbares Lächeln; er schenkte sich fleißig vom landberühmten Luckauer Weissen ein; seine Stimmung befand sich im Aufsteigen.

„Was Neues vom Regiment?“ setzte die Tante nach kurzer Pause das Gespräch fort.

„Ich seh' ja, du bist in Zivil ...“

„Nun, liebe Tante, das ist ja gewissermaßen des Pudels Kern; darum bin ich ja hier!“

„Du bist doch nicht etwa ...?“ Ein Blick von frageuber Strenge traf den Major, und ihm war zumute wie einem blunzungen Leutnant, der mit schlechtem Gewissen nach Hause kommt.

„Pensioniert? O, das noch nicht, liebe Tante, Gott bewahre! Nur einen längeren Urlaub hab' ich nehmen müssen ... beim Reiten ist mir ein Malheur passiert ... mein Bein ...“

„Ich sah, daß du hintertest, Wenzel. Aber warum gehst du nicht in ein Bad, um dich auszurieren?“

„Weißt, liebe Tante, bei mir handelt sich's mehr um Ruhe ... Erholung. Das alles

kann ich doch nur bei meiner Tante Ulla im schönen Luckau haben.“ Er sah mit einem leichten Senfzer durch das geschlossene Fenster auf die Wipfel der Platanen, auf den weißblühenden Akazienwald.

„Was für ein Zimmer hat dir Knaß angewiesen?“

„Oh, dank schön, es ist prächtig, wenn's auch nach dem Dorf hinausgeht; fauofes Bett, wie mir scheint; bin sehr zufrieden.“

Eudlich waren sie allein. Der Tante war inzwischen ein praktischer Einfall gekommen. „Du, Wenzel, wenn du schon da bist, könntest du mir einen Gefallen tun. Der Hans hat mir einen Floß ins Ohr gesetzt wegen meines Verwalters Knapowky. Er traut ihm nicht, er denkt, Knapowky betrügt mich. Freilich, Hans möchte gar zu gern die Verwaltung von Luckau übernehmen und drüben in Libniz einen Vertreter anstellen. Aber solange ich lebe, will ich hier Alleinherrscherin sein! Eigentlich kömtest du mal in unauffälliger Weise die Rechnungen des Knapowky kontrollieren.“

„Mit tausend Freuden, liebe Tante!“ Wenzel sprach's aus aufrichtigem Herzen, mit wahrer Inbrunst küßte er Ullas Hand, als sie sich jetzt vom Tisch erhob. „Aber,“ setzte er nach klug bemessener Kunstpause hinzu, „da prüfste ich doch gewissermaßen dem Hans ins Handwerk ...“

„Du weißt, wie lieb ich den Hans habe, wie sehr ich seiner Ehrlichkeit, seinem noblen Charakter vertraue. Aber gerade diese Eigenschaften machen es für Hans schwierig, eine solche Aufgabe zu übernehmen.“

Sie standen an der Tür des roten Salons. Mit scherzhafter Armsündermine erwiderte Wenzel: „Also du meinst, ein Lumpel kann auf das andre achtgeben?“

Ihm war der wirkliche Grund vollkommen klar: Ulla wollte Hans noch keinerlei Erbrechte gönnen; ihr tiefer Lebensdraug stand da wider. Dagegen Wenzel kam ja überhaupt nicht in Betracht.

„Du bleibst ein komischer Junge,“ jagte sie gütig und entließ den Nessen mit freundlichem Kopfnicken.



Wenzel hätte gern ein Stündchen geschlafen. Aber jenes Frühstücksgespräch wollte wohl bedacht sein. Mit einer vortrefflichen

Zigarre im Munde hinkte der Major in den Garten hinaus. Er beschritt die zierliche weiße Brücke, die den Lauraner Bach unterhalb des Schloßteiches im Bogen überspannt, und schlenderte rauchend in den Zosefinengrund hinein.

Diese Anlage stammte noch aus der Zeit des Vorgängers der jetzigen Besitzerin. Sie trug den sentimentalsten Charakter des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts. Unter weitverbreiteten Buchen bröckelten Steinaltäre mit schwärmerischen Inschriften, die täglich blässer wurden.

In diese Landschaft schien auf den ersten Blick recht gut die Gestalt eines Mannes zu passen, der behäbig mit rüstigen Schritten, dem wasserarmen Bache entgegen, das kleine Tal hinaufspazierte. Er trug einen braunen Rock mit Samttragen, einen maußgrauen niedrigen Zylinder, in der Hand einen festen Knotenstock mit elfenbeinerer Krücke.

Wenzel stieß einen vergnügten Pfiff aus; dann beschleunigte er seinen Gang. Merkwürdigerweise hinkte er jetzt fast gar nicht mehr.

Der Braunrock wandte sich um. Eine auffallende Erscheinung. Ein mittelgroßer stämmiger Mensch mit einem dicken Gesicht, stark gebogener Nase, lüstigen schwarzen Augen.

Denkt man sich etwa, ein Bildhauer hätte einen Bacchus schaffen wollen, dann aber sich die Sache überlegt und anstatt dessen einen polnischen Handelsmann sich vorgenommen, sei aber schließlich mitten zwischen Dionysos und dem Tarnopoler stehen geblieben: so hat man Herr Kozowky vor Augen, den obersten Gutsverwalter der Freiin Ulla.

Kozowky war noch in den besten Jahren, aber diesen Fehler suchte er dadurch wettzumachen, daß er in bezug auf seine Tracht noch viel weiter zurückging als die Herren von Luckau selbst. Wurzelte diese hauptsächlich in der Krinolinenzeit, so trat der schlaue Verwalter fast bis an die Grenze des Empire zurück, und sein Anblick erweckte im Herzen der alten Frau, ohne daß sie es wußte, Erinnerungen an ihre ferne, ferne Jugend und Kindheit.

Er gab sich gern den Anschein einer gewissen Bildung. „Schampohl“ und „Krüllparzer“, die von seiner Herrin vor allen verehrten Dichtern, mußten dazu herhalten, seine Rede mit äußerst fragwürdigen Zitaten zu schmücken.

„Oh, Herr Baron!“ grüßte er tief und bescheiden.

„Servus, mein lieber Herr Kozowky, Zimmer eifrig im Dienst, was?“

„Freilich, freilich, Herr Baron! Ein jeder Stand hat seine Last, wie der Krüllparzer sagt. Ich muß jetzt gleich auf die Oberluckauer Mühle. Haben der Herr Baron denselben Weg?“

„Ich geh' ein Stückel mit, Kozowky ... Apropos! ich muß Ihnen was sagen ... aber erschrecken's nicht: meine Tante wünscht, daß wir, Sie und ich, einmal zusammen die Rechnungen der letzten Jahre durchgehen, verstehen Sie?“

Der braunrote Bacchus wurde einen Augenblick fahlgelb wie ein Chineser. Aber rasch erholte er sich und setzte alsbald die Miene der tiefsten Kränkung auf. „Herr Baron! dieses Mißtrauensvotum — mit, dem treuesten Diener, den die Frau Barounin hat! dem Beschützer ihrer Lämmer, wie der Schampohl sagen würde ...“

„Lassen Sie jetzt die literarischen Reminiscenzen,“ unterbrach ihn Wenzel mit rüchichtsloser Derbheit. „Abtrüben können Sie sich beruhigen: ich bin kein Spiegel, mein lieber Kozowky. Da“ — er hielt ihm die Zigarrentasche hin — „stecken Sie sich eine in die Bifage, der Kaiser — Gott erhalt' ihn — raucht keine besseren.“

„Tausend Dank, Herr Baron! Ihr Wohlwollen ist mir unschätzbar ...“

„Schon gut, und jetzt wollen wir wie ein paar Leute von Welt die Sache besprechen.“

Sie waren beim „Denkmal der Freundschaft“ angelangt, das der alte Graf Weltrus hier einst hatte setzen lassen. Auf hahselumbuschtem Sockel prangte ein gefühlsreiches Poem in anmutiger schiefser Lateinschrift; um die schwere erzene Vase, die auf dem Sockel trauerte, schläng sich ein schön gegossener Kranz von Eichenlaub.

„Also, Kozowky, ich muß hier gleich umkehren, sonst veräum' ich das Diner, und Sie wissen, wie meine Tante auf Pünktlichkeit und Ordnung hält. Jawohl, auf Ordnung, Kozowky! Sie wissen doch auch, daß mein Bruder Hans ihr schon hiers mit der Bitte nahegetreten, Ihre Bücher zur Durchsicht vorzulegen zu bekommen?“

Kozowky wurde wieder um eine Schattierung gelber.

Gleichmütig strich Baron Wenzel die Asche seiner Zigarre an der oberen Kante des Cotelets ab, indem er fortfuhr: „Mein Bruder auf Libniß hat ein Prinzip, das lautet: Ehrlichkeit und Wahrheit! Sehr schön, aber nicht immer praktisch in diesem Zammertal. Mein Prinzip dagegen lautet: Leben und leben lassen. Haben Sie mich verstanden?“

„Oh, Herr Baron, ich bin auf Tod und Leben der Ihre! Und Sie werden schon sehen, daß in den Abrechnungen alles stimmt.“

„Das seh' ich voraus. Adieu, Kapowty.“

„Habe die Ehre, Herr Baron! Besten Appetit und untertänigsten Handkuß der gnädigen Frau Baronin Tante, Herr Baron. Ach, wenn der Herr Baron einmal hier ...“

„Lassen's das, Kapowty. Auf Wiedersehen.“

* * *

In der großen halbkreisförmigen, von Kletterrosen überhüllten, von Jasminbüschen umfaßten Laube, die sich auf dem sanft zum Libnißer Schloß ansteigenden Rasenplatz öffnet, saß am Spätnachmittag dieses selben neunzehnten Juni eine heitere Gesellschaft. Besuch war gekommen; die geheimen Gegensätze, die lauernden Spannungen der Libnißer Familientafel waren für den Augenblick außer Tätigkeit gesetzt, und darüber freuten sich alle.

Nur Großtante Tja starrte wie sonst verloren, mit weitoffen träumenden wasserblauen Augen vor sich hin und frante zerfret den faltigen Hals ihres kleinen Wopfes Tibo.

Es waren zwei Offiziere aus der nächsten Garnisonstadt, Major Gräzer und Oberleutnant von Eisenberg, die den Libnißer Kreis durch ihre Anwesenheit belebten. Wirtschid stellte mit besonderer Würde das silberne Kaffeefervice auf den Laubentisch; Lilla füllte die kleinen chinesischen Schalen und schenkte mit frischer Anmut Maraschino oder Allasch in die Vitörögler. Man sprach von lauter Nichtigkeiten und war vergnügt. Einmal endlich schien der graue Schleier der Verstimmmungen und Mißverständnisse gehoben.

Die Blicke gingen über ein Mundbeet mit gefüllten Becheln, über den Rasenplan hin zur ehrwürdig-lieblichen Schloßfront, von deren sattem Gelb die weißen Fensterräden, die vor süßen heimlichen Zimmertiefen ausgezogenen Markisen blendend abtasteten. Kleine goldrote Spinner und Spanner stirrten über

die Kiesewege. In's südliche Blau des Sommerhimmels schnitten dunkle spitze Thuja-bäume; das mächtige Ziegeldach des Schlosses überragten silberige Pappeln, die grasige Felskluppe des Dobschiger Berges stand im scharfen Profil vor der flimmernden Ferne. Der Rauch türkischer Zigaretten, die hellen Kleider Lindas und Lillas, die bunte Uniform der Kavalleristen — all dies mengte sich dem lustigen Stimmengewirr und erzeugte die Empfindung echt ländlichen Wehagens und harmloser Fröhlichkeit.

Lilla sah reizend aus; der ältliche, von den Damen der großen Welt nicht eben bewohnte Junggeselle Major Gräzer war bezaubert, ihm schmeichelte die Lebenswürdigkeit einer jungen Komtesse gewaltig, und er überbot sich in uralten wunderlichen Scherzgeschichten, die er mit leicht böhmelnadem Akzent vortrug. Baronin Emmen unterhielt sich lebhaft mit dem hübschen artigen Oberleutnant Eisenberg, der ebenfalls in der Malakunst dilettierte, über die Vorzüge der neuen und der älteren Technik. Der Baron rauchte mit zufriedenem Gesicht seine Pfeife und machte Kornelia glücklich, indem er geduldig ihren Auseinandersetzungen über das Vordringen des Buddhismus und seine Zukunft in Europa zu horchen schien.

„Werden die Damen zur Winterfaison nach Prag gehen?“ fragte der Oberleutnant nach einer Pause.

„Schwerlich,“ antwortete die Baronin, „Prag hat keine Versuchungen für uns. Ich hätte auch die Lilla viel lieber in Wien ausgeführt; aber die Tante Ulla fand: 'Prag liegt am nächsten, und ich bin auch dort in die Welt gegangen' — und Tante Ullas Wunsch ist den Sterblichen Gesetz.“

„Da Sie von Prag reden, Baronin,“ wandte sich der Major an die Schloßfrau, „so fällt mir ein: Ihren Schwager — deinen Bruder Wenzel, lieber Kamerad — hab' ich vor ein paar Tagen dort getroffen.“

Man fühlte gleich, doch am stärksten empfand es Kornelia, daß in dieser harmlosen Mitteilung etwas Unheimliches, Drohendes liege. Beim Baron war es mehr eine leise Verstimmmung, zu der er selbst sich nur ungerne bekannt hätte; bei Linda nur das unbewußte Nachfühlen dessen, was durch die Seele ihres Vaters zog.

„Schan, ich hab' gedacht, der sitzt in Czernowitz bei seinem Regiment!“ rief der

Baron überrascht aus. „Es wundert mich, daß wir seinen Namen nicht in den Prager Blättern gelesen haben.“

„Er ist beim Fürsten Kowidl — Pardon, halt bei einem seiner großen Freunde — abgestiegen, statt wie gewöhnlich im ‚Schwarzen Hof‘. Er will sich ja pensionieren lassen, wenn ich ihn recht verstanden habe.“

„Pensionieren?“ Der Baron fragte es im Tone leichter Verwunderung. Aber die Verstimmung seines Innern wuchs mit einem Male in einem Grade, über dessen Höhe er sich keine Rechenschaft geben konnte.

„Er hat was am Hazen ... wollte vorläufig um längeren Urlaub einkommen.“

„So, so. Na, er wird uns wohl auch auffuchen, denk' ich.“

Da geschah ein vollkommen Unerwartetes. Großtante Na, die scheinbar an dem Gespräch gar keinen Anteil genommen hatte, sagte plötzlich etwas deutlich Vernehmbares vor sich hin: „Danke, mein Vab, nimm dich in acht vorm Wenzel. Der Wenzel ist falsch!“

Dann startete sie wieder in dumpfem Verlorensein nach dem Döbshitzer Berge hinüber. Der Zwischenfall hatte eine peinliche Pause geschossen. Major Gräber machte mit soldatischer Geradheit diesem unsichern Zustand ein Ende: „No ja, Emmen — verzeih, es ist ja dein Bruder — aber in der ganzen Armee ist er als eine Art von Streber bekannt. Er ist ein sogenannter Leichenriecher, scheint jedes Malheur, jeden Todesfall vorher zu mittlern und profitiert davon.“

„Gräber, du bist mir ein guter Kamerad, sonst würd' ich dir diese Charakteristik meines Bruders nicht verzeihen. Gewiß, das Leben hat ihn verdorben, wie es uns alle mehr oder weniger verdirbt.“

„Dich nicht, Hans, dich hat's nicht verdorben!“ rief Linda voller Liebe, und Lilla küßte ihrem Vater zärtlich die Hand.

„Dich hat's nicht verdorben, und das eben ist dein Unglück,“ fügte Kornelia halblaut hinzu.

In diesem Augenblick kam Girschik mit wichtiger Miene den Kiesweg herab: „Hitt' schön, es kommt ein Gewinner ... darf ich Schirme bringen, oder wollen die gnädigen Herrschaften nicht lieber ins Schloß?“

Lilla und der Oberleutnant mußten laut auflachen. Lilla rief: „Girschik, Sie kündigen immer Gewitter an ... lassen sich's nicht ausladen.“

„Hitt' schön, Baroneß, meine Knochen fühlen das — dort kommt's schon ...“

Und in der Tat schob sich eine kalte graue Wollenniasse über die Felsberge im Nordwesten, über die Eichenwälder und Kirchgärten vor und hing drohend über den Tannen und Eichen des Schloßgartens, während der süße Vonboudust des blühenden Elbaums immer stärker herüberdrang.

„Und da donnert's schon, hitt' schön,“ setzte der Grantopf triumphierend hinzu.

„Das ist kein Donner, das ist ein Wagen!“ rief Lilla.

„Es ist beides,“ sagte gemessen der Baron.

In der Tat, ein Wagen rollte die Obstbaumallee herauf. Es war die landbekannte Kutsche der Freiin Ulla. Stramm und aufrecht saß Euler, der fünfundsiebzigjährige Fuhrwerks, obwohl seine alten Hände ein minder gut eingefahrenes Paar Pferde kaum noch hätten in Schach halten können.

Girschik öffnete das weiße Holztor: Tante Ullas Gefährt knatterte über den Kies und hielt vor dem Schloß. Heraus stieg ein behäbiger Herr in Zivil — Baron Wenzel von Emmen. Er half der Tante mit umständlicher Sorgsamkeit aus dem Wagen und eilte dann, das rechte Bein etwas nachschleppend, mit ausgestrakter Hand auf seinen Bruder zu.

„No, Hans, was sagst du dazu? Überraschung, was? Immer noch der schöne Rittersmann, wie ich sehe! Liebe Linda, du bist wieder um ein paar Jahre jünger geworden. Ach, Lilla, Spitzbub, du bist ja verdammt hübsch, ich werd' mich in dich verlieben, krieg' Dispens von Heiligen Vater. Küß' dir die Hand, Tante Na! Servus, Gräber. Du hast mich gewiß schon angemeldet?“

Inzwischen kam das Wetter eilig näher; die kleinen Spinner und Spanner waren von den Kieswegen verschwunden; diese stachen in blendendem Weißgrau von dem scharfen Grün des Rasenplatzes ab. Die ersten Tropfen rührten schon an die purpurnen Pechnelken, an das Gerank der vorjellähnlichen Rosen, an die mit bläulichen Blüten besetzten Jasminbüsche.

Die Gesellschaft zog sich in das Schloß zurück: man betrat einen hohen Salon zu ebener Erde; Kreuzgewölbe überdeckten, bunte Manern umengten den Raum, der jetzt besonders finster und kalt ansah; die Luft

darin blieb zu allen Zeiten kühl, und immer hatte sie den Geruch verblühtener Möbelstoffe und verweilter Blumen, die Erinnerung an tote Geschlechter in sich.

Die beiden Kavalleristen fühlten sich als Eindringlinge in diesem stattlichen Familienkreis. Ihr Befragen war dahin; Rauchen im geschlossenen Raum verbot die Anwesenheit der Herrin von Lndau. Sie machten Miene, abzureiten, gaben jedoch freundlicher Bitte nach, erst den Sturm vorüberziehen zu lassen.

Die Baronin Emmen sagte zum Oberleutnant: „Kommen Sie, Baron Eisenberg, ich will Ihnen die Skizzen zeigen, von denen wir vorhin gesprochen haben.“

„Es interessiert mich riesig, Baronin — aber bitte tausendmal um Verzeihung: sollten Sie sich nicht der Frau Tante widmen? Die schaut schon bitterböse auf uns her.“

„Sie sehen ja, mein armer Mann zerreißt sich schon zwischen ihr und dem Bruder Wenzel, und an ihrer andern Seite thront Tante Isa und hält die Hand der angebernen Schwester. Das ist doch wahrlich genug Familienkultus; ich bin dabei recht überflüssig.“

„Wie die zwei alten Damen da auf'm Sofa sitzen, Baronin! das wär' eigentlich ein Stoff für ein Bild, 'Die Vergangenheit'! Die bauschigen Varegetteiler in Schwarz und Grün, das blau- und graugestreifte hochlehnige Drillichsofa ...“

„Sie sind ein Kenner,“ lachte die Baronin. „Das Sofa ist in der Tat mit Drillich überzogen. Also will es die Lndauer Majestät; bei ihr zu Hause herrscht ja auch der Drillich.“

„Und der Drill.“

„Sie werden höfhaft, Baron. Nun, wir, mein armer Hans und ich, sind ja nicht die Herren in diesem Schloß. Isa ist ein leerer Name, Ulla regiert Libnitz wie Lndau. Und wahrlich, ich vermag nicht einzusehen, daß man ihr göttliche Verehrung zollen muß, weil der Jean Paul sie als Kind auf die Stirn geküßt hat. Wenn er sie gesehen hätt', wie sie jetzt anschaut ...“

„Um Gottes willen, Baronin! nicht so laut, bitte schön: sie durchbohrt uns mit ihren gezeigten Augen. Übrigens doch ein Bildert! Baronin haben da die schönsten Modelle in Ihrer Umgebung.“

„Na, das Bild zu malen, überlass' ich Ihnen, Baron Eisenberg. Jetzt aber entführ' ich Sie in mein Atelier.“

„Wohin geht denn die Linda?“ vernahm man Ullas schneidende Stimme vom andern Ende des geöffneten Raumes.

„Sie wird dem Eisenberg ihre Skizzen zeigen wollen,“ antwortete Hans begütigend.

„Zu meiner Zeit hätte man es nicht schiedlich gefunden, daß eine junge Frau so mir nichts dir nichts mit einem Oberleutnant aus der Gesellschaft verschwindet.“

„Beste Tante,“ versetzte Baron Emmen ohne eine Spur von Verzeihung, „Linda wird sich sehr geschmeichelt fühlen, daß du sie noch als junge Frau bezeichnest, trotz der erwachsenen Tochter da.“

„Und ebensowenig will mir's gefallen, lieber Hans, daß Lilla sich mit dem Major dort so laut unterhält und so ungeniert schreit und lacht, als ob keine Respektpersonen hier säßen.“

„Ja, Tante Ulla, die heutige Jugend ist eben anders,“ sagte der Baron mit jener liebenswürdigen, überlegen ergebenen Miene, die immer zu besagen schien: Wir werden die Welt nicht ändern, und in fünfzig Jahren ist alles das so gut wie nicht gewesen.

Baron Wenzel hielt sich während dieser verwandtschaftlichen Unterhaltung fern von jeder Parteinahme. Nur die letzten Worte seines Bruders hatte er mit einem freundlichen Gemurmel begleitet, das ein jedes Zustimmung in seinem Sinne deuten konnte.

Das Gewitter war scheinbar vorübergezogen. Zuerst ritten die Offiziere davon, dann fuhr die Lndauer Kutsche unter dem Hofior heraus und hielt vor den Stufen, die zum gewölbten Salon führten. Euler saß in der Haltung einer aufgerichteten Pharaonenummie auf dem Wode, die Brannen zogen an, und der liebe Besuch verschwand unter dem frucht-schweren Laubdach der Landstraße. Das weiße Holzgitter schloß sich.

Girscht wandte sich ehrerbietig an den Baron, der auf dem Niesweg hin und her schritt: „Wit' schön, Herr Baron, das Gewitter kommt zurück, es spaziert nur um den Dohschiger Berg, und in der Nacht wird es wieder hier sein.“

Hans von Emmen suchte mit den Achseln und ging dann langsam in das Hans.

Digitized by Google





Naturwissenschaftliche Rundschau

Schritte im Gebiete der Physik und der Chemie

• Bericht von Prof. Wilhelm Müller-Erzbach •



eizstoffe und Rauchverbrennung •

Mit dem Anwachen der Industrie wächst auch der Bedarf an Brennstoffen. Aus dem Verbrauch des wichtigsten unter ihnen, der Steinkohle, gewinnen wir deshalb einen Maßstab für die Entwicklung der Industrie. In den fünfzig Jahren von 1850 bis 1900 stieg nun, nach Millionen Tonnen gerechnet, die Menge der abgebauten Steinkohle in Deutschland von 6,1 bis 153, in Großbritannien von 45,3 bis 222 und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika von 5,8 bis über 266. In Nordamerika war also der Verbrauch im Verhältnis 1 : 46 gewachsen, und auch die englische, im Anfang der Vergleichszeit bereits sehr bedeutende Industrie hatte ihren Bedarf in fünfzig Jahren auf das Fünffache gesteigert. Daher entstand schon vor längerer Zeit die Beforgnis, daß bei einer in ähnlicher Weise fortgesetzten Zunahme des Verbrauchs der vorhandene Kohlenvorrat nicht mehr allzulange ausreichen werde. Wir wissen zwar gewöhnlich nicht, bis zu welcher Tiefe sich die Kohlenlager erstrecken, aber aus praktischen Gründen, besonders wegen der Zunahme der Erdtemperatur, ist ihr Abbau nur bis 900 oder höchstens 1200 Meter ausführbar. Man kann deshalb die Menge der wirklich zu fördernden Kohlen annähernd abschätzen und mit dem mutmaßlichen Verbrauch vergleichen, um eine Vorstellung von der Zeit zu gewinnen, für welche wir noch mit dem wichtigsten Brennstoff versorgt sind.

Diese Schätzungen sind zwar mit großer Sorgfalt ausgeführt, aber sie sind andererseits auf viele schwer erweisbare Voraussetzungen gestützt. Die bestimmten Zahlen ihres Endergebnisses müssen wir deshalb wohl als stark angreifbar ansehen. Doch geben sie immerhin einen ersten Anhalt für die Beantwortung der für alle Länder, ja für die Ergänzung des Reichthumsbedürfnisses bedeutsamen Frage und verdienen jedenfalls alle Beachtung. Nur die Vereinigten Staaten findet der General-Inspektor, daß ihre Kohlenlager bei andauernder Sicherung des Verbrauchs wie in den letzten Jahrzehnten bereits im Jahre 2000 erschöpft sein müßten. Der Oberbergamt Ratte schätzt den dortigen Bedarf etwas niedriger und kommt zu

dem Jahre 2500. Von den Ruhrkohlen ist in ähnlicher Weise ein Vorrat für 580 oder für 500 Jahre ermittelt, vom Saarbeden für 860 Jahre und vom ober-schlesischen Lager für reichlich 750 Jahre. Der englische Bergingenieur Greenwell kommt zu dem Ergebnis, daß die englischen Kohlen nur bis zum Jahre 2200 ausreichen würden; eine Kommission des Unterhauses findet wieder einen späteren Termin. Es bleibt jedenfalls trotz aller Abweichungen im einzelnen kein Zweifel, daß in keinem Lande auf eine unbeschränkte Leistungsfähigkeit der Kohlenvorräte gerechnet werden darf.

Der Zeitpunkt der Erschöpfung kann durch die Entdeckung neuer Lager, durch die Ausnutzung der im herabfallenden Wasser wie in Ebbe und Flut gebotenen Wasserkraft oder des Winddrucks oder durch unmittelbare Verwendung der Sonnenstrahlung hinausgeschoben werden, zuletzt muß er eintreten, wenn die Industrie weiter gedeihen soll. Daher ist es geboten, auf jeden möglichen Erspar der Steinkohle und der andern fossilen Kohlen Bedacht zu nehmen. Man bemüht sich auch, minderwertige Brennstoffe und die brennbaren Abfälle zu verwerten. Man hat Kohlenstaubfeuerungen eingerichtet und somit aus den pulverförmigen Brennstoffen durch Zusammenpressen die für manche Zwecke, besonders für den Hausgebrauch, sehr geeigneten Briquets. Selbst aus Sägespänen und aus ausgetrocknetem Torfmüll werden sie gewonnen. Auch wird der Torf verkohlt. Kleinformatiges Brennmaterial bringt man außerdem durch von unten zugeführte Preßluft zur Verbrennung, indem man es unter anderem über einer mit vielen kleinen Öffnungen versehenen Platte ausbreitet.

Um die Heizgase in den Dampfhohefeuernungen auszunutzen, verwertet man sie zum Überhitzen des Dampfes. Der Dampf wird aus dem Kessel durch Röhren geleitet, die von den Heizgasen beheizt werden, und tritt überhitzt in die Maschine. Er besitzt infolgedessen eine höhere Spannung, und es wird zugleich der Reiblust durch Dampfverdichtung in den Maschinenteilen v. m. d. n. In neuerer Zeit wurden zuerst die Lokomotiven und dann die Automobilen mit solchen Einrichtungen zum Überhitzen des Dampfes versehen.

Flüssige Brennstoffe wurden früher nur an wenig Fundorten in größerer Menge gewonnen und kamen für die Heizung kaum in Betracht. Durch die sorgfältig gezeigte Produktion und die Entdeckung neuer Quellen von Petroleum konnte jedoch dieses vortreffliche Brennmaterial auch für die Heizung nicht länger unberücksichtigt bleiben. Man fing an, es zum Betriebe der gewöhnlichen Dampfmaschinen, der Lokomotiven und der Schiffsmaschinen zu verwenden, in Rußland auf den Flußdampfern seit mehreren Jahrzehnten. Auch auf den Ozandampfern wurden Versuche darüber angestellt und die Einrichtungen dazu immer mehr vervollkommen. Selbst für den Betrieb der Gasmöden und der Ziegelstahlöfen ist nach den jetzt bereits vorliegenden Erfahrungen die Verwendung des Petroleums in Aussicht genommen.

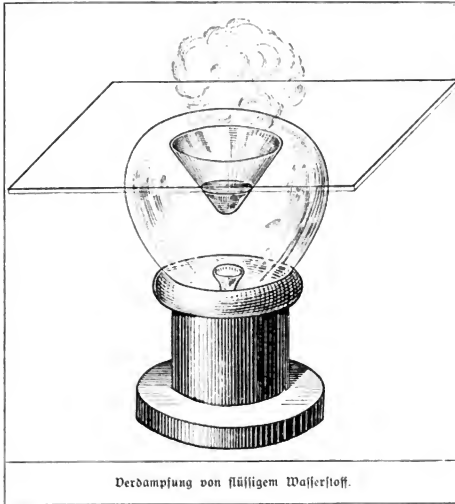
Auch den Spiritus bemühen sich die rührigen Besitzer der Brennereien als Heizungsmittel einzuführen, nachdem das Kartoffelstark bereits mit Erfolg in Wettbewerb getreten ist. Die Heizung der Dampfessel mit Spiritus war längst geplant, und in der Landwirtschaft sind schon Spirituslokomotiven in Betrieb gesetzt. Im Hausgebrauch hat die Heizung der Plättchen mit Spiritus durch zweckmäßige Konstruktionen vielfach Eingang gefunden.

Der von den Feuerungen abziehende Rauch führt einen Teil des Brennstoffs unbekümmert fort. Er verteuert die Heizung und belästigt zugleich die Umgebung in der unangenehmen, der Gesundheit schädlichen Weise. Wenn man an einem sonnigen Tage die dichten schwarzen Rauchwolken aus den Schiffschornsteinen abziehen und das Tageslicht verdunkeln sieht, so erscheint es zunächst unbegreiflich, daß es gebildet wird. Man hat sich endlich bemüht, auch durch Polizeimaßregeln, das Uebel zu beseitigen, aber nur mit halbem Erfolg. Der Rauch besteht vorzugsweise aus Ruß oder unverbranntem Kohlenstoff mit etwas Flugasche und verdichtetem Wasserdampf. Die beigemengten unsichtbaren und noch brennbaren Gase: Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoff und Wasserstoff, sind nur in wirtschaftlicher Beziehung zu beachten. Die Steinkohle besteht neben den in der Asche vorhandenen Bestandteilen aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und einer geringen Menge Stickstoff. Je größer ihr Gehalt an Wasserstoff ist, desto mehr schwere Kohlenwasserstoffe und von diesen sich ausscheidender Kohlenstoff werden beim Erhitzen gebildet. Die Ausscheidung des Kohlenstoffs ist entweder auf den Mangel an dem zur Verbrennung nötigen Sauerstoff oder auf Abkühlung zurückzuführen. In letzterem Falle liegt die Temperatur unter dem zur Entzündung des Kohlenstoffs erforderlichen Wärmegrad. Das Aufwerfen von frischem Brennmaterial oder zu starker Luftzug können eine solche Abkühlung veranlassen. Beide Um-

stände befördern also die Rauchbildung, aber ebenso zu schwacher Luftzug, der den erwähnten Mangel an Sauerstoff zur Folge hat. Die richtige Abmessung der Höhe und Weite des Schornsteins ist demnach auch wegen der Rauchverbindung unerlässlich. Vielleicht wird es später einmal auf einem andern Wege erreicht, denn man ist seit einigen Jahren in Amerika wie in Europa bemüht, die teure Anlage der Schornsteine ganz zu vermeiden, und will den Luftzug durch Ventilatoren beschaffen.

Die Abkühlung des Feuers durch die Berührung mit frischem Brennmaterial sucht man besonders durch gleichmäßiges Aufgeben des Brennstoffs in kleinen Portionen zu verhindern. Ein sorgfältiger Heizer kann auf solche Weise allein schon zur Verminderung des Rauchs und zur Ersparung von Kohle viel beitragen, und es hat sich gelohnt, diese Geschicklichkeit durch Preisheizen weiter auszubilden. Die technischen Vorkkehrungen gegen die Rauchbelästigung unterscheiden sich dadurch wesentlich, daß sie entweder die Rauchbildung überhaupt verhindern oder den gebildeten Rauch überbrennen sollen. Zu den ersten gehören der Schüttelrost, der Treppenrost und der Kettenrost, der in besonders zweckmäßiger Form vor einiger Zeit von der Deutschen Dampfschiffbau-Gesellschaft in Oberhausen hergestellt worden. Er besteht aus einer Anzahl von Stäben, welche, durch eine über zwei bewegliche Walzen gespannte Kette verbunden, eine Korbfläche ohne Ende bilden. Die vorn aufgeschüttete Kohle verbrennt, während sie langsam vorwärtsbewegt wird. Für die Verbrennung bereits vorhandenen Rauchs hat eine schon etwas ältere Einrichtung von Fairbairn weitere Verbreitung gefunden. Bei ihr ist der Feuerherd durch eine dünne Wand in zwei Kälten geteilt, die durch besondere Heiztüren abwechselnd beheizt werden. Die von ihnen abziehenden flüchtigen Verbrennungsgasstoffe treffen an der Feuerbrücke zusammen. Die beiden Teile des Kofes erhalten abwechselnd frische Kohlen, so daß der eine stets in voller Glut ist und den von dem kälteren abziehenden Rauch an der Feuerbrücke mit verbrennt. Die Abkühlung durch das Öffnen der Feuertür wird in allen diesen Einrichtungen vermieden, und so hat man tatsächlich die fast oder ganz rauchfreie Verbrennung in manchen Fabriken erreicht. Leider ist aber die überwiegende Mehrzahl der Feuerungen noch weit davon entfernt.

Durch Aufbläsen von Wasserdampf auf glühende Kohlen entstehen Wasserstoff- und Kohlenoxyd, zwei Gase, die unter starker Wirbelentwicklung verbrennen. Das mit Stickstoff aus der Verbrennungsluft vermischte Gasgemenge, das Wassergas, ist zur Heizung ohne weiteres zu verwenden und wird auch dazu verwendet, nachdem der Amerikaner Erong vor drei Jahrzehnten eine billige Darstellung desselben gezeigt hatte.



Verdampfung von flüssigem Wasserstoff.

Die irrige Ansicht, daß durch Benetzung der Kohle mit Wasser ihre Heizkraft zu vergrößern sei, hat man bald aufgegeben, weil man erkannte, daß der Gewinn an Verbrennungswärme aus dem von der Wasserzersetzung entstandenen Wasserstoff durch den für die Zersetzung erforderlichen Wärmeaufwand genau ausgeglichen werde. Die Verwendung des Wassers kann nur vorteilhaft sein, wenn sie durch die veränderte Form der Brennstoffe eine sonst schwierige Verbrennung begünstigt.

Für den Betrieb der Gaskraftmaschinen war das Wassergas wegen seiner Beimengungen nicht zu brauchen, und man suchte es möglichst davon zu befreien. Außerdem waren geringere Kohlen für die Herstellung des Gases ungeeignet, weil sie zuviel Teer in den Generator brachten und den Kofst durch zu leichte Schmelzbarkeit verstopften. Ein Deutsch-Amerikaner Mond hat nun durch Vergasung minderwertigen bituminösen (erdpechhaltigen) Schiefers mit Luft und Wasserdampf bei niedriger Temperatur ein nach ihm benanntes Gas hergestellt, das sowohl zum Heizen wie als Acetylen gas brauchbar ist. Teer damit bewegte Motor soll nur äußerst geringe Betriebskosten erfordern; wie man ausgedrückt hat, nicht mehr als etwa ein Drittel im Vergleich mit den heutigen großen Dampfmaschinen.

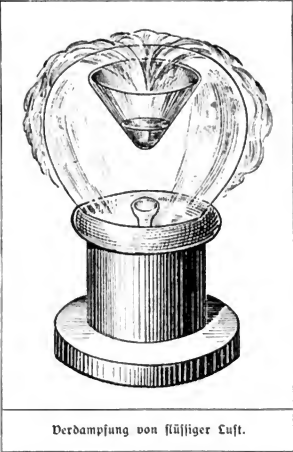
Die Bildung des Erdöls

Der bei der trocknen Destillation des Holzes neben Grubengas und andern Produkten entstehende Holzteer hat ebenso wie Steinfoblensteer eine gewisse Ähnlichkeit mit Erdöl, außerdem findet sich das Grubengas betanentlich allzupflüchtig als flüchtiger Begleiter der Steinfoblen. Es lag deshalb nahe, den Ursprung des Petroleum in der Zersetzung der in der Erde abgelagerten Pflanzensubstanz zu suchen und es als Nebenprodukt von fossiler Kohle anzusehen. Tatsächlich trifft man es vereinzelt unmittelbar im Steinfoblenlager selbst, und in Nordamerika umschließt der Ebezirt zugleich bedeutende Mengen von Schwarzfoblen. Aber das Steinfoblen ist

and da vorhanden, wo die Steinfoblenformation gar nicht vertreten ist, so daß man dort wenigstens auf einen andern Ursprung schließen muß. Vereinzelt findet sich Steinfoblen noch in der Nähe von Korallenbänken, und das führte auf die Annahme seiner Entstehung durch die Zersetzung von Tierstoffen, aber sie erwies sich wieder nach andern Vorkommen als ganz unwahrscheinlich. Deshalb suchte Mendelejew durch eine neue Hypothese auszuheilen, indem er die Vermutung einer Umwandlung von tief in der Erde liegenden Metallkarbiden mit Wasser ausbrach. Die Karbide werden zwar in solcher Weise zersetzt, aber sie sind nirgends in der Erde nachgewiesen, es fehlt also der Hypothese die wichtigste Stütze. Eine größere Bedeutung müssen wir dem Laboratoriumsversuch von Engler zuschreiben, in welchem aus sich zersetzenden Pflanzensubstanz ein erdölartiges Produkt hergestellt wurde, doch ließ sich daraus allein über den wirklichen Vorgang nicht entscheiden.

Monde und Reichstag haben in den letzten Jahren die Frage von neuem eingehend geprüft und besonders die Lagerungsverhältnisse nach geologischen Gesichtspunkten berücksichtigt. Sie kommen zu dem Ergebnis, daß Salzwasser als ein ständiger und wichtiger Begleiter des Petroleum anzusehen sei. Beide gehören zusammen wie die Gangart zum Erz. Als Mutterflüssigkeit des

Erddöl seien tiefliegende bituminöse Schichten anzusehen. Die Umwandlung in Öl soll unter Mitwirkung des Salzwassers und wahrscheinlich von stärkerem Druck wie von höherer Temperatur erfolgen. Nach der gewöhnlichen Beschaffenheit der Ollager wird jede Art von vulkanischer Tätigkeit bei ihrer Bildung ausgeschlossen. Als größte Schwierigkeit stellt sich dieser Erklärung nach Monke und Veyhschlag das massenhafte Vorkommen des Steinöls an einzelnen Stellen entgegen. So in dem kleinen Gebiet von Batu, wo gegenwärtig die Jahresproduktion mehrere Millionen Kubikmeter beträgt. In den ältesten Zeiten wird die dortige Naphtha bereits erwähnt, und eine Abnahme der Quellen hat man bis heute nicht bemerkt. Bei Balachany wurde in dem einen Jahre 1889 ein halbes Kubikmeter Öl auf ein Quadratmeter der Bodenfläche gewonnen. Denkt man sich diese Ergiebigkeit nur ein Jahrhundert fortgesetzt, so kommt man zu einer Mächtigkeit des dortigen bituminösen Erdbreichs, wie sie nirgends gefunden ist und aller Wahrscheinlichkeit widerspricht. Deshalb will man sich damit aushelfen, daß man einen andauernden Zufluß des Öls von andern Stellen annimmt. Solche Bewegungen des Petroleums sind häufig beobachtet, sogar so häufig, daß von erfahrenen Fachmännern behauptet ist, das Öl werde fast nie da gefunden, wo es sich gebildet hat. Die Voraussetzung eines stetigen Zuflusses ist also gewiß statthaft, aber es bleibt wieder schwer zu erklären, wie das begleitende Salzwasser hinzugekommen ist. Die Frage nach dem Ursprung des Petroleums kann demnach auch heute keineswegs als abgeschlossen angesehen werden.



Verdampfung von flüssiger Luft.

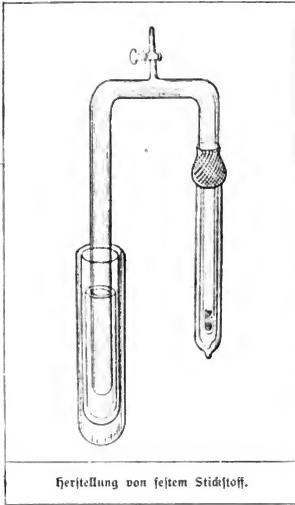
Verflüssigung und Erstarrung von Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff

Die höchsten erreichbaren Kältegrade hat S. Dewar in größerem Maße angewandt, um die Veränderung des Aggregatzustandes von den schwerer zu verdichtenden Gasen durch einfache Versuche anschaulich zu machen. Der Wasserstoff, dessen Siedepunkt für den gewöhnlichen Luftdruck bei $-252\frac{1}{2}$ Grad C oder $19\frac{1}{2}$ Grad über der als absoluten Nullpunkt angenommenen Temperatur von -273 Grad liegt, wurde in reichlicher Menge flüssig gemacht. Bringt man die Flüssigkeit in ein flaches und leicht bedecktes Glasgefäß (Abbild. S. 158), so erfolgt eine lebhafteste Verdunstung. Nimmt man dann die bedeckende Glasplatte ganz weg, so bildet sich über dem flüssigen Wasserstoff ein Schnee von feiner Luft, welcher durch die Berührung mit dem kalten Wasserstoff entstanden war. Läßt man unter gleichen Umständen flüssige Luft verdampfen, so schiebt der erste gasförmige Teil derselben wegen seiner anfangs größeren Dichtigkeit wie ein schweres Gas an der Oberfläche des Glasgefäßes herab (s. die obenstehende Abbildung).

Fester Wasserstoff führt zu noch etwas tieferen Temperaturen, sein Schmelzpunkt wurde zu 256 bis zu 257 Grad unter Null bestimmt. Er bildet ein durchsichtiges Eis mit schaumiger Oberfläche. Von dem nach dem chemischen Verhalten vermuteten metallischen Aussehen war nichts zu bemerken.

Für die Versuche mit Anwendung von hoher Kälte benutzt man am besten doppelwandige Gefäße, die durch eine zwischen beiden Wänden vorhandene Vakuumhülle das Eindringen der Wärme erschweren. Gibt man in ein solches Gefäß etwas flüssigen Sauerstoff, so genügt eine Bedeckung desselben durch den kälteren flüssigen Wasserstoff, um ihn in festen eisartigen Sauerstoff von blauer Farbe zu verwandeln. Der Siedepunkt des flüssigen Stickstoffs wurde bei -194 Grad, der des Sauerstoffs bei -182 Grad beobachtet. Die flüssige atmosphärische Luft, ein Gemenge beider von veränderlicher Zusammensetzung, scheidet bald näher an -194 Grad, bald näher an -182 Grad.

Fester Stickstoff hat Dewar mit einer zweischneuligen Nöhre nach Art des Archyphors hergestellt. Der eine Schenkel tauchte in ein Gefäß mit flüssigem Wasserstoff, der andre enthielt flüssigen Stickstoff. Der Druck über dem Stickstoff wurde anfangs durch eine Luftpumpe abgemindert. Der flüssige Stickstoff kam dadurch ins Sieden, das durch die Verdichtung der entstehenden Dämpfe in der Nähe des kalten Wasserstoffs sehr lebhaft



wurde. Infolge der Verdunstungskälte erstarrte der rückständige Teil des Stickstoffs (s. obenstehende Abbildung).

Die Abhängigkeit chemischer Verbindungen von der Temperatur

Die Abtrennung der Kohlenäure beim Brennen des Kaltes oder die Absonderung des Sauerstoffs von den Edelmetallen in der Glühbirne zeigen uns den Einfluß der Wärme auf die Zerlegung chemischer Verbindungen. Andererseits haben wir häufig, z. B. bei der Verbrennung des Holzes oder der Kohlen, Gelegenheit, uns davon zu überzeugen, daß die chemische Verwandtschaft erst in höherer Temperatur einen solchen Grad erreicht, daß er die Vereinigung verschiedener Stoffe zu chemischen Verbindungen veranlaßt. Die nähere Untersuchung hatte bekanntlich auf den allgemeinen Schluß geführt, daß jede Verbindung nur innerhalb gewisser Temperaturgrenzen entstehen kann. Je nach der Art der Verbindung zeigen sich diese Grenzen enger oder weiter, durchweg verschieden. In vielen Fällen kennen wir sie nicht. Am meisten wurden die Reaktionsbedingungen bei höheren Temperaturen untersucht, erst in jüngerer Zeit sind auch die Wirkungen der durch verflüssigte Gase erzeugten hohen Kältegrade mehrfach beobachtet. So konnte d'Arson-

val feststellen, daß durch Abkühlung mit flüssiger Luft sogar die sonst so starke chemische Anziehungskraft des Sauerstoffs zu Kalium oder zu Phosphor völlig verschwindet. Die Photographie wurde unmöglich, aber lebende Zellen und lösliche Elemente blieben noch wirksam und anscheinend wenig verändert.

Auf die chemische Vereinigung üben an sich geringfügige Nebenwirkungen oft einen entscheidenden Einfluß aus. So hat man über die Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff sehr zahlreiche Versuche angestellt, und doch ließen sich die Bedingungen dazu nicht vollständig ermitteln. Man wußte, daß ein Gemenge beider Gase noch unterhalb der Glühbirne sich langsam zu Wasser umsetzt, und daß der Vorgang in höherer Temperatur bis zur Explosion beschleunigt wird. Noch höhere Temperaturen begünstigten dagegen die Zerlegung des gebildeten Wassers, und bei 2500 Grad C beobachtete man seine vollständige Zerlegung. Man hatte demnach die obere und die untere Grenztemperatur für die Existenz des Wassers annähernd kennen gelernt, aber gewisse Nebenumstände wurden nicht aufgeklärt. So wurde vor einigen Jahren eine ganz abweichende und unerwartete Erscheinung von W. Valer mitgeteilt. Er verschaffte sich sehr sorgsam getrocknetes Knallgas und konnte es ohne irgendeine Änderung bis zur Rotglut erhitzen. Silberdraht wurde darin durch einen elektrischen Strom ohne weitere Einwirkung geschmolzen. Würde er aber nur die kleinste Menge von Wasserdampf den Gasen bei, so vereinigte sie sich unter Explosion. Daß die Gegenwart von Wasserdampf die Oxydation des Wasserstoffs wie des Kohlenoxyds merklich, nur in geringerem Grade als in Valers Versuch begünstigt, war mehrfach wahrgenommen, aber eine befriedigende und experimentell bestätigte Erklärung dafür fehlt uns bis heute. Auch bei der Oxydation des Wasserstoffs durch Eisenoryd konnte der Berichterstatter in früheren Versuchen feststellen, daß der gut getrocknete Wasserstoff erst bei viel höherer Temperatur in Wasser übergeführt wird als das saure Gas. Es ließ sich außerdem nachweisen, daß eine Beimischung von Stickstoff die Vereinigung des Wasserstoffs mit Sauerstoff erschwert. Sie wirkt also gerade entgegengesetzt wie die Gegenwart des Wasserdampfs; worin aber diese Wirkungen bestehen, ist nicht ausgemacht.

Kolloidale Metalle

Das wegen seiner prachtvollen Farbe geschätzte goldhaltige Rubinglas zeigt sich nach dem ersten Zusammenwärmeln seiner Reihautteile als unscheinbarer, gewöhnlich schwach gelblicher Glasfluß. Erst durch anhaltendes Erwärmen weit unter dem Schmelzpunkt entstehen die schönen roten Farbentöne des Rubins, welche nun bleiben. Es hat lange Zeit gedauert, bis man er-

kannte, daß das Gold in dem Glase in keiner chemischen Verbindung vorkommt und nur im Zustande äußerst feiner Verteilung eingeschlossen ist. Durch eine wichtige Erweiterung der mikroskopischen Forschung ist es Siedentopf und Sigmondy gelungen, im Ultramikroskop Körper sichtbar zu machen, deren Ausdehnung unter die früher dafür angenommene unterste Grenze von $\frac{1}{5000}$ Millimeter bis zum fünfzigfachen hinabgehen. Nach der Zählung an einem Teil eines Kubikmillimeters überzeugten sie sich, daß im vollen Kubikmillimeter des Rubinglases tausend Millionen und mehr an Goldteilchen vorhanden sein können. Unter der Voraussetzung der Würfelform für das ausgeschiedene Gold ergibt sich für die Kante eines solchen Würfels eine Länge zwischen 4 und 30 Milliontel eines Millimeters. Sie müßte dreihundert- bis zu zweitausendmal größer sein, wenn sie dem unbewaffneten Auge in der deutlichen Schweite sichtbar werden sollte.

In ähnlicher Weise wie das Gold des Rubinglases müssen wir uns die sogenannten kolloidalen Metalle als wenig diffusionsfähig durch die Masse des Wassers verteilt vorstellen. Entweder werden kleinste Metallteilchen oder ihre molekularen Verbindungen mit Eiweiß und andern organischen Stoffen durch innere Reibung wie durch Kapillarbewegung verhindert, sich niederzuschlagen. Diese Teilchen oder ihre Verbindungen schweben dann in ihrer Umhüllung wie das Gold in dem Glase.

Diese kolloidalen Metallösungen entstehen durch Abscheidung mittels elektrischer Ströme oder durch chemische Zerlegung. In letztem Falle sind die abgetrennten Metallteilchen oft schwer oder gar nicht von den angewandten Scheidungsmitteln zu trennen. Dagegen lassen sich die auf elektrischem Wege gebildeten Kolloide gleich rein absondern. Nicht nur Gold und Silber, auch Quecksilber, Kupfer, Wismut, Blei, Selen und Tellur hat man im kolloidalen Zustande dargestellt. Selbst die Verbindung des Schwefels mit Silber oder mit Kupfer läßt sich als rotbraune oder als grüne, nicht diffusionsfähige Flüssigkeit abscheiden. Die festen Bestandteile der kolloidalen Körper sind so klein und so fein verteilt, daß sie, hinreichend verdünnt, ein Papierfilter unverändert durchdringen. Einzelne behalten ihre Eigentümlichkeit sogar beim Eintrocknen und werden, mit einer hinreichenden Wassermenge nachher versetzt, auch jetzt noch durch ein Filter nicht getrennt. Trotzdem darf man die in sich zusammenhängende Masse eines kolloidalen Körpers mit einer eigentlichen Lösung durch Wasser nicht verwechseln. Vanino entdeckte im Schwerpat ein einfaches Mittel, beide zu unterscheiden. Eine geringe Menge desselben, zu den Flüssigkeiten hinzugefügt, schlägt die Metalle aus den kolloidalen Gemenge, z. B. das suspendierte Gold, nieder und entfärbt das beigemengte Wasser, während sie rote Fuchsinlösung ganz unverändert läßt.

Nachreise

Dom Zeitenbaume
Wie Apfel im Herbstwind,
Dampf aufschlagend,
Gleiten ins Gras unsre grauen Tage.
Und wir bücken uns schweigend nieder,
Lesen die Früchte
Und tragen die Lasten
In tiefe Kammern
Und schließen die Tür.

Laß sie liegen
In dunkler Stille!
Sie munden nicht,
Sind herb und hart,
Die düsteloßen,
Die grauen Früchte!

Aber wenn einst die Glodie schlägt
In später Weihnacht,
Dann nimmst du den Schlüssel
Und öffnest die Kammer,
Dann quillt ein Duft,
Ein würziger, feiner,
Uns süß entgegen,
Dann legt du sie mir,
Die goldbiggestreiften,
Auf silberne Schalen,
Und wir gedanken
Lächelnd erlittner
Eintziger Lasten
Und teilen uns heiter
Die heimlich gereifte
Saftigste Frucht.

Freih Erdner



Literarische Rundschau

Romane und Novellen von Ernst Heilborn, Emil Sandt, Emald Gerhard Sellger, Charlotte Uffe, Karl Spitzler, Ricarda Huch, Grete Auer, Heinrich Mann, Heinrich Hans-Jakob. — Literarische Notizen

E hat lange gedauert, Josua Kersten, bis du heimgefunden hast.“ Mit diesen Worten erhebt der alte greise Wärtner segnend seine Rechte über Josuas Scheitel, als dieser nach langer, mehr schmerz- als glückvoller Irrfahrt durch die Welt den Grund der Mutter Erde, der Heimat und des bescheidenen, in ihm selber ruhenden Gesezes wiederfindet, daran schon der Jüngling einmal beinahe genesen wäre, wenn neuer Lebens- und Liebesdrang ihn nicht die Ankerkette zerrissen hätte. „Draußen zuwenig oder zuviel, zu Hause nur ist Maß und Ziel“: wie über so vielen Erziehungs- und Entwicklungsromanen der letzten Jahre könnte dieser Goethische Spruch auch über Ernst Heilborns „Josua Kersten“ stehen (Berlin, Fleischel u. Co.; 5 M.). Aberhaupt hat er viele Brüder und Vettern in der Literatur, dieser unter leidenschaftlichen Freuden und noch leidenschaftlicheren Schmerzen sich suchende, spät sich findende Josua, von Elvira Twist an bis auf Jöna Uhl, Peter Camenzind, Gottfried Kämpfer und Aemus Semper. Sein Mißs- und Zwillingenbruder aber ist doch wohl Reides Noll Kunge, der auch die Welt hinauf hinauf, durch Glückdrauch und Schmerzenglut so lange suchen, irtzen, kämpfen und sündigen muß, bis er am Herzen der Heimat, in enger Beschränkung und stiller Bescheidung seinen „eigenen Ton“ findet. Dem es Vergnügens macht, der mag vergleichen und sogar sich fragen, wieviel Ähnlichkeit die Hildegard, Ragda und Marion bei Reide mit den Gretel, Marianne und Adele bei Heilborn haben. Selbst das Holzpferdchen Noll Kunges, darin verborgen sein eigener Ton, die Erfüllung seines eingeborenen Wesens schlummert, selbst dieses Symbol findet seine Partner in dem feinen unscheinbaren Ring und der silbernen Schale mit dem zielenden Amor, die Josuas Jugendwege geheimnisvoll begleiten.

Toch Vergleiche hin, Vergleiche her! Solche und andre Ähnlichkeiten erklären sich zur Genüge aus der gleichen Zeit- und Kulturstimmung, und sieht man näher zu, so werden sie von tieferwurzeln Unähnlichkeiten überhattet. In der

Technik wie in der Problemführung. Das Reidegüßle, das Josua Kerstens Kindheit und früheste Jünglingsjahre bewegt, und das ihm unbewußt auch durch seine atbeitliche Selbstentwicklung nachgeht, spielt bei Noll Kunge so gut wie gar keine Rolle; die rastlose Sinnlichkeit, die Reides problematischen Feldern zum Märtyrer macht, berührt Josua nur äußerlich. Das Wesentliche aber ist doch wohl die grundverschiedene Darstellungsart der beiden Bücher. Es gibt Spazierbücher, die lange Strecken hindurch scheinbar ohne Ziel durch Welt und Natur schlendern und unterwegs so viel an bunten Erscheinungen mitnehmen, wie sie irgend erhaschen können. Zu diesen Büchern gehört neben so vielen unrer Zeit auch das Reides, während Heilborn vom ersten bis zum letzten Blatt sein Ziel fest im Auge behält, die Fägel manchmal fast zu straff anzieht und nur in den oft etwas kühl konstruierten Mittelpartien des Buches dem nuancierenden und ausfordernden Beiwert — z. B. in der ergötlichen Szene im Schneiberatelier und in den modernistisch-satirischen Redaktionsgesprächen — ein wenig Spielraum gönnt.

Diese Konzentration auf das Innerliche und Wesentliche macht namentlich die Schilderung der Kindheitsjahre zu einem so feinen und reifen Kunstgebilde. Wie lebt sie vor uns, diese Vorfrühlingszeit, wo sich der Schatten einer trübdampfen Frömmigkeit, einer krankhaften Überspannung des kindlichen Bewußtens und einer dunklen Abstammung — Josua ist nicht der Sohn derer, die er als seine „Mutter“ verehrt, in deren wohlhabendem Hause er aufgewachsen ist, sondern das uneheliche Kind einer bei seiner Geburt verstorbenen Dienstmagd — wo sich das alles erstönd oder doch gerplütern auf die zarten Halmchen seiner Spiel- und Phantasietriebe legt und eine zaghafte Halbheit in ihn pflanzt, die ihn zum Verbängnis wird. Es ist kein Widerspruch, wenn diese Zagheit später in einen Fanatismus des Bekannennuns umschlägt, mit dem Josua gegen sich selbst und sein eigenes Glück wütet. Er und mit ihm sein geistiger Vater ist geworden, die Heiligkeit, dieses nie sich selbst genügende Gräbtlerrum seinem Patriarchal auf die Rechnung zu setzen. Aber darin täuschen sich

beide: der Keim zum Problematischen, dieser Widerstreit zwischen Wollen und Können, liegt tiefer in Josua begründet, wenigstens werden die sozialen Konsequenzen jener unedlen Abstammung nirgends anjaukelnd und wirksam gemacht. Josuas Jersfall mit der bangen Frömmigkeit seiner Kinderjahre, sein folgenschwerer Konflikt mit der studentischen Moral durch betonte Ablehnung des Duells, sein selbstquälerischer Bruch mit seinem väterlichen Freund Professor Bernd (für den Paedel Modell gestanden hat) und mit dessen ihm in kameradschaftlicher Liebe verknüpften Tochter Marianne, seine Flucht von der Schauspielerin Adele Glodner, der Mutter seines Kindes, aus deren Seele ihm anfangs so viel Gleichgestimmtes an Leid, Pein und Sehnsucht entgegenklang, ehe die kleinlichen Zufälle des Lebens das starke Gefühl zermahlten, endlich das brüste Ausspielen seiner in den Augen der Welt unedlen Herkunft in einem Augenblick, wo Ruhe und Erfolg in sein unstetes Leben kommen will — alles dies wirkt kein Fluch von außen, sondern der alte böse Feind tief in ihm selber: seine Halbheit, Jagheit, Unsicherheit und Herrissenheit, seine eitle Selbstqual, seine selbstgefällige Freude am Geschehenlassen und Leiden, nicht die Tatsache, sondern allenfalls nur die Angst vor dem Pariaatum, die in ihm steckt. Die Gespenster weichen erst, als er dies Leidenwollen, diese flechtliche Wollust, sich selber Schmerz zu bereiten, endlich durch Ruhe und den Entschluß zu handeln, wenn auch nur im engen Kreise, überwindet.

Weider ermattet der Roman in diesen Partien. Seinen Helden ins handelde Leben zu führen, gelingt ihm nicht recht. Die „ästhetischen“ Partien sind weit besser als die „praktischen“. Aberhaupt findet Josua nicht die kräftigen Gegensätze, die er braucht. Die für das Spiel der Handlung in Betracht kommenden Menschen sind allesamt zu sehr Philosophen des Lebens und sprechen mehr oder minder alle die Sprache des Verfassers, der den gefährlichen Unterschied zwischen Tatmenschen und Gefühlsmenschen wohl kennt, selber aber zu sehr „Ästhet“ ist, um der Gestaltung beider Seiten gleich gewachsen zu sein. Der „andern“ Sichgeben und Sichauswirken bleibt immer ein wenig blaß, als hätten sie sich nicht an den Brüsten des Lebens genährt, sondern wären mit dem Sogflet der Ästhetik und Literaturgeschichte großgezogen worden. Damit mag es zusammenhängen, daß, zumal im Schlussteil des Buches, wichtige Ereignisse, wie das Wiederfinden Josuas mit Marianne, die sich nach Adeles Tode seines Kindes angenommen hat, in ihrer epischen Wirklichkeit viel zu kurz kommen, daß nur noch ihre Gefühlsregung zu uns dringen. Freilich, gerade diese gedämpfte Mittelbarkeit, dies Zwischelt zwischen Ägung und Bewußtsein gibt dem Buche seinen eignen Reiz. Ein heimliches Leuchten wie von dem lezten

Abendstrahl einer schon verfunkenen Romantik geht von ihm aus. Ein Dichter hat es geschrieben, der mit den wehen Mähteln des Lebens andächtige Zwiegespräche gehalten hat, der erfüllt ist von einer heiligen Ehrfurcht vor allem Seienden und Gewordenen, dem wie seinem Helden nur die letzte Robustheit des Tadens, Haltens und Gestaltens fehlt, um ein vollendetes Gebilde des Lebens zu schaffen.

Wenn es dies resolute Zugreifen und Sichaneignen des unmittelbaren heißen Lebens allein täte, so wäre Emil Sandts Lustschiffroman „Cabete“, von dem der Verlag J. C. C. Brunns in Minden soeben eine wohlfeile Volksausgabe erscheinen läßt (Preis 2 M.), das Ideal des realistischen Gegenwartromans. Ein Buch, das seine Aktualität auf der Stirn trägt! Das Titelblatt zeigt neben einem zerbrochenen Degen, den ein großes gelbes Ankerfischchen durchschneidet, ein Lustschiff, in voller Kriegsausrüstung über dem Meere schwebend, darunter noch der amerikanisch anmutende Begleitfah: „Eine Geschichte, über deren Bizarrerien man nicht ihre Drohungen dergessen soll.“ Doch damit nicht genug. Eingeleitet wird der Band, ehe der Abdruck lobender Kritiken dieses „Buches der Saison“ beginnt, mit der Schilderung eines großen Zeppelinischen Luftfluges („Aus der Vision ins Leben“), und Graf Zeppelin selber war gutmütig genug, dem „Warnruf an das deutsche Volk“ ein empfehlendes Geleitwort zu schreiben, das nun in edler Bescheidenheit jene Zeitungsauszüge abschließt und krönt: „Cabete ist mir so aus der Seele geschrieben, daß manche mich durch den Glauben überhöhen (so!) konnten, Emil Sandt sei mein Pseudonym. Nicht mir, sondern dem wirklichen Emil Sandt ist die herrliche Gabe verliehen, die Wirkung des prophetisch Geschilderten auf die gesamte Kulturwelt wie ein echter Dichter in packender Form darzustellen und dahinein die ersten Warnungen und Mahnungen zu werfen.“

Ein moderner Jules Verne also, der im Lustschiff der Phantasie alle Schranken der Wirklichkeit überfliegt, aber nicht vergißt, Mühme Moral mit in die Gondel zu nehmen. Denn dies Cabete! kommt mir trotz seiner großartigen Zukunftsperspektiven mandmal reichlich philiströs vor. „Diese neue Erfindung wird unser stolzes Kulturgebilde zertrümmern, sie wird rauben und entwerten: Vorrang und Ansehen, Länderstreden, stehende Heere, gepanzerte Flotten, in Felsen gehauene Festungen. Dieses Cabete! erschütteret die Welt!“ Sacht! Sacht! Die Welt hat schon gleiche Wandlungen mehr als einmal überstanden, dank der unerlößlichen Anfaßungsfähigkeit, deren sie fähig ist gegenüber allem, was sie aus sich selber heraus schafft.

Wie die Aufwindigungen, so nimmt auch der Roman selbst seinen Mund etwas gar zu voll. Der Winter schrieb seine Memoiren an den

Simmel; und es war, als ob er seine Feder in Schwefel getaucht hätte. Ein fahles Manuskript ...“ Diese Anfangsätze verraten eigentlich schon, was Gschmades Kind der Verfasser ist. Nein, auf die Gefahr hin, von seinem beneidenswerten Selbstbewußtsein nicht zu der „ehrlichen und verständnisvollen Kritik“ gerechnet zu werden, die insgesamt bekennend, Cabete sei geworden, wozu Emil Sandt es bestimmt habe: ein kulturhistorischer Roman, d. h. also doch ein literarisches Kunstwerk, auch auf die Gefahr hin meine ich, daß ihm dazu das Nützigste und Wertvollste fehlt: menschl. Psychologie, das Verstehen und Deuten menschlicher Gefühle und Handlungen, das Nachschaffen menschlicher Charaktere. Das Buch bleibt von Anfang bis zu Ende äußerlich. Was vielen andern zu ihrem Schaden mangelt, das hat es allein und ausschließlich: Körper, Weibchen und Handlung — fehlt nur die Seele. Der aktuellen Bedeutung des Buches tut das keinen Abbruch. Seine Warnungen und Ermahnungen, seine spannenden, mit Geist und Gewandtheit vorgetragenen Gedankengänge: glaube nur keiner, daß mit dem lentbaren Luftschiff, heiße es „Rag“, wie Fritz Rufarts erstes, oder „Kobur“, wie sein zweites, eine Ära des Weltfriedens anbrechen werde! — diese „Wahrheiten“ sind von den künstlerischen Qualitäten des Werkes nicht abhängig. Dann geht das Listen und Jagden und Sichbetriegen erst recht an! Sandts Held tut alles mögliche, sein Luftschiff zu einem Friedensbringer und Kulturträger für die ganze unter seinem Zeichen geeinte Welt zu stempeln, er bleibt gegen alle goldenen Verlockungen, die von Freund und Feind an ihn herantreten, kalt — schließlich muß er sein den Engländern glücklich wieder abgejagtes kriegsmäßig armiertes Fahrzeug doch mit dem schwarzweißroten Wimpel schmücken und es im Schloßhof zu Berlin dem obersten deutschen Kriegsherrn zur Verfügung stellen: „Cure Majestät haben recht gehabt: die Liebe ist ein Traum, wo es um die Macht geht. Auch die Liebe für alle Menschen ... In Cures Majestät starken Händen übergebe ich meinem Vaterlande von heute ab das, was mir nicht Lebenswert werden konnte.“ Den Friedensfreunden ins Alibum! Den Philantropen und Kosmopoliten hat das Buch in der Tat das meiste zu sagen, darunter gewiß manches Überzeugenswerte.

Zur Anekdote folgt ein Ewald Gerhards Zeeligers großer Weltroman „Der Schrecken der Völker“ (Berlin W 30, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt; geb. M. 5.20). „Schrecken der Völker“ heißt der deutsche Jugendrom Waldemar Quint ungefähr in dem Sinne, was Attila die Gottesgeschel hieß. Etwas Übermenschliches, Übernatürliches umwittert ihn. Von aller irdischen Tradition entfesselt, sucht er seine Persönlichkeit durch die Kräfte der modernen Technik über das Maß des Menschlichen

hinaus zu steigern. Sein Ziel ist dem Rufarts ähnlich. Auch er will den Krieg aus der Menschheitsentwicklung ausschalten. Nicht auf friedlichem Wege, sondern mit Gewalt. „Es gibt nur ein Mittel gegen den Krieg: der Krieg. Nur der Schrecken treibt die Völker zusammen und erzeugt den Frieden ... Je schrecklicher die Werkzeuge des Vordens werden, um so seltener wird man sie anwenden. Sie werden endlich an sich selbst zerschellen. Nicht die Friedensschalmeien, nicht die steigenden Prozente der Handelsbäuer, nur die lähmende Furcht bündigt die Bestie.“ Das lentbare Luftschiff, gefüllt mit kristallisiertem Wasserstoff, getrieben von der elektrischen Energiepannung der Atmosphäre, schwebt auch Quint als Hauptexekutor dieser kriegerischen Weltfriedenspläne vor. Er unterjocht sich ein Kleinfkapital, wirbt Mannschaft, indem er von einer Deportationsinsel eine deutsche Schiffsbesatzung befreit und — erklärt damit der gesamten Welt, soweit sie in Waffen starrt, den Krieg. Sein erster Angriff gilt England, das „die halbe Erdkugel gestohlen hat und die Wurzel alles Unfriedens ist“. Das Meer muß zuerst seine Freiheit wiederhaben! Also: Die Flotte herans! Nie es nicht gleich geschieht, fängt der „Schrecken der Völker“ an, seine furchtbaren Trohungen wahr zu machen, und zwar in einer Weise, daß das stolze Albion fühlt, es wird Ernst. Das Entsetzen fährt ihm in die Glieder. Da — ehe Quint noch zum letzten vernichtenden Schlage ausholen kann, erreicht den „Schrecken der Völker“ selbst das Weib: mitant seinem Werk und allen seinen Wesenheiten geht er unter. Nicht aus dummem, tölpelhaftem Zufall, sondern in sittlicher Konsequenz seines Handelns. Der Egoismus, das unbegrenzte Individualitätsstreben in ihm überschlägt sich selbst; weil Quint in seinem Tun alles überseh, was rein menschlich, fällt er gerade der beleidigten Macht des Herzens zum Opfer. Sein Weib, ihm leidenschaftlich zugetan, leidet so grausam unter seinem Übermenschentum, daß ihre Eifersucht ihm nachstellt und dadurch zur Entdeckung seiner heimlichen Fehnung und zu seiner Auslieferung an die Feinde führt. Das Gefühl läßt sich eben auch von dem Menschen der Zukunft nicht spotten.

Zeeligers Roman hat nicht bloß köhnen schweisenden Phantastik, er hat auch Ideen, und an Steuer gibt eine ehrlich erarbeitete Weltanschauung. Auch verdient es Dank und Anerkennung, daß nach so vielem irdischen Kleintum ein echter Poet wieder einmal so hoch und so weit greift. Nur schade, daß es der irdischen Gestaltungskraft des Balladendichters noch nicht gelingen wollte, das rechte Maß zu finden. Die Erzählung geht oft viel zu sehr in die Breite und todert dadurch ihre innere Ausdehnung und Überzeugungskraft. Und noch eins bleibt bei dieser hohen Talentprobe zu beklagen: daß die meisten Romanstrich-

stellern zurückführende Freude am realen wirtschaftlichen, politischen und technischen Leben der Gegenwart gleich wieder über die natürlichen Grenzen der Wirklichkeit hinaus ins Blaue der Illusion und Hypothese schweift, anstatt sich mit moderner, frisch geträchtigter Kunstfertigkeit an das geschichtlich Bemerkene, an das Greifbare und Tatsächliche zu halten.

Die Zeit der Saat und der ersten Keime, jener Tage, wo noch alles im grünen Kleide der Hoffnung geht, sie sind es, denen wir in den Roman- und Novellenbüchern immer wieder begegnen, um deren Rätsel und Wunder unsre Dichter immer von neuem werden. Daß dabei als künstlerisches Objekt das männliche Geschlecht gewaltig überwiegt, werden die Begier der Frauenbewegung hoffentlich nicht als Waffe benutzen. Immerhin gibt es doch auch schon ein paar Jungmädchen-Geschichten, die zu dem Genre Bildungs- und Entwicklungsroman zählen, und die ernst genommen zu werden verdienen. So hat Hans von Kahlenberg Schul- und Pensionatsgeschichte „Vom lieben Gott“ ein Gegenstück in Charlotte Riese's „Menschenfrühling“ gefunden (Leipzig, Brunow). Da erleben wir einmal an den Schicksalen der schönen heimatlosen Anneli, daß ein gesundes Kindergemüt so leicht nicht umzubringen ist, wenn sich auch eine ganze Welt gegen es verschmört. Die Kleinstadt durch das Zerbröckeln einer Neun- bis Zwölfsjährigen gesehen, ein Mikrokosmos in einem unverbundenen Kinderauge widergespiegelt und von einem entzückend offenerzigen Kindermund herausgeplappert — das ist ein Thema, für das das Talent der resoluten Hofsteinerin mit dem wissenden und verletzenden Humor wie geschaffen erscheint. Freilich kommt es manchmal vor, daß Klein Anneli von den köstlichen Typen der Kleinstadt, etwa dem gefräßigen Kandidaten Murlus oder dem ach! so unglaublich genügsamen Nähmädchen Niese Bindejeil, allzulange beiseitegeschoben wird — aber wenn freut es nicht, wenn Charlotte Riese einmal wieder ein paar neue Originale erwidet hat! Sie spart sich dadurch die gar zu düstige Zerfaherung seelischer Zustände, die so vielen Entwicklungsromane geschäftlich wird, und gewinnt ihrer Geschichte durch diese indirekte Charakteristik, die sich mit einer seltenen Kunst des behaglichen Erzählens zusammenfindet, Fülle und Farbe des unmittelbaren Lebens. Auch hier wie bei Ernst liegt noch eine Fortsetzung in der Luft — wohlan, des Anneli, noch mehr der Charlotte wegen soll sie willkommen sein!

Die Art, wie Charlotte Riese einen ganzen Kreis Erwachsener, eben die, mit denen Anneli in Verbindung kommt, aus deren Auffassung und kindlichem Weltverständnis heraus schildert, erinnert zuweilen an Karl Spitteler's keine Kunst, wie er sie in der Kindergeschichte von

Gerold und Hansli, den „Mädchenfeinden“, übt (Jena, Diederichs). Gerold und Hansli sind zwei Schweizer Kadetten, die sich in den Ferien bei den Großeltern gütlich getan haben und nun den Weg in ihre Garnison zu Karlsruherberg mit einem Wädel ihres Alters, so zwischen neun und zehn Jahren, zurückfahren. Die „Mädchenfeinde“ lehnen sich anfangs gegen die Reisegesellschaft auf und ließen dem zarten Geschlecht ein regelrechtes Gefecht, befreundeten sich dann aber mehr und mehr mit der aufgeweckten Kleinen, die über so viel Mutterwitz verfügt. Doch bleibt die weitere Erzählung, wie gesagt, nicht auf diese kleine Gesellschaft beschränkt, sondern zieht allerlei Schicksale von Erwachsenen hinein und gewinnt so in engstem Rahmen ein außerordentlich reiches und sattes Abbild des Lebens, ein gegenseitiges Durchdringen von Ernst und Scherz, das für die spätere Entwicklung der Kinder seine Bedeutung haben wird.

Tragt man nach einem Dichter unsrer Tage, in den Phantasiereich und großzügiger Geschichtsfinn einen nahezu vollendeten Bund eingegangen seien, so kann man sicher sein, daß von einigen Begeisterten eine Dichterin genannt wird. Sie heiße Ricarda Huch und das Dokument dieser seltenen Kunst „Die Geschichten von Garibaldi“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; bisher zwei Bände). Wir können mit diesem Entschlusse bei aller Hochschätzung der dichterischen Gesamtpersönlichkeit Ricarda Huchs nicht mitgehen. Der zweite Band, der den Einzelteil „Der Kampf um Rom“ führt (geb. 6 M.) und mit der Schilderung des Zuges der „Tausend“ nach Sizilien und der Vertreibung der Bourbonen den Höhepunkt von Garibaldi's Leben und Kämpfen erklmmt, er hätte auch die historisch-psychologische Verlebendigungskunst der Dichterin auf dem Gipfel zeigen müssen. Statt dessen ist er womöglich noch matter als der erste, der von der „Verteidigung Roms“ handelte (geb. 6 M.). Was wir da empfangen, sind „farbige Relationen“, Strahlungen und Spiegelungen des „hertlichen“, des „großen“, des „unvergleichlichen“, des „unsterblichen“ Garibaldi — der Held selbst aber, so viel von ihm gesungen, gepredigt, psalmodiert wird, bleibt Körperlos, ein Schemen, der nicht Fleisch noch Blut gewinnt. Hier triumphiert einmal wieder der Fuchs, der die ganze moderne Nachromantik beglückt: anstatt Menschen und menschliche Leidenschaften sieht sie Visionen von Menschen und Träume von Leidenschaften. Schmeißt sie damit in erdichtete Zeiten und läßt die Erfindungen Taten tun, die nie geschehen, so gibt es zuweilen prächtige, hinreißend schöne Phantasielbilder; im geschichtlichen Licht aber zertrümmen diese Traumgestalten in klaffe, haltlose Reibelgebilde, denen der Leser bald seine Teilnahme und Gefolgschaft verjagt. Gewiß gibt es auch in diesem zweiten Bände

Episoden, die nur eine echte Dichterin schreiben konnte. Zumal Landschaftsbilder finden sich, die uns mit unwiderstehlicher Stimmungskraft unter Italiens Himmel versehen. Und auch ganze Schicksalsbilder, die sich machtvoll zusammenballen. Es sei nur an das Schlußbild erinnert: Garibaldi auf dem Felsenland Caprera, zürnend wie Kälbes in seinem Zelt, ein halber Gefangener, ein Verschmetterter, wenn ihm nicht das Leben mit der Stimme des Meeres tröstend und anfeuernd von zukünftigen Taten und unvergänglichem Ruhme fänge, mag es sich, hochseitsvoll, gelassen und unergründet wie es ist — darin gleicht ihm Ricardos Kunst mit ihrer grandiosen Objektivität —, zuvor auch daran weiden, wie die Blätter von den Zweigen dieses stolzen Baumes fallen, wie Sturm und Regen an seinem morschen Stamme rütteln. Dennoch: „Aus den Trümmern seines Leibes noch sollen mir Rosen wuchern ...“ Nein, die künstlerische Bewältigung eines großen geschichtlichen Stoffes im modernen Geiste ist es nicht, was das eigentliche Können und Sein dieser, heute in stolzer Einsamkeit dastehenden, gottbegnadeten Dichterin aufruft. Der noch fehlende dritte Band macht uns eher bange als gespannt.

Eine neue Begabung ungewöhnlicher Art tritt uns unter dem Namen Grete Auer entgegen. Als ihre „Bruchstücke aus den Memoiren des Chevalier von Roquefiant“ erschienen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 6 M.), war dieser Name auch denen fremd, die mit Aufmerksamkeit die zeitgenössische Romanliteratur verfolgten. Dann freilich orientierten wir uns, daß diese Schriftstellerin schon vor einigen Jahren in „Marokkanischen Erzählungen“ (Bern, H. Franke) und „Marokkanischen Sittenbildern“ neben einer scharfsichtigen Beobachtungsgabe temperamentvolle Erzählungsgabe und phantasievolle Gestaltungskunst bewiesen hatte. Ja, die Dichterin und Psychologin wußte schon hier gegenüber der Berichterstatterin ihr Erstgeburtstrecht geltend zu machen. Gerade jetzt, wo Marokko in unsern Tagesblättern Trumpf ist, sollte man sich in jene Bücher vertiefen: man wird etwas — wie schwer ist das sonst! — von der Seele des Landes und Volkes daraus verstehen lernen. Doch mag man diese novellistischen Kulturbilder aus einem rätselvollen Lande nachträglich noch so hoch schätzen, die Geschichte aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. überrascht dennoch, überwaht durch ihre Kunst der Einrahmung und durch die präzise-archaisierende und doch wieder sichtlich Technik der Erzählung, übertraht mehr noch durch ihre Gestaltenfülle und das unmittelbare Leben, das von all diesen glänzenden Fürsten und Fürstinnen, Edleuten, Navallieren, Hülflingen, Damen, Geliebten und Bürgermädchen ausströmt. Ihr Reich freilich gibt Grete Auer, wenn sie eine Kindergefallt zeichnet.

Das Beneckstein, das goldhaarige Töchterchen des katholischen Lebensfrischen und funktfertigen Goldschmieds Regnard und der strengen Augenottin Germaine, ist ein Juwel in der stolzen Galerie von anmutigen und rührenden Kinderfiguren, die die deutsche Literatur aufweist. Auch ihre Liebesgeschichte, ihr entliches Sichfinden mit dem Chevalier Roquefiant, gehört zum Zartesten und Poetischsten, was wir kennen. Grete Auer ist Schweizerin von Geburt. Das hat ihr gewiß von früh auf die Kunst Kellers und Meyers nahegebracht, der sie nun eine dankbare, aber auch würdige Schülerin geworden ist. Humor freilich kann man nicht lernen. Den muß man mitbringen, und er, fast jedem Blatt dieser Memoiren ein treuer Gesell, erscheint bei Grete Auer denn auch durchaus als Eigengewächs, mag er in seiner offenen, freien, herzhaften Weltanschauung noch so viele Anklänge an den Kellers zeigen. Doch es heißt, in den Adern dieser Dichterin fließe auch Wiener Blut. Das würde in der Tat erst die heitere Leichtigkeit, die aufgeschlossene Lebensfreude, die leuchtende Farbigeit, den anmutigen, leis fettesten Scharm erklären, der diese Geschichte aus dem Zeitalter des Roi soleil übergolbt. Es wird immer wahrrscheinlicher: der historische Roman geht einer neuen Jugend entgegen.

Noch eins könnte man an Grete Auer rühmen: daß sie größte Kunstfertigkeit mit edler Einfachheit zu verschmelzen weiß, daß sie das Artistentum nie über den Respekt vor der Wahrheit und dem Leben triumphieren läßt. Das erleidet uns so manches an Ricardos Buch, das steht auch immer wieder der Wirkung, auch der künstlerischen Wirkung Heinrich Manns (des Bruders von Thomas Mann, dem Verfasser der „Buddenbrooks“) im Lichte. Auch sein neuestes Novellenbuch „Die Bösen“ (Leipzig, Inselverlag; geb. M. 3.50) vereinigt zwei Novellen oder novellistische Lebensbilder, die ihren Wert weit mehr in der Form als im Geist und Inhalt haben. Wie spitz ist das alles angefaßt, wie gesucht hingeseht, wie bewußt zurechtgemacht! Es ist Rasse und elementare Daseinskraft in den Menschen Heinrich Manns, auch in diesen beiden „Bösen“, die sich durchsetzen, durchsetzen um jeden Preis, und befähigt sich auch ihr Weg wie der der Branzilla, der Sängerin des päpstlichen Roms, die nur ihren Künstlertrah, nur ihre Gesangskunst will und kennt, mit Leiden, und wären diese Leiden auch die Körper derer, die jenen Unerbittlichen im Leben nur Gutes und Liebes erwiesen haben. Die Gestalt der Branzilla, dieser Ehrgeiz- und Willensbesessenen, hat Größe, gewiß, aber das Unheimliche, das Außerordentliche an ihr zehrt die Bewunderung an: schließlich erscheint sie einem nicht mehr wie ein Wesen von Fleisch und Blut, sondern nur noch als ein Vampire, das ein aus dem Grabe aufgestandenes

Zu unsern Kunstblättern

Jan Vermeer — Theodor Schüz — Adolf Brütt — Hanns Schnör — Walter Geyffhen

Unser Heft bringt an erster Stelle in der edlen Technik des Mezzotintodrudes eine Nachbildung des Gemäldes „Herrin und Dienerin“ von Jan Vermeer oder genauer von Jan van der Meer van Delft. Diesen Vorrang darf das Bild seinem Kunstwert nach wohl beanspruchen. Ebenbürtig, wenn nicht überragend, stellt es sich neben die andern feingestimmten Genrebilder des Holländers die unsre großen öffentlichen Galerien seit langem zu ihren wertvollsten Schätzen rechnen, neben die „Kupplerin“ und das „Lesende Mädchen“ der Dresdner Galerie, neben das „Mädchen mit dem Weinglas“ in Braunschweig wie neben die „Kavalierzene“ und die „Dame mit dem Perlenhalsband“ des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin. Unser Bild (fälschlich öfters „Der Brief“ genannt) gehört jedoch keiner öffentlichen Sammlung an; das Original ist vielmehr im Besitz des rühmlichst bekannten Kunstfreundes und Kunstförderers, des Herrn James Simon in Berlin, dem denn auch wir für die gütige Erlaubnis zur Wiedergabe unsern Dank schulden.

Von dem Farbencreiz des Originals, von dieser sanften, wohlthuenden Melodie der Töne vermag unsre Wiedergabe freilich keine Vorstellung zu vermitteln. Doch hoffen wir, daß der feinsüßliche Betrachter wenigstens etwas ahnt von den zarten Silberböden, durch die sich Vermeer von andern Interieurmalern seiner Zeit unterscheidet. Sein Lehrer Carel Fabritius, der „felte Rembrandtschüler“, hatte ihn auf die Lichtmalerei hingewiesen. Im Gegensatz zu seinem Elfter Landsmann und Zeitgenossen Pieter de Hooch, mit dem er nicht selten verwechselt wird, rückt Vermeer seine Gestalten mit Vorliebe dicht an den Bildrand und gibt sie in Halbfigur, das Zimmer nicht ganz, sondern nur einen Ausschnitt. „Durch keine Tür, sondern durch ein Fenster von der Seite strömt das Licht herein, und da die Gestalten ganz vorne sitzen, bleiben sie im Dunkel, während Mittel- und Hintergrund in hellem Sonnenlicht stimmern. Auch die Farbenskala ist anders. Während Hoochs Bilder aus dunkle Rot gestimmt sind, liebt Vermeer ein helles mondcheindudiges Blau und gartes Zitrongelb“ (Rutber). Ja, gleich Rembrandt, wenn auch in anderer Art, ist Vermeer ein Zauberer der Lichteffecte, sowohl in seinen Innenräumen wie in seinen Landschaften („Bild auf Delft“ im Haag und „Straße von Delft“ in Amsterdam), und ein unergleichlicher Kolorist. Das Licht, das er auf die Leinwand zu hauchen wußte, blendet uns heute noch. So werden denn seine nicht zahlreichen Bilder mit ihrem aufheulenden Perlmutterschimmer der Farbe, ihrer hervorragenden Leichtigkeit und Sicherheit des Strichs, ihrer

glücklichen Wahl der Motive, ihrer weichen musikalischen Stimmung voller Heiterkeit und Grazie jetzt von den Kunstfreunden mit Recht unter die kostbarsten der holländischen Schule gerechnet, während man ihn zu seinen Lebzeiten (1632—1675) nicht nach Gebühr zu schätzen wußte. Für „Herrin und Dienerin“ soll von dem jetzigen Besitzer ein Preis von 325 000 Mark gezahlt worden sein.

Die in gleicher Technik wiedergegebene „Mittagspause bei der Ernte“ von Theodor Schüz ist das Werk eines um zweihundert Jahre jüngeren, aber gleichfalls lange über die Mittel angeesehenen Malers. Jetzt, nach der Berliner Jahrhundert-Ausstellung, scheint auch er zu Ehren kommen zu sollen, was man seiner schlichten, gemütvollen Kunst von Herzen gönnen mag, wenn sie sich mit der des Holländers auch nicht vergleichen darf. Schüz war ein Württemberger von Geburt (geb. 26. März 1830, gest. 13. Juni 1900), besuchte 1848—1854 die Stuttgarter Akademie, ging dann nach München und wurde 1856 Schüler von Piloty, an dessen Romreise von 1858 er mit Lenbach u. a. teilnahm. 1866 siedelte er nach Düsseldorf über, wo er am 13. Juni 1900 starb. Vor seinen Bildern aus dem Leben der deutschen Bürger und Bauern darf man sich mit Recht an Ludwig Richter erinnern fühlen; mit diesem Meister teilt er jedenfalls die Vorliebe für behaglich-idyllische Stimmungen und Szenen des täglichen Lebens, noch mehr des ruhegelegneten, gottgeweihten Sonn- und Feiertags, wie auch die Innigkeit der Empfindung und die Feinheit, womit er sie aufs Blatt bringt. Schon die Titel seiner wichtigsten Gemälde verraten uns, in welcher Sphäre er heimlich: „Am Konfirmationsmorgen“ (1851), „Die Abendglocke“ (1857), „Mitternachtspausengang“ (1859), „Weinernte am Weiler“ (1864), „Sonntagmittag in einem schwäbischen Dorfe“ (1875), „Therdegang“ (1875). Das Original des hier wiedergegebenen Bildes (aus dem Jahre 1862) befindet sich in der Gemäldegalerie zu Stuttgart und trägt auf seinem Rahmen von der eignen Hand des Künstlers die Worte geschrieben: „Bl. 104, 27. 28: Es wartet alles an dich, daß du ihnen Zweite gibst zu seiner Zeit. Wenn du ihnen gibst, so sammeln sie; wenn du deine Hand aufhust, so werden sie mit Gut gefättigt.“ Unser Mitarbeiter David Koch, der seinem schwäbischen Landsmann eine liebevolle, reich illustrierte Monographie gewidmet hat (Stuttgart, F. F. Ziefenlopf), findet schöne Worte, den Gemütsinhalt des Bildes zu deuten: „Unter dem apfelschönen Baume die kurze Mittagstait mitten inne im Leben ... Am Fuße seines Stammes, im tiefsten Schatten, sitzt der alte Bauer,



7 Adolf Brütt: Die Nacht. (Rückansicht.)

einst des Hauses Haupt. Er ist grau geworden — so müde, daß er die Hand nicht zum Beten falten kann. Er ist reis zur Ernte. Zur Seite, im Mittelpunkt des Bildes, sitzt der Sohn, der ist nun Herr und Hansvater nach Gottes Herzen. Er betet mit Weib und Kind, und ihr Gebet ist ernst und herzlich. Und der Psalm des göttlichen Maler-Dichters hebt an bei dem Säugling und dem schlummernden Mädelin in der Wiege, er redet von dem Schulbuben, der sein Buch mit zur Ernte hinweggenommen hat, von dem Maglein, dem der Erntetag noch zu schwer wird, das mit melancholischen Augen in die Weite harnt. Der Psalm preist die Jungfrau zur Seite des Vaters und legt sich wie eine Segenhand über die betende Mutter. Und der große, gewaltige Weltbaum! Wo frühlich friden die heßen Sommergasther auf ihm. Wie Inzig hüpfen sie hynch zu den erusten

Betern. Wie gewaltig breitet der Baum sein schüßend Dach — er hat Raum für alle. Er kommt vom Schöpfer, der seine Sonne scheinen läßt über die Bösen und über die Guten. Alle Stadien des heißen Erntetages will der Maler zeigen. Vom Betenden auf der Höhe führt er uns weiter abwärts zu den Essenden und weiter hinab zu den zur Mittagkraft Aufsteigenden, noch tiefer hinab in die heiße, sonnenglänzende, weite, fruchtschwere Aue, wo die Arbeit des Schnitters schon getan ist, wo die Armen am Werte sind und Ähren lesen, wo am Weg der hohe Ziehbrunnen steht, vom großen Baum überschattet; ein Ruheplaz, so schön, wie der Jakobsbrunnen gewesen sein mag, da der Herr redete mit dem samaritanischen Weibe von dem Brunnen des Wassers, das in das ewige Leben quillt. Und zur Rechten im Bilde, abwärts von den Betenden auf der Höhe — da schneiden sie und sammeln die Frucht, der schwere Kornwagen rauft hin ein, die Dorfstraße hinab — wie fein —, auf der andern Talseite müht sich der Postwagen die steile Höhe empor — Ausfahrt in die Fremde — und dort Einzug in das Haus. So ist das Bild voll von Andeutungen.“

Die Plastik vertritt auf unsern Kunstblättern dicimal nur ein einziges Werk, aber es will uns scheinen, als sei dies eine Meistererschöpfung, die, obwohl sie auf der gegenwärtigen Großen Berliner Kunstausstellung steht, lange nicht nach Verdienst gewürdigt worden. Es ist die „Nacht“ von Prof. Adolf Brütt in Weimar. Wir haben da nicht eine einzelne symbolische Gestalt vor uns, sondern stehen einer großen Gruppe gegenüber. Auch soll der Titel augenscheinlich nicht den Inhalt der Gruppe „erklären“, sondern nur den Stimmungsgesamt zusammenfassen, wie er etwa aus dem „Nachtlied des Zarathustra“ von Nietzsche klingt: Nacht ist es, Nacht! nun ernt erwachen alle Lieder der Liebenden. Die Gruppe, so figurenreich und so voll von realistischem Leben, ist trotzdem in ihrer Beschlossenheit eine echte Marmorarbeit geblieben. Der Aufbau in diesem Sinne ist meisterhaft. Dadurch, daß die Nebenfiguren gewissermaßen nur als Fundamente für die beiden Hauptfiguren dienen, damit diese sich frei emporheben können, hat der Künstler eine große Ruhe und Klarheit erreicht, so daß der Hauptgedanke zu dominierender Wirkung kommt. Als kraftvoller Kern des Fundaments wölbt sich im Vordergrund der muskulöse Rücken eines Mannes, mit dem auf der anderen Seite eine halb aus dem Stein herausragende Frauengestalt korrespondiert. Zwischen diesen beiden erheben sich jähebeud, teilweise verhüllt von den weichen Falten eines fließenden Gewandes, das der Gruppe zugleich mit den erwähnten Figuren als einigende Stütze dient, die beiden Hauptfiguren: ein Jüngling und ein junges Weib.



Walter Gessdien: Studie zu dem Gemälde „Projektion“.





② Theodor Fontane in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahre. Gemalt von Hanns Sechter. ②





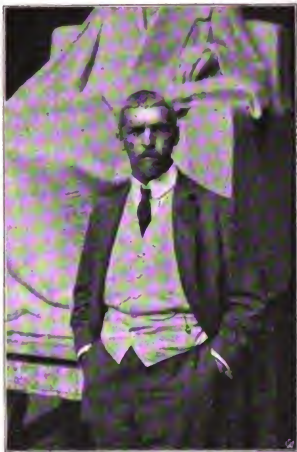
* Adolf Brütt: Die Nacht. Marmorplastik. *

Brütt, der als echter Plastiker die Marmorarbeit für das Höchste hält, pflegt bei seinen Idealwerten die Gestalten eigenhändig aus dem Block herauszuhauen. Er hat das auch bei dieser Gruppe getan. Was sicheres plastisches Gefühl und vollendetes Können in einem Werke zu geben vermögen, das wirkt hier zusammen: leben- und liebebeimende junge Körper in hingebender Umarmung, ein reiches Linienspiel, von allseitig geschlossenem Umriß in Form und Stimmung zusammengehalten, dufstig verschleierte Behandlung des Raumes, die den Stein zum Leben zu erweichen, fast zum Traumbild zu steigern scheint. Man glaubt unter dem grünlichen Lichterspiel des herrlichen Marmors, das besonders den Kopf des Jünglings geheimnisvoll umleuchtet, die Körper sich bewegen zu sehen. Es ist wunderbar, wie natürlich und ohne Zwang sich bei dieser Gruppe alles einordnet, um dem Gedanken zum Ausdruck zu verhelfen, und wie diese Gestalten trotz ihres symbolischen Inhalts von jeder Weichlichkeit fernbleiben.

Der „gedankliche Inhalt“ des Werkes, wenn man nach dem überhaupt zu fragen braucht, erklärt sich fast von selbst: Wenn es zwei Seelen zueinander zieht, traumhaft und doch unwiderstehlich und elementar, so hebt ihre Liebe sie über alles Irdische hinaus; sie lehen die Tränen nicht, sie hören das häßliche Rausen nicht, alles Gemeine und Alltägliche versinkt ihnen. In ihren Füßen starrt unerfüllte Sehnsucht schmerzlich in die Nacht. Kann das Ängstigen und Sehnen aller Kreatur ergreifenderen Ausdruck finden als in diesem Frauenbilde? Doch auch Mord und Verbrechen schleichen in der Nacht. Das ist angedeutet durch den muskulösen Rücken des unheimlichen Mannes, dem die Rachegeister die Krallen in das Haupt schlagen, um den spulhaft grinende Nachtgesichte flattern ...

Wir hoffen, daß diese nicht erklärenden, sondern nur die rechte Stimmung für den Genuß des Werkes vorbereitenden Worte, für die uns der Künstler in einem Gespräch vor dem Marmor die Bestätigung gab, im Verein mit unsern beiden Abbildungen dazu beitragen werden, der Schöpfung das rechte Verhältnis und die gebührende Würdigung zu gewinnen. Hat es je ein plastisches Kunstwerk gegeben, in das der Künstler sein ganzes Ich gelegt hat, so ist es dieses.

Für Prof. Hanns Sechners Fontanebildnis möchten wir des Konterfeits eigenständige Anschauung über Werke bildender Kunst beherzigen, die auch der Maler während der Sitzungen, wie er es erzählt, aus dem Munde seines Modells mandalun hören mußte: „Nicht mit der Kritik an Kunstwerke herantreten, aber mit dem Auge und mit dem — Herzen. Inwiefern mit dem Herzen!“ Ein glücklicher Zufall führt es, daß diese, wie wir angesichts des Originals versichern



Adolf Brütt. (Nach einer Aufnahme von Louis Held, Hofphotographen in Weimar.)

können, sehr getreue Nachbildung des Porträts just zur Gedächtnisfeier des zehnten Todestages von Fontane (gest. 20. September 1898) in die Hände der Leser gelangt. So mag es denn auch seinem teuren Gedächtnis vor allem dienen; dem Künstler wird voraus sichtlich schon in einem untrer Winterhefte ein eigener Aufsatz gewidmet werden.

J. D.

Unter den jüngeren Malern Münchens ist Walter Gesslen eins der lebenswürdigsten Talente. Er zeichnet sich durch die Arbeitsamkeit, die zähe Energie und den hochgepannten Ehrgeiz der Norddeutschen aus, die ohne Ermüden vorwärts streben. Als der Spröß einer alten, hochangesehenen Hamburger Patriziersfamilie ist er auch begabt mit jenem sichern und zartfühlenden Taktgefühl, das die Menschen, die aus einem alten Kulturkreise hervorgehen, auszuzeichnen pflegt. Diese Eigenschaften prägen sich auch in seiner Kunst aus; aber diese Eigenschaften bestimmen nicht allein den Wert und die Bedeutung des Künstlers. Durch hingebenden Fleiß hat Gesslen sich in den Jahren seiner Entwicklung in München, Paris und Holland die Beherrschung der Technik angeeignet; sein Taktgefühl zog ihn immer zu dem Großen und Be-

deutenden, daß im Laufe der Jahrhunderte die Meister aller Länder geschaffen haben. Studienreisen durch Italien, Frankreich, Deutschland und Holland haben seine künstlerischen Talente zu einer sichern und vornehmen Reife entwickelt; dann blühte seine eigne Persönlichkeit auf. Sein zarter und grazioser Geist vertiefte sich in das Nototo und hat die Kunst dieses Zeitalters in mannigfachen Variationen neu belebt und neu geformt. Liebliche Frauen, die lächelnd vom Terrassenplan am Arm eines Kavaliere herunterschreiten zu einem stillen, von Buchs umherten Winkel, hat er gemalt, Kinder, die auf buntblumiger Wiese spielen, und Faune und Nymphen.

Aber diese Bilder scheinen nur wie Produkte seines Übermuts, leicht und leichtberzig auf die Leinwand geworfen. Im Bildnis hat er seinen Ernst, seine Kraft und seine Stärke bewiesen. Der schöne und charaktervolle Kopf seiner Mutter ist eine würdevolle, an Leib gemahnende Arbeit, die zur Bewunderung stimmt. Seine Porträte schöner Frauen beweisen weiter seine sichere Kraft und seinen bewußten Geschmack, der nicht ins Süßliche gleitet. Aber auch im Bildnis ist noch nicht die Grenze seiner Kraft zu erblicken. Seine Porträte sind selbständige und abgeschlossene Kunstwerke; doch sie erscheinen auch wie Vorstudien zu den großen Kompositionen, die der junge Meister in den letzten Jahren geschaffen hat. Eins seiner Hauptwerke ist das große Bildnis seiner Kinder, das vor einigen Jahren auf der Münchner Jahresausstellung im Glaspalast ein so berechtigtes Aufsehen erregte. Es ist frei und zwanglos komponiert und wirkt gerade dadurch lebendig und überzeugend.

In den letzten zwei Jahren hat Walter Geffken nun ein neues großes Werk geschaffen, aus dem wir hier in Farbendruck zwei Einzelstudien wiedergeben dürfen. Das Bild stellt eine „Prozession“ dar in einem oberbayerischen Dorf. Der Meister hat seine ganze Kraft gesammelt, um dieses Werk würdig und ausdrucksvoll zu vollenden. Viele Mühen und Sorgen hat er es sich kosten lassen, und unablässig ist er in den Sommermonaten tätig gewesen, hat nach den oberbayerischen Bauerntädchen und -buben Studien gemacht — und schließlich ist auch dieses Werk gelungen. Eine Fülle sicher gelehener und scharf erfähter Charakterköpfe findet sich auf dem Bilde unter den jungen, frisch gezeichneten Mädchen wie unter dem Gesolge und den Juchauerern; auch in dem



Walter Geffken.

farbigen Aufbau ist die Komposition glücklich gelöst. Alle Bantheit ist geschickt vermieden. Die einzelnen Farböne schließen sich zu einer wohlklingenden Harmonie zusammen, und wie eine Symphonie steht diese Prozession vor dem offenen, weiten landschaftlichen Hintergrund mit der dünnen Gebirgskluft. Die reich bewegte Farbendruck der oberbayerischen Kostime bot dem Künstler zu mannigfachen Variationen des Farbenthemas Gelegenheit, und seine psychologische Begebung, seine durchdringende Kenntnis des bayerischen Volkstammes gab ihm die Kraft, jeden einzelnen Kopf charaktervoll durchzubilden. Die Studien, die wir in dieser Heft veröffentlichten, haben noch einen besondern Reiz der Frische und der Unmittelbarkeit und zeigen gleichzeitig die Art, wie der Künstler arbeitet, und die Kraft, mit der er einen Natureindruck aufnimmt und festhält.

Nach den schönen Erfolgen, die Walter Geffken bisher errungen hat, und da wir sehen, daß seine Kraft von Jahr zu Jahr sich festigt und weiterreißt, können wir auf die Zukunft des jungen deutschen Meisters noch die stärksten Hoffnungen setzen.

Etto Grautoff.





S

Walter Steffens: Studie zu dem Gemälde „Projektion“.

S

www.kunstwerke.de



Thora

Roman von Gustaf af Geijerstam. Aus dem Schwedischen von Gertrud Ingeborg Klett

II



Granas ist der Name eines alten Herrenhofes, der hoch auf einem in Laubwald eingebetteten Hügel in der südöstlichen Ecke des Sees sein dunkles Dach über den Bettern erhebt. Es ist ein großer Bau, so groß, daß er fast unförmig wirkt. Er ist aus Stein und in drei Stockwerken aufgeführt; und da das oberste Stockwerk lange unbewohnt gestanden hatte, trug zu der Zeit, in der diese Erzählung spielt, das ganze Haus ein düstres und unheimliches Gepräge, als säßen unter dem Dachrand lauter leere, blinde Augenhöcher, durch die kein Licht mehr dringen konnte. Dieser Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, daß die Fenster vor Alter ganz dunkel geworden waren, so daß die Scheiben in allen Farben des Regenbogens schillerten, wenn man sich den Glanz von Regenbogenfarben auf dunklen alten, von Spinnweb überzogenen Fenstern denken kann. Wir werden später erzählen, wie es kam, daß die oberste Wohnung so lange schon geschlossen

Schritte, verfolgt von all dem geheimnisvollen Klopfen, Krachen, Windgestöhn und den sonstigen Geräuschen, die aus den leeren Zimmern drangen.

Während der letzten zwei Jahre hatte auch das zweite Stockwerk leer gestanden. Aber vor der langen Reihe von hohen, leeren Fenstern waren weiße Kollgardinen herabgelassen, die niemals aufgezogen wurden, und die Sonne und Kälte gegilbt hatten. Der alte Herrenhof hatte dadurch fast das Aussehen eines verlassenen Niesenhauses. Viele nannten es auch ein Gespensterhaus. Es sah wie etwas Sterbendes aus, wie es so dalag — in der Frühlingssonne, in der kühlen Herbstluft oder mit Schnee über dem weiten Hofplatz, auf dem nur langsam schmale Pfade ausgetreten wurden, weil der Schneepflug selten zur Anwendung kam und der Hausherr selbst sich lieber einschneien ließ, als daß er den Befehl zum Schaufeln gab. Der ganze Hof sah sterbend aus, weil das Haus mit den geschlossenen Wohnungen so riesengroß war. Nur das unterste Stockwerk sah bewohnt aus, und an einem der Fenster links von der Haupttreppe konnte man manchmal einen einfaulen hochgewachsenen alten Mann stundenlang auf den vernachlässigten Rasen hinausstarren sehen, in den der Sockel der alten Sonnenuhr ganz eingesenken war, so daß die Zifferntafel schräg stand und der Zeiger rechthwintlig nach oben starre. Verfallen sah der ganze Hofplatz aus mit seinen Häufen von altem Laub, abgebrochenen Zweigen, Pferdemist und un-

Jedenfalls — geschlossen war sie, und wenn die Dienstmoten in den Dachboden hinauf mußten, so gingen sie nur mit heimlichem Wunsche an den verrammelten Türen mit den alten rostigen Schließern und leeren Schlüssellochern vorüber. Dampf hallten die Schritte auf den abgetretenen Steinen der Korridore und Treppen wider. Allein ging keiner gern hinauf. Und wenn einer allein gehen mußte, so beschleunigte er heimlich seine

bestimmbarem Necht, der überall herumlag. Auf dem Veturf des Hauses liefen breite, sich phantastisch ineinanderhlingende Risse, die sich wie ein verräterisches Netz über die verwitterte graue Fassade erstreckten. Da und dort hatte sich ein Fenstersims gelöst und war herabgefallen, ein gähnendes Loch in der Fläche der Fassade hinterlassend, und im Mittelstok waren ein paar Fensterscheiben zerbrochen, so daß man von außen die herabgefallenen Gardinen im Winde schaukeln sah. Aber dem ganzen alten Bau mit seiner imposanten Form und dem schön geformten Dach mit Giebelkrönung und einer drachenförmigen Wetterfahne aus handgeschmiedetem Eisen ruhte ein Schweigen, in dem alle die Sagen und Gerüchte, die in der Umgegend über das geheimnisvolle alte Nest in Umlauf waren, äppig wucherten.

Verfallen war auch der Garten, in dem das Moos hoch an den Stämmen der alten Obstbäume hinaufwuchs, die Wege waren voll Unkraut, als wollten sie demnächst ganz zuwachsen, und die Beerensträucher mit ihren langen dünnen Zweigen schossen unbehindert in die Höhe. Ungepflegt und unbeschnitten wuchs auch die gewaltige Hagedornhecke, die den ganzen Garten umschloß, über die ausgeschnittenen Öffnungen, die in den Park hinausführten, waren Zweige und Schößlinge gewachsen, so daß man sie mit Gewalt auseinanderzerrn mußte, um durchzulommen, und es sah aus, als wäre der ganze Garten umgeben von einer einzigen großen, undurchdringlichen Mauer von Dorn und Grün. Drinnen wuchsen Blumen, Obstbäume und Beerensträucher wild, und in den hohlen, vermorschten Stämmen nisteten die scheuesten Vögel.

So war Granäs geworden, seitdem die Baronin gestorben und der alte Baron einsam zurückgeblieben war. Zuerst war der Baron Ethov durchs ganze Haus, von Zimmer zu Zimmer gewandert, wie ein krankes Tier, das keine Ruhe findet in seiner stummen Qual. Andre hatten für ihn handeln müssen, und für die Beerdigung hatte er keinen Finger gerührt. Leise vor sich hin Sprechend, wanderte er umher. Wenn jemand in seine Nähe kam, ging er in ein andres Zimmer. Ganze Nächte hindurch brannte er Licht, und der Nachwächter, der um das große stumme Haus herumging, sah, wie das Licht von Fenster zu Fenster flackerte. Vom zweiten

Stoekwerk schimmerte es herab. Dort waren die Prachtzimmer, von denen sagenhafte Geschichten in der Gegend umgingen, und die nur wenige von den Diensthöten und Untergebenen je gesehen hatten. Dort oben hatte die kleine Baronin gewohnt, und ganz hinten, in dem großen Schlafzimmer, dessen Fenster schwarz verhangen waren, war sie aufgebahrt gewesen. Aber das war, lange, lange her.

Der Baron war damals schon alt gewesen; von seinen jetzigen Untergebenen kannte ihn überhaupt eigentlich keiner. Lang und hager, wie im Traum, wanderte er in seinen Zimmern umher. Das Gesicht mit dem buschigen rotblonden Schnurrbart war schlaff und die Augen wie erloschen. Als der Sohn zur Veerdigung aus der Schule kam, war es, als sehe der Vater ihn ebenso wenig wie die andern. Konrad war damals noch ein Kind, das schon und einsam durch das große Haus schlich, aus dem nun die Mutter weggestorben war. Er hatte niemand, mit dem er reden konnte. Aber als der Bierzehnjährige allein im Kinderzimmer saß, wo noch das Schaukelpferd und der Spielzeugdrank als Erinnerungen an glücklichere Zeit standen, sahen die Diensthöten ihn wohl schweigend und gedankenvoll stundenlang zum Fenster hinaussitzen, nie aber weinen.

Erst als die Veerdigung vorbei war und die Gäste nach dem großen, trübseigen Mittagessen vom Hof gefahren waren, schien der Baron wieder zum Leben zu erwachen. Er ging hinunter in die Küche und befahl, das große Service, Gläser, Silber, alles, was in den großen festverschlossenen Kästen aufbewahrt und nur an Festtagen in Gebrauch genommen wurde, sofort in die obere Wohnung zu schaffen und es dort ins Speisezimmer zu stellen. Nichts durfte abgewaschen und gereinigt werden. Wie es vom Tisch kam, sollte es hinausgeschafft werden. Keine Einwendungen halfen. Der alte Baron ging selbst mit und paßte genau auf, daß alles an seinen Platz kam, wie er es befohlen hatte, daß nichts vergessen und sein Wille genau ausgeführt wurde. Erst als alles stand, wo er es wünschte, wurde er ruhiger. Dann besah er allen, ihn allein zu lassen und zur Ruhe zu gehen. Allein wollte er seinen maausgebrochenen Willen vollbringen.

So ließen ihn denn die Diensthöten allein. Die alte Pendüle im Salon schlug schon

zwölf; draußen auf dem Hof stieß der Nachtwächter in sein Horn, zum Zeichen, daß die Mitternachtstunde gekommen war.

Die ganze Wohnung war noch erleuchtet von feierlichen Kerzen; der Baron hatte nicht gestattet, sie auszulöschen. Als die Diener die Tür hinter ihrem Herrn zugemacht und ihn allein gelassen hatten, glaubten sie, er werde wie in den vorhergehenden Nächten seine stumme Wanderung von Zimmer zu Zimmer fortsetzen. Unten im Küchenrevier flüsterte man sich zu, mit dem Baron stehe es schlimm, und es sei zu befürchten, er werde den Verstand verlieren.

Währendem ging oben in der großen Wohnung der Baron von Fenster zu Fenster und sah genau nach, ob auch die weißen Leinwandvorhänge überall herabgelassen waren. Darauf löschte er alle Kerzen und Lampen aus. Von Zimmer zu Zimmer schritt er so; als alles dunkel war, schloß er sorgfältig alle Türen. Zu der Hand trug er eine kleine Menblatzerne. Als er die letzte Kerze ausgelöscht hatte, verriegelte er alle Türen, durch die die Wohnung mit dem Vestibül verbunden war, schloß sie darauf sorgfältig zu und zog sämtliche Schlüssel ab.

Am folgenden Tag verkündete er der Dienerschaft, daß von nun ab nur noch die unterste Wohnung des großen Hauses bewohnt werden würde. Am gleichen Tage noch fuhr der Kutscher den jungen Baron Konrad nach der Schule in Nöntöping zurück.

Von diesem Tag an begann der Verfall des alten Herrenhauses Granas. Von diesem Tag an ging der Baron wie ein Schatten in seinem eignen Haus herum. Das Gut ließ er verkommen, die Leute mußten für sich selber sorgen, der Garten wuchs zu, und in die abgeschlossenen Zimmer ließ er keine Menschenfele; ebensowenig betrat er selber sie.

Aber acht Jahre hatte der Baron Lithov jetzt so gelebt, und die einzige, die überhaupt noch mit ihm sprechen konnte, war Mamsell Kristin. Daß sie es konnte, und daß er auf sie hörte, kam daher, daß sie noch zwei Jahre vor dem Tode der seligen Baronin ins Haus gekommen war, und daß die Verkünderin ihr blind vertraut hatte. „Gut, daß du Mamsell Kristin hast, wenn ich einmal fort bin,“ hatte die Baronin gesagt, und auf diese Worte, die sie mehr als einmal gehört hatte, gründete Mamsell Kristin die Herrschaft, die sie mehr und mehr so-

wohl im Haus als in allem, was die Gutsangelegenheiten betraf, ausübte.

Mamsell Kristin war eine kleine corpulente Dame mit einer Gesichtsfarbe, die ins Braunrote ging, sei es nun, weil sie einmal Gesichtskrose gehabt, oder weil allzu scharfe Kälte ihr die natürliche Farbe geraubt hatte. Still und behende glitt sie durch die Tür, wenn sie ab und zu einmal die Zimmer betrat, die der alte Lithov immer abgeschlossen hielt, um darin sich selbst und seinen Kummer zu verbergen. Lebhaft und aufmerksam blickten ihre kleinen scharfen Augen unter der schwarzen Bänderhaube hervor. Und bescheiden, mit leiser Stimme sprach sie mit dem Gebieter über die Angelegenheiten des Hauses oder — was auch nicht selten vorkam — über ihre eignen Angelegenheiten. Sie wählte ihre Worte gut und sagte nie mehr, als notwendig war. Wenn die Unterredung zu Ende war, glitt sie wieder hinaus zu ihrer Arbeit, still und behend, wie sie gekommen. Draußen in der Küche geschah es freilich nicht selten, daß ihre Stimme recht vernehmlich klang, und mehr als einmal legten eine geschwollene Wade oder die rotgeleiteten Augen irgendeines der Dienstmoten bereutes Zeugnis davon ab, daß Mamsell Kristin hier ihren Willen ebenso energisch durchzusetzen verstand, wie sie ihn unterzuordnen wußte, sobald sie dem Hausherrn unter die Augen trat.

Mamsell Kristin war vor allem eine sparsame Person, die es verstand, aufs kleine zu achten und aufzupassen, daß nichts im Hause umkam, und daß kein Überfluß sich etwa einnistete. In der Umgegend hieß es ganz allgemein, wer auf Granas diene, müsse darauf vorbereitet sein, den Schwachtriemen vor und nach dem Essen straffer zu schnallen; und so gut war alles weggeschloffen und überwacht, daß sogar die Köchin scharf achtgeben mußte, wenn es ihr hier und da glücken sollte, für eigne Rechnung einmal etwas extra zu ergattern. Sparsamkeit war auch die Eigenschaft, die der Baron Lithov mehr als jeder andre zu schätzen wußte. Denn diese Eigenschaft war bei ihm zur Leidenschaft geworden, so stark und uneingeschränkt, daß manche sie Verrücktheit, wieder andre Laster nennen.

Welches von beiden das Richtigere war, war schwer zu sagen. Jedenfalls aber ging der Besitzer von Granas in der ganzen Um-

gehend nur unter dem Namen der „geizige Baronin“. Daß er so hieß, war kein Wunder. Wunderbar war, wie er so geworden war. Aber es hieß, daß sich in seinem Mannesalter ganz plötzlich eine Charakterveränderung bei ihm vollzogen habe, die den beliebten, gastfreien und lebenslustigen Mann in ganz kurzer Zeit in den seltsamen Einsiedler verwandelte, den jetzt die ganze Umgegend mit einem Gemisch von Furcht und Spott betrachtete. In früheren Jahren nämlich war Granäs immer ganz überfüllt von Gästen; das oberste Stockwerk, das sich niemand von der Dienerschaft anders als geschlossen denken konnte, setzte sich ganz und gar aus Gastzimmern zusammen, die nur selten leer standen. Verwandte und Freunde aus nah und fern wohnten da monatelang, und unter all den Menschen, die diese Gastfreiheit genossen, lebten der Baron und seine Frau wie zwei große Kinder, beglückt über die Freude, die ihr Reichthum über alle, die mit ihnen und mit ihrem Glück in Berührung kamen, ausgoß. In dem Kreise, der sich auf diese Weise gebildet hatte, nannte man die junge Hausfrau nur die „kleine Baronin“. Selbst bei den Untergebenen und der Dienerschaft hieß sie so; und wo man ihren Namen nannte, begegnete man einem freundlichen Lächeln. Sie hatte den Namen einst erhalten, als sie, an einem Zulitage, zur Zeit der Heuernte, zum erstenmal mit ihrem Mann unter den Wirlanden von Ahornblättern durchfuhr, die sich zwischen den beiden Eschen vor der Einfahrt von Granäs spannten. Wie sie da an der Seite ihres hochgewachsenen Gatten saß, sah sie ganz aus wie ein kleines Kind, und ganz von selbst trat auf aller Lippen das Wort: die „kleine Baronin“. Sie war auch ein Kind gewesen, sie war damals kaum siebzehn Jahre. Und ein Kind blieb sie ihr ganzes Leben lang. Ihre Gestalt war zart und klein, ihr Gesicht blieb immer gleich kindlich und unschuldig. Es veränderte sich auch kaum mit den Jahren, nur daß die Wangen ein bißchen blässer wurden und in die Augen, die einst alle so unschuldsvoll und fröhlich angeblickt hatten, ein Ausdruck des Staunens und der angstvollen Verwirrung kam, als könne sie nicht verstehen und nicht lernen, wie die Welt eigentlich war.

Freilich konnte sie das nicht, und ebenso wenig verwichte der Baron diese Kunst zu

erlernen. Ein Zufall war es gewiß nicht gewesen, der ihn und die kleine Baronin zueinandergeführt hatte. Offen und freundschaftliebend führte er sein Leben, ohne einen andern Gedanken, als daß das Leben stets das Alltagsfest der Freude und Freundschaft bleiben möchte, zu dem er und seine Frau alle die Luden, die die Zimmer im obersten Stock des Herrenhauses bewohnten. Was es war, das schließlich eine so plötzliche und durchgreifende Veränderung im Leben dieser beiden Menschen hervorrief, das wußte niemand. Aber man flüsterte sich zu, der Baron habe einige Jahre nach seiner Heirat schwere Verluste gehabt, und es hieß ferner, die Verluste rührten davon her, daß er in seiner Freundschaft allzu vertrauensselig gewesen sei, und daß der Freund, dem er am meisten vertraute, sich seine Schwachheit zunutze gemacht und ihn betrogen habe.

Derartige geschieht ja oft, und es gibt nur wenige, die nicht selbst ähnliches erlebt und sich wieder davon erholt haben. Der Baron erholte sich nicht wieder. Vermuthlich, weil er sein Herz allzu fest an die Menschen gehängt hatte, die er seine Freunde nannte. Als er anfing, zu merken, daß er einsam war, verdunkelte sich ihm die ganze Welt, und er selbst verwandelte sich. So nach und nach blieb von den Besuchern, die sonst nach Granäs zu kommen pflegten, einer um den andern aus. Die paar, die sich noch einfanden, verweilten nicht lange und kamen ungenügend wieder. Schließlich waren der Baron und die kleine Baronin allein auf dem großen Gut, und eines schönen Tags ließ die Baronin in den leeren Gastzimmern zwei Treppen hoch die Gardinen abnehmen. Der Baron folgte ihr und verschloß und verriegelte die Türen. Die Schlüssel zog er ab und hängte sie in den kleinen Schlüsselschrank, der auf der Chiffonniere in seinem innern Zimmer stand.

Von diesem Tag an nannte man den Herrn auf Granäs den „geizigen Baron“. Von diesem Tag an war seine Thür der Welt verschlossen. Pferde und Wagen wurden verkauft; der Diener, der so alt war wie der selbige Baron, der Vater des jetzigen Herrn, ward verabschiedet; der Gärtner wurde durch einen gewöhnlichen Knecht ersetzt und der alte Inspektor von einem Bortuecht. Alles auf dem Hofe war nur noch auf Dürftigkeit, Muth und Sorge gestimmt.

Es ging, wie es immer geht, wenn der Gedanke an das Geld alles erfüllt. Das Geld oder vielmehr der Mangel an Geld schwang das Zepter auf Oranaß; und seiner bekämpfte diesen Mangel durch frische Arbeit. An ihre Stelle trat der Harm. Der Harm, der in vertragenen Kleidern geht, schlechtes Essen iszt, ängstlich an Kleinen spart und das Leben schwer und bitter macht.

Wie der Hof, so verfiel auch der Baron während dieser Zeit. Seine Kleider waren schäbig, sein Weißzeug schmutzig, der Bart überwucherte ungepflegt sein feines Gesicht, in dem die einst so freundlichen Augen mit stechendem Glanz funkelten. Er wurde böse und hart, gleichgültig gegen Unrecht, Not und Unglück, sein Beutel war so fest verschlossen wie sein Herz, und wer sich bei ihm beklagte, ward mit harten Worten abgewiesen. Er tat selbst nicht das Geringste, um die Verhältnisse auf dem Gut zu bessern. Aber wenn die Leute am wenigsten daran dachten, tauchte sein großer Hut hinter den steinernen Manern um die Äcker, beim Holzhauen im Wald oder zur Erntezeit in der Scheune auf. Schweigsam, hastig kam und ging er, grüßte nicht, sah sich bloß mit scharfen, stechenden Blicken um und verschwand wieder, eilig und stumm, wie er gekommen war. In der gleichen Weise schwang er das Zepter in Viehhof und Stall, in Schuppen und Magazin. Es gab Tage, an denen er von frühmorgens bis spät abends auf seinem Gut umherstreifte, rastlos, ruhelos, sich kaum Zeit zum Essen gönnend. Die Leute sagten dann: „Heut“ gespenstert der geizige Baron wieder.“ Er hatte wirklich etwas Gespenstisches. Wie ein unseliger Geist wanderte er von Ort zu Ort und durchforschte alles, was er sein nannte, als fürchte er, es könne nicht alles am rechten Platze sein, es könne irgend etwas, was ihm gehörte, umkommen. Die Leute merkten wohl, daß er Angst hatte, Angst, es könne irgend etwas verderben. Und sie spotteten über den reichen Mann. Der solche Furcht hatte vor dem Armwerden. Was er verloren hatte, war ja nichts im Verhältnis zu dem, was ihn noch blieb, das wußten alle. Es war nur sein eignes krankes Gemüt, das ihm mit Armut drohte.

Mudre Tage wieder saß der „geizige Baron“ in müßiger Schläfheit in seinem Zimmer oder ging mit kurzen, langsamen Schritten auf dem abgenutzten Käufer hin und her,

während seine Lippen sich unablässig bewegten, als zähle er die gelben und roten Streifen des Teppichs unter der Lage von Schmutz, die die Jahre darüber gebreitet hatten.

Er gönnte sich kaum das tägliche Brot. Das Schlechteste, was aufzutreiben war, war ihm gut genug; und wenn ihm das Essen zu üppig oder zu kostspielig schien, ließ er die Köchin kommen und schrie sie an, sie ruiniere ihn und bringe ihn an den Bettelstab. Schließlich ging er selber in die Küche und vergewisserte sich, daß man für ihn kein andres Essen kochte als für die Knechte, und daß auch dies nicht zu reichlich oder zu gut ausfiel.

Für alle Welt hatte es den Anschein, als hasse der Baron alle Menschen; und es wandten sich auch alle, mit denen er in Berührung kam, von ihm ab. Sie haßten ihn nicht gerade, aber sie betrachteten ihn mit dem Gemisch von Furcht und Mitleid, das das Volk dem Gottgezeichneten zollt, dem Mann, der auf seinem Gewissen eine heimliche Sünde tragen muß, da doch das Unglück ihn so schwer beugt, da Gott ihn so hat werden lassen. Der „geizige Baron“ war für sie kaum der Gebieter. Er war ein Unglück, das ihnen auferlegt war, so wie ihm das seine.

Vor allem aber war der „geizige Baron“ sich selbst ein Unglück. Mit jedem Tag ward er mißtrauischer, gehässiger, härter. Als ihn sein Kind geboren wurde, weinte er, weil er nun einen Mund mehr zu sättigen hatte; die einzige, die davon nichts merkte, war die kleine Baronin. Es war ein Spätling, dieser Sohn, der in der Taufe den Namen Konrad erhielt, und glücklich war wohl nicht einmal die Mutter über die Geburt dieses Kindes. Mit unverständlichen Kinderdrängen war sie der Veränderung im Wesen ihres Mannes gefolgt; sie fühlte bloß, wie unglücklich der Mann war, dem sie ihr Herz geschenkt hatte, und wie unfähig sie selbst, ihm den Trost zu spenden, dessen er bedurfte; sie liebte ihn viel zu blind, um zu sehen, daß er bis in die Wurzel seines Herzens veräübert und von allen Seiten gemeindet war. Aber daß er sogar seinem Kind gegenüber gleichgültig blieb, das sah die kleine Baronin. Und darum weinte sie manche Träne; denn, wenn sie auch ein Kind war — Mutter war sie doch. Sie grünte sich freilich hauptsächlich darüber, weil sie dadurch

noch deutlicher sah, wie tief die Nacht war, die sich auf das Gemüt ihres Mannes gesenkt hatte. „Er ist so unglücklich, daß er sich nicht einmal mehr über etwas freuen kann.“ Weiter gingen die Gedanken der kleinen Frau nicht. Und unter der häßlichen Maske, mit der die Verzweiflung über das Dasein das Antlitz und die ganze Persönlichkeit des Mannes bedeckt hatte, ahnte sie bis zu ihrem Tod die Männlichkeit, Schönheit und Güte, die dereinst ihr Herz gewonnen und es gelehrt hatten, fürs ganze Leben zu lieben.

Aber während der innere Mensch im Baron gleichsam zusammenschrumpfte und unsichtbar ward für aller Augen außer für die der Liebe, während er selbst sich in die häßliche Larve wandelte, die unter dem Namen der „geizige Baron“ ging, schwand die kleine Baronin zusehends dahin. Alle, die sie früher gekannt hatten, fanden, daß sie tatsächlich noch kleiner werde. Es war fast, als ob ihr Körper sich verflüchtigte, sie selbst verblasse, zusammenschrumpfe vor all dem Häßlichen, das täglich ihren unverletzenden Augen begegnete. Zuletzt blickten diese wunderbaren großen Augen in einer fast furchteinflößenden Schönheit aus einem kleinen wachsblichen Antlitz mit schmerzlich geschlossenen Kindermund. Niemand wußte, woran sie litt; ein Doktor kam selten ins Haus. Und wenn er kam, schüttelte er bloß den Kopf und wußte keinen Rat. Eines Morgens war die kleine Baronin zu müde zum Aufstehen. Zwei Jahre lang lag sie zu Bett; als sie endlich starb, erlosch sie wie ein Licht, das im Leuchter heruntergebrannt ist und nichts hinterläßt als einen verholten Docht.

Mittlerweile war Konrad, ihr Sohn, groß geworden, hatte erst einen Hauslehrer erhalten und war dann auf die Schule gekommen. Die kleine Baronin hatte in all der Zeit von dem Mann, der gegen alle so hart war, kein Wort gehört, was nicht Liebe gewesen wäre. Bis zum letzten Augenblick hatte sie noch ein Päckchen für ihn. Und der „geizige Baron“ war in ihren letzten Stunden zu ihr gewesen wie noch zu keinem Menschen auf der Welt — wie sie sein Bild im Herzen trug aus der ersten Zeit ihrer Liebe.

Das Leben hatte ihn verwandelt, hatte die verlorene Zeit nach außen gezerrt und sein Herz ausgetrocknet. Aber die Liebe zu

seinem Weibe blieb. Zu ihr war er stets gut und sanft, sie betete er an als den einzigen Menschen auf Erden, für den er noch ein menschliches Gefühl hegte, ja, so sehr liebte er sie, daß er bei ihr sogar seinen Geiz vergaß. Alles Beste, was er nur aufstreiben konnte, sollte sie haben. In alles, was schön und kostbar war, sollte sie sich kleiden. Goldenen Schmuck, Perlen und edle Steine sollte sie tragen. Das Beste in Küche und Keller sollte für sie aufgespart werden. Während der „geizige Baron“ sich mit der Kost der Knechte begnügte, saß die „kleine Baronin“ an seiner Seite und aß Delikatessen. Alle Prunkzimmer waren für sie durchwärmt und erleuchtet, während die Zimmer des Barons im Erdgeschloß nur notdürftig geheizt wurden. So ängstlich er war, er selber könne zuviel verbrauchen, so ängstlich war er auch, sie könne zu kurz kommen. Einwendungen duldete er überhaupt nicht. Parß, unerfüllbar setzte er hier, wie in allem, seinen Willen durch, und als die kleine Baronin schließlich das Bett hüten mußte und Mansjell Kristin ins Haus kam, wurde der Kampf zwischen dem Geiz und dem Drang, seiner Frau immerwährend zu geben, stärker als je. Der „geizige Baron“ kaufte noch mehr als bisher an sich und allen andern und wurde noch erfinderischer in der Herbeischaffung aller möglicher Dinge, die seiner Frau Freude machen konnten. Jedes Kind konnte sehen, wie er litt, wenn er die Banknoten aus der abgenutzten Brieftasche mit der Stahlklammer nahm. Und doch gab er, gab, ohne zu rechnen. Den Diensthoten gegenüber wurde er immer schärfer. Und in seinen Zimmern ging er auf und ab und rang die langen hagern Hände vor lauter Angst über das Geld, das ihm so zwischen den Fingern zertrann.

Die „kleine Baronin“ starb, ohne irgend etwas von dem, was allen andern in die Augen sprang, begriffen zu haben. Sie starb glücklich, weil sie ihr Leben lang geliebt worden war. Der letzte Kampf mit dem Geiz, den der Baron um ihrerwillen anzufechten hatte, galt den Ausgaben für die Beerdigung, die glänzend begangen wurde. Als sie vorbei war, schloß er auch das Statuett ab, in dem die „kleine Baronin“ gelebt hatte und gestorben war. Das oberste, das noch von den Erinnerungen aus ihrer glücklichen

Jugendzeit widerhallte, stand längst leer. Jetzt lebte nur noch das Erdgeschöß in dem großen stillen Haus. Da wohnte der „geizige Baron“ einsam in seinen drei Zimmern. Da nahm er täglich seine knappen Maßzeiten ein. Und da versank er tiefer und tiefer in ein Grübeln über entschwindendes Glück und Bangen vor noch größerem Unglück, das auf ihn wartete.

Auf der andern Seite des großen Vorzimmers war die Küchenregion. Dort herrschte mit jedem Jahr unumschränkter Ransfell Kristin.

* * *

So lebt der alte Baron, taub für alles, was um ihn vorgeht, Jahr um Jahr; und mittlerweile wächst sein Sohn heran und wird ein Jüngling, der schon zum Mann zu reifen beginnt. Konrad wird Student, ohne daß dies Ereignis ihm das Leben im Vaterhaus fremdiger gestaltet. Und als er eines Tags von Upsala heimkehrt, erklärt ihm der Vater, jetzt sei es Zeit für ihn, mit dem Studium abzuschließen. Was er brauche, um dereinst sein Gut zu verwalten, könne er daheim beim Vorknecht ebenjogut lernen.

Der Grund war natürlich der, daß der junge Baron seinen Vater Weid gekostet hatte, und daß der Vater nichts mehr für seine Erziehung ausgeben wollte. Konrad nahm, soweit es sich beurteilen ließ, die Sache ruhig hin. Er stellte die Bücher in den Schrant, verbrachte seine Tage mit Besuchen auf den Nachbargütern, streifte mit der Büchse über der Schulter in den großen Wäldern umher oder lag im Boot auf dem Wasser und fischte oder schoß Seevögel. Konrad Olthow gehörte zu den Menschen, die nie ohne Beschäftigung sein können. Tätigkeit — das war die Seele seines Daseins; darum lief er auch auf Granas umher, als gehöre er gar nicht dahin.

Als der junge Olthow so ein paar Monate lang daheim gewesen war, geschah etwas Merkwürdiges: der „geizige Baron“ fing an zu merken, daß er einen Sohn hatte. Wie dies Gefühl durch die harte Rinde hatte dringen können, die um die Seele des Unglücklichen gewachsen war, ist schwer zu sagen. Vielleicht war es eine gewisse Ähnlichkeit mit der verstorbenen Baronin, die mit dem Heranwachsen des Sohnes sichtbar wurde und das schlimmernde Vatergefühl weckte.

Jedenfalls fing der Alte, der so lange gleichgültig dahingelebt hatte, plötzlich an, dem Sohn eine Zärtlichkeit zu erweisen; und zu allem, was Konrad eine lange traurige Kindheit durch erlebt hatte, kam diese neu erwachte Vaterliebe als etwas Fremdes und Abstoßendes, das nur neuen Zwang auferlegte, ohne ihm Freude zu schenken.

Seine ganze Kindheit und früheste Jugend hindurch war Konrad gewöhnt gewesen, daß niemand sich um ihn kümmerte. Das hatte in seinem Wesen frühzeitig eine Herbeheit und Härte entwickelt, die jedoch nur auf der Oberfläche lagen. Innerlich war der Jüngling weich und warmherzig, und in unbewachten Augenblicken leuchtete diese Wärme auch unverkennbar aus den ungewöhnlich großen, dunklen Augen, die er von der Mutter geerbt hatte. Doch wirkten in seinem frischen, großzügigen Gesicht mit den vollen Lippen und dem etwas spöttischen Zug diese Augen ganz anders als bei der Mutter in ihrem blaffen, kleinen Gesicht, über dem schon der Schatten des Todes ruhte, lange, ehe der Befreier kam. Für gewöhnlich machte Konrad den Eindruck eines frischen, lebensstüchtigen jungen Mannes von etwas kantigem Wesen und einer Schüchternheit, die seine jugendliche Lebhaftigkeit zügelte. Ruhig, praktisch und unternehmungslustig, wie er war, fand er sich immer mit dem Leben zurecht; und an die Gleichgültigkeit des Vaters hatte er sich gewöhnt als an etwas, das nun einmal nicht zu ändern war. Schon als ganz kleines Kind war Konrad der geborene Realist gewesen. Was er nicht verstand, hielt er sich am liebsten vom Leibe. Darum war es auch ihm am wohlsten draußen; und eben weil er sich selten auf etwas einließ, was über seine Kräfte ging, konnte er auch kühn und waghalsig genug sein, wenn es einmal galt. Störrische Pferde zähmte er rasch durch seine Ruhe und Kaltblütigkeit, und mehr als einmal legte sein Boot mit triefenden Segeln an, wenn seine sichere Hand es aus dem Aufruhr der launischen Wogen des Wettern gerettet hatte.

Am wenigsten daheim fühlte er sich im Vaterhaus. Das stumme Schattenleben der Mutter war ihm fremd, und des Vaters Zustand erweckte in dem Jüngling ein Gefühl des Widerwillens und der Verachtung, über das er nicht Herr zu werden vermochte. Aber die Familienbände jener Zeit waren

zu stark, als daß Konrad nicht doch mit all der geheimnißvollen Macht, die über dem Verstandesmäßigen steht, an seine Heimat gebunden gewesen wäre. Er ging umher wie eine Art wacher Beobachter, der selbst dem lebendigen Leben angehörte und mit klarem Blick sah, wie das Vaterhaus mehr und mehr in eine Welt der Schatten glitt, die er mit dem leisen Lächeln des Gefunden betrachtete. Frühzeitig reif wurde er dabei und stark und gewöhnt, sich auf sich selbst zu verlassen. Ein selbstamerz Jugendleben läßt sich nicht leicht denken.

Daß er dereinst derjenige sein würde, der Granaß aus dem Verfall wieder aufrichten mußte, das ward ihm schon frühzeitig klar. Aber jung und sorglos, wie er war, dachte er kaum an die Zukunft, die seiner wartete. Nur als die Mutter starb, senkte sich der Schatten des Einsamleitsgefühls über seine Seele. Sie hatte doch in seinem Herzen den ersten Platz eingenommen; und als der frühreife vierzehnjährige Knabe am Totenbett der Mutter saß, ging es ihm mit selbstamer Stärke auf, daß er jetzt mutterlos war und allein in der Welt. Konrad betrauerte seine Mutter auch lange. Aber als er nach der Beerdigung zur Schule zurückgeschickt wurde, freute er sich doch, fortzukommen. Draußen war alles leichter und heller für ihn. Er war jung, das Leben lockte, und ihn verlangte danach, es zu erproben.

Als des Vaters Gebot ihn zwang, die Universität zu verlassen, da trauerte Konrad Elthov eigentlich weder dem Kameradenleben noch den Studien nach, die er so plötzlich abbrechen mußte. Er hatte sich in der Stadt der Bekehrsamkeit nie heimisch gefühlt, das Studentenleben lockte ihn nicht und die Welt der Bücher noch weniger. Viele von den jungen Männern, die da ihrem Vergnügen nachgingen für etwas, was sie ihre Zukunft nannten, arbeiteten und sich zu Beamten entwickelten, waren ihm sympathisch; aber im Grunde waren sie ihm doch alle fremd. Ihre Zukunft war nicht die seine. Wenn Konrad sich seine Zukunft dachte, war sie allerdings ziemlich nebelhaft. Aber jedenfalls war sie nicht an die verwickelten Verhältnisse des Gesellschafts- und Staatslebens gebunden.

Dazu war auch Konrad Elthovs ganzes Wesen viel zu einfach, seine Natur viel zu

kräftvoll, aus einem Guß und freudig. Einen Menschen aber gab es, an den der junge Mann sein Herz gehängt hatte. Und das war Thora.

Nicht so rasch wie sie hatte Konrad die Erinnerung an die Sommertage, da er auf Moheba zu Besuch gewesen war, vergehen. So frei und so glücklich hatte er sich dort gefühlt wie noch nie in seinem ganzen Leben. Zu dem einfachen Haus hatte er zum erstenmal in seinem Leben eine Familie kennen gelernt; und was das sagen will, hatte der Jüngling bis zu diesem Tage nicht geahnt. Hier hatte er gelernt, was er bei den Eltern nie gelernt hatte: frei und offen über alles zu sprechen; und hatte die wunderbare Erfahrung gemacht, daß auch ältere Leute auf ihn hörten und sich freuten, wenn er da war. Frau Dorthas rundliches Gesicht strahlte immer, wenn der schöne Jüngling zur Tür hereintrat, und sogar der Wittmeister freute sich der wachsenden Männlichkeit seines Wesens, erzählte dem jungen Mann seine besten Geschichten und rühmte seine Tüchtigkeit in allen Leibesübungen. Die Jugend bedarf des Lobes der Alten, und Konrad hatte bisher gar nicht daran gedacht, daß irgendwer ihn loben und daß es einem so wohl tun könnte. Die Wärme, die aus dieser Anerkennung ausstrahlte, gab ihm ein Heimatgefühl und lehrte ihn immer sicherer auf eignen Füßen stehen. Und wenn er in seinem wirklichen Elternhaus war, so hatte er immer Heimweh nach dem alten Moheba.

Vor allem aber war es doch Thora, die ihn immer wieder dorthin zog. Seine größte Freude war, wenn er in ihrer Nähe sein und ihre Stimme hören durfte. Mit Thora durch Wald und Feld zu streifen, sich mit ihr allein zu fühlen, das war das höchste Glück, das er sich denken konnte. Manchmal sprach er gar nichts, sondern ging bloß stumm neben ihr her und freute sich ihrer Nähe. Daß er dem siebzehnjährigen Mädchen seine Liebe erklären könnte, das kam ihm, dem kaum Zwanzigjährigen, gar nicht in den Sinn. Beim bloßen Gedanken daran, daß er vor den Vater treten und von Heiraten sprechen sollte, mußte er über sich selber lachen. Und sich heimlich mit ihr zu verloben, das wagte er nicht.

Er lebte wie in einem Traum, ob nun er und Thora zusammen waren, oder ob er einsam auf dem verfallenen Hof daheim lebte

und vom Vater bewacht wurde. Weil er selbst das Leben so natürlich nahm, meinte er, Thora müsse auch alles verstehen, seine eindringliche und beharrliche Aufmerksamkeit, die Freude, die sie ihm schenkte, den ganzen Jubel, womit ihr Sein seine Seele füllte. Manchmal konnte er in ihrer Nähe ganz verzagt werden. Wenn der Wald sich um sie beide schloß oder die weite Fläche des Wetters vor ihnen blinkte, fragte sich Konrad manchmal, wie Thora nur so unbefangen und leicht plaudern konnte, und weshalb die Beklemmung, die er selbst empfand, sich ihr gar nicht mittheilte. Aber er bewunderte sie gerade darum um so mehr. Als echter Verliebter träumte er, seine Liebe werde erwidert, und es gab für ihn kein größeres Glück, als wenn Thora vor einer Pflanzung im Wald oder einer Bucht am See schweigend stehend blieb und alle Schönheit der Natur sich in ihrem wechselnden Antlitz widerspiegelte. Dann konnte Konrad sie so recht nach Herzenslust ansehen. Und freudetrunken, stumm genoß er ihre Schönheit, während seine Augen in den sonnigen Glückstränen der Jugend schwammen. In solchen Augenblicken konnte er sich einbilden, Thora merke und verstehe alles, und der leichte Ausdruck ihres Antlitzes rührte davon, daß sie sich seiner Liebe freue und sie theile. Wie im Rausch stieg ihm dann das Blut zu Kopf. Er hörte ein Singen in der Luft, und Zukunftssträume tanzten zu den Klängen ...

Zwei Jahre lang träumte Konrad den Traum, geliebt zu sein. Als die Nachricht von Thoras Verlobung ihn traf, wollte er erst gar nicht glauben, daß es wahr sei. Thora zu schreiben und sie selber zu fragen, das wagte er nicht. Wie konnte er einem jungen Mädchen wie Thora schreiben! Er wünschte ja, seine Briefe waren trocken und nichts sagend — immer war es ihm unmöglich gewesen, sich brieflich auszudrücken. Und sonst hatte er niemand, an den er hätte schreiben können. So lebte er in Upsala, wo die Nachricht als ein Gerücht zu ihm gedrungen war, bis zum Frühling in einem seltsam schwanfenden Zustand von Unruhe und Hoffnung. Als er nach Hause kam, erfuhr er, daß das Gerücht immer noch gehe, und als ihm schließlich die Wahrheit klar wurde, fühlte er sich betrogen, und die Zukunft, die er sich erträumt hatte, fiel zu-

sammen. Zum erstenmal senkte sich über seine jungen Augen der schwere Schleier, der das Leben seiner wahren Farbe beraubt.

Konrad besuchte Moseba nicht mehr, ehe Thora verheiratet und abgereist war. Als er endlich hinfuhr, war der erste Schmerz etwas verwunden, und Konrad wunderte sich nur, während er allein zwischen den beiden Älten saß, daß er sich auf einmal so viel älter vorkam als vorher.

Ein Jahr später fand die Unterredung statt, in der der Rittmeister mit dem jungen Mann über den eben ausgebrochenen Krieg und Schwedens Pflicht, den Brüdern in der Not beizustehen, sprach. Und Konrad saß nach diesem Gespräch lange noch wach droben in der kleinen Gaststube, wo er so manche Nacht geschlafen hatte in Tagen, die unwiederbringlich dahin waren.



Das geschah im Anfang des Winters 1864. Ein Gerücht um das andre durchstief Schweden, überall wartete man auf Nachrichten vom Kriegsschauplatz, und in aller Herzen lebte die Frage, wie Dänemarks Geschick sich gestalten werde. Alles war erregt durch die Nähe des Krieges und von dem Bewußtsein, daß nächstesmal das Unglück das eigne Vaterland treffen konnte.

Gleich einer schweren Gewitterstimmung schleicht das Gerücht vom Krieg und seinen Schrecken über ein Land. Der Krieg ist das, was uns allen der schrecklichste der Schrecken deucht, nur zu vergleichen mit der Pest, von der die Sage so Furchterliches zu erzählen weiß. Schon das bloße Bewußtsein, daß irgendwo in einem fernen Winkel der Erde Menschen kaltblütig einander morden und Krüppel mit zerhackten Gliedmaßen auf den Tod wie auf eine Erlösung harren, ist etwas, was der verfeinerte Mensch unsrer Tage kaum mit dem Gedanken zu fassen vermag. Und nichts zeugt lauter von der Unvereinbarkeit der Kriegsgewalt mit dem Seelenleben des entwickelten Menschen als die Berichte von den vielen, die beim Anblick eines modernen Schlachtenblutbades vom Wahnsinn ergriffen werden.

Allerdings waren die Schrecken der damaligen Kriege minder haarsträubend als die der Gegenwart. Aber wir täuschen uns, wenn wir glauben, daß unsre Vorfahren die

Greuel der unglücklichen Ereignisse, von denen Zeitungen und mündliche Erzählungen berichteten, nicht ebenso lebhaft empfunden hätten wie wir. Der Unterschied war bloß, daß sie weniger kritisch waren. Sie durchschauten nicht alles so klar und so scharf wie wir. Sie waren auch vorsichtiger in ihrem Urtheil. Der Krieg war ihnen nicht, wie uns, ein Verbrechen, sondern eine Schickung Gottes, die getragen sein wollte wie alles andre. Aber ihr Mitgefühl für die leidenden Brüder war darum nicht geringer als das unsre. Es waren ja auch im engeren Sinn als gewöhnlich unsre Brüder, die da litten. Tanals war gerade die Zeit der Studentenversammlungen, der Königszusammenkünfte, des Scandinavismus. Gleich einer warmen Boge war über die freien Völker des Nordens das Bewußtsein gekommen, daß sie alle drei Zweige eines Stammes, daß sie eins waren und niemals etwas andres hätten sein dürfen. Zu Wort und Sang tat dies Gefühl sich kund, es ward weitergetragen, ward zum Gelübde, zum Schwur: keiner sollte allein stehen, wenn Not an Mann ging! Wie Brüder wollten die drei Völker einander beistehen, Kliden gegen Kliden wollten sie kämpfen, miteinander wollten sie stehen oder fallen.

Aber aus Schweden ging in jenen Tagen die mahnende Stimme: „Dänemark, unser Bruder, in Not! Auf zur Rettung!“ Wie es kam, daß der Ruf ungehört verhallte? Vielleicht verstehen wir Kinder und Enkel das besser als die, die noch inmitten der Ereignisse standen und sich von Scham daniederbeugt fühlten, daß so die Schwüre der Studentenversammlungen, der Skaldensänge, der Königszusammenkünfte zwischen den Monarchen des Nordens gebrochen wurden. Wir sehen jetzt, daß nur wenige damals die Worte der Versammlungen und der Könige überhaupt vernahmen. Das Volk stand außerhalb. Das Volk hatte weder Sang noch Schwüre vernommen. Das Volk wollte sein Mut nicht opfern, und darum siegte die Klugheit, die am Ratstische des Königs saß. Und vielleicht war es gut so. Eine Hilfe, wie Schweden sie damals hätte bieten können, hätte leicht der Untergang des ganzen Nordens werden können.

Wie eine gewaltige einsame Boge, die das Meer an den Strand geschleudert hat, langsam zurücksinkt und nichts hinterläßt als totes Wasser, so sank in Schweden damals die

kriegerische Stimmung, die so laut nach ernstester That, nach Heilighaltung der geschworenen Eide gerufen hatte. Es wurde still im Land; aber nicht so still, daß nicht Dänemarks Unglück in der Brust gar vieler ein Echo geweckt hätte, wenn auch nicht in der aller. Daß man beim besten Willen Dänemark nicht gegen den übermächtigen preussischen Adler beispringen konnte, der ihm die Krallen ins Fleisch geschlagen hatte und mit dem Schnabel schon nach seinem Herzen ausholte, das sahen die meisten ein. Sie verzichteten also und begnügten sich damit, dem Brudervolk ihre Teilnahme zu zeigen. Aber sogar unter denen, die verzichteten, garte noch da und dort die Kampflust. Sie redeten dann gehässige Worte gegen die Regierung, die dem König die Hände gebunden und ihn gezwungen hatte, sein Wort zu brechen. Die Königstreue war damals noch stärker als jetzt. Und darum kam es vielen als eine Schmach vor, von einem Reichsrat regiert zu werden statt von dem König. Man sprach davon, daß des Königs Wille des Volkes Wille sei, daß die beiden eins seien. Die Wogen des Jornes gingen hoch.

Weiter jedoch als zu Jorn und Worten kam es, soviel man weiß, im allgemeinen nicht. Aber aus ganz Schweden strömten Liebesgaben in das leidende dänische Heer. Man sammelte Geld für die Witwen und Waisen der Gefallenen. Man schickte den Soldaten im Feld Kleidungsstücke und Essen waren. Rings auf den Büten im ganzen Land saßen die Frauen, soweit es ihre Zeit erlaubte, und strickten Strümpfe, die dann zur Weiterbeförderung an die dänische Armeeverwaltung oder an irgendwelche dänischen Freunde gefandt wurden. Zur Weihnachtszeit ruhten Stickrahmen und Tapissieremuster; dafür ward um so eifriger getrickt. Die Nacht vor der Bescherung, in der es sonst so heiter zuging, in der jung und alt sich mit allerlei Heimlichkeiten verdeckte, war heuer die düsterste des ganzen Jahres. Man ordnete zwar die Geschenke, verpacete und versiegelte wie sonst. Aber die Geschenke waren für die dänischen Soldaten, und statt von Weihnachtsmärchen und lustigen Anekdoten sprach man in dieser Nacht nur von all den Tausenden von dänischen Familien, in denen die Väter, die Mütter, die Brüder fehlten, und verzuchte, sich einen Weihnachtsabend im Feld vorzustellen. Vielleicht wurde gerade jetzt eine

Schlacht geschlagen. Vielleicht mordeten da draußen die Menschen einander, während in der Christmesse das „Friede auf Erden!“ gesungen ward! Kälte, Gefahren, Entbehrungen — alles suchte man sich auszumalen. Alles lebte man mit. Und zitternde Hände verpackten die Mengen von Scharpie, die die fleißigen Finger zur Vinderung der von Kugel und Schwert geschlagenen Wunden gepupft hatten.

Schwedens Politik war von der Überzeugung bestimmt worden, daß die Übermacht zu groß sei. Aber im Volk lebte trotzdem die starke Hoffnung, der Krieg werde für Dänemark glücklich enden. Noch flammte hell und stark der Glaube an die alte nordische Kraft. Eingewiegt durch einen langjährigen Frieden, hatte man vergessen, was ein moderner Krieg tatsächlich bedeutete, und lebte sich in einen Zabeltraum, in die Märchenhoffnung auf einen Sieg Dänemarks ein. Als dann die Nachricht kam, die Dänen hätten ohne einen Schwertstreich Dannevirke geräumt, traf es sie wie ein gewaltiger Schlag, der die hochgespannten Erwartungen jäh zertrümmerte. Dunkel senkte sich auf die Gemüther, und Trauer und Niedergeschlagenheit waren aufrichtig und allgemein.

Es lag in dieser Gemüthsstimmung auch etwas wie eine unbestimmte Warnung vor einer düstern Zukunft, die allen drohte. Die kleine Nation ahnte mit Furcht und Wehen, daß die Gefahr dereinst ihr selber drohen werde. Zum erstenmal sahen die Menschen aus allernächster Nähe, wie die Zeiten sich geändert hatten, wie wenig im modernen Krieg die Persönlichkeit bedeutet, wie ganz neue, unberechenbare Mächte in der Politik die Hauptrolle spielten. Der dänische Heldennut genigte nicht mehr, um den modernen Schnellfeuergewehren Troß zu bieten. Kalt, unheimlich und für damalige Begriffe unfassbar stieg am Horizont gleich einer mit Elektrizität geladenen Wolke eine ganz neue Gefahr auf, so nah, daß wir die Wlisse zuden jahan.

Schwerlich waren wohl je in unsern Tagen die Menschen auf all den großen Herrensitzen und kleinen Höfen, die wie Bildungsosen in Schweden zerstreut liegen, so aufgeregert, als sie es damals waren. Die Zeitungen kamen nicht so oft. Auf Ålerup, dem Gut des Disponenten Bruce, erschien die Gelpost dreimal in der Woche. Dazwischen-

durch erfuhr man nichts Neues. Auch hier herrschte, wie auf den andern Gütern, große Unruhe und lebhaftes Interesse. Man war ja auch dem Kriegsbrand hier näher als in den nördlicheren Theilen des Landes.

Es schien fast, als bringe der Krieg mit seinen Ereignissen, die wie eine unmittelbar drohende Gefahr in der Luft lagen, Johan Bruce und seine Frau einander gewissermaßen näher. Die Spannung zwischen ihnen ließ nach, und das gemeinsame Mitgefühl für Dänemarks Unglück vereinte sie. Der Brief, den Thora von der Mutter erhalten, hatte auch seine Wirkung getan. Thora hatte die darin ausgesprochenen Ermahnungen ganz so ruhig und ernst aufgenommen, wie die Mutter sie gemeint hatte, und da ihr der Gehorsam gegen ihren Mann eine selbstverständliche Pflicht und sein Wille tatsächlich ihr Gesetz war, wurde es ihr auch nicht schwer, sich vor ihm zu beugen. Sie jähelte sich erleichtert, als sie zu bemerken glaubte, daß die Anfälle von Düsterteit und Grübelci, die sie vor allem deshalb fürchtete, weil sie sich als deren Urheber fühlte, bei ihrem Mann immer seltener wurden. Und wenn sie jetzt zu dem hohen Bergrücken hinüberschaute, der so ernst und streng das Thal durchschneit, so ertappte sie sich oft selber auf dem Gedanken, er sei doch nicht immer so ganz und gar düster, wie er ihr zuerst erschienen war. Ein bißchen Wangen jagte er ihr freilich noch immer ein, und an die weite Fläche des Wettern mit den Waldriesen, die bis zum Strand hinabwuchsen, durfte sie noch immer gar nicht denken. Denn dann flammte das Heimweh auf in ihr und machte ihr die Seele krank. Aber alles in allem wurde das Leben ihr doch leichter jetzt, und sie sah der Zukunft mutiger entgegen als früher.

Eines Tages im Februar trat Bruce zu seiner Frau ins Zimmer. Er sah ernster aus als sonst, und auf seiner Stirn lag eine tiefe Falte, was bei ihm noch mehr als bei andern auf schwere Gedanken deutete. In der Hand hielt er die Zeitung, und indem er sich neben Thora niederließ, sagte er: „Mit Dänemark ist es zu Ende!“ Er holte tief Atem und fügte dann noch hinzu: „Für diesmal wenigstens.“ Darauf berichtete er mit seiner vollen, tiefen Stimme, die von unterdrückter Erregung bebte, von der Räumung Dannevirkes und dem Rückzug der dänischen Armee nach Norden. „Die Dänen

wagen keine Schlacht mehr," schloß er. „Das Ende wird sein, daß sie sich in ihren Bau eingraben wie die Tiere des Waldes.“

Bruce hatte bisher nicht viel über den Krieg gesprochen, und Thora hatte darum manchmal gedacht, die Vorkommnisse berührten ihn im allgemeinen nur wenig. Sie glaubte, er denke hauptsächlich an die Gefahr für Schweden, weniger an Dänemarks Not, seine Teilnahme sei also ganz anderer Art als die ihre. Jetzt aber brach sein eigentliches Empfinden durch.

Als Thora ihn so sah, erregt, von Mitleid ganz überwältigt, schoß ihr die Wöte in die Wangen. Den Respekt überwindend, der sie sonst immer daran hinderte, zärtlich gegen ihren Mann zu sein, legte sie ihre Hand auf die seine und blickte ihm warm in die Augen.

Da ereignete sich etwas, was Thora nie mehr vergessen sollte, und was ihre Gedanken noch lange beschäftigte. Bruce sah ihr fest in die Augen, und während seine eignen Wände sich verschleierten, sagte er mit heiserer Stimme: „Du hast mich also doch ein bißchen lieb?“

Thora zog sich erschreckt zurück. In ihrem Gesicht suchte es. Ihren Mann liebhaben? Was mußte denn das für eine Frau sein, die ihren Mann nicht liebte? Einen dergleichen Gedanken zu denken hatte sie überhaupt nie gewagt. Er war ihr so neu, erfüllte sie mit einer so seltsamen Mischung von Unruhe und Furcht — es fröstelte sie, und doch pochte in ihren Adern das Blut, daß ihr ganz heiß ward.

Bruce sah die Erregung seiner Frau und deutete sie nach seinem Wunsch. „Es ist freilich nicht so leicht, es mir recht zu machen," sagte er. „Ich bin nun einmal herb und kurz angebunden und stoße die meisten Menschen ab. Eigensinnig bin ich auch, und man muß sich meinem Willen fügen. Aber Wärme brauche ich deshalb doch auch.“ Die Stimme drohte ihm zu versagen. Er erhob sich, schritt ein paar-mal im Zimmer auf und ab, wandte sich dann wieder um und sagte in ruhigerem Ton: „Wir sprachen ja doch vom Krieg. Ich weiß gar nicht, wie wir auf dies hier gekommen sind.“ Er sah verlegen aus, und seine Worte klangen, als wüßte er, seine Frau möchte das eben Gesagte vergessen. Darauf fuhr er fort: „Weißt du, daß in

diesen Tagen eine Menge schwedische Freiwillige nach Dänemark hinüberfahren?“

„Nein," antwortete Thora. Sie hörte kaum auf das, was ihr Mann sagte, so ganz stand sie noch unter dem Eindruck des Gefühlsausbruches, dessen Zeuge sie eben gewesen war.

Bruce fuhr fort: „Es ist gerade, als ob das Unglück Dänemarks die Lust zum Helfen verdoppelt hätte. Vorhin, als ich an der Kirche vorbeiritt, begegnete ich zwei Herren im Wagen, die mich nach dem Weg fragten. Es waren Offiziere. Sie wollten nach Helsingborg und von da hinüber nach Dänemark.“ Bruce hielt einen Augenblick inne, als sei ihm plötzlich ein neuer Gedanke gekommen. „Sie wollen in dänische Dienste," fuhr er fort. „Der eine von ihnen hat Frau und Kind daheim. Kannst du das verstehen?“

Thora antwortete: „Ja, gewiß. Wenn man fühlt, daß man muß ...“

Bruce sah neugierig aus; ein leises Lächeln erschien auf seinen Lippen: „Könntest du immer das tun, was du glaubst, du müßtest es?“

Thora dachte eine Weile nach. „Ich glaube," jagte sie einfach. Und die braun-grauen Augen unter dem gestrichelten Haar leuchteten auf. Dann fügte sie hastig hinzu: „Aber ich bin ja eine Frau. Ich könnte ja doch nicht in den Krieg ziehen.“

„Ich könnte es, wenn ich allein wäre," jagte Bruce kurz.

Thora fragte sich, weshalb sie keine Dankbarkeit empfand bei diesen Worten des Mannes. Sie mußte sich doch eigentlich darüber freuen, daß er sie nicht verlassen wollte. Aber es war ihr unmöglich, es so zu empfinden. Im Gegenteil: die Worte berührten sie fast unangenehm, als offenbarten sie einen Mangel, von dessen Vorhandensein sie bisher keine Ahnung gehabt hatte. Sie hatte jedoch nicht lange Zeit, darüber nachzudenken. Bruce fuhr in seinem Bericht über die beiden Offiziere fort, erzählte, wie sie hießen, und was sie zusammen gesprochen hatten, die ganze kleine Szene, die sich auf der Landstraße zwischen ihm und diesen unbekanntenen Männern abgepielt hatte.

„Als wir auseinandergingen," schloß er, „schüttelten wir uns die Hände — fast wie Freunde. Es ist ganz wertwürdig, wie solch ein Gefühl, wie jetzt zum Beispiel das

für Dänemark, die Menschen einander näherbringt. Wie würde das erst sein, wenn es das Wohl oder Wehe des eignen Landes gälte! Als sie um die Ecke am Kirchhof verschwanden, hielt ich noch immer mit dem Fuchsig und schwenkte den Hut — lange, nachdem sie schon nicht mehr zu sehen waren."

Bruce schwieg. Dann schob sich seine Unterlippe unter dem Schnurrbart vor, er beugte sich zu seiner Frau hinüber und fuhr gutmütig lächelnd fort: „Ich muß eben weiter der Bauer bleiben, der ich nun einmal bin. Abtrügens werden noch mehr hier vorkommen. Die Offiziere sprachen von einigen, die auf der Poststation auf Pferde warten. Unter andern nannten sie auch einen Namen, den ich schon gehört habe. Konrad Olthov, glaub' ich — war es nicht so? Ist er nicht aus deiner Gegend?"

„Doch," erwiderte Thora. „Er wohnt drei Meilen südlich von uns." Eine Flut von Erinnerungen stieg in ihr auf. Sie sah die Heimat, Vater, Mutter, Brüder. Sommer war es ringsumher. Vor ihren Augen tanzte das Funkeln des weiten, leichtbewegten Wassers. Sie sah den weißen, flachen Sandstrand, von dem die Möwen gegen den Tannenwald aufstiegen. Lebhaft, heiter fragte sie: „Biehet er in den Krieg? Er ist ja noch ein Junge!"

„Kennst du ihn?" fragte Bruce. Sein Gesicht zeigte wieder den gewöhnlichen Ausdruck vorsichtig prüfenden Nachdenkens.

„Ja," erwiderte Thora hastig. „Er war oft bei uns im Haus. Mein Bruder und er waren Freunde."

Das war alles, was über die Sache gesprochen wurde. Aber Thora war froh, als Bruce eine Weile später ins Kontor abgerufen wurde und sie allein ließ.

* * *

Mit der Nachricht von Konrad Olthovs Reise war in Thoras Seele die Unruhe aufs neue erwacht. Konrad Olthov würde vorüberfahren — den Weg, den sie so gut kannte — durch den dünnen Birkenwald mit den Wacholderbüschen darunter, über das offene Feld, wo im Regen und im Sonnenschein die Krähen krächzten, durch den wieder den Tannenwald, der der Hecke um das schlafende Märchenschloß glich, in den kein Pfad führte und kein Strahl der Sonne

drang. Daß er sie auffuchen werde, erwartete sie nicht, nicht einmal, daß sie ihn vorüberfahren sehen werde. Sie hatte nur das Gefühl, daß der Weg zur Heimat, die sie verlassen hatte, auf einmal kürzer und gerader geworden sei. Ihr schien, als sei alles, was ihr so lieb war, ihr plötzlich nähergerückt.

Dann beunruhigte es sie auch, daß sie an ihrem Mann etwas Neues erlebt hatte, etwas, das ihr viel zu denken gab. In seinem Blick hatte etwas die Sehnsucht gelegen, eine Bitte um etwas, das sie ihm geben sollte, eine Forderung, die sie erschreckte, weil sie wußte, sie konnte sie nicht erfüllen. Und statt sich dadurch ihrem Mann gegenüber freier und sicherer zu fühlen, wurde sie im Gegenteil noch scheuer und zurückhaltender und fühlte sich noch fremder als zuvor.

In diesen Tagen erhob sich vom Meer der Nordwest. Das Meer lag fern, aber seine strenge Herrschaft erstreckte sich weit über das Flachland, das offen und ohne Schutz dalag. Schwere Wolken kamen im Gefolge des Windes. Die Februarsonne, die schon angefangen hatte, durch den Winternebel zu schimmern, hüllte sich wieder in dichtes Grau, und aus den Wolkenmassen wälzte sich der Schnee nieder. Er trieb in weißen Wehen über das offene Feld vor dem Hof, segte in Wirbeln um die gewaltigen ächzenden Buchen des Berggrändens, deckte Erde, Bäume, Wiesen und Äder. Die kleinen Höfe auf der Ebene oder am Waldrand hüllten sich in reines Weiß, und die Wege waren von schweren Räder Spuren und tiefen Hufeisenlöchern durchfurcht. Durch das Schneetreiben klangen ab und zu die Schellen vereinzelter Schlitten.

Schon zwei Tage lang hatte es geschneit. Immer noch pfliff der gleiche heftige Sturm in den alten Linden auf dem Hof. Aber der Veranda lag eine mächtige Schneewehe, die sich an Tür und Fenstern hoch aufstürzte und das große Zimmer drinnen noch dunkler machte, als es für gewöhnlich war. Am dritten Tag trat Bruce in Pelz und hohen Stiefeln ins Zimmer, um von seiner Frau Abschied zu nehmen. Er wollte in die Kirchenversammlung; vor der Treppe hielt schon der Schlitten.

Mit der Pelzmütze in der Hand stand Bruce vor seiner Frau. Als er ihrem Blick begegnete, glitt es wie ein Schatten über

und kleine, diefe und hagere, blonde und dunkle und grauhaarige, alles durcheinander. Und über ihnen allen glaubte Thora die Frage zu lesen, die Bruce neulich an sie gestellt hatte: Haft du mich also doch ein bißchen lieb?

Es lag etwas ganz Neues in diesem Gedankengang für Thora. Nie war ihr der Gedanke gekommen, daß die Ehe zwischen Menschen, die Ehen, die sie selbst gesehen hatte, mit denen sie selbst in Verührung gekommen war, Anlaß zu Zweifel und Fragen geben könnten. Denn der Zweifel — das war's, was sie beunruhigte.

Ein Zweifel? Woran? An allem, fand Thora. Und zugleich fand sie ihre eigne erregte Stimmung selbst grundlos und lächerlich und war froh, daß niemand sie in diesem Augenblick sah.

Es war kalt im Zimmer. Sie zog an dem breiten gestickten Glockenzug, und gleich darauf kam Masin, kräftig und ruhig wie immer mit ihrem fest aufgesteckten Haar, das sich an den Schläfen straffte, und den hervorstehenden, ewig fragenden Augen.

Thora befahl ihr, Feuer zu machen; und als Masin mit den Buchenscheiten zurückkam und sie in dem offenen Kamin langsam zu einem gewaltigen Stoß schichtete, fragte die junge Frau läßlich: „Ist es wahr, daß du zum Herbst heiraten willst?“

Sie glaubte sich zu entsinnen, daß sie es einmal gehört hatte, und fragte jetzt, ohne eigentlich etwas dabei zu denken, bloß um eine Weise eine andre Stimme neben ihrer eignen zu hören, einen Augenblick lang eine Art Ersatz für eine Unterhaltung zu finden.

Masin war in ihrer Weise ein Original. Wie weit sie über die Dreißig hinaus war, darüber sprach sie nie. Jedenfalls wußte außer ihr niemand mehr, wie lange sie schon auf dem Hof diente; und von Anfang an hatte sie ihre junge Herrin mit — wie diese meinte — mißbilligenden Augen betrachtet. Sie war stark wie ein Mann, und wenn schon sie jetzt Hausmädchen war, so scheute sie doch keine noch so schwere Feldarbeit und wußte mit Pferden umzugehen wie ein Stallknecht.

Jetzt blickte sie von dem Holzstoß auf, unter dem eine erste Planke zu züngeln

begann, und antwortete: „Ja, gnädige Frau, das stimmt. Zum Herbst muß ich dran glauben.“

Die Antwort mißfiel Thora. Doch ließ sie sich nichts anmerken, sondern fragte, in ihren eignen Gedanken befangen: „Und du hast ihn gern?“

Masin errödete, als läge in der Frage etwas Unpassendes, und entgegnete: „Ach ja, er ist der Schlimmste noch lange nicht.“

Und da weiter keine Frage erfolgte, ging sie stumm hinaus und ließ die junge Frau allein . . .

Thora sitzt einsam vor dem großen Buchenholzfeuer, und etwas wie ein Erröten steigt langsam in ihre Wangen. Ist es der Schein der Flammen, die über das Holz hin fladern, steigen und sinken und ihr Licht über die Tagdämmerung des großen Raumes werfen, oder sind es ihre Wangen selber, die so brennen?

Thora weiß es nicht. Sie ahnt überhaupt nicht, wie sie aussieht und was mit ihr vorgeht. Sie sitzt ganz still in ihrem Winkel und vergißt ihre täglichen Pflichten, vergißt die Arbeit, an der es in dem geschäftigen Haushalt nie fehlt, vergißt ihr Kind und alles über ganz neuen, fremden Gedanken, die in ihr aufquellen, gewekt von einer Frage ihres Mannes, die sie bis jetzt überhaupt nicht verstanden hat. Der große Holzstoß brennt langsam herunter, ruhig, wie Buchenholz brennt, mit fester, zusammenhängender Glut und weißer Asche. Im Gluthaufen raucht noch einsam ein dicker Klotz, der nicht Feuer saugen will, sondern bloß langsam verkohlt. Gegen das Fenster prasselt der harte Schnee, den die ungleichen Windstöße an die Scheiben werfen. Der Sturm beginnt sich zu legen.

Da hört Thora vom Hof her das Geläut von Schlittenschellen. Und im Glauben, daß ihr Mann schon wieder nach Hause komme, und daß sie, ohne es zu merken, den ganzen Tag verträumt habe, fährt sie auf. Die Wangen brennen ihr noch von der Hitze des Feuers, die Augen sind matt, und in ihrem Gehirn faßt es wie ein Echo des Wintersturms.

Es war aber nicht ihr Mann, der da kam. Es war ein anderer, und mit ihm kam ihr Schicksal.

(Fortsetzung folgt.)



Seelen

Seelen gibt es, seltsam rauhe,
Die den dunklen Wurzeln gleichen,
Nicht der herbste Sturm vermöchte
Ihre Tiefen zu erreichen.

Andre, seltsame, zartgefügte
Wollen mir wie Zweige dünken,
Die beim ersten Schwung des Windes
Schon Geheimnisgrüße winken ...

Deine Seele gleicht dem Blättchen,
Das im Park sich zitternd regte,
Wenn auch rings die Schwestern schwiegen
Und kein Hauch die Luft bewegte.

Ruhlos schwang es, wie voll Bangen —
Ahnt es künftiger Wetter Gluten,
Oder bebt es noch im Schauer
Der entschwundenen Leidensfluten?

Maria Stöna



Liebe

In deinen weißen Händen schlüft die Jugend.
Auf deinem Antlitz lacht die Kinderzeit.
Neigt du mir lauschend deine lichte Wange,
Ist es unnennbar stille Süßigkeit.

Nichts ist beredter als dein liebes Schweigen.
Mir blauen Fernen, lang nicht mehr gesehn.
Wenn wir so schweigen und uns selber lauschen
Und kindergleich am Lebensgarten stehn.

Wir zittern. Wir sind wortlos. Wir ertönen.
Das ist die Liebe, die in uns erwacht.
Das ist das neue, das beglänzte Leben,
Das seltsam, scheu und wünschjezitternd macht.

Man weiß nicht, was man will. Man möchte alles
Und ist beseligt doch von einem Nichts.
Von einem Streifen der durchglühten Finger.
Von einem Leuchten ihres Augenlichts.

O Liebe, Liebe, wunderbares Wesen!
Du immer neu und doch dir immer gleich!
Ein Hauch. Ein Blick. Ein Neigen. Ein Erzittern.
Und vor uns tut sich auf das Märchenreich.

Albert Geiger



Offenbarung

Es war ein einzig Wörtchen nur,
Doch war's ein Wort voll Wundermacht,
Das geht mit mir durch Tagesnot
Und geht mit mir durch Lebensnacht.

Voll Deutung sprach's ein roter Mund,
Der ist gekommen längst zur Ruh.
Die junge Sonne Knospen brach,
Da stammelten zwei Lippen: „— Du —“

Sie hielten jäh erschrocken an —
Des Lebens Strom erbrauste laut,
Da wurde mir das kurze Wort
Gar eigen wunderbarlich vertraut.

Es geht mit mir durch Tagesnot
Und geht mit mir durch Lebensnacht.
Es trägt der eine scheue Klang
Die Fülle deiner Liebesmacht

Wilhelm Arminius



Goethe: Anbetung (unveröffentlicht). Nach der im Kgl. Kupferstichkabinett zu Berlin aufbewahrten Originalzeichnung (Mappe „Goethe“ Nr. 3988).

Deutsche Dichter als Maler und Zeichner

Von Ernst Boerschel

Mit Handzeichnungen, Radierungen und Gemälden von Goethe, Salomon Gehrner, Maler Müller, Kortum, E. T. A. Hoffmann, Robert Reinick, Eduard Mörike, Adalbert Stifter, Gottfried Keller, Stij Reuter, Joseph Viktor v. Scheffel, Wilhelm Buich, Artur Sitger, Wilhelm Raabe, Paul Henje

I

Die Poesie und die Malerei haben immer in einem mittelstimmigen Freundschaftsverhältnis zueinander gestanden. Natur und Schönheit, verkörpert im Landschaftsbild oder in der formenreichen Erscheinung der Menschengestalt, suchten die beiden Künste, denen die besten und bleibendsten Ausdrucksmittel vergönnt sind, naturgemäß immer mit allen Kräften festzuhalten. Jeder nach seinem Verus und für seinen Zweck. Der Maler darf hineintauden in den Farbenwirbel des Sonnenuntergangs und die bunte Fröhlichkeit des Wiesengrundes. Er hat die Natur rein sinnlich aufzufassen und zu kopieren. Dem Dichter ist Einhalt geboten. Er hat nur als Zuschauer vor ihr zu stehen und hat dann nichts als ihre Wirkung zu schildern. Wir wissen es: Lessing, der Unbestechliche im Urteil, hat im „Laotoon“ spröde gelächelt über den Dichter, der „viel Imagination ohne allen Nutzen verbrüudet“.

wenn er dem Leser die Natur stückweis zählt, und hat dann im 21. Abschnitt geschrieben: „Was Homer nicht nach seinen Bestandteilen beschreiben konnte, läßt er uns in seiner Wirkung erkennen. Maler uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gewalt.“ Lessing war in der Beschränkung seiner Kunst Meister. Er hat es uns in der „Emilia Galotti“ gezeigt, wie er nach seinen Theorien lebte, und wie jedes sinnliche Genießen der Natur eine weite Strecke hinter ihm lag.

Aber nicht jedem war so zuneute. Goethe ließ sich von der innigen Hineinigung zur Natur oftmals ins Gebiet des Malers hinüberreiben, und aus den Schriften der Romantiker weht's wie scharfer Heidevind über Systeme und Theoreme. Doch davon soll hier nicht viel gesprochen werden. Erlauben wir uns trotz der Normen der Poetik am



Goethe: Ein Redoutenauszug in Weimar (unveröffentlicht). Nach der im Kgl. Kupferstichkabinett zu Berlin aufbewahrten Originalzeichnung (Mappe „Goethe“ Nr. 3987). 83

Bestehenden! Wie erusste Säulen ragen Goethes Naturschilderungen auf. Das neunzehnte Jahrhundert weist sodann auf Stifter, Keller und Schjffel. Am farbigen Abglanz haben sie das Leben. Als Widerschein der Leidenschaften und Empfindungen erscheinen die Farben, so in den „Studien“ Stifters, so in „Grünen Heinrich“ und im „Etlehard“. Wer aber Malerisches mit Poetischem also verflochten konnte, daß es harmonisch zusammenloß, ohne im einzelnen an Geitalt zu verlieren, der konnte nicht die Brille der Theorie vor den Augen haben. Er sah mit vollen Widen in die Welt und ging an keiner Mume vorüber, ohne auf den Grund ihres Netches zu spähen. Verschieden natürlich war bei jedem die Betrachtung. Der eine — wie Goethe — setzte sich mitten in die Landschaft hinein; der andre — wie Keller — stand beiseite; der dritte — wie Stifter — stellte sich vor sie hin, damit kein Baum und Aels ihn am Beschauen hindere. Der eine, Goethe, liebte sie nicht unbelebt, er mußte meistens wenigstens ein Kuntlein und einen Menschen dabei haben; der andre, Schjffel, stellte überhaupt eine

Begebenheit in sie hinein; der dritte, Keller, fühlte sich ihr am nächsten, wenn sie urgemächtig, ohne Menschenspuren vor ihm lag. So ward sie eingefangen ins Kaleidoskop des Poetischen und dann unter dem nämlichen sinnlichen Eindrud, den sie anfangs hervorrief, wiedergeboren. So entstand von selbst der Wunsch, den Stift hervorzu ziehen und das Geschaute nebenher auch rein äußerlich und sinnlich festzuhalten.

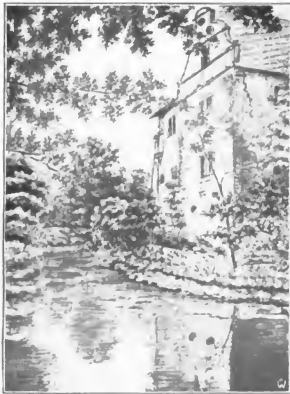
Es brauchte nur zu gelingen, brauchte sich nur selbständig zu formen, und der Zwiespalt war in den Jahren, da sich im Dichter die poetische Gestaltungsraft noch nicht zu eigener Höhe entwickelt hatte, unvermeidlich: ob dem Maler oder dem Dichter der Vorrang zu erteilen sei. Das war bei E. L. A. Hoffmann eingetreten, war bei Stifter, Keller, Schjffel und Schjffel der Fall. Von unriern Modernern ist Gerhart Hauptmann längere Zeit in Breslau Kunstschüler gewesen, ehe ihm das Drama den entscheidenden Weg wies. Auch Wilhelm Busch schrieb erst nach seinen Münchner und Düsseldorf Madamenterfahrungen den „Max und Moritz“. Bei allen machte sich dieses Hin-

und Hefschwanken zwischen Maler und Dichter in der Tat als eine sehr bedeutungsvolle Entwicklungsstufe geltend, die tief eingriff ins Wesen ihrer Persönlichkeit. G. T. A. Hoffmann spricht in seinen Jugendbriefen von Hippel immerfort von den Porträten und Bildern, die er zahlreich malt. Adalbert Stiéfer schritt jahrelang mit der Palette durch Niederösterreich und das Salzammergut, ehe er die geistige Linie zu deren Schönheit fand. Fritz Kneuer, in seiner Jugend ein eifriger Maler und Zeichner, griff nur unter Mühsalen zur Juristerei und hat noch lange nach der Festungszeit auf seine Tätigkeit als Lehrer und Landwirt wie auf einen verfehlten Beruf herabgesehen. Gottfried Keller hunderterte in München als junger Kunstakademiker. Scheffel beehrte sich mit allen Nibern nach Italien, um dort endlich die letzte Weihe für seine Malkunst zu finden. Alle haben sie später das Vergebliche ihres Bemühens eingesehen, die meisten, wie Fritz Kneuer es in der „Festungstid“ schildert, mit jenen Empfindungen, welche die Erinnerung an die Jugend lächelnd auslöst. Nur Gottfried Keller, der



Goethe: Mädchen mit Eimer. Handzeichnung im Legt des Tagebuchs aus Italien vom 23. Sept. 1786 (Vicenza). Nach der im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrten Originalhandchrift.

(Die Weiber tragen an einem Bügel oder Bogen von schwindendem Holze Körbe, Eimer pp. was sie zu tragen haben. Sie können sich es gar bequem machen, indem sie, wenn es schwere Sachen sind, auch zugleich die Henskel mit den Händen fassen können, wie obenstehende Figur ausweist.)



Goethe: Schloß Kochberg (Besitzung der Steinischen Familie). Für Charlotte von Stein gezeichnet. „Zeichnete frisch, hoffte auf ein wenig Talent“ (22. August 1779 im Tagebuch). Aus dem zehnten Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft („Aus dem Goethe-Nationalmuseum“ I, herausgegeben von Carl Ruland. Weimar 1895).

als Maler nicht der schlechteste unter seinen Kollegen war, hatte, sich an Lessings Worte lehrend, schon 1876 in den selbstbiographischen Mitteilungen, die er damals für die „Wegenwart“ niederjrieb, alle Ansprüche auf den Malerruhm derb von sich geschüttelt. Er dankte dafür, „zu jener zweifelhaften Geisteschar zu gehören, welche mit zwei Flügeln adert und in den Nachschlagebüchern den Namen ‚Maler und Dichter‘ führt“. „Sie sind es,“ wettet er weiter, „bei deren Dichtungen der Philister jereilen beifällig ausruft: Alha, hier sieht man den Maler; und vor deren Gemälden: Hier sieht man den Dichter! Die Kaiserer unter ihnen tun sich wohl etwas zugute auf solches Lob; andre aber, die ihren Vessing nicht vergessen, fühlen sich ihr Leben lang davon beunruhigt, und es juckt sie stets irgendwo, wenn man von der Sache spricht. Neue blasen behaglich auf der Doppelstote fort; diese emsigen bei eriter Gelegenheit dem einen Kolb, so leid es ihnen tut.“



Salomon Gessner: Hudibras und sein Knappe Ralph. Illustration zu Wafers Übersetzung von Samuel Butlers komischem Epos „Hudibras“, einer Nachahmung des Don Quixote. Nach dem Exemplar der „Euvres de Sal. Gessner“ in der Bibliothek des Kgl. Kunstgewerbemuseums zu Berlin.

Wie Koller ging es auch allen andern, sobald die Feder dem Pinsel und dem Zeichensift vorauszuweichen begann. Die anfangs stark hervorgetretene malerische Neigung wurde jetzt nur noch in stillen Stunden als kurzweilige Unterhaltung zu Gasten gebeten, als Abwechslung und Liebhaberei. An Auszubildung und Übung wird nicht mehr gedacht. Die Hauptaufgabe ist jetzt die Poesie geworden. Weichen tritt die Malerei hinter der Gebieterin zurück. Es ist übrigens charakteristisch, daß es fast immer die Poesie ist, die in ein und derselben Persönlichkeit den Vorrang über die Malerei errungen hat, und niemals umgekehrt die Malerei.

Es gibt nur sehr wenige bildende Künstler, die zugleich beachtenswerte Dichter waren: so Raffael, Michelangelo, Leonardo. Bei einigen unser Dichter hat die Malerei mit

der Poesie gleichen Schritt gefaßt. Es sind dies Gessner, Maler Müller, Stojisch, Robert Reinick, Arur Zinger. Ihnen war die Fahrt zur dichterischen Höhe verfaßt geblieben, doch gleichwohl unterlag ihr Dichtertalent nicht ihrem Malertalent. Sie wechselten ihre Fähigkeiten liebenswürdig aus. Während das eine Mal eine Zeichnung ihren Vorrang als bildenden Künstler festzusetzen scheint, läßt ein andermal ein aus schöpferischer Seele geborenes Lied das Urteil schwankend werden. Ihre Persönlichkeiten stehen somit zur Malerei und Poesie in gleichmäßiger Beziehung. Die andern rücken, wie wir gesehen haben, mit dem Glückschlage der Dichtung weiter ab von der bildenden Kunst, aber dennoch erheben sich ihre Bilder und Zeichnungen allein auf über den Titertantismus. Vornehmlich die Madriernungen Gessners, die Karikaturen E. T. A. Hoffmanns, die Federzeichnungen Raabes, die Porträtstudien Hesses, die Bilder Gessners, Reuters und Kellers können sich getroßt sehen lassen. Was wir zeigen, sind meistens Feder- und Bleistiftzeichnungen, darunter einige Pastell- und Aquarellbilder. Die Wirkung der Farbe geht ihnen hier von vornherein ab. Auch rein technisch dürfen wir die Bilder nicht durchweg betrachten. Wir vernehmen da Goethes feines Wort, das gerade den Leuten galt, die ein Kunstwerk für schlecht erklären, weil ein Finger oder eine andre Kleinigkeit falsch



Salomon Gessner: Szene aus der Tessage (von Bodmer). Nach dem Exemplar der „Euvres“ in der Bibliothek des Kgl. Kunstgewerbemuseums zu Berlin. ?

gezeichnet ist: „Der Gedanke, der geistreiche scharfe Ausdruck desselben soll aber die Hauptsache sein.“ Gerade des Gedankens wegen sammelte Goethe viel lieber Skizzen und Entwürfe als vollendete Kunstwerke. „Zur wahren Erkenntnis braucht man eigentlich bloß Trümmer.“ schrieb er an seinen Freund Heinrich Meyer, den „Kunstmeyer“, „diese guten, vortrefflichen, aber höchst beschädigten, diese schwachen, ausgedruckten, diese ungeheißt aufgestochenen, kopierten und in so manchem Sinne verzerrten und zerstückten Blätter haben



Salomon Gehrner: Schlussvignette aus den „Donnen“ (Zürich 1756).



Salomon Gehrner: Schlussvignette aus den „Donnen“ (Zürich 1756).

gerade meine kritische Fähigkeit aufgeregt und mir in einsamen Stunden große Freude gemacht.“

„Trümmer“ nun sind unsre Bilder nicht, denn zweifellos besitzt jedes von ihnen, mehr oder weniger, seinen eigenmächtigen künstlerischen Wert. Und noch einen zweiten, einen scheinbar verborgenen: hinter jedem von ihnen steht das Porträt seines Dichters. Diese Zeichnungen müssen uns gleichsam als Briefe erscheinen, die der Dichter über sich selbst — gemalt hat. Auf etwas andres wollte auch Goethe bei der Art seiner Betrachtung von Kunstwerken nicht hinaus: der Endzweck ist der Einblick in das Wesen der Persönlichkeit, von der die Bilder, Skizzen

oder Zeichnungen herrühren. Wieviel reizvoller gestaltet sich uns der Weg, wenn wir dabei schließlich aufs Herz eines Dichters und nicht aufs Auge eines Malers treffen. Der Zwang des Verufs scheidet zunächst bei ihm vollkommen aus, schon was die Wahl des Themas betrifft. Keine Beeinflussung macht sich geltend; ganz nach Willen und Geschmack erfolgt die Wahl, d. h. von vornherein sind persönliche Anteilnahme und Stimmung an dem Bilde garantiert. Und nun vermischen sich dichterische Empfindungen mit malerischem Bewußtsein. Bei Goethe sind's immer Momentaufnahmen, unbeabsichtigt, oft scheinbar geringfügigsten Motivs,



Salomon Gehrner: Schlussvignette aus den „Donnen“ (Zürich 1756).

und selten Zeichnungen in allegorischem Gewande. Bei Gottfried Keller ragen dunkle Wälbungen mit hochstämmigen Niesern und Nichten auf, zwischen denen sich bis zum Horizont eine groß gesehene Perspektive öffnet. Scheffel erzählt viel, rückt gern Greutesthaftes in die Landschaft und erfreut sich an Volkstypen. Reuter ist Porträtmaler. Er ist es, der gern und viel mit El arbeitet; dann und wann greift er vom Porträt ins Epische hinüber. Stifter, der Klampfloze mit dem starren Blick ins Unendliche, tuscht Himmel und Wollen. C. F. A. Hoffmann setzt Karikaturen aufs Papier, und Salomon Gessner, der Idyllendichter, malt, neben mancherlei Illustrationen zu Dichtungen der Weltliteratur, sanft schwellende Baumwipfel, in denen die ganze Süßigkeit des Frühlings zu tirillieren scheint. Jeder nach seiner Art. Wer den Dichter kennt, wird jedem sogleich seine Zeichnung zuteilen können. Auch einen

Sonderling lassen wir mitschwimmen: den Jobiadeudichter Kortum, dessen „Heldengedicht“ nun schon über ein Jahrhundert lang lustig fortbesteht. Die kurzangebundene Holzschnitmanier seiner halb eignen, halb entlehnten Illustrationen (s. untenstehende Abbild.) hat er dem Ton der „Jobiade“ und ihrem derben Humor ausgezeichnet angepaßt.

T

Wir beginnen aus alter Pietät mit Goethe. Er ist nicht das stärkste malerische Talent unter den Dichtern. Er ist nicht sehr reich an Motiven und ist auch hier der Lyriker, der Stimmungen mehr als Bilder festhalten möchte. Er zeichnet immer nur die Situation und auch sie nur in andeutenden Strichen. Er erzählt nirgend etwas auf den Bildern. Er selber mag später beim Beschauen der Skizzen eine kräftige und abgeschlossene Erinnerung an die Stunden, da er sie entwarf, gehabt haben, doch uns ist es bei den Goethischen Zeichnungen oft, als ob Goethe die Empfindung, die ihn zur Zeichnung lockte, auf dem Bilde absichtlich verschwiegen habe. Es genügt ihm wenige Striche, um zu Hause die Phantasie zur Erinnerung an das wirkliche, mit allen Schönheiten von Licht und Farbe begabte Bild, das die Natur selber war, zu wecken. Wir lasen schon vorher, welchen Reiz Skizzen für Goethe hatten. Er verfuhr mit sich selber ganz ebenso. Zu Hause wurden die Zeichnungen in der Regel aquarelliert oder ausgetuscht und auf diese Weise die Beziehungen jedes Strichs nochmals „aus den Spetteln hervorgeholt“. Sehr gern ließ Goethe seine Skizzen auch von Berufskünstlern ausführen. Der Maler C. Lieber besorgte u. a. lange Zeit diese Ausführung nach des Dichters Angaben und Absichten. Goethe studierte dann eifrig die verschiedenen Auffassungen und konnte sich stundenlang darüber unterhalten. Er selber jah sich übrigens sehr gern als Maler. Er hatte 1810 im Anschluß an die eben erschienene „Farbentheorie“ auf der Reise nach Karlsbad fleißig gezeichnet und hat dann die Platte, 22 an der Zahl, die er „mit eben's wunderbarer Aufmerksamkeit aufgez. mitrabunt und mehr oder weniger ausarbeitete“, zu einem selbständigen Bande vereinigt und mit einem Vorwort versehen. In dem Vorwort betont er aus-



Aus Kortums Jobiade: Der junge Baron von Ohnwis und Esther Jobs beim Mondschein.

Sie sehen auch in mancher Abendstunde,
Hinter Kaiser Himmel mit einem Monde,
Franken des Mondes Silberlichtem,
Und das Stimmen der lieben Sirenelein



Maler Müller: Idyllische Landschaft mit Tieren aus dem Jahre 1774 (unveröffentlicht). Nach dem im Großherzoglichen Museum zu Weimar aufbewahrten Original.

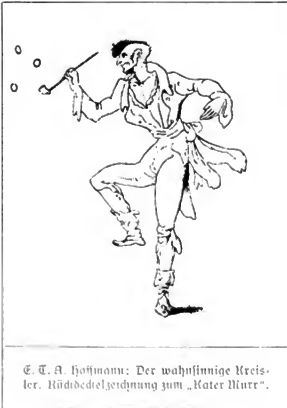
drücklich, daß er bei den Skizzen keine fremde Hand habe walten lassen, und daß man daher an ihnen ein uneingeschränktes Urteil über „Fähigkeit sowohl als Unfähigkeit“ üben könne.

Nach dem Jahre 1810 hat Goethe, wie er in den „Tag- und Jahresheften“ versichert, nicht mehr gezeichnet. Bis 1810 — welcher Zeitraum in Goethes Leben! Schon 1848 konnte Chr. Schuchardt zweiundsiebzig Goethische Handzeichnungen nachweisen. Seitdem hat sich diese Zahl erstaunlich vermehrt. Keine größere Kunstsammlung in Deutschland, die nicht ein paar Goethische Zeichnungen besäße. Es sind meist Landschaftsbilder. Meistens sind sie belebt. Ein Haus, eine Hütte, eine Säule, ein Kastell, ein Turm, ein Gemäuer, ein Mensch ist fast immer hineingelegt. Bevorzugt werden von Goethe Flußlandschaften und Wasserfälle, auch Anhöhen mit einem verfallenen Schloß oder Gemäuer obendrauf. Eder er zeichnet, wenn er auf dem Lande zu Besuch ist, von seinem Fenster aus eine Frühstimmung und dergleichen. Der Wert der Bilder liegt nicht im Materisch-Technischen. Er liegt darin,

wie dieser Nieße immer nach dem Kleinen ausgehauet hat, es in den Bann seiner Betrachtung zu ziehen. Das Unscheinbare nimmt er am liebsten an, um es dann wie jene Plume, die er im Walde so für sich hingehend fand, mit allen Fäserchen auszuheben und zu Hause ins Glas zu stellen. Das ist ein echt Goethisches Bild, das in veränderten Formen auf sehr vielen seiner Zeichnungen sichtlich wahrnehmbar wird. Für Goethes Talent als Maler sprechen mehr seine nach einer bestimmten Idee komponierten Bilder. Auf ihnen holt er dann ordentlich aus, um sich einigermaßen zu erköpfen. Dann verblüfft er durch Grazie der Zeichnung und Großartigkeit der Auffassung. Im Berliner Kupferstichtabinen befindet sich solch ein Bild (Abbild. S. 189). Frauen und Mädchen streben in langem, schier fanatisch bewegtem Zuge dem Idol des Kreuzes nach. Die vorderen sinken ermattet in die Knie, hundert andre drängen nach. Der Aufzug der Massen ist vorzüglich gegeben; über den Köpfen, die nur angedeutet sind, scheinen unsichtbare Geißel die treibende Geißel zu schwingen. Auch ein andres Bild in derselben

Mappe, einen Redontenaufzug in Weimar bei aufgehender Sonne darstellend (Abbild. S. 190), tritt auf die gleiche Stufe künstlerischer und geistiger Bedeutsamkeit. Hier ist uns der Goethe, den wir leider immer noch viel zu sehr gedanklich im Sinne tragen, näher. Menschlicher dagegen tritt er in seinen Landschaftsbildern (s. die Abbild. S. 191, links) an uns heran, und höchst reizvoll in ihrer Unmittelbarkeit sind die zuweilen in seine Handschriften gezeichneten Bildchen (ebenda, rechts).

Auf Salomon Gessner haben Goethe und die Zeitgenossen mit steigender Bewunderung gesehen. Gessners „Ädullen“ bildeten 1756, da der sechsundzwanzigjährige Buchhandlungsgehilfe sie herausgab, eine poetische Tat. Nach seinem Tode 1788 begannen die Besten Gessners Dichtungen kritisch und historisch zu betrachten. Herder zog in der zweiten Fragmentensammlung einen Vergleich zwischen ihm und Theokrit; Schlegel rezensierte ausführlich Gottingers Biographie; Schiller räumte ihm in seiner Abhandlung über „naive und sentimentalische Dichtung“ einen besondern Abschnitt ein. Die Franzosen dagegen priesen ihn hauptsächlich als Radierer und veranstalteten eine zweibändige Ausgabe seiner sämtlichen Radierungen und Kupfer. Sie hatten recht. Denn für unsern



E. T. A. Hoffmann: Der wahnsinnige Kreisler. Rändelzeichnung zum „Kater Murr“.

heutigen Geschmack haben die Gessnerschen Radierungen ungleich höheren Reiz als die Ädullen. Gessner ist erst ziemlich spät, als er als Ädullendichter schon berühmt war, in sein freundschaftliches Verhältnis zur bildenden Kunst getreten. Er wollte sich anfangs mit ihr lediglich einen neuen Erwerbszweig schaffen und hat sich als echter Künstler gleich an große Aufgaben gemacht. Aber er versagte, wo es Menschen zu formen galt. Wie in seinen Gedichten zeigen auch in seinen Kupfern die menschlichen Figuren mehr Typus als scharfe Charakteristik (s. die Abbildungen S. 192), während er die Landschaft bald mit großer Feinheit und Sorgfalt behandelt hat. Er stand künstlerisch eben mit beiden Beinen auf dem Boden der Ädulle. Die kleinen Vignetten, die er unter seine Gedichte zu setzen pflegte, sind von entzückender Naivität und unerhöplicher Mannigfaltigkeit. Gessner hat einen äußerst sauberen Geschmack und den wärmenden Hauch des Humors. Wenn wir manchmal bei einer Ädulle die allzu häufige Wiederholung gleicher Motive wenig angenehm empfinden haben, werden wir nicht selten durch die Schlußvignette wieder ausgeöhnt. Auch für Eichenburgs Schaleppearüberetzung (Zürich 1775) hat Gessner Vignetten entworfen, von denen A. W. Schlegel sagte, „daß jedes Nigürchen lebt und seine Art zu sein verständig“. Volleres Lob verdienen seine Landschaftsbildchen in den „Ädullen“ (s. die Abbildungen S. 193), die, ohne sentimental zu werden, mit einer wundervollen Zartheit der Empfindung und Anschauung gezeichnet sind. Besonders die Bäume sind kleine Meisterwerke einer lebenswürdigen, frühlingsfrischen Kunst. An Vornehmheit des Geschmacks und Feinheit der Ausführung könnten viele unserer modernen Radierer von Gessner lernen. Trippels schönes Denkmal in Zürich ehrt Gessners Namen, und eine Szene aus dem durch muntere Gesellschaft verköhlten Landschaften Gessners hat uns Gotfried Keller in einer seiner Züricher Novellen, im „Landvogt von Greifensee“, behaglich geschildert.

Gessners Nachahmer in den Ädullen, Friedrich Müller oder, wie er sich selber nannte, Maler Müller, der von 1749 bis 1825 sein langes, viel verbittertes Leben führte, konnte noch weniger in der Malerei denn in der Dichtung den Züricher Meister erreichen. Seine Ädullen „Der erschlagene Abel“,



*Ausgearteter Fantasie
Grausentregende Bilder
Des gehnenden Stirus - Des
Wahnsinns schreckhafte Kinder.*
nach W. Hoffmann's Zeichnung
aus dem Jahre 1821.

E. T. A. Hoffmann: Phantastische Zeichnung, radiert von E. Neureuther.

„Abends erstes Erwachen“, „Die Schönschur“, „Ulrich von Gohheim“ und seine Traumen „Golo und Genuova“ und „Kauf“ erregten zwar bei den Zeitgenossen Aufsehen, doch eine nachhaltige Wirkung übten sie nicht. Schon 1776 hatte Schubart an Müller geschrieben: „Schan, Müller, Gott hat doch alles nach Maß, Zahl und Gewicht so weislich geordnet. Genies sind sichtbar gott-erfüllt: sollten sie also nicht auch dem Worte nachahmen, der der Gott der Ordnung ist?“ Schubarts Urteil trifft den Nagel auf den Kopf, auch für Müllers Bilder. Er begann mit der Tiermalerei und erregte damit das Interesse des Pfälzischen Hofes und der Kritik. Im „Deutschen Merkur“ sagte 1781 der Referent Merd bei der Beschreibung der Mannheimer Ausstellung: „Es war einer der schönsten Souvermans in der Galerie von dem jungen Müller da, wo die Kopie beinahe die Gegenwart des Originals ertragen konnte.“ Aber bald verlor sich Müller in allerlei geistreichen Kompositionen. Was er in seinem schönen Gedicht „Natur“ gepriesen: das Gefühl zur Natur,

war bald vergessen. 1778 ging er nach Rom und warf sich dort ganz auf die Historienmalerei, um schließlich haltlos in unmöglichen, von Geistern, Teufeln und Spukgestalten erfüllten Motiven zu versinken. Begeistert kündigte er 1779 Goethe ein Bild an, das „den Streit des Erzengels Michaelis mit Satan über den Leichnam Moiss“ darstellte. Goethe aber war gar nicht entzückt von dem Gemälde und erklärte das Müller scharf in einem langen Briefe vom 21. Juni 1781; er nannte das Bild „doch eigentlich nur gestammelt“ und den Streit beider Geister über den Leichnam Moiss „eine alberne Judenfabel“. Müller warf von der Zeit ab seinen Haß auf Goethe; trotzdem blieb die Lehre bei ihm nicht ohne künstlerische Wirkung. Er drang jetzt tief in formelle Studien ein, ohne sich jedoch von seinem Hang zur Satire in der Malerei freimachen zu können. Müllers Bilder und Zeichnungen, deren Naglers Künstlerlexikon zweiunddreißig und Zenzlers in seiner Biographie (1877) einige weitere auführt, sind meist verschollen. Ziehen davon befinden sich in der Goethischen Sammlung. Auch das Weimarer Museum, dem wir unsre Abbildung auf S. 195 verdanken, und die Wiener Akademie besitzen ein paar Müllersche Blätter.

Maler Müller hatte keinen Humor und war auch in der Satire knifflerisch nicht be- zwingend genug, um selbstständig zu wirken. Ihm fehlte das innere Erleben eines E. T. A.



E. T. A. Hoffmann: Porträtzeichnung aus dem Jahre 1821.



Robert Reinick: Titelzeichnung zu dem Liederbuch für Deutsche Künstler (Berlin 1853).

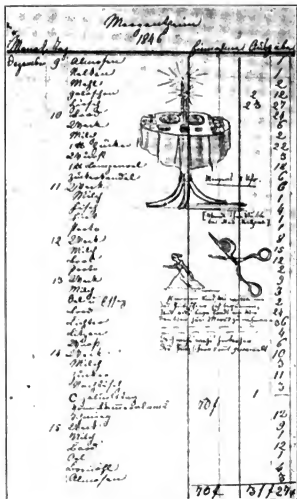
Hoffmann, über dessen Schwelle das schwere Wort seines Medardus steht: „Ach, wie oft war sonst mein Lachen nur der konvulsivische Krampf der innern herzzerreißenden Qual.“ Hoffmann (1776 bis 1822) hat frühzeitig zu malen begonnen. Er fing mit dem Porträtieren an, half in Glogau — echt Hoffmannisch — an der malerischen Ausschmückung der Jesuitenkirche, entsetzte die Posener Gesellschaft durch seine schonungslosen Karikaturen, wurde dafür nach Ploß und dann nach Warschau verbannt und übertrug hier bei der Umgestaltung des ehemaligen Miñjelschen Palais zu einem Vereinshaus seinen dämonischen Drang zur Karikatur in die Reliefs und Deckengemälde, deren Ausführung er übernommen hatte. Die Matadore der Warschauer Gesellschaft sahen sich plötzlich mit Tiereschwänzen und Teufelsflügeln zwischen Einfassungen und Leisten scheinbar ägyptischen Stils geschmuggelt. In Bamberg, wo er kurze Zeit Kapellmeister und Musiklehrer war, nahm ihn die Karikatur vollends gefangen; sein Tischnachbar entging seinem spitzigen Stuß. In Berlin verdrrieb er

sich ihr gar mit Haut und Haaren. Hoffmanns Zeichnungen erklären uns fast noch schärfer, man möchte sagen noch nackter als seine Schriften die Unheimlichkeit seines innern Organismus. Der Mann ward in furchbarem Aufeinanderprallen aller Gegensätze des Genies zerrieben. In ihm lag ein herrliches Stück Phantasie zerbrochen am Boden. Sein Hohn auf alles Schöne ist unermesslich. Er hat selbst erzählt, daß er die Frauen und Spulgestalten, die unaufhörlich in seiner Nähe waren, leibhaftig heranziehen sah. Spontan erfasste er eine komische Situation. Die Bilder, die er in der bekannten Weinstube von Lutter & Wegener in Berlin von seinen Zechgenossen hinwarf, sind Kabinettstücke einer außerordentlichen Beobachtungsgabe, der sich keine Schwäche, keine Angewohnheit der Bewegung entzog. Ein beliebtes Wort von ihm war, daß es nichts Gutes und Schönes gäbe, auf das nicht gleichzeitig der Teufel seinen Schwanz gelegt habe. Das Wort paßte vortrefflich auf ihn selber. Es war ihm unmöglich, etwas an sich vorübergehen zu lassen, dem er nicht gleichsam die Zunge entgegengestreckt hätte. So seine zahlreichen Karikaturen, für die selbst der Tod herhalten mußte, so seine große Federzeichnung „in Callots Manier“, auf der er von seinem Fenster in der Taubenstraße aus den Gendarmenmarkt mit ironischen Anspielungen bedölkerte. „Ausgearteter Phantasie graufenerregende Bilder des gärenden Hirns — des Wahnsinns schreckhafte Kinder“ unterzeichnet er ein Blatt, das Hixig später seiner Biographie beigab. Auf dem Bilde (S. 197, links) ist sichtlich alles beisammen, was sonst zwischen den Worten versteckt hervorgloryte. Hoffmanns Züge trägt auf der Zeichnung der Mann, der wie von den Furien gepeinigt die Bluthut ergreift. Die Jurien bleiben zurück. Sie präsentieren sich als hagere, lang angegeschossene Gestalt mit gestäubtem Haar und ringenden Armen, als Dickwants mit widerlichem Kopf, als Mischling von Esel und Hahn, dem aus der rechten Seite eine Schlange züngelt, als Widder mit blühender Junge. Es ist uns nicht wohl in der Gesellschaft dieser Frauen und Karikaturen, aber man muß die Genialität bewundern, mit der sie aus allen menschlichen Schwächen und Ängsten hervorgeholt und in sicherer und glücklicher Erfassung des Komischen entworfen sind. Sie

sind unentbehrlich für den Gesamteindruck von Hoffmanns Persönlichkeit. Sie gehen nicht etwa neben seinem sonstigen Leben und Schaffen nur neubeher; sie sind Teile und Zeugnisse seines innersten Wesens (Abbildungen S. 196 u. 197 rechts) und mußten alle einmal gesammelt herausgegeben werden, auch aus literarhistorischem Interesse.

August Kopisch und Robert Reinick — zwei Harmlose, wenn man sie an G. T. A. Hoffmanns unheimlichem Ideentreibe mißt. Zwei bieder im Philisterium herumstatternde Geister, voller Lust an Liebe, Wein und Wanderhaji. Aber dafür auch klarer und bewußter im Gefühl ihrer Freiheit. Jedem von ihnen verdanken wir ein paar prächtige Lieder. Kopisch die bekannten „Heinzelmännchen“ („Wie war zu Köln es doch vordem Mit Heinzelmännchen so bequem“), das frische Trinktied „Als Noah aus dem Kasten war“, das natürlich empfindene Gedicht „Der unsichtbare Flöter“ („Es klinget im Apfelbaum“) und andre mehr. Robert Reinicks „Kinderlieder“ gehören zu den besten dieser Gattung und machen uns diesen einfachen, selbstzufriedenen Mann auch als Menschen sympathisch. Kopisch ging gern aus sich heraus, baute sich Pläne über Pläne, liebte zu renommieren; Reinick gedieh in der Stille, ein immer heiterer Lebenswandler, wannu nach Eichendorffischem Rezept.

Kopisch hatte es schwer. Er konnte nur den linken Arm gebrauchen, den rechten hatte er sich in jungen Jahren bei einem Sturz verstümmelt. Er suchte die geschwächten Kräfte durch den Schwung der Ideen zu ersetzen. Die Akademien, die er besuchte, Prag und Wien, drängten hauptsächlich nach der Landschaftsmalerei. Er ging nach Italien und durchkreuzte da besonders den Süden und Sizilien. Auf Capri entdeckte er, ein rüstiger Schwimmer, die berühmte blaue Grotte und hat sie uns in der Farbenpracht beschrieben, in die er seine Bilder zu setzen liebte. Sehr schön sind besonders die Stellen, die uns das Herausfluten des Meeres an die Öffnung der Grotte schildern. Silberne Tropfen fallen melodisch tönend von der Decke der Grotte herab: „In dieses melodische Geträufel töhnte dann und wann, wie eine atmende Menschenbrust, die leise Braudung, erst außerhalb, dann innerhalb der Grotte ... Inweilen kamen die Wogen so hoch an, daß sie das unterirdische



Eduard Mörike: Eine Seite aus seinem Haushaltungsbuch (Mergentheim, Dezember 1846).

Tor aufzuzien und das Tageslicht unter dem Felsen durchschimmern ließen. Dann war die Braudung im Innern der Grotte furchtbar schön; denn wenn sie anfing, war Tor und Eingang schon wieder geschlossen, und sie schlug über als eine mächtige blaue Lohc, wozu der zerrlebende Schaum sich wie Rauch gehabte. Kam die Woge jedoch voll an, so schoß ein voller silberner Strahl bogenförmig zum Eingange herein und zerfiel mit blankem Donnerregen auf dem innen tobenden Gewässer, das ein Geröll von Millionen Edelsteinen darstellte.“ In Italien entstanden Kopischens wertvollste Bilder. Sie waren in breitem Schwung gemalt, aufgeregt in der Charakteristik und satt in den Farben. Besonders seine landschaftlichen Studien aus Italien zeichnen ein feiner Sinn für Farbung aus. Sehr interessant sind sein Diorama von Taormina auf Sizilien, sein Diorama des Golfes von Neapel, sein Wasserfall von Terni und das Pastell der Pontinischen Sümpfe. Leider wollte es nicht

gelingen, von diesen Gemälden gute Vorlagen aufzutreiben, so daß wir es uns versagen müssen, Kopisch (geb. 1799 in Breslau, gest. 1853 in Berlin) in unsern Abbildungen vertreten sein zu lassen.

Kopisch erinnerte als Maler an Karl Vegas und Koch, Robert Meinick an Ludwig Richter, obwohl gerade er Schüler von Karl Vegas war. Sein zusammen mit Franz Augler herausgegebenes Liederbuch für Deutsche Künstler, seine Lieder eines Malers, sein illustriertes ABC-Buch, sein Deutscher Jugendkalender zeigen in ihren von Meinick entworfenen Illustrationen ganz die freundliche und runde Art Richters — wenn auch nicht in der unerhöchlichen Mannigfaltigkeit des Dresdner Meisters. Heiterkeit und Beschaulichkeit liegen über jedem seiner Bildchen, seien es Titelbilder, Biquetten oder Mandelsteine. Auf dem Titelbilde seines Liederbuchs für Deutsche Künstler (1833) krönt Albrecht Dürer die sich über ein Abschiedsgelage wandernder Künstler räumende Pforte (Abbild. S. 198). Ein Mägdelein läßt ihre Tränen fließen, ein andres schaut sehnsüchtig in die Ferne, ein drittes blickt im Arm des Liebsten lustig zum Fenster hinaus. Man sieht es der ganzen Begegnung an, daß es sehr solide dabei zugegangen ist. Keine Perleostimmung ist in diesen deutschen Jünglingen angebrochen. Meinick war als Zeichner von peinlichster Genauigkeit. Seine Biquetten sind bis zum kleinsten sorgfältig ausgeführt. Er ist nebenbei auch in der Komposition seiner Zeichnungen ein feiner Kopf. Leider vergaßte ihm ein Augenübel früh die Freude am Schaffen. Mit siebenundvierzig Jahren schloß er 1852 in Dresden die treuen Augen, nachdem er sich lange Jahre der Freundschaft Ludwig Richters erfreut hatte ...

Wir konnten unsre Dichter als Maler nicht gruppenweise einreichen und mußten ihnen daher chronologisch folgen. Man kann nicht Goethe speziell den Lyriker auch in der Malerei nennen, ebenso ging Geyners Kunst über das Idyllische hinaus, und Hoffmanns Romantik lag nur bedingt in der Karikatur. Auch die vier großen Erzähler und Humoristen des neunzehnten Jahrhunderts, die im zweiten Teil folgen sollen: Stifter, Keller, Reuter, Schöffel, haben als bildende Künstler nicht einen so gemeinsamen Zug, daß wir sie als Maler unter einem Gesichtspunkte, etwa dem des Epischen, betrachten könnten.

Nicht unbeachtet bleibe, ehe wir weiterreiten, die teure Persönlichkeit Eduard Mörikes, der auch als Maler, ganz seinem unbesorgten Naturell entsprechend, seine Gemütswege ging, ohne Absicht und Bemühen. Wir sehen hier aus seinem Haushaltungsbuch außer einer ganzen familiierten Seite (Abbild. S. 199) auch eine Einzelzeichnung. Ist es die „Post-Margareth, die Freundsiche“, ist es irgendeine Nachbarin, oder ist es die höchstteigene Hansbatterin (s. die untenstehende Abbildung), wie sie, mit der Laterne bewaffnet, vielleicht gerade in den Keller zu steigen sich anschickt? Das Bild ist nicht eben liebenswürdig und scheint dem hausgeplagten Dichter als Ventil seines Argers gedient zu haben. Eggert Win-



Eduard Mörike: Eine Federzeichnung aus seinem Haushaltungsbuch (undatiert).

degg teilt uns in seiner Ausgabe des Haushaltungsbuches (Stuttgart, Strecker u. Schröder) noch viele Zeichnungen Mörikes mit, die uns aber weniger den Weg zur Kunst als, zumal mit den geschickten Deutungen und Erläuterungen des glücklichen Rinders, zu des Dichters Herzen und Persönlichkeit zeigen — was ja im allgemeinen auch dieses Aufsatzes erster Zweck sein soll.



Tabora. Kohospalme im Garten des Wali.

Meine Reise mit dem Kolonial-Staatssekretär nach Ostafrika

Von Geh. Baurat F. Balzer in Berlin

(Schluß; I und II im Juli- und im Augustheft 1908) • Mit sechzehn Abbildungen nach eignen Aufnahmen des Verfassers

III

Fortsetzung des Marsches Muanja-Tabora

Am sechsten Marschtag, dem 26. August, erreichten wir auf sehr hartem, steinigem, vielfach von Dornen eng umwachsenem Wege, teilweise auf sonnendurchglühter Waldschneise, zwischen ein Viertel und halb ein Uhr mittags unser Lager unweit der Mission von St. Michael in der Landschaft Mfalala. Dorflinder und Missionschüler, die auf umherliegende mächtige Zelstrümmern geklettert sind, empfangen unsere Karawane, die erst ein bis zwei Stunden nach unserer Spitze eintrifft. Aus dem Dorfe hat man viele Körbe mit Getreide oder andern Feldfrüchten herbeigebracht, die den Eingeborenen zu guten Preisen abgekauft werden. Bei vielen Karawanen darf man wohl annehmen, daß es mit der Bezahlung der geforderten und gelieberten Lebensmittel häufig nicht genau genommen wurde, die Eingeborenen mußten froh sein, wenn sie für das von ihnen Ab-

geforderte überhaupt eine Vergütung bekamen. Zur Zeit der arabischen Herrschaft und der Sklavenjagden war es natürlich noch schlimmer: die Karawanen brandschatzten geradezu die Dörfer an der Karawanenstraße, und die Folge war, daß die Eingeborenen sich immer weiter von dieser zurückzogen, um der ständigen Plage zu entgehen; daher macht es heute an vielen Stellen den Eindruck, daß die Karawanenstraßen verödet, die Dörfer an diesen ausgestorben und verlassen sind. Die Missionare von St. Michael klagten uns ihr Leid, daß sie nicht viel mit den Wafutuma und den Wanamwevi anfangen könnten, und daß das Christentum nur langsame Fortschritte bei ihnen mache; diese Volksstämme sind zu selbständig und zu sehr geistig in sich, um sich den Missionaren gegenüber willfährig zur Annahme eines ihnen fremden, neuen Glaubens zu zeigen. Ich möchte sie deshalb nicht geringer achten.



Empfang an der letzten Raststelle vor Ankunft in Tabora.

zurück, ehe er überhaupt seinem Wagen etwas zuführt; die Hauptmahlzeit nimmt er erst nachmittags, nachdem das Zeltlager erreicht ist. Den Wasafuma und Wangamweji scheint übrigens die Trägerfähigkeit besonders zu gefallen: man darf das wohl daraus folgern, daß sie während des Marsches mit Ausdauer den Gesang und allerhand Kurzweil in Rede und Gegenrede pflegten; auf zehn bis fünfzehn Mann kam immer eine Art Vorfänger oder Spahmacher, und man konnte die Leute stundenlang in ihren eigentümlichen Wechselgesängen hören; dann gab wieder ein Künstler auf langgeschwungenem Horn seine melodischen Töne zum besten, und beim Einrücken ins Zeltlager ertönte eine Art Karawanenmarsch, ausgeführt von allen hoch- oder speerbewaffneten Trägern durch taktmäßiges Anschlagen an die auf dem Kopf getragenen Holz- oder Blechhörn, stets endigend in eine Art lang anhaltenden ohrenbetäubenden Wirbel, der die Befriedigung über das erreichte Reiseziel sinnig ausdrückt.

Ein Besuch in dem offenbar wohlhabenden Dorfe von Nahama verhalf uns Einblicke in die Regerbitten mit ihrer eigentümlichen kreisförmigen, dem umgebenden

Kral angepaßten Bauart und ihrer sorgfältig in Stroh hergestellten Bedachung in Form eines regelmäßigen Zeltdaches. Auch die Viehzucht wurde hier lebhaft betrieben: wir sahen gutgehaltenes Vieh, durchweg mit dem Zebubüdel, der erst bei Kreuzung mit europäischer Zucht zu verschwinden pflegt. Die Milchausbeute beim Vieh ist ziemlich gering, da sich die afrikanische Kuh nur wecken läßt, solange das Kalb daneben steht. Der Krebschaden für die Viehzucht ist neben dem Mückenfieber, das hier weniger vorkommt, die Tsetse-Gefahr. Wer ein wirksames Mittel zu ihrer Ausrottung angeben könnte, würde sich um Ostafrika ein ungeheures Verdienst erwerben. Das Vieh erliegt besonders auf dem Transport zur Küste, wenn es in verfeindete Bezirke kommt, scharrenweise der Tsetse. Ist es doch vorgekommen, daß von Herden aus dem viehreichen Ugogalande nur zehn Prozent der Kopfzahl lebend zur Küste gelangten; neunzig von hundert waren unterwegs eingegangen. Auch dieser Mißstand wird hoffentlich durch den Bau der vom Reichstage bewilligten Überlandbahn nach Tabora beseitigt werden, denn beim Bahntransport des Viehes wird sich jede



14

Tabora im Selbstmord.

15

Aussetzungsgefahr leicht vermeiden lassen, und die Herden werden dann unverfeucht in beinahe ebensoviel Stunden wie jetzt Tagen zur Küste gelangen.

Die Wasserstellen in der Nähe unsers Lagers boten unsern Lenten die willkommene Gelegenheit, ein Vollbad zu nehmen. Unser Diener, die meist von der Küste stammten, hatten alle ein großes Keinsichtsbedürfnis; ich habe mehrfach beobachtet, daß sie jede Gelegenheit zu Waschungen mit Eifer wahrnahmen. Auch mein aus Sansibar stammender, etwas Englisch redender Diener ließ selten einen Tag vergehen, ohne zu baden; er kündigte dies, wenn seine Dienstleistung bei mir gerade beendet war, stets an mit den Worten: You tonight! go wash. Meine Vorstellung, daß die Schwarzen, deren Hautfarbe den Schmutz nicht so gut erlernen läßt wie die nigrige, weniger auf Sauberkeit halten als z. B. unsere heimische niedere Landbevölkerung, bedarf ebenso der Berichtigung wie das Märchen von der Sauberkeit aller Neger.

An jenem Tage brachten uns die Bewohner von Nabema ein zwar lebendiges,

aber recht kümmerlich aussehendes schwarzes Wildschweinertel als Morgengabe dar; die Ausnahme dieses Gesichts wurde aber verweigert, und ich glaube nicht, daß es uns leid zu tun brauchte, uns diesen magern Praxen zu versagen. Einige aus unserer Mitte bezweifelten, ob die Absicht dieses Ehrengesichts ernst zu nehmen gewesen sei.

Ferner erlebten wir die Erscheinung wandernder Heuschrecken Schwärme, die sich in dichten schwarzen Wolken quer über unsere Straße hinweg bewegten; etwa eine Viertelstunde lang dauerte das Schauspiel, einzelne Heuschrecken fielen über die Saatnieder, aber der große Haufe blieb oben in der Luft in den Schwärmen, und die Landvögel gingen anscheinend ohne Schaden für das Negerdorf vorüber.

Vom 28. August, dem achten Märchtage, an wurde morgens bereits um halb fünf Uhr geboten und nach halb sechs Uhr abmarschiert. Nach anstrengendem, heißem Marsche von 31,6 Kilometern gelangten wir nach ein Uhr mittags über Nibinja in das Lager von Utamba. Der Sultan mit dem voll-



Hausbau in Tabora.

tönenden Namen Lukagalira empfing uns mit seinen Dorfältesten an der Masthütte des Lagers. Die Zeit, bis die Träger der sich weit aneinanderdehnenden Karawane mit den Zeltlasten eintrafen, wurde vom Staatssekretär gewöhnlich benutzt, um mit den Sultanen und Älften der benachbarten Dörfer ein Schauri abzuhalten, in dem die wirtschaftlichen Verhältnisse des Bezirks besprochen, allerlei Wünsche und Beschwerden vorgebracht wurden. Erst wenn endlich die Karawane eingetroffen war, deren letzte Nachzügler von der Askariwache gesammelt und am gänzlichen Zurückbleiben gehindert wurden, konnte der gewandte Koch des Gouverneurs an die Herrichtung des Frühstücks gehen, das in der Eile natürlich nur aus kalter Mütze zu bereiten war. Abends hielt er uns durch ein um so reicheres Mahl schadlos. Nach Eintreffen der Zeltlasten wurden sofort die Zelte aufgeschlagen, worin die Askaris große Fertigkeit bewiesen. Der Adjutant bestimmte den Platz und teilte ihn für die verschiedenen Zelte ein; in einer Viertelstunde war gewöhnlich das Zeltlager

fertig. Inzwischen naht in langem Zuge die Schar der Wasserträgerinnen aus dem Dorfe, die großen Tongefäße auf dem Kopfe tragend, um uns mit frischem Wasser zu versorgen; seine Beschaffenheit war meist fragwürdig, selbst zum Waschen und Baden mußte es oft erst durch reichlichen Zusatz von Mann krauchbar gemacht werden; an Trinken war nicht zu denken. Dann erfolgte gewöhnlich eine höchst unweidmännische Jagd einiger Askaris auf das zu schlachtende Vieh, das aus der Toriberde ausgejacht und den Eingeborenen abgelaufen worden war. Ein schußgewandter Askari erlaubte die tödliche Angel, und dann begann das Ausschachten und Ausweiden der Tiere. Unsere Wasutuma und Wanjamweji sind große Verehrer von Schweißfleisch; es soll öfters vorkommen, daß sie in ihrer Zerstörung des Gutes zueilen und dann an den Folgen schwer zu leiden haben. Auch unser Sanitariar mußte unterwegs mehrfach solchem „versteiften“ Patienten mit Mizziunsöl nachhelfen. Was von dem Fleisch nicht sofort verweist wurde, konnte man am folgenden Tage, auf kleine

Holzstäbchen gezogen, bei einzelnen Trägern transportieren sehen.

Nach dem Frühstück ruhte sich jedermann aus, soweit die Hitze das zuließ; dann genoß man im Zelt sein Sturzbad oder wenigstens eine Art Abgießung, wenn das Wasser nicht allzu braun war. Abends zauberten die Lagerfeuer unserer Leute malerische Bilder in die sternklare Tropennacht, und wir wurden nicht müde, das Treiben unserer Schwarzen zu beobachten, die besonders großen Eifer im Schnupfen von Tabak zeigten. Gegen Morgen fuhrn oft starke Windstöße durch unsre Zelte und weckten die Schläfer noch früher, als es sonst der schwarze Diener, nach Suaheliart durch Eröffnen der großen Fußzehen, sonst aber einbrudsvoll zu tun pflegte. Die Nächte verliefen ohne Zwischenfall; mancher glaubte wohl nachts manchmal eine Hyäne „lachen“ oder einen Schakal schreien zu hören; ich gehörte nicht zu diesen Bevorzugten. Auch bei Tage haben wir übrigens sehr wenig Wild zu sehen bekommen.

Der 29. August brachte uns einen ein-

schenden „Winterzeit“ völlig entblätterte, lahle und dornenreiche Waldheide (Pori), 30,5 Kilometer, bis Abanda. Da im Walde jeder Lauszug abgeschnitten war, so entwidelte sich natürlich große Hitze, die sich aber entsprechend unserer Höhenlage, zwischen 1100 und 1200 Meter über dem Meere, durch ihre Trockenheit nicht so unangenehm bemerkbar machte. Auch viel Lugejiefer war im Pori vorhanden; Termitenhügel und den Weg kreuzende, karavanenartig wandernde Ameisenzüge trafen wir vielfach, ferner zwei halbverweste Maultierleichen, an denen unsre Meittiere nur im großen Bogen vorbeizubringen waren; ein übler Anblick, der uns bewies, daß mit den Gefahren dieses Weges wegen der langen Durststrecke nicht zu spaßen ist. Im Lager von Abanda wurde zu Ehren unserer Ankunft in grellichem Sonnenschein auf der Straße eine Weibergoma von zwanzig bis dreißig Dorfschönen aufgeführt. Der reigenartige, mit Gesang und Wechselgesang im Mollton begleitete Tanz vollzieht sich mit Händeklatschen nach dem Takte einer sehr urwüchigen Pauke; dabei



Tabora. Haus des Wali am Marktplatz.



Die alte Boma in Tabora.

treten die einzelnen Tänzerinnen unter fortgesetzten Arm-, Schulter- und Hüftbewegungen im Kreise stetig seitwärts, bis sie wieder an ihrem ursprünglichen Platz angelangt sind. An dem ganzen Schauspiel finden offenbar unsere Askaris und Träger erheblich mehr Gefallen als wir verwöhnten Europäer.

Am 30. August legten wir 25,5 Kilometer zurück, bis Uvambawa; am 31. bis zum Gombestuf, der gänzlich verrostet war, 29,8 Kilometer. An diesem Tage mußten wir uns nach den ersten eindreiviertel Stunden von unsern Reitieren trennen und den Rest des Weges zu Fuß machen. Da dieser Bezirk durch Dürre verheert sein sollte, so wurden die Mantelstiere davor zurückgehalten und erst in der Nacht so rasch als möglich hindurchgeritten, bis sie unter Lager erreichten. Da die Dürre nur bei Tage steigt und sinkt, so gilt diese Maßregel als der sicherste Schutz gegen die allem Vieh drohende Gefahr. Die Dürre ist eine Artiege mittlerer Größe mit etwas kreuzweis übereinandergelegten Flügeln. Ihr Stich, durch den der Krankheitserreger, das *Trypanosoma*, ins Blut übertragen wird, gilt als tödlich für Rindvieh, Pferde und Mantelstier.

Einzug in Tabora

Der 1. September bricht an, der Tag von Tabora! Alles ist zeitig auf den Beinen und kleidet sich festlich, denn heute soll mittags ein Uhr der feierliche Einzug in die Hauptstadt des Landes stattfinden. Auf der letzten Kafilstelle vor Tabora, gegen zehn Uhr vormittags, fand sich bereits eine stattliche Menge von Eingeborenen aus den umliegenden Territorien zusammen, um den Staatssekretär zu begrüßen und festlich einzuholen. Die Schwarzen kamen uns auf dem Marsche vielfach in geschlossenen Zügen mit lautem Juchz trabend entgegen, und es machte einen eigenartigen Eindruck, wenn sie mit dem Sultan an der Spitze vor uns wieder umkehrten, ein Strecke vorausließen, wieder zu uns zurückkehrten und ungeachtet der sengenden Hitze diese Art Springprojektion mit begleitendem Chorgesang mehrfach wiederholten. Der malerische Anblick der zahlreichen schlanken, hohen Gestalten mit ihren langwallenden weißen und bunten Mänteln schuf ein echtes Bild orientalischen Lebens. An der Kafilstelle angekommen, ordneten sich die Weiber alsbald zu einer Gama, die mit lebhafter Musik begleitet und

dadurch noch besonders verherrlicht wurde, daß sich eine Anzahl Frauen mittels weißer Blumen und Federn einen höchst anmutigen Kopfschmuck zurechtgemacht hatten. Je näher wir Tabora kamen, desto stärker überall die Beteiligung des schönen Geschlechts. Tabora scheint für den Neger eine Art Paris zu bedeuten, eine Reise dahin der Inbegriff alles Verlockenden zu sein. Nach der letzten Nacht ordnen sich unsere schwarzen Diener, sämtlich in sauber gewaschenen Kakaianzügen, den roten Fess auf dem Kopfe, zu einem geschlossenen Trupp und setzen sich an die Spitze unsers Zuges. In militärischer Ordnung folgen die Askaris mit wehender Reichsfahne unmittelbar hinter den Europäern unsrer Reisegesellschaft; dahinter unsere Träger, dichter angegeschlossen als sonst, mit frohem Gesang, ununterbrochen mit ihren Speeren und Stöcken an den auf dem Kopf getragenen Kassen trommelnd. Alles freut sich, daß das Endziel des zwölftägigen Marsches bald erreicht ist. Tabora liegt vor unsern Blicken in einer gut angebauten, von niedrigen Hügelketten umfäumten freundlichen Hochebene. Wir treffen auf einzelne, inmitten der allgemeinen Dürre mit frischem Grün bescheidete Bäume, deren frühzeitiges Ausschlagen das Nahen des afrikanischen Frühlings anzukündigen scheint. Aus allen Ortschaften, wo wir vorbeiziehen, kommen uns festlich gekleidete Abordnungen mit den Dorfältesten entgegen, die sich dem Staatssekretär mit ehrerbietigem Grusse nähern und dem Zuge anschließen. Auch reich uniformierte Araber mit kostbaren Schwertern und bunt gekleidete Jüder treten an. Vor der Stadt erwartet uns der arabische Wali von Tabora mit seinen Vertrauten zu festlicher Einholung. Nun geht es in die Stadt hinein, die eigentlich nur als ein großes Dorf erscheint. An verschiedenen Stellen sind Ehrenpforten errichtet und mit Säbchen, bunten Tüchern und dicken Laubgewinden geschmückt, überall wehen Flaggen, und alle Häuser prangen in festlichem Laubschmuck. Eine dicht gedrängte Menschenmenge schließt sich von allen Seiten unserm Zuge an, das Bild von Buloba wiederholt sich in verbesserter Anlage, die bunt gepunkteten Weiber werfen Reis an die einziehenden Gäste und grüßen mit lautem Jungenschlagen in frenetischem Jubel den Staatssekretär und sein Geolge. Das Volk drängt vorwärtsstürmend dem Zuge nach und

in ihn hinein, in dicke Staubwolken gehüllt, alles mit sich fortreisend — alles ein Jubelruf, eine großartige freiwillige Huldigung für den obersten Kolonialbeamten unsers Reiches. Der Zug geht an dem Marktplatz und dem neuen Hause des Wali von Tabora vorbei, hinauf nach der außerhalb der Stadt etwas erhöht gelegenen Boma. Vor dem geräumigen Majernehof sieht die 250 Mann starke Askarikompanie in Parade. Es wird präsentiert und der übliche Gruß „Jambo Askari!“ usw. gewechselt. Der feierliche amtliche Empfang ist damit beendet. Mittlerweile ist es zwei Uhr nachmittags geworden, alles lecht nach einem kühlen Trunk auf den ungeheuren Staub und nach Ruhe auf die anstrengenden Märsche der letzten Tage. Die amtliche Reisegesellschaft wird in den Häusern der Boma untergebracht, und auch unsern Dienern, Askaris und Trägern winkt ein paar wohlverdiente Ruhetage.

Tabora

Tabora mit seinen 40000 Einwohnern darf heute wohl als der politische Schwerpunkt von Deutsch-Ostafrika angesehen werden. Während es die Hafenstädte Taresalam und Tanga trotz ihres Handels und Dampferverkehrs und ihrer günstigen Lage an der Küste bisher auf nicht mehr als 8000 und 6000 Einwohner gebracht haben, hat sich Tabora dank seines reichen und mit etwa 1 Million Einwohnern bevölkerten Hinterlandes selbst ohne jede Bahn bereits zu einer wichtigen großen Stadt entwickelt. Der Gedanke drängt sich auf, daß hier später einmal das Gouvernement seinen Sitz nehmen wird, wenn erst die Schienen der Eisenbahn Tabora erreicht haben. Man wird dann von der Küste in zwei Tagen dorthier gelangen können, während man jetzt noch von Morogoro dreißig Tage unterwegs ist. Tabora hat infolge seiner hohen Lage auf 1230 Meter Meereshöhe ein wesentlich gesünderes Klima als Taresalam, wenn auch Malaria gelegentlich vorkommt. Wir fanden die Nächte in der freigelegenen Boma sehr angenehm kühl, so daß man ohne Kostionetz vorzüglich schlafen konnte. Daß man auch den ähstern Menschen einmal gründlich erneuert konnte und wieder ein liches Dach über dem Haupte hatte, war ein besonderer Genuß.

Die Boma besteht aus einem großen majestätischen Gebäude mit fachen Wellblech-



Port Florence. Junges Nashorn aus Schirati wird mit der Flasche genährt.

dächern, mit Wallgängen, breiten überdeckten Veranden und erhöhten Balkonen an den Ecken, von denen man schöne Fernsichten über die etwas tiefer liegende Stadt und die ganze Umgebung genießt. Außen vor der Boma liegt die kreisförmige offene Gerichtshalle, in der vor dem Bezirksamtman die Schanris abgehalten werden. Von der Boma ziehen sich gerade, mit Bäumen bepflanzte Straßen in die Stadt hinein; an einer dieser Straßen liegt der sehr wertvolle Versuchsgarten des Bezirksamts mit vielen erfolgreichen Pflanzungsversuchen, ferner das Askaridorf für die kriegstarke Kompanie von 250 Mann, das Postamt und die Schule. Als ich am folgenden Morgen auf einer Wanderung mit meinem lebenswürdigen Führer, Hauptmann von Nirsch, die Schule betrat und mein fruchtbarer Begleiter an Stelle des Lehrers von einigen schwarzen Schülern, die auf alle seine Fragen stets gleichmäßig eifrig den Finger in die Höhe reckten, die Antworten abfragte, stellte sich zu unsrer Überraschung heraus, daß die wei-

ter hinten sitzenden weit keine Ahnung von der Sache hatten. Aber das Fingerrecken wahrte doch den guten Schein! Ob der Lehrer bei diesem kleinen Irrtum mit im Bunde war, konnten wir nicht feststellen; so etwas soll auch anderwärts vorkommen.

In der Stadt findet man lebhaftere Bautätigkeit; ein Kenban zeigt noch das Flechtwerk des Dachgerippes, das dem in der Herstellung begriffenen Strohdach als Unterlage dient. Besonders buntes Treiben herrscht auf dem Marktplatz, wo sich unter verschiedenen strohgedeckten Hallen ein reger Handel abspielt: Fleisch, Tabak, Betel, Pombe — das beliebte, stark berauschende Getränk aus Hirse, Honig oder Zuckerrohr —, alle Arten Feldfrüchte, Glasperlen und dergleichen werden hier feilgeboten: Glasperlen gelten in den großen Bezirken von Ruanda und Urundi noch als Zahlungsmittel. Tabora ist auch das Zentrum des Wachshandels, der vorwiegend in indischen Händen ruht; zahlreiche Läden in den Straßen zeigen auch hier das Vordringen des indischen Händlers.

Nu folgenden Morgen fand in der Boma ein großes Schauri aller Sultane und Mischen des Bezirks statt, zu dem auch zwei weibliche Majestäten, die Sultaninnen von Kafunde und Magoffo, mit buntschönen Gewändern stattlich angetan, mit Gefolge erschienen; es war eine höchst malerische Versammlung, bei der Met und Himbeerlimonade als Erfrischung verabreicht wurden.

Wertvoller für die Bereicherung unserer Kenntnisse war eine vortreffliche Ausstellung der Landeserzeugnisse, die der Bezirksamtmann, Hauptmann a. D. Hermann, in der Boma veranstaltet hatte und mit einem lichtvollen Vortrage erläuterte. Er schilderte diese Erzeugnisse und die Bedeutung des Ausfuhrhandels besonders in Häuten und Wachs; letzteres hatte im Jahre 1907 schon 5000 Lasten, das sind 150 000 Kilo, betragen und sei sehr forderungsfähig. Zu seiner Förderung seien Wanderverlehrer nötig, die den Eingeborenen die Wachsgewinnung und die richtige Zubereitung der Häute beibringen müßten. Ferner sei die Auffrischung der Viehweiden anzustreben, um die Einführung der Pflugkultur zu ermöglichen, die natürlich nur mit leistungsfähigem Zugvieh betrieben werden könne. Als weitere Aufgaben bezeichnete er die Ausdehnung der Kulturen, besonders des Reis- und des Weizenanbaus, ferner die Ausführung von Vegetations-, Grenzfestsetzungen und Wassererschließungen, die Her-

stellung von Brunnenanlagen und die Anforstung der Quellflüchden, die der allgemeinen Auffrischung des Landes vorangehen müßte; der Wald enthalte außer den vielen wertvollen Hölzern des lichten sogenannten Niombowaldes, der der Herd der Isejeseige sei, auch sehr brauchbare edle Hartbölzer, die, als Muinga und Mlora bezeichnet, eine vortreffliche Verwendung als Nutzholz für alle möglichen Zwecke versprechen. Endlich sei eine der wichtigsten Aufgaben die Bekämpfung der Tiersehädlinge, durch die es erst ermöglicht werde, den Reichtum des Bezirks, die großen Viehbestände, zu schützen und zu erhalten. Von besonderer Bedeutung ist der Bezirk Tabora als der Sitz der kräftigen, arbeitsamen Wamawessi, die als Arbeiter für die Plantagen von Uvumbira und als Karawantenträger überall im Lande begehrt sind. Der Ausgleich dieses zunehmenden Bedürfnisses wird zur Zeit vielfach durch Arbeiteranwerber vermittelt; doch haben sich unter diesen höchst zweifelhafte Elemente bemerkbar gemacht, und es sind allerhand schwere Uebergriffe vorgekommen, so daß auch diese Maßregeln von der Verwaltung scharf überwacht werden müssen. Aus allen führte dieser Vortrag klar vor Augen, welche ungeheurer schwierigen Aufgaben die Verwaltung des Landes hier noch zu lösen hat, und daß es unmöglich ist, in einem Bezirk, etwa so groß wie Bayern und Württemberg



Station Mubaja der Usukuma Eisenbahn



Bahnhof Tanga der Usambara-Eisenbahn.

zusammen, alle diese Aufgaben durch einen einzigen Bezirksamtmann und seinen Sekretär zu bewältigen. Hier wird also vor allem die künftige Zentralbahn die Wege ebenen helfen und der Verwaltung die Durchführung ihrer Maßregeln erleichtern.

Rückmarsch nach Muansa

Am 4. September nachmittags wurde der Rückmarsch auf dem nach Osten ausbiegenden, etwas weiteren Wege angetreten; wir waren 13 1/2 Tage unterwegs und trafen am 18. September, mittags halb zwei Uhr, in Muansa ein. Am 5. September kamen wir durch das Gebiet von Simbo, das wegen früherer Goldfunde bemerkenswert ist und vielleicht noch einmal zu größerer Bedeutung gelangt; das vermutete Goldriff müßte freilich sehr reich sein, um hier eine Ausbeute zu lobnen. Unser herrlichen Bäumen lagerten wir an jenem Tage bei dem Sultan von Maganga, der in jüngeren Jahren, um seine Bildung zu vervollständigen, an die Küste gegangen war und sich als Diener bei einem deutschen Arzt verdungen hatte. Mit der den Schwarzen eigenen Hochachtung vor geschriebenen Urkunden hatte er sein Dienftbuch aufbewahrt und zeigte es uns. Auf der letzten Zeile stand zu lesen: „Nahrung gut, verlißt den Dienst, um den Thron seiner Vater zu be-

steigen.“ (!) — Der Wali von Tabora hatte dem Staatssekretär neben andern Ehrengaben eine breite zweifelhafte Zitrillschale mitgeschickt, um ihm den Heimweg zu erleichtern. Einer unsrer Herren, der sich infolge ungenügenden Chiininnehmens einen leichten Nierenanfall zugezogen hatte, konnte, da er sich sehr schwach fühlte, an diesem und den folgenden Tagen von diesem Fahrzeug guten Gebrauch machen, denn der Weg war dafür noch gut benutzbar. In der Folge belam aber die Straße der Zitrillschale nicht gut, denn sie langte in Muansa in mehreren Teilen, lediglich als Traglast, an; womit bewiesen war, daß selbst eine so wichtige Straße, wie die zwischen Muansa und Tabora, nach ihrem heutigen Zustande noch nicht für Zitrillschalverkehr, ebensowenig für das Zweirad geeignet ist.

Am 6. September passierten wir die Mission Ndada, ausgezeichnet durch eine stattliche, aus Kuningaholz erbaute Kapelle, und lagerten im Bezirk der Sultanin Matu, einer häßlichen Alten, die im Andenken an frühere Ereignisse mit der deutschen Herrschaft verfeindet war und in ihrem alten Gemüthe uns wenig freundlich entgegenrat. Das hinderte aber ihre Unterthanen nicht, unsre Ankunft durch eine feierliche Goma zu feiern.

Am 8. September kamen wir in eine sonnenverbrannte Watschepwe — Fort — mit

zahlreichen Affenbrotbäumen; diese Bäume mit ihrem mächtigen Stamm bis zu fünf und sechs Meter Durchmesser wüchsen in der Landschaft sehr stattlich, aber ihr schwammiges Holz ist wertlos, nur die Rinde kann benutzt werden; der Glaube an die allgemeine Zweckmäßigkeit der Natur könnte an diesen Bäumen irre werden. Wir lagerten bei dem reichen, machtvollen Sultan von Mitinjuga in der Landschaft Ufongo, der es vorübergehend sogar zu einem deutschen Schwiegerjohn gebracht hatte; die Sache verlief indes nicht gut, denn er hat später diesem nicht sehr schätzenswerten Landsmann, der wohl dem Schnaps zu stark ergeben war, den Laufpaß gegeben.

Der 11. September war besonders heiß; da wir an der in Aussicht genommenen Lagerstätte am Flusse Manyonga, die wir gegen zwölf Uhr mittags erreichten, keinen Tropfen Wasser vorfanden, blieb nichts übrig, als in glühender Sonnenhitze noch bis zum Orte Samuye, zwei Stunden weiter, zu marschieren. Für diesen nahezu achtstündigen Tagemarsch entschädigten wir uns durch einen Kaffee am 12. September, den wir zu einem Ausflug nach einigen seitwärts gelegenen verlassenem Goldschürfstellen benutzten, die Quarz und Eisenstein enthielten. Daneben leistete ich mir die Erstkletterung eines der nahen trümmerbedeckten Felsriegel; diese scheinend ganz einfache Aufgabe erwies sich als recht mühsam, da die von der Ferne harmlos aussehenden Felsen sich in der Nähe als kolossale glatte Granitblöcke von acht bis zehn Metern Höhe erwiesen, zwischen denen schwer in die Höhe zu kommen war. Oben saßen drei mächtige schwarze Hundsaunen, mit denen mir nicht geraten schien, unbewußt nähere Bekanntschaft zu machen.

Am 13. September rauchten wir, wieder in der Nähe mächtiger Granitfelsen, in Schinyanga, in dem berühmten Lager des Sultans von Mirambo. Am 15. wurden wir nachmittags am Flusse Moame durch ein heftiges kurzes Gewitter mit starken Regengüssen erfrönt, das von einigen als der Beginn einer zu früh einsetzenden kleinen Regenzeit gedeutet wurde. Auf kurze Abkühlung folgte nun so stärkere Hitze, so daß wir am 17. und 18. noch zwei ungemein anstrengende Märsche hatten; beim Anblick des Victoria-Niamba umieten wir erleichtert auf, als unser Herrchen Mwanja wieder vor uns lag.

Schirati

Am 19. September fuhren wir mit dem „Clement Hill“ von Mwanja nach dem an der Ostküste des Sees, südlich nahe der britischen Grenze gelegenen Schirati, wo wir nachmittags fünfenehalb Uhr auf der Weide einliefen. Schirati ist eine Bezirksnebenstelle, auf der sich damals der Stabsarzt Dr. Feldmann zur Belämpfung der in der Umgebung leider stark herrschenden Schlafkrankheit aufhielt. Ein zierliches Zebra, das dem Askari der Station Zahn wie ein Hund folgte, begrüßte uns neugierig an der kleinen Landebrücke, als wir uns ausbooteten. Das Hinterland von Schirati ist bevölkert durch 8000 bis 10000 Mann der Wagaya und Wajuma, die als kriegerisches Nomaden- und Hirtenvolk gelten. Sie waren aus Anlaß des Weichs des Staatssekretärs in großer Zahl, vielleicht 600 bis 800 Mann stark, in vollem Waffenschmuck ans den umliegenden Höfen herbeigekommen, um dem hohen Gast ihre Waffentänze vorzuführen. Das Schauspiel, das sich uns hier alsbald darbot, war in seiner Art das glänzendste und eigenartigste, das man sich denken konnte: lauter schlanke, schöngebaute Leute von nahezu schwarzer, glänzender Hautfarbe, mit drei bis vier Meter langem Eisenpeer und breit bemalten Schildern aus Büffelhaut, mit hohem schwarzem Kopfschmuck aus Straußen- und Hahnenfedern, den Körper zum Teil mit Affenjellen besetzt, zum Teil mit Glasperlschnüren und Metallringen verziert. Es war jammer schade, daß man, da die Sonne schon dem Horizont nahe war, keine photographische Aufnahme mehr machen konnte. Diese gewaltige Kriegergarbe war beiderseits am Wege zur Voma aufgestellt, und als der Staatssekretär bei Dunkelwerden vor der Voma anlangte, begannen sie ihr wildes Kriegsspiel, begleitet mit Trommeln, Hornstößen, kriegerischen Rufen und Kriegstanz. Eine besondere Rolle spielte hierbei der große schräg geschnittene, halbmondförmig gebogene Schild, den sie im Kampfe, wenn sie auf den Gegner losstürmen, hochheben und dann vor sich auf den Boden stellen, um unter seinem Schutz zu stehen. Etwa zwanzig Minuten dauerte es, bis diese wundervolle Aufführung, deren Glanz durch das magische Vollmondlicht erhöht wurde, ihr Ende erreichte. Der Staatssekretär schenkte ihnen zum Dank ein Paar Tabak, die sofort ge-



☐

Waldlandschaft mit Wasserfall bei Amani in Ost-Uganda.

☐

schlachtet wurden, und für die sie mit erneuten wilden Huldigungsrufen dankten.

Am 20. September, früh sieben Uhr, ließen wir noch die kleine englische Station Karongo an, beliebt für Jäger und Sportfreunde, und gelangten nachmittags fünf Uhr nach Fort Florence. Am 21. früh acht Uhr bestiegen wir unsern Sonderzug der Uganda-bahn, der uns am 23. September, vormittags 9¼ Uhr, nach Komboka zurückbrachte. Im Bord des Gouvernementsdampfers „Kaiser Wilhelm II.“ fuhren wir nachmittags halb ein Uhr ab und gelangten abends neun Uhr nach Tanga.

☐ Fahrt nach Uvumbura

Am 24. September bestiegen wir einen Sonderzug der Uvumburabahn und fuhren zunächst bis zur Station Muheta. Dort besichtigten wir die schöne, etwa 600 Hektar umfassende Pflanzung des Herrn Jettah, eines der wenigen erfolgreichen und zufriedenen Pflanzer von Uvumbura, der ein m.bis angefangen hat und heute ein wohlhabender

Mann ist. Wir konnten hier die Arbeit des Gummizapfens nach verschiedenen Methoden ausführen sehen; ferner erregten die Pflanzungen von Kakao sowie Taka- und Sandelholz unser besonderes Interesse. Von Muheta fuhren wir noch eine Stunde mit der Bahn weiter bis zur Station Kihuni; hier galt es, die 350 Hektar große Sisal-pflanzung des Prinzen Albrecht zu besichtigen. Sie besteht seit vier Jahren und verkehrt heute wöchentlich 8000 Kilogramm Sisalballen (im Durchschnitt); sie arbeitet mit rund 250 Arbeitern. Man rechnet bei Sisal nach den ersten drei Jahren auf einen Ertrag von etwa 1500 Kilogramm für das Hektar als ersten Schnitt; da vielfach aber noch ein zweiter und dritter Schnitt im Jahre stattfindet, so kann für das Hektar auf 2,5 bis 3 Tonnen im Jahr gerechnet werden. Die Sisalgarbe, von deren schwertförmigen, dichtstehenden Mänteln der Hanf gewonnen wird, erreicht Höhen von zwei Metern und darüber; die stablaren, haarigen Spitzen, mit denen ihr Blatttraud

beiderseits besetzt ist, machen gefährliche Wunden; es ist nicht ratsam, in die Agaven hineinzufallen. Der Sisalhanf steht zwar dem Manilahanf etwas nach, erzielt aber zur Zeit schon recht gute Preise auf dem Weltmarkt — etwa 800 Mark für die Tonne —, und die Sisalpflanzung gilt heute als eine der am sichersten lohnenden in Afrika. Der Sisalbau hat aber stark zugenommen, und es mag daher wohl mit einem allmählichen Fallen des Marktpreises zu rechnen sein. Die Berge, die mit den langen, parallelen Linien der blaugrünen Agavenpflanzungen überzogen sind, machen eine höchst malerische Wirkung.

Amani

Nachdem wir in dieser Plantage in unsern Zelten unter herrlichen, von zahllosen gelben Webervögeln bevölkerten Bäumen übernachtet hatten, traten wir am 25. September den steilen Anstieg zu der Biologisch-Landwirtschaftlichen Anstalt von Amani an. Zum erstenmal in Afrika wurden wir unterwegs durch einen heftigen Regenguß gründ-

lich durchnäßt. Als wir auf die Kammhöhe gelangten, Härte das Wetter auf, und wir hatten noch eine wundervolle Wanderung durch den üppigen Tropenwald, der viele wertvolle sogenannte Miwuseebäume von 50 bis 70 Metern Stammhöhe enthält, alles Hölzer von tadellosem Wudje, die dereinst eine ausgezeichnete Verwertung erwarten lassen. Die niedrigeren Bäume des Urwaldes sind vielfach behangen von Lianen, die sich mit unentwirrbaren Verschlingungen in die Höhe ranken und selbst wieder andern Pflanzen als Nährboden dienen. Nach zwölf Uhr trafen wir in dem herrlich auf etwa 900 Meter Meereshöhe gelegenen Amani ein und sauden bei den Herren der Biologisch-Landwirtschaftlichen Station liebenswürdigste Aufnahme. Am Nachmittag besuchten wir den nahen Aussichtspunkt Vomote, von dem man eine entzückende Rundsicht auf das grün bewaldete Bergland von West- und Tisusambara genießt.

Die Gelehrten von Amani, unsere Herren Botaniker, Zoologen und Chemiker, treiben hier oben die eifrigsten wissenschaftlichen Stu-



Wambugu-Mädchen. (Markt von Mombö nach Wilhelmsdal.)



Raft an der Straße vor Wilhelmstal.

den zur Erforschung der Tier- und Pflanzenwelt von Ostafrika und ihrer leider zahlreichen Schädlinge, die häufig die Früchte jahrelangen Fleißes zerstören. Die Herren machten uns mit ihren Arbeiten vertraut, und die Versuchspflanzen in Fielholz, Zifal, Gummi, Chinarinde, Eisenholz, Mahagoni- und Sandelholz, Gerberalazie, Kampfer, Miziums, Vanille, Pfeffer, Zimt und andres bewiesen uns, mit welchem Ernst diese Forschungen betrieben und die praktischen Aufgaben verfolgt werden. Mögen ihre Ergebnisse auch unsern Vätern mehr und mehr greifbaren Nutzen bringen! Eine wohlgeordnete Sammlung vorzüglicher Edelhölzer mit schöngezeichneter Maßerung und Namnung gab uns einen Begriff von dem Reichtum Deutsch-Ostafrikas in dieser Beziehung. Wertvolle zoologische Sammlungen hatte mein lebenswürdiger Hauswirt, Prof. Dr. Voheler: in seinem Laboratorium hatte er unter andern ein fliegendes Eichhörnchen, das leider eingegangen war, zu photographischen Aufnahmen vorbereitet: in dem Zwinger des Gartens waren zwei lebendige Affenbild-

kröten, in Holzkästen giftige Insekten und Spinnstränge, ferner einige merkwürdige Chamäleons mit langem rüsselartigem Schnabel: im Zimmer trieben zwei zierliche Nachtaffen mit seltsam ovalezierenden Augen ihr Spiel: sie waren ganz zahm und kamen zu traulich auf seine Schulter, um ans der Hand zu fressen; ihre Sprung- und Kletterleistungen waren erstaunlich, mit Vorliebe kletterten sie zwischen den an den Wänden aufgehängten Kaffaibäumen herum. Auch ein zahmer Schimpanse hatte jüngst von hier seinen Weg in einen zoologischen Garten Deutschlands gefunden.

Nachmittags besuchten wir die nahe Kaffeepflanzung der Ostafrikanischen Gesellschaft bei Terema, deren Erträge in Mombasatoffee den anfangs gehegten Hoffnungen nicht entsprechen haben, sich aber neuerdings wieder zu heben scheinen. Am Abend verzierte uns ein himmelsgroßer Feuerabend im Hause des hawverleimten Leiters der Zoologischen Anstalt, des Oberamts Dr. Zühlmann, mit den Teilnehmern an einer von der Hamburg-Amerika Linie zum erstenmal unter-



Wasserfall des Pangani.

nommenen Berganigungsreise nach Deutsch-Ostafrika, deren Weg hier unsere Pfade gekreuzt hatte.

Am 27. September verließen wir die eigenartige deutsche Gelehrentrepublik mitten im Urwalde und gelangten zunächst in herrlicher Waldwanderung mit wundervollen Ausblicken, dann in steilem Abstiege gegen halb ein Uhr an die Bahustation Njusi; unterwegs kamen wir an einer kleinen Sägemühle und einer Kaffeeplantage des Herrn von Vedow vorbei, in der jetzt Baumwolle und Gummi angebaut wird. In zweieinhalbstündiger Fahrt brachte uns unser Sonderzug von Njusi nach dem jetzigen Endpunkt der Niambarabaha, Kombo, wo wir in einem verästelten Mahagoniwalde, nahe der Brückenbauhalle am Kombobache, unsere Zelte aufschlugen. Nachts mochten sich hier die in den hohen Bäumen hantierenden Affen bemerklich.

Wilhelmstal, Schume-Wald.

Am Morgen des 28. brachen wir frühzeitig auf, um den steilen Bergweg nach Wilhelmstal anzutreten (Kombo liegt auf 450, Wilhelmstal auf etwa 1450 Meter Seehöhe). Es führt eine ältere, mit italienischen Mestren und in harter Ziehung angelegte schmale Seilbahn bis nach Wilhelmstal hinauf, aber sich bei ihr gibt es noch zahlreiche

steile Kletterwege, auf denen man zwar mühsam, aber dafür um so schneller in die Höhe kommt. Unsere Träger beugten mit ihren Lasten samt und sonders diese Abschnneider, und wir taten gern desgleichen, da uns nach so vielen Märchen in der Ebene das Klettern in der erschütternden Bergluft besonders wohl tat, wenn es auch manchen Schweißtropfen kostete. Je höher wir kamen, um so herrlichere Fernblicke boten sich dar auf die großartige Berglandschaft: im Vordergrund der Niambere, weiter das Paregebirge und in der Ferne der Manganee. Kurz vor Wilhelmstal wurde am Wege Kast gemacht und dann geschloffen zum Bezirksamt marschiert. Vorher gelangten wir auf die neue Bergstraße, die jetzt von Kombo aus mit flacherer Steigung und in bequemeren Krümmungen mit etwa 36 Kilometer Länge als Fahrstraße angelegt wird und ihrer Vollendung entgegengeht. Wilhelmstal, ausgezeichnet durch mildes Bergklima, liegt anmutig in einem Talteßel zwischen bewaldeten Bergen; die Wäuden des Bezirksamts zeigen schmale Ausföhrung und wirken malerisch in der hübschen landschaftlichen Umgebung. Erheblich sind hier die Interessen der Forstverwaltung; es bleibt allerdings noch viel zu tun, da die großen Waldbezirke, insbesondere des Schume- und Schagai-Waldes, durch Wege noch nicht erschlossen, ja noch kaum verweisen sind, so daß man noch nicht genau weiß, wie groß die zum Teil zweifellos wertvollen Holzbestände sind. Abends fand im Bezirksamtsamt eine sehr ausgedehnte Besprechung statt, bei der die Pflanzler, Missionäre und Beamten ihre Beschwerden und Wünsche vorbrachten und der Staatssekretär in launigster Weise antwortete.

Am 29. September wurde sieben Uhr früh nach dem Schume-Wald abmarschiert. Die Missionstapelle, die sich nahe am Wege auf einer Waldhöhe aufgestellt hatte, geleitete uns eine Weile mit ihren schönen Choralen und Märchen; so wanderten wir in feierlicher Stimmung an dem Sonntagmorgen durch die Berglandschaft, die in ihrer Art an das deutsche Mittelgebirge erinnert. Wald kamen wir in den eigentlichen Schumewald, der Weg wurde sehr schnell, da die neue Straße noch nicht vollendet ist, und nahm den Charakter wilder Zwick und Zimngalderpfade an. Um halb ein Uhr wurde im Walde geirubündelt, dann ging's weiter nach Ken-Hor-

now, daß wir nachmittags halb vier Uhr erreichten. Hier haben sich auf etwa 2000 Meter Seehöhe die Herren Wilkins und Wiese niedergelassen, um in einer Waldlichtung einen deutschen Gutsbetrieb anzulegen. Es soll ein Sägewerk erbaut werden zur Verarbeitung der Zedern des Schume-Waldes. Um die Hölzer von hier nach der Station Mumbara der geplanten und vom Reichstage bewilligten Fortsetzung der Mambabahu hinunterzubefördern, wird von derselben Gesellschaft eine Drahtseilförderbahn angelegt, die, wenn sie vollendet und im Betriebe sein wird, eine technische Sehenswürdigkeit ersten Ranges darstellt. Der Höhenunterschied, den sie überwindet, beträgt 1700 Meter bei einer Gesamtlänge von 9,2 Kilometern; die Bahn zerfällt in drei getrennte Seilstrecken; ihre Anlagekosten werden mehr als eine Million Mark betragen. Einzelne Stützen zur Aufnahme der Seilscheiben sind auf vorspringenden Felsen errichtete eiserne Türme bis zu 30 Meter Höhe, und es kommt eine freie Seilspannung vor von 900 Metern, mit der das Seil eine tiefe Schlucht übersteigt. Die Vanausführung für dieses kühne Unternehmen ist im Gange, seine Vollendung erwartet man mit Ende dieses Jahres. Am Zusammenhang mit dem Verriebe des Sägewerks steht die Pferdezucht in schwerem Kaltbluterschlage (Percheron), die Herr Wiese hier oben in der ziemlich feuchtschleimigen Luft angelegt hat, um Zugtiere für die Holzförderung aus den Wäldern zum Sägewerk zu gewinnen.

Nachdem Herr Wiese auf Neu-Hornow seine Pläne eingehend erläutert hatte, brachen wir auf nach der naben Hermanns-Platte — so benannt nach drei den Vornamen Hermann führenden deutschen Männern, die sämtlich eine „Platte“ besitzen —, einem Aussichtspunkte, der vielleicht in der Welt seinesgleichen nicht hat. Nachdem man in dichtem Waldgestrüpp etwa eine halbe Stunde lang steil emporgelklettert ist, öffnet sich plötzlich der Weg, und man tritt hinaus auf eine freie, lanzettartige Felsplatte, von der das Gebirge fast senkrecht 1700 Meter zur Tiefe abstürzt. Der Blick auf die Tiefenebene, weiter auf das Paragebirge von der fer erhabenen Mangel ist unvergleichlich großartig. Bei klarem Wetter soll der Kilimandjaro zu sehen sein; er verbüllte sich uns leider auch diesmal, da es in der Ferne ziemlich dunstig war. Hochbefriedigt von



Kokospalmen am Wege zu den Pangani-Fällen.

diesem überraschenden Genuß traten wir den Abstieg an, zunächst nach Neu-Hornow zurück, dann nach dem sogenannten Wodhans Schume-Wald, einer Forststation, an der wir abends halb acht Uhr in dunkler Nacht eintrafen und unser Zeltlager bezogen.

Am 30. September früh zeigte hier auf 2100 Meter Meereshöhe das Thermometer nur 5 Grad, ein schwarzer Diener versicherte, daß er sich nicht für alle Schätze Europas bereit fände, bei dieser Temperatur ein kaltes Bad zu nehmen, wie er es bei seinem Herrn sah. Trotz des Lagerfeuers klappten unsre Träger vor Kälte in ihren leichten Toden, die sie als einzigen Schutz über ihrer tropenmäßigen Kleidung hatten. Wir brachen um sieben Uhr auf und schlugen ein stones Marchtempo an, um warm zu werden. Der Weg war voll reicher Abwechslung und von hoher landschaftlicher Schönheit. Um halb zwei Uhr trafen wir an der neuen Ansiedlung des Dr. Philips, einige Stunden oberhalb Wilhelmstal, ein, von wo die Mehrzahl unsrer Reise-gesellschaft nach Wilhelmstal zurückkehrte; ich schloß mich dem Staatssekretär an, den der Pächter der Staatsdomäne Kivai, Herr Mib, zu einer Besichtigung seines landwirtschaftlichen Betriebes eingeladen hatte. Auf einem reizvollen Bergwege, nach 2½ Stunden March, gelangten wir nach Kivai und hatten

unstre Freude an den reichen Erfolgen, die Herr Nlich auf seiner ausgedehnten Farm erzielt. Sein schmudcs Kreuzzugswich, vor-treffliche Pferde, muniere Schweine nebst einer ansgezeichneten Wurst- und Schinken-fabrikation, bei der er sich die Fleischbühnen selbst herstellt, bewiesen uns, was ein fleißi-ger und sachkundiger deutscher Landwirt für Erfolge zu erzielen vermag; er hat, soviel bekannt, die Domäne vom Gouvernemenl auf zehn Jahre für 1000 Kupien jährlich ge-pachtet. Ich glaube, daß er dabei seinen Vorteil finden kann. Wenn er die Ver-längerung der Nsambarabahn bis zum Vit-toriafee bekommt, will er gern noch ein-mal so viel Steuern zahlen wie bisher, so verücherte Herr Nlich dem Staatssekretär. „Wieviel Steuern zahlen Sie denn jetzt?“ fragte der Staatssekretär. „Nun, gar keine!“ lautete die Antwort. Nachmittags 5 Uhr marschierte ich ab und gelangte in beschleu-nigtem Marsche halb acht Uhr abends nach Wilhelmstal. (Ursprünglich sollte der Ort Wilhelmstoda heißen; da aber die Ein-geborenen diese Benennung häufig „Wisky-Soda“ aussprachen, wurde später der Name Wilhelmstal eingeführt.)

Die Pangani-Sälle

Am 1. Oktober, drei Viertel sieben Uhr morgens, verließ ich diesen Hauptpunkt von Nwabara, besichtigte noch eine Strecke weit die neuen Straßenbauten und nahm dann den steilen Abstieg auf der alten Bergstraße nach Rombo, wo ich drei Viertel elf Uhr ein-traf. Drei Viertel ein Uhr führte uns unser Sonderzug der Küste zu. Nachmittags drei Uhr trafen wir in Station Njusi ein. Hier ionderten sich mit mir einige Herren von der Gesellschaft ab, um nach zweistündigem Marsch die vorreffliche Pflanzung von Eis-mann und von da am andern Morgen noch die Wasserfälle des Pangani zu besichti-gen. Wir übernachteten in unsern Zelten bei Herrn Eismann, einem der wenigen Pflanzer, die weder unzufrieden sind, noch mit der Regierung in Streit leben, noch über Arbeitermangel und Regerversäumnisse klagen. Herr Eismann erklärte uns, daß er stets genau so viel Arbeiter bekomme, wie er braucht.

Tags darauf brachen wir um drei Viertel sechs Uhr morgens an und gelangten zu-nächst an eine Zentrbrücke über den Pan-gani von fragwürdiger Bauart, die nur von

Schwindelfreien und mit Vorsicht übertritts-ten werden darf. Ein falscher Tritl, und ein Sturz in den reißenden Pangani sowie nähere Belanunseluden Krotodilen droht dem Unglücklichen. Nachdem der Brückenüber-gang glücklich bewerkstelligt war, erreichten wir nach glühend heißem Marsche durch die feuchtschwüle Talniederung den großartig schönen, weithin brausenden Wasserfall. Das Wasser war etwas trübe, die umgebende Pflanzenvelt tropfenmäßig üppig. Der Fall ist in seinem obern Rande durch Fels- und Baumgruppen unterbrochen und hat gewiß eine Länge von 100 und eine Fallhöhe von etwa 50 Metern; trotz der vorangegangenen trockenen Jahreszeit war er sehr wahrreich. Hoffentlich vergehen nicht zehn Jahre, daß die hier in großem Umfange schlummernden Wasserkräfte zum Nutzen des Landes wirt-schaftlich ausgenutzt werden. Einzelfeilen gibt es am Wasserfall noch keinerlei An-niedlung, geschweige denn ein Gasthaus, von dem aus man das hervorragende Natur-schauspiel würdigen könnte. Auch unterhalb der Fälle sollen sich viele Krotodile aufhal-ten; wir hatten keine Zeit, uns von ihrer Anwesenheit zu überzeugen, sondern mußten zur Küchle eilen, um nach vierstündigem äußerst heißem Marsche in Njusi rechtzeitig unsern Sonderzug zu erreichen, der uns nach-mittags mit unser Reisegesellschaft in Tanga vereinigte. Hier war abends ein Festmahl im Gasthof „Deutscher Kaiser“, nachdem der Staatssekretär eingehende Verhandlungen mit den Abgesandten der Pflanzcr von Nwabara zur Prüfung ihrer Wünsche und Beschwerden gepflogen hatte. Abends gegen elf Uhr be-süßigen wir unsern Dampfer „Kaiser Wil-helm II.“ und langten am Morgen des 3. Oktober bei tüchtler Brücke vor Sadani an.

Sadani

Der Strand ist hier ungemein flach, so daß wir nach Verlassen des Dampfers mit dem Boot ungefähr vierzig Minuten weit zu rudern hatten, bis wir vom Lande aus von je vier Schwarzen mit Tragesseln ab-geholt wurden, die uns mit etwa 300 Meter wein durch das flache Wasser bis aufs trockne Land trugen. In Sadani galt es, die Baumwollpflanzungen des Kolonialwirtschaft-lichen Komites, insbesondere die ausge-dehnten Versuche mit dem Dampfpfluge,



Seilbrücke über den Pangani bei der Pflanzung von Eismann.

die hier zum erstenmal unternommen werden, zu besichtigen. Der Marsch durch die ionendurchglühten, schattenlosen Felder war anstrengend, da die Luft bei der hohen Temperatur, wie überall an der Küste, feucht und schwül war. Der Dampfzug wurde von zwei Lokomotiven angetrieben, die in etwa 100 Meter Abstand aufgestellt waren: er wird von einem um zwei Zeitscheiben geleiteten endlosen Drahtseil hin und her gezogen und stellt dabei die einzelnen Züge her, die er etwa 30 Zentimeter tief in die Erde einschneidet; er wird an seinem Hinterende von einem Maschinisten und vier Mann besetzt und beschwert, damit die drei hintereinanderliegenden Binngleichen richtig in das Erdreich einschneiden. Der Fing ruhet am Tage etwa 3 bis 4 Hektar; er schiebt in dem steinbaren Boden vorzüglich seine Schuldigkeit zu tun. Größere Wurzeln und Stubben müssen natürlich ausgegraben und besonders beseitigt werden. Nicht so lehrreichend lauteten die Berichte über das Gedeihen der Baumwollpflanzungen. Hier fehlt es oft an Niederschlägen, oder diese erfolgen

zu unregelmäßig oder zur Unzeit. Den Unterschied im Gedeihen der mit künstlicher Bewässerung betriebenen Pflanzungen konnten wir in den Betrieben der Griechen, Gebrüder Kanaos, sehen. Da die Wasserkraft des nahegelegenen Wami-Flusses zu einer künstlichen Bewässerungsanlage anscheinend leicht benutzt werden kann, so ist in Aussicht genommen, zu diesem Zwecke zunächst aus allen Beteiligten eine Genossenschaft zu bilden; denn es erscheint ausgeschlossen, daß die Regierung die Ausbeutung der Wasserkraft des genannten Flusses einem einzelnen überläßt. Wenn diese Genossenschaft zustande kommt, so besteht Aussicht, daß sich hier ertragsreiche Baumwollpflanzungen mit künstlicher Bewässerung werden betreiben lassen.

Nach Beendigung meines Rundgangs wurde uns im Hofe der Boma von Sadani als Merkmal ein junges zahmes Ziegenweibchen und als zoologische Seltenheit ein großes, auf seinen beiden Hinterfüßen umherwanderndes Schuppentier mit langem Schwanz, der wie ein großer Taunenzapfen aussieht, vorgestellt. Wegen Abbruch anderer

wir an unsern Dampfer zurück, der nachts elf Uhr die Ankerlichtete und uns am Morgen des 4. Oktober in Dar-es-Salam landete. So hatten wir, um schöne Eindrücke, wertvolle Erfahrungen und wichtige Kenntnisse bereichert, nach achtwöchiger Rundreise die Landeshauptstadt wieder erreicht. Die wenigen Tage, die uns hier bis zur Abfahrt unsers Dampfers verblieben, waren ausgefüllt mit Verhandlungen im Gouvernement, in denen die Ergebnisse der Reise festgelegt und zu bestimmten Vorschlägen und Plänen erweitert wurden.

☐ Morogoro ☐

Eine dreitägige Unterbrechung in diese Beratungen brachte noch die Reise des Staatssekretärs auf der neuen Morogorobahn am 9. und zurück am 11. Oktober, die er zur Feier der Betriebseröffnung auf der bis dahin im wesentlichen vollendeten Bahnstrecke Dar-es-Salam = Morogoro unternahm. Die Bahn ist in Meterspur hergestellt und 209 Kilometer lang (Berlin-Stralsund mißt 224 Kilometer). Am 9. fuhren wir morgens sieben Uhr im Sonderzuge ab und kamen nach sehr heißer Fahrt halb fünf Uhr nachmittags in Morogoro an. Von besonderer Interesse war uns als künstliches Baumwollland die breite sonnenbestrahlte Flußniederung des Kuvu, der von der Bahn mittels mehrerer Brückenspannungen übersetzt wird. Der letzte Teil der Fahrt, etwa von der Station Mileffe an, bietet hervorragenden landschaftlichen Reiz, da hier die Bahn in das Gebiet der 5000 Fuß hohen Ukuguruberge eintritt. Am Fuße dieser Berge liegt malerisch wie ein Bergisdorf Morogoro, und hier bietet sich Gelegenheit zur Gründung eines deutschen Alpenvereins von Ostafrika. Die Stationen entlang der Bahn prägen im Flaggenstumpf, besonders Morogoro, wo von der zahlreich zusammengeströmten Bevölkerung nicht nur der Empfang des Staatssekretärs, sondern auch die Ankunft des ersten Personenzuges von Dar-es-Salam gefeiert wird. Wir zogen hinauf nach der über der Stadt gelegenen Roma, wo man den Bergen etwas näher gerückt ist und einen herrlichen Blick über das breite Tal und die gegenüberliegende mächtige Kette der Münduberge genießt. Abends wurde von der Ostafrikanischen Eisen-

bahn-Gesellschaft und dem Unternehmer für den Bahnbau, der Vaugeois-Gesellschaft Ph. Holzmann & Co., ein Festmahl gegeben, auf dem der Leiter der Eisenbahngesellschaft, Dr. Klimente, in formvollendeter Rede den Staatssekretär feierte und dieser in längerer Aussprache seine Absichten bezüglich des Bahnbauwerks Dar-es-Salam = Tabora auseinandersetzte. Diese Pläne sind inzwischen durch Einbringung der Vorlage für die Bahn beim Reichstag und durch ihre glatte Bewilligung zur Tat geworden. Zur Feier des Tages machten indessen draußen, in dem benachbarten Schweinetrak unser Gastwirts, zwei Löwen ihren Besuch und eusführten zwei feiste Vorstentiere. Ein jagdtreudiger Minkrod unserer Gesellschaft, der sich sofort zur Verfolgung der Räuber aufmachte, hatte leider keinen Erfolg, doch wurden die Überreste der geraubten Tiere am andern Morgen in der Nähe gefunden. So machte sich hier noch einmal vor unsern Augen der Gegensatz zwischen Kultur und Wildnis scharf geltend.

Am Morgen des 10. Oktober fand auf dem Bezirksamt ein Schauri der Sultane, Akiden und Zumben aus den umliegenden Ortschaften und eine längere Besprechung mit den Pflanzern und Unternehmern der Oltim-merbergbaubetriebe statt. Am Abend dieses Tages beobachteten wir auf den Höhen ringsum das übliche Abbrennen der Verge, das unter der Wirkung des frühen Nachwindes zu lebhafter Glut angezacht wurde, so daß man an die Veranstaltung eines allgemeinen Freudenfeuers auf den Vergeshöhen hätte glauben können. Der Anblick war außerordentlich eindrucksvoll. Am 11. Oktober 1907 brachte uns unser Sonderzug nach achtstündiger Fahrt aus den Bergen von Morogoro an die Küste nach Dar-es-Salam zurück.

Am 13. verließen wir bei Morgenrauen an Bord des „Prinzregent“ den Hafen und trafen am 30. Oktober in Neapel wieder ein. — —

Die vorjährige Reise des Staatssekretärs Dernburg nach Ostafrika gehört heute der Geschichte an; wie der Gang der Ereignisse seitdem gezeigt hat, ist sie nicht nur für die wirtschaftliche Entwicklung unsers ostafrikanischen Schutzgebietes, sondern auch für das entsprechende Fortschreiten auf allen Bahnen unsrer kolonialen Tätigkeit von nachhaltigem und segensreichem Einfluß gewesen.



Aus dem Tagebuche Kornelias von Roeren
Mirko hat zehn Uhr gelassen. Das Gewitter ist zurückgekommen und hängt schwer über Livniz. In der schwülen Stille dieses Zimmers stößt sich ein Brummer von Ede zu Ede, von Wand zu Wand.

Armer Hans, das war wieder ein ärgerlicher Tag für dich! Wie vergnügt warst du, bevor der Name deines Bruders genannt wurde. Guter Schwager! Wie rasch hatte der Nagelmacher wieder dein Vertrauen, deine Liebe erobert! Und dann mußte Linda gerade das Pariser Kleid anhaben — das Kleid, das du ihr geschenkt, das blaßblaue mit den rahmfarbenen Spitzen. Hätte sie sich nicht sagen müssen, daß heute die Tante ihren wöchentlichen Inspektionsbesuch in Livniz machen würde? daß sie dies Kleid nicht gern sieht? daß sie wiederum Unlaß finden wird, von Verschwendung zu reden?

Und dann das Getue mit dem militärischen Malerkollegen! Auch das mußte die Tante aufbringen. Und Ulla, die ihre embryonischen Verführungskünste an dem alten Major versuchte! Oh, ihr hättet Hans viel Ärger ersparen können, wenn ihr weniger an euch selbst dächtet und an euer Vergnügen!

Ich traue dem Wenzel nicht, ich traue der Tante Ulla nicht. Ich würde der Tante nicht trauen, auch wenn es keinen Bruder Wenzel gäbe. Auf solche alte Menschen, die feste Verweihänderung zu eigensüchtigen Höhen gemacht hat, ist nimmermehr Verlaß. Was nach ihrem Tode geschieht, das ist ihnen eigentlich ganz gleichgültig. Wenn sie nur zu Lebzeiten recht viel gebogene Rücken um sich sehen! Wie oft hab' ich Hans gebeten: Suche doch einmal bestimmt von ihr zu erfahren, ob sie dir Luckau testamentarisch vermacht hat. Darauf Hans: „So etwas könnte ich nie; eher möchte ich die Straße lehren, als eine alte Frau schom-

los fragen, wann sie denn die Güte haben werde, zu sterben!“ So ist Hans. Und Linda gab ihm natürlich recht. „Du kannst seine zarte ritterliche Denkweise nicht verstehen,“ hieß es da ein jedesmal.

Es ist wahr, die Tante hat Hans und Linda öfters unter die Arme gegriffen, wenn die Bedürfnisse der beiden — namentlich Lindas — sein Vndget zu übersteigen drohten. Aber was will das besagen, wenn man so reich ist wie Ulla! Und mit was für Demütigungen mußte Hans die Hilfe bezahlen, die ihm die reiche Tante nach langen Bitten gewährte!

Schrecklich geht mir im Kopf herum, was dieser alte Major von Wenzel gesagt hat: „Er scheint ein jedes Unglück vorherzuwissen und zieht seinen Nutzen daraus.“

Es ist mir, als müßte heute noch, bevor Mirko die Mitternachtstunde in das Dunkel des Schloßhofs und der feuchten Gärten bläst, heut' noch irgendein Unheil hereinbrechen, das Wenzels Versuch angekündigt hat.

Wie ruhig, Hans, trägst du dein schlimmes Los! Das Los des Kronprinzen auf Kündigung, der mit grauen Haaren noch auf seine Krone wartet, ungewiß, ob nicht ein unvorsichtiges Wort von ihm oder eine Laune des Purpurträgers ihn auch für den Rest seines Lebens zu den trüben unrühmlichen Schatten wirft, die neben der Welt ihr Dasein hinrücken ...

Wir sind hier an heftige Umwetter gewöhnt, aber der Donnererschlag, der eben das gesamte Schloß zu erschüttern schien, machte mich beben bis ins Mark.

Und dann ist es wieder, als ob der finstere Feind uns verlassen wollte. Das Gewitter scheint sich erhöhrt zu haben — doch es folgt kein prasselnder Gusch, keine beruhigende Kühle.

Ein nicht zu beschreibendes Unbehagen ist in mir, lebendige Angst webt in der Luft

und brütet Verderben. Ich möchte durch alle Gänge, alle Zimmer laufen mit einer Kerze in der Hand, denn in diesem Raum hier muß ich ersticken. Dann hält mich Lilla vielleicht für ein Gespenst — für den bösen Geist von Libniß etwa. Mit diesem Namen hat sie mich ja neulich geschmückt in ihres Vaters Gegenwart.

Gerade setzt Mirko sein Horn an zu elf mörderischen Stößen.

Sonderbar, daß ich bei diesem so vertrauten Ton immer wieder zusammenfahre. Der Drummer reißt sich in dumpfer Wut an der Decke zuschanden. Da ... was war das? Ruft da jemand? Gehen da nicht Leute über den Hof? Was war es, daß sie schrien, brüllten? Feuer! Feuer!

* * *

Oberhalb des Schlosses zog sich das Dorf Libniß den Berg hinan. Dieser Ansiedlung, die noch aus Bojerzeiten stammen sollte, fehlte der sonst so charakteristische Dorfteich. Oder vielmehr: er lag mitten im Schloßhof. Wasser zum Waschen, Kochen und Trinken holte man sich seit jeher vom Schloß. Libniß war ein Dorf ohne Quellen, ohne Bach, ohne Brunnen, ohne alles Wasser.

Der kleine, dem Verghang abgerungene Ortsplatz trug eine gelbe Festsäule, auf deren Haupt Sankt Johann von Nepomuk und Sankt Florian, der Feuerheilige, in lauter, bunter Bemalung sich aneinanderdrängten. Eine Linde stand daneben; sie war am Mühen, und ein hold eutnerwender Duft mischte sich mit dem Hauche der Gewitternacht. In ihrem Gezweig hing die Glocke, deren schrilles Gewimmer jetzt anhub „Feuer! Feuer!“ über das Land hin zu rufen.

Solch ein Orichen besaß keine Feuerwehr, aber in den Nachbardörfern Dobschitz, Ludau, da wohnten verstreut auf den Weierhöfen ihre Mitglieder, um auf den Ruf der Notglocke, so rasch es ging, herbeizueilen. Auch in Libniß selbst waren ein paar Dörfler Feuerwehrlente. Doch bevor das wimmernde Glöcklein alle aus dem Umkreis versammelt, fuhren die Flammen aus dem Oberstod des alten Jakobsbauerhauses, das mit morscher Holzgalerie so lange auf den engen Dorfweg herabgedrückt hatte.

Baron von Emmen und seine Frau waren eben am Einschlummern, als die Feuerglocke

herüberzujammern begann und die Stimmen der Hofamwohner das Unheil in die Nacht hinausfuhren. Zener Donner Schlag, der Korknelia so erschreckt hatte, der Begleiter des Blüthes, dem des Jakobsbauern Haus zum Opfer fiel, er war die letzte Stimme des Unwetters gewesen. „Jetzt kannst du ruhig einschlafen, Linda,“ hatte der Baron gesagt, und gleich darauf verwirrten sich ihm die Gedanken zum ersten befreienden Schlummertraum.

Linda war nichts entschlicher als eine Störung im beginnenden Schlaf. Sie richtete sich zitternd auf, ihr Goldblondhaar umwirrte ein Angstgesicht mit weiten, dunkelblau starrenden Augen, als der Baron Licht machte und eilends in Kleider und Stiefel zu steigen sich anschickte.

„Hab' keine Angst, mein gutes Kind.“ Er küßte die blonden Haare und eilte dann auf den steinbelegten Platz, riß das Fenster auf, rief in den Hofraum hinab: „Was ist los? Wo brennt's?“

Laternen zuckten hin und her, warfen unheimliche Scheine auf die Teichflut unter den Pappeln und Weiden, auf die Steinhänke bei der uralten Linde, dem dicken Kofkastanienbaum; auf Gestalten, die sich mit Eimern am Teiche, am Brunnen mühten oder ratlos hin und her jagten. Gegenüber, hinter dem dunklen Dach des mächtigen Stallgebäudes, spielte die Lohe in den Himmel empor, und ein glühender Widersglanz fiel auf die glattschwärzlichen Fackeln einer Basaltrüme, die über dem Dorf auf ihrem sichtlich dunklen Berggipf verfallende Tore aufst.

„Wit' schön, Herr Baron! Beim Jakobsbauern ... die Feuerwehr ist noch nicht da,“ erscholl es durcheinander.

„Der Kerl ist doch gut versichert? Wartet, ich komm' gleich herunter; die Hauptsache ist, daß es nicht überspringt.“

Der wundervolle Rittertopf verschwand aus der engen Fensteröffnung, und gleich darauf war Hans auf dem Wege zur Brandstätte.

Die Leute drängten sich in der schmalen bergaufsteigenden Dorfgasse. In einiger Entfernung von dem brennenden Hause stand der Jakobsbauer mit seiner Familie, während ein paar Wagenmutige ihre mühsam herangeschleppten Eimer in die Glut zu schütten versuchten, die dadurch nur um so heißer aufzulecken schien.

„Laßt das,“ befahl der Baron, „wenig Wasser ist ärger als gar feins. Eh' die Spritze von Dobschj nicht da ist, können wir nichts machen.“ Er wandte sich an den lamentierenden Bauern: „Ihr habt doch alles in Sicherheit gebracht, Jakobsbauer?“

„Su ziemlich, Herr Baron! Nur die Kanaris ham mer drin gelassen. Sultz an Bugl frigt ma immer wieder, ham mer gedacht.“

„Was? Die armen Viecher wollt ihr verbrennen lassen? Schämt euch, Leute!“

Obwohl der Oberstock des Hauses jetzt in sichten Flammen loderte und nur noch der steinerne Unterbau dem Feuer widerstand, schritt der Baron durch sprühende Funken, die ihn wie Bienen umschwärzten, auf die qualmende Haustür zu.

„Wo sind die Vögel?“

„In der Stuben unten, Herr Baron. Aber der Herr Baron werden doch nicht wegen der Viecher ...“

Ohne zu antworten, verschwand Hans in dem flammenden Hause.

Eine furchtbare Raufe trat ein, man hörte nur das Prasseln des Brandes, das Fallen verholzter Balkenteile im Innern des Gebäudes; dann erschien die stolze Wodansgestalt wieder in der Tür; den Käfig mit den Kanarienvögeln hielt der Baron triumphierend in der Rechten, die Vögel waren am Leben und unbeschädigt, sie hockten als zwei zitronengelbe verängstigte Federbälle auf dem Boden des Bauers.

„Hoch der gnädige Herr!“ riefen ein paar junge Stimmen, und vom Tal her schmetterte wie ein antwortender Tusch die Trompete der Feuerwehr. Die Spritze von Dobschj war endlich eingetroffen, man sammelte sich unten im Schloßhof, der Schlauch begann am Teich zu saugen, die Spritze wurde den Berg hinaangezogen, und die Löscharbeit konnte nun im Ernst beginnen.

„Schafft die Vögel ins Schloß.“ Damit reichte Hans seinem treuen Mirko die geretteten Tierchen, die im hellen Feuerschein plötzlich ihre Stimmchen wiederfanden und lustig in den Lärm des Brandes hinein-trillerten und -stiedelten, zur Freude ihres Retters und zum Vergnügen der aufgeregten Dorfjugend.

Mit einem Male kreischte aus der Menge ein angstvoller Ruf: „Herr Baron, treten's weg! treten's weg! Es will einstürzen!“

Hans von Emmen, der sich, bevor er den Platz verließ, eben noch mit dem Obmann der Feuerwehr ins Einbernehmen setzen wollte, bemerkte jetzt, welche Gefahr ihn drohte. Die alte Holzgalerie droben hatte gleich anfangs lichterloh gebrannt; jetzt waren ihre Tragbalken und Bretter von der Glut durchgenagt und stürzten mit höllischem Getöse auf die Dorfstraße herab.

Emmen sprang zur Seite, aber ein verengtes Holzstück schlug ihm den Hut vom Kopf, den gutbekannten Schlapphut mit den türkisblauen Federn der Mandelkrähe. Der Baron wankte, er griff nach seiner Stirn. Auf Girschil gestützt, zuvor von einer Dorfserin häufig verbunden, erreichte der Verletzte den Schloßhof.

Linda, Lilla, Kornelia standen unter der Koffelplatanie, eine angsterstarrte Frauengruppe; zu jeder andern Zeit hätte der Künstler sich in Emmen geregt: das goldumrahmte Eisengesicht seiner Frau über einem viohlblauen Nachtskleide, daneben die häßliche Schwägerin mit ihrem olivenfarbigen ZigeunerGesicht, umhüllt von einem schwarzen Tuch, darunter das graue Talartheid, endlich die präraffaelitisch zierliche Lilla in Feuerrot, dann die in feuchender Erregung arbeitenden Feuerwehrlente — alles das grell beleuchtet von Brand und Laternenchein: das Bild hätte ihn begeistert zu einem jener Gedichte, die er heimlich in ein schmales Stammbuch aus dem siebzehnten Jahrhundert einzutragen gewohnt war. So aber streckte er nur die Arme gegen Frau und Tochter aus, murmelte: „Mir ist nichts,“ und sank dann bewusstlos auf das Pflaster des Hofes.

* * *

Acht Tage — und die urchsunde Natur des Libanons hatte sich wieder gerechtfunden. Die Erschütterung war vom Arzt der Kreisstadt als ungefährlich erklärt worden; die Frauen, einig in ihrer Liebe und Treue für den Verletzten, pflegten ihn wunderbar, uermüdlisch. Tante Isa hatte die Anfreugung jener Juninacht nicht mitgelebt, tiefer Schlaf hielt sie besaugen; aber ohne erst zu fragen, was und wie es geschehen, daß Hans krank liege, saß auch sie am Bett des Kranken, oft stundenlang seine Hand in der ihren haltend.

Wald konnte er aufstehen und endlich, als die Woche um war, die gewohnten Morgen-

gänge wieder antreten, nach denen er sich so sehr gesehnt hatte.

Ihn war zumute, als sei ihm die ganze herrliche Gegend neu geschenkt; er liebte sie jetzt doppelt, verlangte mehr denn je, sie in Wahrheit zu besitzen, ihr Herr zu sein.

Eines Morgens konnte er ohne Anstrengung den Wald erreichen. Das Frischlicht duftete in der Sonne, im Sichtegeflänge brauste es von großen Hummeln, gelbringigen, rotastrigen; ein Distelfalter saß mit glühenden Flügeln auf dem grauen Steinweg. Auf ihrem Basaltfundament hoben sich die Bogen der Burgruine ins Tagblau. Der Baron pflückte einen großen Strauß Ranken, jener Orchidee von unsagbar ergreifendem Duft, die sich Linda zur Lieblingswaidblume erkoren hatte.

Es ward in ihm ein großer Entschluß reif. Hinaus mußte er auf einige Zeit aus allen seinen Sorgen, aus der steten Bewor-mundung, aus dem häuslichen Kriege der Frauen, die ihn umgaben! Tiefer Wunsch, dieses Verlangen wuchs zur Notwendigkeit, indes Emmen die berauschenden weißlichen Blütenkerzen der Zauke brach und nicht eher aufhörte, bevor er einen wahren Pusch zu ihr heimtragen konnte. Er und Linda — sie mußten einmal heraus, heraus aus all dem Buis von Kleinsichtigkeit, sei's auch nur auf einige Wochen. Sie wollten reisen. Linda war nach den Tagen der Pflege matt und höhl wie ein Schatten; er selbst durfte an eine Nachkur denken, das konnte ihm niemand abstreiten, auch Tante Ulla nicht.

Die Baronin lag noch zu Bett, als Hans mit dem Orchisstrauß zurückkam. Sie er-rötete vor Freude wie eine junge Braut und küßte die schöne kraftvolle Hand ihres Man-nes, bevor sie ihren blonden Kopf auf die betäubenden Blütenkerzen senkte.

„Ich bringe dir aber noch etwas Besseres mit diesem Strauß, Madonna Linda! Ich bringe dir den festen Entschluß mit: Wir reisen!“

„Reisen!? Oh, wie köstlich, Hans! Endlich heraus auf eine Weile — keine Kornelia, keine Tante Ulla! Sieh, ich bin schon gesund, bringe mir die Strümpfe her! Du tanst heute meine Kammerjungfer sein. — Aber Hans!“ fügte sie nach einer Pause hinzu, und ihr liebliches Gesicht war wie von einer Sommerwolke verdeckelt: „Wenzel!“

„Ah, trübe mir nicht die Stimmung, Kind! Ich möchte sogar, daß Wenzel hin

und wieder hier nachsieht; er wird nirgends Unordnung finden. Und der Schaffer ist ein verlässlicher Mann.“

„Wenn du es sagst, Hans, da kann es ja wohl nicht anders sein. Ich freue mich ja so rasend, daß wir endlich einmal heraussteigen sollen! Aber Hans, es wird dir doch nicht wieder leid werden?“

„Nein, Liebste, der Wunsch wurzelt zu tief in mir. Im Gegenteil, ich meine, wir wollen so bald als möglich losziehen. Erst zur Nachkur in ein kleines Bad ...“

„Ein kleines ... Ach, Hans, da würden wir uns ja bloß wieder langweilen. Ich hoffte so darauf, unter Menschen zu kommen, die zu uns gehören, zu unserm Wesen, zu unsrer Zeit. Mindestens zu deinen Potsdamer Vettern; aber wenn wir noch weiter gingen, etwa nach Baden-Baden, Paris ...“

„Holla, meine Gnädige, du stiegst hoch! Nun ja, ja! Wenn schon, denn schon. Wir wollen eine schöne Reise machen, Madonna Linda soll zufrieden sein.“

„Aber die Villa können wir nicht mitnehmen, Liebster. Das würde uns zuviel Last machen. Du weißt, wie gern ich das Mädel habe ... doch wir wollen einmal recht unter uns sein, wir zwei, du, mein alter Hans, und ich, deine Old Lady.“

„So denke auch ich, Lieblich! Unser tapferes Mädel soll hier das Haus führen. Kann sich jemand nach Libóny einladen, etwa ihre norddeutsche Freundin, die Erna Siebenteln oder wie sie heißt. Ich traue der Villa zu, daß sie auch allzu liebevolle Erkundigungen Tante Ullas mit Anstand abzuwehren verstünde.“

„Sie ist ein Prachtlerl. So ehrlich, so fest und treu. Zu wem die einmal hält, der ist ihrer Freundschaft todsicher. Und ebenso ist sie im Paffen. Zwischen ihr und Kornelia mag manches Scharmügel vorfallen in der Zeit, die wir fort sind.“

„Scharmügel? Du bist Epimistin, Donna Linda. Schlachten werden geschlagen zwischen ihnen, wahre Schlachten, und wehe dem Besiegten! Jedenfalls muß ich ihr einige Schonung und Mäßigung aus Herz legen. Deine Schwester tut mir so leid.“

„Nun machst du mich gar wieder eifersüchtig, Ritter der Bedrängten du!“

„Törlin! Daß ihr Weiber so unbarmherzig gegeneinander seid! Aber im Ernst gesprochen: wir wollen eine Zeitlang ganz

füreinander, ineinander leben, meine Linda! Natürlich, ohne uns dabei vor der Welt zu verschließen. Und damit Tante Ulla nicht erst lange hin und her simulieren kann, in welches Baderl die guten Kinder reisen dürfen, reit' ich gleich nach dem Frühstück hinunter nach Ludau. Erst reb' ich mit Wenzel ein brüderliches Wort. Glaub' mir, er hängt noch an mir, was er auch sonst für ein Mensch geworden sein mag. Und wenn ich ihm Vertrauen zeige, wird er sich auch nützlich und wohlgefunnt erweisen. Davon bin ich fest überzeugt."

"Ich nicht so sehr, mein Hans, aber ... die Hauptsache ist, daß wir reisen. Nach uns die Flut! Aber ich muß meine Siebenfachen revidieren, denn in Potsdam und dann in Baden-Baden soll deine Frau doch leidlich aussehen, nicht?"

"Du bist immer entzückend."

"Ja, das sagt du."

"Alle Welt muß es sagen."

"Du bist und bleibst der ritterlichste aller Gatten. Da, drück' mich ans Herz!"

* * *

Eine Ahnung hatte es ihm gesagt, und so kam es auch: kurz vor Ludau traf Hans von Emmen seinen Bruder Wenzel. Der schlenberte höchst müßig auf der Jahrstraße hin, die zwischen dem Klazienberge mit seinen Obsthainen und der Mauer des untern Parks dahergeht. Als der Reiter erkennbar wurde, flog ein Schimmer echter Freude über Baron Wenzels volles rötliches Gesicht. Einmal hatte er den Bruder wirklich gern, solange nicht sein eigener Vorteil in Frage kam. Und dann war der Besuch eine sehr willkommene Abwechslung in der ereignislosen Ede des Ludauer Lebens.

"No, groß' dich Gott, Brüderl, das freut mich aber riesig, daß du schon wieder reiten darfst! Köpferl in Ordnung, was?" Wenzel liebte die Verfeinerungsworte; er hatte gefunden, daß sie dem Sprechenden was Unschuldig-Tummes, Gutmütig-Harmloses verleihen.

Hans hielt den schönen Draunen an, stieg ab und setzte, das Pferd am Zügel führend, in lässigem Schlenderschritt neben Baron Wenzel den Weg an der Postmauer fort.

"Bin wahrhaft froh, daß du mich aufsuchst, Alter!" beteuerte Hansens Bruder.

"Daß gar keine Idee, wie mopslangweilig es hier ist. Sie und da abends auf ein' Nehbock ... no, daß ist ja ganz nett ... aber die Tant' immer zu unterhalten — no, du kennst das ja, den Himmel verdient man sich mit solcher Konversation, Brüderl. Und in puncto Ewig-Weibliches — nichts, rein gar nichts, ein Mönch könnte melancholisch werden. Die einzig Hübsche von den Hofmädels hier — wirst du's glauben, Bruderherz? — bejaß bis vor kurzem nur einen einzigen Zahn."

"Na, und jetzt?" lächelte Hans. "Sind ihr die andern Zähne g'wachsen?"

"Das nicht, Brüderl, aber ein Gebiß hab' ich ihr machen lassen beim Zahnarzt in der Kreisstadt. Hat ein hübsches Geld gekostet. Denn, siehst du, wenn auch alle Kakerln grau sein bei der Nacht — man ist doch ein wenig Ästhet, trotz vieler Jahre an der Ostgrenze und in der wilden Polackei. Aber ich sag' dir, es ist fast rührend, wie dankbar mir das Frauenzimmer ist und wie stolz auf die neuen Zähn'! Grinst alle Leute an, stolziert herum mit Königinnenbewußtsein, ja wohl!"

"Ein Gebiß als Liebesgabe, das ist mindestens originell," bemerkte Hans mit einem vergnügten Funkeln seiner blauen Augen. "Schreib das in einem Roman, kein Mensch wird dir's glauben; und doch ist's wahr."

Hans von Emmen war kein Philister. Selbst einer der reinlichsten Männer, die je gelebt haben, konnte er die Scherze und Streiche andrer mit munterer Nachsicht genießen.

"Das Schönste aber kommt noch. Gestern redet mich die Tant' über Tisch darauf an! Ich denk: hallo, jetzt wird es was sein, von Hans rein halten und so weiter — erwartete hinauszufliegen, in der Tat! Aber was sagt sie: Wenzel, das ist wahrhaft brav von dir, daß du der armen Zweifelschen-Anna neue Zähne hast machen lassen. Mich hat's eigentlich immer gestört, wenn ich sie so zahlos auf dem Hof herumlaufen sah. Du bist doch ein guter Mensch, Wenzel! So was hätte ich nicht von dir erwartet! Und so bin ich riesig gestiegen in der Gnad' bei der Frau Tant', und das nur, weil ich ein ästhetischer Amoroso bin. No, was sagst du dazu?"

Beide Brüder lachten herzlich, und die freundlichste Stimmung begleitete sie auf ihrem Wege.

Hans fing nunmehr an, von seiner nahen Abreise zu erzählen. Wenzel erschrak dabei in seinem Innern, er wußte nicht recht warum. Er hätte sich freuen sollen. Aber er freute sich nicht. Bis jetzt hatte er sich von den Verhältnissen tragen lassen, war mehr ein passiver Plänemacher gewesen. Nun aber ...

„Für dich ist es ja das Beste, Hansel!“ warf er mit treuherziger Miene ein. „Du mußt einmal heraus aus diesem Tantenregime. Ich beneide dich. Überhaupt fühl' ich Neid dir gegenüber: du warst immer der Liebling, du hast eine schöne, liebenswürdige Frau, du wirst nächstens Herr über all diese Ländereien vom Dobschiger Berge bis zum Großmutterfelschen ...“

„Wer sagt dir das, Wenzel?“ erwiderte Hans, etwas unangenehm berührt durch den Ton der brüderlichen Worte.

„Auf Libnij bist du schon so gut wie Besitzer ...“

„Oh, da irrst du sehr; du ahnst gar nicht, wie sehr ich der Sklave der Umstände bin.“

„No ja, ja, etwas muß der Mensch halt einstecken können. Jedenfalls hat dir doch die Tante hier den Prachtbesitz vererbt — das hast du doch schwarz auf weiß, wie?“

Hans zuckte nur mit den Achseln. Es war etwas Verleidendes, Beunruhigendes in Wenzels Worten.

„Und lang wird sie's nicht wehr machen, die Alte,“ fuhr Wenzel in seiner Rede fort. Die Noheit seiner jetzigen Natur machte sich Luft in den Worten: „Einmal muß sie doch abfragen!“

„Tante Mlla kann hundert Jahre alt werden,“ lautete Hansens Erwiderung. „Lassen wir das heute. Ich wollt' dich nur bitten, manchmal in Libnij nach dem Nechten zu sehen. Der Tanti' werd' ich noch Abieu sagen knapp vor unserer Abfahrt. Wir sehen uns vorher, was? Kommt noch einmal herüber? Also, b'hüt Gott, Wenzel.“

Hans ritt in frischem Trabe davon. Die blauen Federn an seinem Schlapphut streiften das Laub der Birnkäme, die ihre Äste über die Straße streckten. Wenzel schante dem Reiter nach. Die Antwort seines Bruders hatte ihn geärgert, es lag etwas wie Zurechtweisung darin. Der Wöse, der sich so lange in ihm geduckt hatte, stand mit einem Male auf, reckte sich, erfüllte ihn ganz. Und seine Lippen bildeten unwillkürlich die Worte: Weit nur zu, dummer Hans. Reiß und bleibe

recht lange fort. Es scheint also gar nicht so sicher zu sein, daß du Ludau bekommst. Alter Don Quijote! Jetzt gilt's: ich oder du!

* * *

In den Gassen der Kreisstadt wandelte ein wunderbares Wesen, das von den Eingeborenen gleich einem Märchenvogel angestaunt wurde.

In dem Kastaniengarten des „Deutschen Hauses“ standen die biederen Honoratioren von ihren Bänken auf, um über die Weirauken des Jaunes zu lügen. An den Fenstern der Beseda, des oderarfenen Vereinshauses der Tschuschen, drückten sich braune Gesichter vor Neugierde völlig platt. Die Kinder beider Nationalitäten folgten der freudartigen Erscheinung in zwei getrennten Gruppen.

Man war sich nicht einig, ob man es mit einer Gräfin, einer ausländischen Prinzessin oder gar mit einer stüchtig gewordenen Haremsdame des Sultans von Marokko zu tun hatte.

Ein altes Weib aber, das an der Marktecke Gurken feilfiel, merkte spöttisch: „Das ist ja die Zdenka aus Ludau, die vor zehn Jahren ihrer Mutter davongelaufen ist. Erkennt ihr den Vogel nicht mehr, weil er sich neue Federn angeklebt hat?“

Zdenka Dginska, so lautete jetzt ihr Name, war ohne Zweifel ein Prachtweib. Eine volle, hohe, fast wallföhrenhafte Gestalt. Das überpuderte Gesicht verriet die Lebendame. Aber dies Gesicht besaß eine seltsame Anziehungskraft. In seiner Verleththeit und Verdorbenheit barg sich etwas Gutmütiges, etwas Großartig-Überlegenes.

Die Toilette war übermodisch, dabei nicht ganz geschmacklos. Ein leichtes weißes Seidentleid mit Spitzeninkrustationen. Dazu ein weit ausladender Hut mit roten Rosen und langhinwehendem Schleier. In der reichberingten Hand schwenkte sie einen rosenroten Sonnenschirm.

Wenzel von Enunen, der im Auftrage seiner Tante auf dem Gemeindeamt zu tun gehabt hatte und nunmehr angebetet durch die Stadt bummelte, erhielt beim Anblick dieser Zdenka Dginska einen belebenden Stoß. Endlich was Gutes! wollte er eben ansprechen; da ward die Fremde seiner gewahrt. Sie ließ einen leinen Freudenruf hören, nahm den Regenschirm in die Linke und eilte, die

Rechte ausstreckend, auf ihn los: „Sie, Herr Baron! Nein, so eine Überraschung!“ Dann, näher und mit wachsender Vertraulichkeit: „Major! kennst mich nicht wieder? Denkst nicht mehr an Przemysl und an die schönen Stunden mit deiner großen kleinen Zdenka?“

„Wie könnt' ich das vergessen haben, Spigbub, Zdenkischku! Aber wo bist du geblieben die zwei, drei Jahr, daß ich nichts mehr von dir gehört hab'? Und wie kommst du hierher in das gottverlassene böhmische Nest, edle Dginska?“

„Eins nach dem andern, Wenzlischku! Von Przemysl ging ich doch mit dem dicken Weinreisenden nach Dresden, weißt du? No, tu nicht so, du warst recht froh, mich los zu werden. Dort in Dresden — nein, wie die Sachserln tonisch find! —, dort also geriet ich in ein Verhältnis mit einem alten Esel von Kommerzienrat. Und eines Tags hab' ich den gestochen ...“

„Gestochen? Mit der Nadel?“

„Mit einem Messer, bitt' schön, Paniel Ich weiß nicht mehr recht, wie es gekommen ist. Er hat mir halt nicht mehr gefallen, und ... Zwei Jährchen hab' ich gekriegt, wie sie dort sagen würden. Und jetzt bin ich vorläufig in meiner Heimat, um mich zu erholen.“

„Heimat? Warum hast du mir denn nie gesagt, daß du aus dieser Gegend bist?“

„Muß dir denn gleich alles auf dein zart gerötetes Näsklein gebunden werden, Major! Jawohl, ich bin aus dieser Gegend. Ich bin aus Ludau. Meine Verwandten freuen sich sehr auf mich, sie haben mich gebeten, Patin ihres Jüngstgeborenen zu sein.“

„So, so! Und wer sind denn deine Verwandten?“

„No, die Schafferischen in Oberludau. Sie ist eine Schwester vom Verwalter Katzowky; also ist der Täufling eigentlich mein Cousinchen ...“

Sie gebrauchte abwechselnd sächsisch-norddeutsche, österreichische, tschechische, polnische Ausdrücke. Es war zu drollig; Wenzel fühlte sich immer mehr gefesselt.

„Und wie so ist der Täufling deine Cousine?“

„No, das ist ganz einfach, Baronchen! Weil der Katzowky mein Vater is.“

„Der Herr Katzowky ist dein Vater?“

Jetzt entsann sich Wenzel einer willkürlichen Erinnerung an Zdenka, die ihm bei der

ersten Begegnung mit dem Bacchus aufgedämmert war. Doch hatte sich's nur gestaltlos unter der Schwelle des Bewußtseins geregt. Nun fiel's ihm auf, wie sehr die Zdenka ihrem Vater glich; er wußte nicht recht, ob er sich über diese Entdeckung freuen sollte. Aber vielleicht ließ sich irgendwie durch das Mädchen ein Druck auf diesen Katzowky üben. Eigentlich hatte er ihn ja schon in der Hand. Jedenfalls war Zdenka reizend. Schade, daß sie nicht ein paar Tage früher aufgetaucht war, dann hätte sich Wenzel das Gebiß für die Zwetschken-Anna sparen können. Immerhin kam dies Wiedersehen, so meinte er, als ein Geschenk der Götter. Ludau würde nicht länger moßlangweilig sein. Er entsann sich berückender Schafferstunden in Przemysl im Lande Galizien, und seine Einbildungskraft war geschäftig, schon jetzt ähnliche neue Szenen heraufzubeschwören.

„Ich hab' mein Gepäck durch einen Duden vorausgeschickt,“ meldete Zdenka. „Wollen wir mitsammen gehen, Majörchen?“

„Entzückt, dich zu begleiten; aber ich bin kein großer Fußgänger, und außerdem ist mein Wein noch marode. Im Wagerl, das ich im Wirtshaus eingestellt hab', kann ich dich aber nicht fahren, denn Tant' Ulla ... Doch halt! so geht's! Du bist ja die Verwalterstöchter; da ist es ganz in der Ordnung, wenn ich dich artig nach Hause bringe. Wenn die Alte was sagt, bin ich ganz erstaunt — hätte, unschuldig wie ich bin, dir die Lebendame niemals angesehen!“

Die beiden lachten sehr lange und sehr herzlich. Wenzel glaubte, einige Negentropfen verspürt zu haben. Also befahl er dem Kutscher, den Wagen zu schließen; das schien auch Zdenka recht zu sein.

Es war eine höchst vergnügte Fahrt.

* * *

Schloß Ribnitz war voll vom Geräusche der Mädchen, vom Schwätzen und Schwärmen und aller Ansgelassenheit der Jugend.

Gleich nach der Abreise des freiherrlichen Paares war Lillas Freundin eingetroffen, Erna Siebenlehn, die Tochter eines thüringischen Gerichtspräsidenten. Auf einer kleinen Reise durch die Sächsischen Schweiz, die Lilla etwa vor einem Jahre mit ihrer Mutter unternommen, hatten sich die Mädchen

kennen gelernt und eines jener leidenschaftlichen Bündnisse begründet, die erst das endgültige Auftreten des Mannes zu erschüttern, selten aber völlig zu zerstören pflegt.

Erna war eine kleine, zarte, lebhafteste Person. Ihr nahezu aschblondes Haar war zu einer Tracht aufgesteckt, wie sie Botticellis Frauenbilder zeigen. Ihre Augen waren grau und schienen meistens schwarz. In ihnen lag Schelmerci und Melancholie. Sie war die weiblichere Natur, blickte bewundernd zu Lilla empor, obwohl diese etwas jünger sein mochte. Die Feinheit und ruhige Vornehmheit des österrichischen Wesens nahm ihre Phantasie gefangen. Das Bild altväterischen Schloßlebens, das ihr Lillas Briefe gewährte, füllte sich nun mit den fatten Farben der Wirklichkeit.

Sie schwärmten, sie schwärmten, sie erzählten einander von wirklichen und möglichen Verehren. Lilla war so gut wie gar nicht vom Männlichen berührt. Ihr Mannsideal war der Vater. Aber der hatte nicht seinesgleichen auf der Welt. Einmal würde sie heiraten, standesgemäß natürlich, doch damit hatte es noch Zeit. Erna dagegen hatte schon gefirtet. Ein junger Gelehrter war ihrem Herzen recht nahe getreten. Man taufchte Anschauungen und Wünsche aus; Lilla hörte mit Spannung von den Erlebnissen ihrer kleinen Freundin. Dabei waren die Mädchen stets auf der Wanderschaft. Bald wurden die Ställe besichtigt, bald ging's auf den Hof, wo gerade ein Duzend kleiner Enten, häßliche goldgelbgraue Schnattergeschöpfe, die ersten Schritte versuchten. Dann ärgerte man Scipio, den kornelianischen Kleiser, oder auch Didi, Großtante Isas dummes Möpchen. Kornelia nahm es sehr übel, Tante Isa lächelte nur wehmütig, wenn ihr Auge die schäfernden Mädchen streifte. Hirsch, tauschten sie durch den Garten, dann polsterten sie wieder durch die endlosen Bodenträume des Herrenhauses.

In diesen weiträumigen Gewächern unter dem Tache, in deren dämmernden Tiefen seltsames Gerümpel aus allerhand Zeiten sich häufte und formlos türmte, verstummt bald Ernas Gezaher; sie ging sitzig an Lillas Hand und ließ sich von den Überlieferungen des Hauses, namentlich vom Mann im Mantel und von der grünen Gräfin, berichten; ein angenehmes Grauen durchfröstelte dabei ihren zarten Körper.

Eines Tags aber gab's eine Haupttschlacht mit Tante Kornelia, und das war so gekommen: jungfräulicher Übermut bewegte Lilla, einmal selbst die grüne Gräfin zu spielen.

Sie zog das giftig-äpfelgrüne Kleid an, das ihr Großtante Ulla aufgedrängt hatte. Um die Schultern legte sie einen gelblichen Spitzenkragen, und auf den Kopf stülpte sie einen breitkrempigen Hut, den sie auf dem Boden gefunden und mit ein paar mächtigen Pfauens Federn besteckt hatte. So gleich sie fast dem Bilde der Unheimlichen, das drüben in Ludau in einem fahlen, selten erschossenen, nie gelüfteten Zimmer hing.

Es war nach dem Gabelstrühstück, Kornelia schlummerte ein wenig unter der großen Tanne. Die Tante Isa war auf ihrem Zimmer. Lilla schlüpfte in ihrem Ahnfrauenskostüm durch eine Seitentür in den dunkleren Teil des Gartens und erschreckte zuerst Erna Siebenlehn, die auf der Bank am Ölbaum saß und das ferne Profil einer blauen Ruine in ihr Skizzenbuch zu bannen suchte. Zuerst fuhr die zarte Erna zusammen, dann aber lauschte sie vergnügt in ihre kleinen Hände: „Herrlich! Großartig, Lilla! Ein Mittagsgespelnt! Die grüne Tame, wie sie sich kein Maler lebendiger schaffen könnte! Bleib stille stehen und laß mich eine Skizze davon machen, ich bitte dich ... für meinen Bruder Rudolf, der sich so gern in gespenstige romantische Vurgfrauen verliebt.“

Lilla errödete leicht und blieb in feierlicher Haltung auf dem Kieswege stehen.

Ein wahuwichtig wütendes Gebell Scipios unterbrach bald die hübsche Szene. Der Anblick Lillas in diesem Aufzuge versetzte das Tier in solchen Zorn, daß man wirklich glauben mochte, er sehe diese sonderbare Frauengestalt nicht zum erstenmal.

Unter der Tanne erwachte Kornelia aus ihrer mittäglichen Ruhe. Sie schleppte sich ächzend dem Ölbaum zu, stand entsezt, in ihrem maufergrauen Talarleid selbst atemweilich genug aussehend, der Nichte gegenüber, die zeitwärts im Rosminlaufgang als grüne Gräfin posierte.

Ihr Erschrecken wich rasch tiefer Enttäuschung. „Lilla! bist du verrückt? Wie kann es dir nur einfallen, jenes Unglücksbild hier zu verlorpern? Willst du denn wirklich den Fluch auf euer Haus herabrufen? Die Geister lassen nicht mit sich spotten, Lilla!“

Die grüne Gräfin machte eine verächtliche Bewegung mit der Reigerte und erwiderte: „Du bist eine Noeren, was geht dich der Fluch in Hause der Emmens an? Liebe Tante, studiere deinen du Pörel weiter, uns junge Leute aber laß ungeschoren!“

„Zeh bitt' dich, Lilla!“ hauchte die zierliche Thüringerin beklommen.

„Eine Noeren, jawohl. Deine Mutter ist auch eine Noeren, Kind, das scheint du vergessen zu haben. Doch Gott vergebe dir, du weißt nicht, was du tußt. Feinenen Vater, Mädels, deinem guten Vater wirst du schaden durch den Trevel, den du an der Vergangenezeit begeht!“

Diese Worte Kornelias begleitete das Rollen eines Wagens, der vor dem weißen Gittertor anhielt. Man vernahm abermals Scipios Gebelser und dazu des Barons Wenzel vergnügt fettige Stimme: „Rusch, Hundert, kusch!“ Gleich darauf trat er auf den Kiesweg heraus, und der Spezierstoch entglitt seiner Hand, als er die in ein vorzeitliches Gistgrün gekleidete Gestalt zwischen den dunklen Jasminbüschen erblickte.

Doch er faßte sich rasch und gründlich. Eine helle, urgemüthliche Lache ging von ihm aus; er hob den Stock rüstig auf und gab dadurch seinem Gesicht die volle Röthe zurück. Nun machte er der Nichte die artigsten Komplimente über ihre gelungene Verkleidung. Die kleine Erna hatte er mit seiner edelmännischen Ungezwungenheit in zwei Minuten bezaubert.

Nur Kornelia und ihr Pönscher widerstanden dem behäbigen Scharmeur. Unermüdetlich klappte Scipio weiter, so daß Baron Wenzel sich schließlich an die Herrin des unangenehmen Gesellen wandte: „Liebe Kornelia, diesem jungen Römer sollten Sie bessere Sitten beizubringen bestrebt sein. Sein Benehmen ist schon contra bonos mores — sehen's, so viel Latein hab' ich noch im Schädel! Hüten Sie den Jüngling sorgsam und lassen Sie ihn ja nicht ins Weite bummeln; denn, was ich's nur sage, der Heger hat heut' Kindstauf, und da wäre ihm ein Festbraten eben recht.“

„Was meint dein Dufel?“ wisperte die kleine Siebenlesin.

„Unser Heger hier am Berge pflegt vagabundierenden Hunden Falken zu stellen. Erwischt er solch Unglücksweib, so schlachtet er's nach allen Regeln der Kunst und brät es

sich zum Abendbrot — so erzählt man im Dorfe.“

„Nein, wie interessant! wach ein entzückender Rest von Barbarei!“ jirpte die abschlonde Erna.

„Sie müssen uns trotzdem als ein zivilisiertes Volk betrachten,“ scherzte Wenzel mit erhobenem Finger. „Weißt, Lilla, dein guter Papa pflegt immer zu sagen: Viele Reichsdeutsche erwarten schon hinter Bodendach die Bären wild herumlaufen zu sehen ... Und jetzt, schöne Nichte, leg' den alten Spivaigrünen Plunder ab, wir wollen mitjammen durch die Felber streifen. Ich unterhalte mich inzwischen mit Fräulein Erna.“ Er gebrauchte diese vertrauliche Benennung, als verstände es sich so von selbst. „Adieu, Kornelia! Adieu, Scipio, du künftiges Hauptstück auf des Hegers Abendtafel!“

Damit waren Scipio und Kornelia entlassen.

Anrrend folgte jener der Gebieterin, die aber dachte also bei sich: Man soll den Satan nicht an die Wand malen. Kaum hat dieser Fraß die grüne Gräfin travestiert, so steht schon der Feind wie aus dem Boden gewachsen mitten im Lager. Hans, Hans, hüte dich vor deinem Bruder Wenzel! Aber wie ihn warnen, ohne ihm seine kurze Erholungszeit zu vergällen?!

Inzwischen unterhielt sich Wenzel in wahrhaft königlicher Laune mit der kleinen Siebenlesin. „Da leben Sie gewiß in einem höchst gebildeten Milieu, wenn wir Böhmen Ihnen als solche Bärenhäuter und Hundesresser erscheinen.“

„O bitte, bitte, Baron“ (Lilla hatte ihr gleich beigebracht, daß die Aureda „Herr Baron“ vom Abel sei), „so etwas fällt mir gar nicht ein, im Gegentheil, die großartigere Lebensführung Ihrer Landsleute imponiert mir gewaltig. In unserer kleinen Stadt ist Papa so ziemlich der erste, wir bewohnen ein hübsches Haus, und doch haben wir nur zwei Mädchen, Mama locht selbst: so einfach lebt man bei uns. Und was die Bildung anbetrifft, so pflegt mein Bruder zu sagen ...“

„Ach, Sie haben einen Bruder?“

„Rudolf ist Doktor der Philosophie, sein Hauptfach ist Altertumskunde. Also, Rudolf pflegt zu sagen: In Osterreich sei zwar die Klust zwischen vornehm und gering größer als im Reich, aber die natürliche Anmut der Lebensformen gleiche das wieder aus;

„Fahren's zu, Euler!“ rief Wenzel ärgerlich.

Die Pharaonenmumie setzte die Pferde in Trab. Erna und Vlla winkten mit ihren Taschentüchern, solange der Wagen noch in Sicht war.

* * *

Baden-Baden, den ... Juli ...

Mein gutes Kind!

Dein Vater ist nicht mehr sechzig Jahre alt, er ist ein Bierziger, ein Dreißiger, ist ein junger Mann geworden. Ach, wochenlang zusammen mit Deiner herrlichen Mutter, ohne Kornelia, ohne die lieben Tanten, ohne Libnitzer Verwaltungsräger! Es ist ein Jungbrunnen, das sag' ich Dir. Und ringsherum dieser heimliche Schwarzwald, der hold betörende Kindheits Erinnerungen wachruft; denn wie oft waren wir damals im Sommer bei den Vettern Ortenburg auf ihrem Schloß Fantaisie bei Raßfatt. Und von dort aus haben Wenzel und ich als Buben froh und frei und wie ein paar gute Gesellen den ganzen untern Schwarzwald durchwandert. Oh, wie schön war's, wenn hinter Gernsbach die Gerkblutberge des Murgtals anstiegen, aus den Obelastanien die roten Sandsteinkirchen lugten, und wenn der ungeheure Wald seine uralten Geheimnisse in unsre jungen Ohren raunte! Oder wenn wir im Ortenburg'schen Wagen auf der Bergstraße hierher nach Baden-Baden fuhren. Einmal mußte der Wagen hoch oben im einsamen Forste anhalten. Wir sprangen heraus und liefen in den Wald hinein. Ich vorauf. Ein feuerroter Schmetterling torfelte vor mir her. Ich sprang ihm nach und fand mich bald allein zwischen den Niesfenstämmen der Fichten. Da knack es im Holze ... ich fuhr herum: ein sonderbares Weiblein, klein wie ein achthähriges Mädchen, aber ganz verschupelt und weißhaarig, kicherte mich aus dem Halbdunkel an. Ich entfloß ... Die andern haben mich ausgelacht; ich hätte geträumt, sagten sie, als ich im Weiterfahren, dort wo die Straße sich ins Dostal senkt, atemlos mein Erlebnis berichtete. Aber ich schwöre Dir noch heute einen heiligen Eid, daß ich das Holzweiblein wirklich gesehen habe. Gewiß war's eine Art Kreiin, eine Zwergin oder Mißgeburt, wie sie im Gebirge gar nicht so

selten sein mögen. Wenzel, der am Waldrande zurückgeblieben war, um Himbeeren zu pflücken, verhöhnte mich am lautesten um meiner Einbildung willen. Und damals haben wir uns, soweit ich mich zurücksinnen kann, zum erstenmal gekannt.

Alle diese Jugendstätten will ich wieder besuchen, habe sie zum Teil schon wieder gesehen. Auf dem Staufenturm stauden wir und sahen nach dem Wasgau hinüber. Deine Mutter und ich. Daß ich ihr das zeigen durfte — dort unten in der Rheinebene die rötliche Turmpyramide des Münsters zu Straßburg und die lange lila Kette der Alpen fern im Süden ... 's ist der Mühe wert, daß man alt wurde und sich viel geärgert hat, darf man solchen Augenblick noch erleben.

Wie fern ist mir Böhmen geworden! Verzeih, mein Kind! Die Vassaltegelberge, die ich so sehr liebte und wieder lieb gewinnen werde, hier sind sie mir gegenwärtig wie etwas, das man einmal im Bilderbuch gesehen. Wir Emmens sind holt keine rechten Österreicher. Sind Aemmar, mit einem starken norddeutschen Einschlag. Aber diejenigen empfinden das Tragische des Österreicherturns am tiefsten, die nicht von alters her ihre Wurzeln da drüben im Osten hatten.

Wir sind nicht etwa ungesellig. Du weißt, Mama duldet so etwas nicht. Das ist das Schöne hier in Baden-Baden: Du kannst Dich mit interessanten Menschen aus allen Zonen des Erdballs unterhalten und gleich darauf der tannendunkelsten Einsamkeit genießen.

Neulich ließ uns der Großherzog, der einen kurzen Aufenthalt im Eberstein'schloß genommen, zu sich befehlen, denn er kannte, durch die Ortenburgs, schon meine Eltern und war änderst liebenswürdig und gnädig zu uns. Dennoch gab's mir einen Stich ins Herz, als ich bemerkte, daß der gütige alte Herr sich über meine Stellung hier im Böhmerlande eine ganz falsche Vorstellung macht. Er hält mich für einen der großen böhmischen Kavaliere — mich, den armen Verwalter der Gräfin Gaidensfeld! Die Tante Ulla glaubt er längst zu ihrem Jean Paul versammelt und beglückwünscht mich als ihren lachenden Erben. Wie sehr widerstreben wir solche Täuschungen; aber ehe ich den Irrtum irgenwie anklären konnte, war die Audienz zu Ende.

Denke nicht etwa, Dein Vater sei ein eiser alter Narr, der sich darüber ärgert,

daß er keinen Schwarzenberg oder Schönborn abgeben kann. Aber diese Begegnung zeigte mir auf einmal so recht, wer ich eigentlich bin — ein Mann, der nicht an seinem Flecke steht, ein zur Seite geschobener. Und hätt' ich ein großes Vermögen, da wär' alles anders. In solchen Dingen hängt das Schicksal der Menschen. So alt ich bin — niemals kommt' ich so recht den Gedanken mir zu eigen machen, daß das Geld das Um und Auf der Weltgeschichte ausmacht.

Es gibt neben der Historie noch eine andre Geschichte, die niemals ins Bewußtsein der Gesamtheit übergeht. Es gibt neben der Literatur, die von Professoren in dicken Bänden behandelt und klassifiziert wird, noch eine andre, die nur wenige kennen. Es gibt gute Bücher, die nie geschrieben worden sind. Es gibt große Dichter, deren Schöpfungen niemals gedruckt werden. Nichts ist wahr, alles gemacht. Die vertrauesten Gestalten der Weltgeschichte — ein Friedrich der Große, Napoleon und wie sie alle heißen mögen — sind allmählich zu etwas ganz andern umgelogen worden, als sie in Wirklichkeit waren. Die wahre Geschichte kennt niemand. Vielleicht ist's gut so.

Es küßt Dich
Dein steptischer alter Vater.

Deine süße Mutter bringt mir eine Rose. Hier hast Du ein paar Blätter davon. Wir wollen jetzt nach der Kolonnade gehen, das Orchester spielt eben die Fledermaus-Duvertüre.

* * *

Hochfreiherrliche Gnaden!

Morgen ist Ihres ergebenen Dieners fünfzigster Geburtstag. In Anbetracht dieses wichtigen Ereignisses wagt es der dienstfertigst Unterzeichnete, Hochfreiherrliche Gnaden zu einer ganz bescheidenen Zeuse im idyllischen Gartenhaus zu Oberlindau allerdevotest einzuladen. Von fünf Uhr an werd' ich Eure Gnaden erwarten. Zdenka macht die Honneurs.

Euer Hochfreiherrliche Gnaden
stets ganz und gar ergebener
Ratowky.

Wenzel von Emmen, der hohe Empfänger dieses Vieles, beschloß, da er eben nichts Besseres zu tun hatte, der Einladung des Verwalters zu folgen.

Jaroslav Ratowky wohnte in „Gelben Hause“, am Ende des Dorfes Oberlindau. Als dieser Ort noch einen Pfarrer besaßen, war der breithingelagerte großsenftrige Bau das Pfarrhaus. Es hob sich über dem angestauten Dorfteich neben der zwiebeltürmigen Wallfahrtskirche lustig auf und streckte nach dem dreibuckligen Langenberg einen stattlichen Garten aus, an dessen östlicher Ecke ein behagliches Sommerhaus über der hohen Gasse des Gebirgsweges hing. In diesem Rundbau war eine üppige Tafel gedeckt. Das Mahl war völlig im Pfarrertil gehalten, als schwebte der Geist jener Vorbewohner in seiner ganzen frommen Weltlichkeit heiter segnend über den Genüssen des Nachmittags.

Zwischen den Stachelbeerpflanzungen schritt auf buchgefäumtem Kiebswege die schöne Zdenka auf und nieder. Sie war ungemein festlich angetan, mit einer sehr durchsichtigen Sommertoilette; sie atmete Begehren und stich mit der vollen Hand zuweilen über die starke eigenwillige Stirn.

„Vaterl, kommt er noch nicht?“

Ratowky überhörte die Frage. Er blickte bewundernd an seiner hochgewachsenen Tochter empor. „Zdenka, du bist ein Prachtweib. Deine Mutter — armes Ding, sie hatte nie ein rechtes Verständnis fürs Leben — war nicht halb so schön wie du. Schab', daß ich dein Vater bin. Gib mir ein Kusserl.“ Er schob sein von Wein und Sonne rotes Gesicht zu ihrem Mund empor. Sie gab ihm nur je einen kleinen klaps mit der schlagen Hand auf die plußtrigen Backen. „Still, Vaterl, ich glaub', ich hör' einen Wagen.“

„Also wir verstehen uns, Zdenka? Den läßt du nimmer aus. Das ist ein Mensch, der das Leben versteht. Wer weiß, was noch alles geschehen kann?“

„Ned' fein' Unjinnu, Vaterl. Der Herr Baron wird gleich vorfahren. Geh, hilf ihm heraus.“

Wäre das Wort „jovial“ noch nicht vorhanden gewesen, man hätt' es erfinden müssen, um Wenzels Gehaben an jenem Nachmittag zu schildern. Diese drei Menschen gehörten alle zu einer Gattung, einem Schlag: der Klasse der rücksichtslosen Lebenseroberer. Daß ein jeder von den Dreien vor den beiden andern auf der Hut war, daß ein jeder seine Tischgenossen heimlich beobachtete und einen vertrackten Sinn in ihren Mienen zu

finden vermeinte — diese Vorsicht, dieses Mißtrauen hinderte die kleine Gesellschaft nicht im geringsten daran, sich ausnehmend wohl zu fühlen. Bald quoll ein Geschrei und Lachen und Hasso und Gläserklingen aus dem kühlen Gartenhäuschen, daß man im Dorfe weithin aufhorchte.

„Ja, der Herr Kaskowly, der hat ein Ansehn bei der Herrschaft. Wie mit seinesgleichen geht der Herr Baron mit ihm um.“ So hieß es in den Höfen und auf den Feldern. Und man zog in den nächsten Tagen die Mütze noch einmal so untertänig, wenn der braune Wiedermeierrod des Herrn Verwalters in Sicht kam.

Kaskowly erhob sein überstieheses Champagnerglas. Man hatte eben auf das Wohl des Geburtstagskinds angetoßen. Dieses trank nun feierlich auf ein langes Leben der Guts herrin. „Die gnädige Frau Baronin!“ jammelte der Verwalter gerührt. „Sie ist zwar schon sehr alt — möge sie uns aber trotzdem noch recht lange erhalten bleiben. Hoch! hoch! hoch!“

„Vorläufig wär's noch ganz gut,“ entsfuhr es Wenzel, „denn man kann noch nicht wissen, was nachher kommt.“

„Werb' immerhin die Pacht auf den Berghöfen erhöhen — was natürlich unter uns bleiben soll, Herr Baron.“

Wenzel stieß mit dem Verwalter noch einmal an, und zwar besonders herzlich.

Der Cliquot lockerte die Zungen, die Stimmung wurde immer vertraulicher.

„Ja, mein Freund Rakli, der hat's gut,“ schwatzte der Verwalter, „der ist jetzt Schloßherr. Hat sich Neutlepnitz gekauft, der Herr Baron werden's ja gehört haben. Alles vom Ertrag ehrlicher Arbeit.“

Wenzel pläzte so heftig mit seiner Lache heraus, daß ihm der Selt an den Zähnen spritzte. „Wir machen Sie nichts vor, Kaskowly. Ein Gauner, der Rakli; denn kein Mensch wird durch ehrliche Arbeit aus einem simplen Verwalter ein Großgrundbesitzer. Ihr seid alle miteinander Häuber und Schwindler. Aber mir soll's recht sein, Freundel. Ihr wißt's schon, ich bin fürs Leben- und leben-laffen.“

„Das wär' vielleicht eine Partie für dich, Wäberl,“ wandte sich der Weingott an seine Tochter. „Schloßfrau zu Neutlepnitz wär' nicht so übel, was? Einen Grafen oder Freiherrn kriegst du doch nicht ...“

„Oh, bitt' schön, wenn ich wollt'! hätte Zdenka beinahe ausgerufen. Aber sie begnügte sich damit ihren Vater anzuprussten: „Sind mir auch allesamt zu dumm! Zum Heiraten will ich einen ordentlichen Menschen, keinen Modegigerl! Einen richtigen Mann!“

„Wirst schon einen kriegen, du Tausendsassa! Sie werden's kaum glauben, gnädiger Herr Baron, aber lauter Graserln hat's gehabt, die Zdenka, lauter Graserln!“ Und er klopfte ihr bewundernd den Rücken.

Wenzel grinste dazu wie ein Zaun. „No, und der dicke Kaufmann Wirtsohn in Tremkowla, war das auch ein Graf?“

Kaskowly überhörte diese Bemerkung, die von Wenzel zu Zdenka hinüberflog.

„Du bist ja mein einziges Barontschel,“ flüsterte die Verwalterstöchter zurück, um Wenzel an weiteren Offenherzigkeiten zu hindern.

„Den Steyregg hätte sie auch haben können — ja, der hätt' sie geheiratet und zur Gräfin gemacht.“ Also der zärtliche Vater.

„Dumm genug ist er dazu,“ äußerte Wenzel grob.

„Hab' was gehört von einem Plan, daß er die Baroneß Ulla heiraten soll.“

„Sie haben recht, Kaskowly, die Tante Ulla wollte diese Partie zustande bringen. Freilich findet auch sie den Mel viel zu ungebildet und dumm. Aber man nennt ihn einen braven Menschen. Na, wenn man mir das von einem sagt, da ist er in meinen Augen schon gerichtet.“

„Da möchten der Herr Baron auch den Herrn Baron Bruder auf Libnitz verurteilen?“ lachte der Verwalter frech.

„Ich muß Sie schon bitten, Kaskowly, sich jeder Bemerkung über meine Verwandten zu enthalten,“ stieß Wenzel halb ernüchert heraus. „Ihr werdet mir zu üppig, ihr Verwalterischen, euch geht's allesamt zu gut.“

„Für Ihren Herrn Bruder hab' ich als ganz kleines Wäberl schon geschwärmt, Barontschel! Ganz so müssen die alten Ritter immer ausgeh'n haben, dachte ich mir; die wirklich edlen, mein' ich, an die man denkt, wenn man sagt: ritterlich. Ach, wie oft hab' ich mir gedacht: dem möcht' ich zu Hüßen fallen und ausrufen: siehe da, deine Magd! Und heute, wo er alt ist, da scheint er noch viel schöner geworden zu sein! Dieser weiße Bart! Ja, Barontschel, an den reichst du

nicht hinauf; dich möcht' keiner für dem seinen Bruder halten, wenn er's nicht wüßt!"

Die beiden Männer wandten sich wie auf Befehl gegen die Schwärzende.

Wenzel war aufs tiefste in seiner Eitelkeit beleidigt, und der Verwalter polterte: „Mit dem Manne möchtest du halten, der deinen guten Vater bei der Frau Baronin verdächtigt hat? Du schlechtes, undankbares, ungeratenes Kind!"

„No, wenn ich nicht geraten bin, siegt's an dir, Papa. Gätt'st mich ja erziehen können nach deinen Prinzipien! Kommt übrigens auf eins heraus: ich hab' die Mannsbilder ausgeplündert, und du faugst deine Leut' aus und betrügst deine Herrschaft, du Mann der ehrlichen Arbeit!"

Kasowly beherrschte sich mit einem Male so sehr, daß man ihn eigentlich hätte bewundern müssen. „Kinder, wir haben alle heiße Köpfe bekommen. Gehen wir ein bißel raus, der Abend ist schön; ich mach' halt den Anfang.“ Er knirschte schwerfällig auf den Kiesweg hinaus und schritt schwanfend zwischen den Buchswänden nach dem Hause hin. Auf dem Turme der Kirche läutete man den Abend ein.

„Ave-Maria,“ sprach Zdenka mechanisch und bekreuzte sich dann ein paar mal. Sie war von Zorn, Wein und Schwärmerei gerötet; sie erschien höchst begehrenswert. „Bist noch böß, Wenzelschku?"

Man hörte die Tür des gelben Hauses krachend ins Schloß fallen. Sie waren allein.

„Zdenka, du bist das prachtvollste Weib, das ich je gefannt habe! Wollen wir wieder die Alten sein?"

Zdenka nickte.

* * *

„Bin begierig, was das für ein Mensch sein wird, der Doktor Rudolf Siebenlehn,“ sagte Baronin Emmen eines Morgens zu ihrem Gatten. „Am Ende gar ein Nonjant ohne Manieren oder einer mit dem prononzierten Referveleutnantsstempel.“

„Ach, du meinst so einen, der immer die Haden zusammenschlägt?“ lachte der Baron. „Ich erwarte eher einen zerstreuten Gelehrten mit der ganzen Eingenommenheit des fin de siècle, einen Norddeutschen, dessen Traditionen nicht weiter zurückgehen als 1870. Nun, wir werden ja sehen.“

„Villa schreibt aber, daß er ein Freund und Studiengenosse des Fürsten von Schwarzembach-Nordland sei und nächstens wieder an den Hof dieses Kunstfreundes reise. Etwas Lebensart wird er dann wohl haben.“

„Gar kein Veneweis, mein Engel! Ein wenig Formlosigkeit ist sogar unter Umständen in Hofkreisen recht willkommen — als Folsie. Man drapiert sich dann mit Vorurteilsfreiheit. Nun, wenn er nicht gentlemanlike ist, dann können wir ihn ja wieder abschütteln.“

Sie waren noch in Baden-Baden. Lilla hatte geschrieben, daß der Bruder ihrer Freundin Erna auf seiner Rückreise von Italien durch Baden-Baden kommen werde und den Wunsch habe, Baron Hans Emmen und seine Gemahlin kennen zu lernen.

Rudolf Siebenlehn erschien denn auch, und das Ehepaar war aufs angenehmste enttäuscht.

Der Baron mußte sich sagen, daß es ihm schwerfallen würde, unter dem jüngeren Geschlecht seiner heimischen Standesgenossen einen Mann zu finden, der diesem jungen Altertumsforscher an die Seite zu stellen wäre. Bei Rudolf Siebenlehn war die gefällige Sicherheit des Benehmens und des Ausdrucks nicht allein das Ergebnis von Erziehung und Umwelt. Es schien bei ihm alles selbstverständlich zu sein, und jede Bewegung und jedes Wort entwuchs dem Wesen des ganzen Mannes. Reisen und mannigfaltiger Verkehr hatten gewiß zur Ausbildung dieser in der besten Bedeutung weltmännischen Persönlichkeit viel beigetragen, und vielleicht hatte der Umgang mit den Wundern der Antike auch auf geheime Art im stillen mitgewirkt.

Dieser schlanke, elegante Mensch mit dem gut geschnittenen schwarzen Bart und den freundlichen klaren Grauvägen war auch der Baronin auf den ersten Blick sympathisch. So wurde die Bekanntschaft freudig befestigt und heiter ausgebaut.

Auf gemeinsamen Wanderungen und Fahrten im Schwarzwald rücte Rudolf bei dem Ehepaar mit größerer Naheheit, als es anderswo in Jahren der Fall gewesen wäre, in die Stellung eines vertrauten Bekannten, eines vertrauenswürdigen Freundes ein.

Der Baron gewann ihn bald so herzlich lieb, wie er das in seiner reifen Herbstkühle nicht mehr für möglich gehalten hätte. Wie er selbst einer aus Hunderttausenden war, so erkannte er auch in Rudolf einen wahr-

hast Auserwählten. Nur daß dem jüngeren Manne ein Göttergeschick eignete, das dem Baron sein Leben lang vorenthalten worden war: ein unerfüllbares Gefühl der Unabhängigkeit, ein eiserner Wille, ein unverrückbares Festhalten am einmal erwählten Ziele.

Einmal gingen sie zusammen nach dem Merkur; die Baronin scheute den Aufstieg zum Turm und blieb mit einem Tauchnitsband im Wagen sitzen. Stundenlang konnte sie lesen, wenn ein Autor sich einmal ihrer Phantasie bemächtigt hatte; ein gutes Buch, eine russische Zigarette waren ihr Labfal, wenn Hans nicht bei ihr sein konnte. Das Malen hatte sie hier, trotz der vielen hindernden Motive, vorläufig aufgegeben. Es war eine wohlthuende Trägheit über ihr Gemüt gekommen.

Dort war es nun, in den hochstämmigen Forsten zwischen dem Staufen und der Obersteinburg, daß dem älteren von den beiden Männern so recht das Herz aufging; daß er dem aufstrebenden Gefährten ein klares und anschauliches Bild gab von den Verhältnissen, deren Opfer er zeitlebens gewesen. Mit maßlosem Staunen hörte der junge Archäolog, daß Hans von Emmen, einst ein glänzender und tüchtiger Offizier, gewissermaßen unter dem Pantoffel zweier Tanten ein Verwalter- und Thronfolgerdasein führte.

„Es will mir scheinen,“ äußerte der Archäolog, „als ob dies alles, was Sie mir da erzählt haben. Baron, eng mit den österreichischen Verhältnissen zusammenhinge. Österreich ist im wesentlichen noch ein patriarchalisches Land. Während bei uns im Reich an dreißig Vaterländer sich drängten, während die Monarchen im Westen für ihre Throne zittern mußten, galt in Ost reich durch Jahrhunderte der Kaiser gewissermaßen als der Vater aller. Und dann ist Österreich, wie schon der Name besagt, der Übergang zum Orient. Dort aber wächst die Gewalt der Älteren — im weitesten Sinn —, je weiter man nach Osten kommt, ja, im fernen Japan ist oder war der Mutterbruder der größte und furchtbarste Familienbrann. Bei Ihnen sitzt naturgemäß die Ehrfurcht vor den bestehenden Gewalten, seien es nun Herrscher, Verwandte, Dienstherrn oder Vorgesetzte, tiefer im Blut als bei uns Reichsdeutschen. Und den Einwirkungen seiner angeborenen Umwelt kann auch der Stärkste nicht standhalten.“

„Wie kommt es dann,“ fragte der Baron mit einem Lächeln, „daß Sie, lieber Doktor, so ein unabhängiger und freier Mensch geworden sind? Wie Sie mir sagen, waren alle Ihre Vorfahren durch lange Zeit Beamte, und zwar in den engen Grenzen eines kleinen Staates. Dennoch widerstanden Sie dem Wunsche Ihrer Eltern, eroberten sich Ihr Lieblingsstudium, schufen sich eine Stellung und einen Namen.“

„Es muß,“ erwiderte der junge Gelehrte mit Überzeugung, „in dem gesamten jüngeren Geschlecht von heute ein Drang vorhanden sein, sich auszuleben, sich gegen die hergebrachten Sanktionen aufzulehnen, das Recht auf ein eigenes Dasein stark und freudig zu behaupten. Ich weiß nicht, wie es kam, aber eines Tags erkannte ich's: Ein jeder lebt sein eigenes Leben, und es nach eigenem Bedünken auszubauen, ist sein gutes Recht. Wäre ich meinen Eltern gefolgt, ich säße heute als Major in irgendeiner Mittelstadt. Freilich stand mir das Glück in seltenem Maße bei. Die Freundschaft des Fürsten von Schwarzenbach-Nordland war mir gewiß von Nutzen, und außerdem wollten es die Götter, daß ich von einer Tante ein Vermögen erbe, so daß ich von meinen guten Alten materiell nicht mehr abhängig war. Die Hauptsache aber war und blieb: ich hatte eingesehen, daß Ehrfurcht, Liebe, Mitleid zu bedrohlichen Gegnern werden können, läßt man ihnen zuungunsten eigener Lebenspläne das große Wort. Ich sah das Treiben in andern Familien mit an, sah, wie immer die Besten, Treuesten, Pietätvollsten zurückgesetzt oder unterdrückt wurden, während man den Sündern verzich, den Ungebärdigen ihren Willen ließ. Meine kleine Schwester Erna ist ein liebes süßes Ding, aber ein Durchschnittsmensch wie nur einer; sie pflegt zu erschrecken, wenn ich derartige Äußerungen von mir gebe. Sie wird denn auch immer hübsch tun, was die Konvention von ihr verlangt. Ich aber ...“

Hans von Emmen hatte die letzten Worte nicht mehr so recht angehört. Die Ausführungen dieses jungen siegesbewußten Mannes rissen einen Abgrund in seinen Erinnerungen auf. Ja, das war es: die Pietätvollsten, die Treuesten wurden zurückgesetzt, die Sündner ... Und da mußte er plötzlich an seinen Bruder Benzel denken. Ihn prüffelte. Dann wandte er sich an den sorglos ausschreitenden Gefährten: „Glauben Sie, mein lieber

Herrn Doktors. Und der Hans ist kaiserlicher Offizier ... kurzum, die Sache will mir gar nicht gefallen!"

Als nun der große Empfang vorüber war und Baron Hans von Emmen, nachdem er einen Tag dem Ausruhen gewidmet, sich verpflichtet fühlte, nach Luda zu fahren und Tante Ulla die Hand zu küssen, wurde der Lieblingsneffe nicht so herzlich begrüßt, wie er es wohl erwartet hatte.

Hans war peinlich berührt: seine Tante war in diesen Wochen stark gealtert, sie hörte nicht mehr so gut wie zuvor, ihre Stimme hatte einen rauhen und zugleich zitternden Klang.

„Aber du bist lange fortgeblieben!“ das waren ihre ersten Worte. „Zu deinen Jahren, mein guter Hans, macht man doch nicht mehr solche Sprünge! Und was für Geld euch die Sache gekostet haben muß! Ist es wahr, daß ihr jetzt noch ein großes Gartenfest abhalten wollt?“

„Villa wünscht es sehr, und meine Frau ...“

„Was sagt meine Schwester dazu?“

„Liebe Tante, du weißt doch, daß Tante Nja uns in solchen Dingen Carte blanche läßt. Übrigens ist der Wops unwohl ...“

„Einerlei, die Tante Nja muß gefragt werden. Das gehört sich nun einmal!“

„Na, erlaube, verehrte Tante, ich bin doch auch kein Kind mehr!“

„Wenn ihr den Lusian durchaus machen wollt, so laßt doch wenigstens auch den Nisi Steyregg dazu ein. Er ist jetzt bei den Schwammersteins auf Guckhansen. Du weißt, ich sah' es gern, daß Villa ihn nähme. Er ist eine gute Partie und ein sehr braver Mensch.“

„Mag sein, liebe Tante, aber daß er ein Bauer ist, trotz seiner Grauentrone, das wirst du doch nicht ablenken wollen.“

„Wenn du einmal nicht mehr lebst und du bist auch der jüngste nicht mehr —, dann möchte ich Villa gern ordentlich etablirt sehen. Deine Frau ist nicht geeignet, Villa zu behüten und fertig zu erziehen, wenn du einmal tot bist!“

Wirklich, die Tante war heute sehr schwer zu behandeln. Hans erhob sich gemessen: er wollte der alten Frau zeigen, daß ihn die Bemerkung über seine Linda arg ge-

kränkt habe. Aber Ulla merkte gar nichts von der Stimmung des Neffen. Sie war, wie so viele sehr alte Leute, für die Miene und Empfindungen ihrer Umgebung blind. Ulla wäre gar nichts vorgefallen, entließ sie den Baron mit freundlichem Kopfnicken: „Also, Hans, überlege dir die Sache mit dem Nisi und der Villa.“

Sehr ärgerlich fuhr der Freiherr nach Libnitz zurück.

Schwarzweiße Eßtern flogen zwischen den Birnbäumen hin und her, deren Zweige fruchtischwer den Aker streiften.

Unter der großen alten Linde, dort, wo der Fußpfad vom Schloß Libnitz her mündet, an jener kühlen und dunklen Stelle, von der die Bauern sagen: Dort ist nachts nicht gut vorübergehen, dort bedröht es! saß im Schutz des schwarzbraunen Muttergottesbildes auf der tiefeingefunkelten Bank ein junges Menschenpaar. Sie blickten erst auf, als der Wagen des Barons vorüberrollte. Er erkannte Rudolf Siebenlehn und Villa. Er las aus ihren Gesichtern in diesem plüchtigen Augenblick mehr, als ihnen selbst noch bewußt war.

Sei's denn! dachte er vor sich hin. Und als er im Schloß angekommen war, ging er sogleich in den Salon seiner Frau. Die Baronin malte an einem Strauß hellblauen Enzians. Hans sprach ihr seine Gedanken aus.

„Er ist ja ein scharmauter Mensch,“ sagte die Baronin zögernd, „ein wirklich guter Gentleman; aber schließlich, Hansel, kommt er doch nicht aus unsern Kreisen.“

„Eben darum, Donna Linda!“ meinte Hans mit ungewöhnlichem Nachdruck. „Eben darum! Schau' dir mal unsre Rudis und Nikis und Pepis an. Es gibt ja prächtige Menschen darunter, gewiß. Aber es sind Menschen der Vergangenheit. Was an ihnen antrifft und einnimmt, ist eine übermittelte Kultur, an der sie persönlich kein Verdienst haben. Dagegen Rudolf! Erlaube, daß ich ihn so nenne! Er ist mir sehr ans Herz gewachsen.“

„Wenn du ihn so gern hast, Hans, dann habe ich weiter nichts zu sagen. Die Tante Ulla freilich wird nicht entzuckt sein.“

„Wir können doch nicht Sklaven bleiben bis an unser Lebensende, Linda.“

Und die Baronin seufzte.

Z. 1116 folgt.)





⊠ Gebirgslandschaft. Von Hsia Kwei. Um 1200. (Aus Kokka, Heft 34.) ⊡

Chinesische Landschaftsmalerei

Von Dr. Oskar Münsterberg



oethes „Über allen Gipfeln ist Ruh“ und Heines Lied vom Fichtenbaum und der Falmur entsprechen jener lyrischen Stimmung, die fast dreitausend Jahre vorher in China begonnen und etwa in der Mitte des ersten Jahrtausends n. Chr. ihre Blütezeit erlebt hat. Goethe hat in seinen Schriften wiederholt seine chinesischen Studien erwähnt und in dem Titel „Westöthlicher Zivau“ den Einfluß Konfucius auf seine Dichtungen anerkannt. Confucius hatte 483 v. Chr. zum erstenmal in einer Anthologie (Chi-King) alte Gedichte, angeblich aus dem zwölften bis siebenten Jahrhundert v. Chr., gesammelt, und Rüdert übertrug 1833, Viktor von Zinnaß 1880 das kanonische Liederbuch des Konfucius in deutsche Verse. Trotz der vielen verschiedenen Gattungen, besonders in Be-

zug auf die soziale und religiöse Empfindungswelt, berühren uns diese alten Lieder in ihren gleichsam stenographierten Naturschilderungen und Gefühlsgleichnissen durchaus sympathisch.

Tiefe Art der Lyrik ist hervorgegangen aus einem innigen Zusammenleben mit der Natur. Es ist jene anschauliche Art, Seelenstimmungen mit den sorgfältig beobachteten Vorgängen in der Natur zu vergleichen. Die große Landschaft, das kleine Inseln, der einzelne Baum und vor allem die Stimmung der Atmosphäre in jeder Tagesstunde wird mit gleich sorgfältiger Liebe beobachtet und geschildert. Es sind poetische Niederschriften des Naturbildes, und es ist daher nur die natürliche Weiterentwicklung, wenn in der Blütezeit der Lyrik unter den Herrschern der Tang-Dynastie (618–907) die Malerei der Illustrierung der Verse dienlich gemacht wurde.

Die bildnerische Kunst war durch die Ausschmückung der Tempelwände zur Ehre buddhistischer Götter und durch die Illustrierung der historischen Begebenheiten zu einer gewissen Höhe gediehen. Dem Zweck entsprechend ward zunächst eine erzählende realistische Malerei der sachlichen Einzelheiten geübt, und erst unter dem lyrischen Einfluß begann man die Stimmung des Gesehenen wiederzugeben. Die Malerei entsprach der Dichtkunst.

Waren früher neben den lyrischen Gedichten besonders Balladen beliebt, die in epischer Breite zwar auch von Liebe, aber noch mehr von Kriegen und Jagden, Trinken und Spielen erzählten, so wurden in der Mitte des ersten Jahrtausends n. Chr. die kurzen Stimmungslieder bevorzugt. Nicht mehr sollte die Landschaft zur Erinnerung an eine Tat, als Hilfe der Handlung dienen, sondern die Seele der Landschaft wurde als Symbol der menschlichen Stimmung gefaßt.

Einige Verse des Shi King nach Händerts Überetzung mögen das Gesagte illustrieren:

Vor dem Tore steht die Eiche,
Und die Ulme wächst am See.
Drunter sitzt der ihnen gleiche
Zorgenfreie Sohn von Tze

oder:

Vorn Eßtor stehen die Weiden
Mit Zweigen hoch und dicht.
Dahin laß dich bescheiden,
Ich komm' im Abendlicht

oder:

Die Wasserlilie wächst am See,
Sie steht in Blüte.
Um einen schönen Mann ist Weh
Mir im Gemüte

oder:

Der Quell strömt kalte Maren und begießt
Das Unkraut, das empor im Aker schießt.
Weh mir, im Schlafe bin ich wach
Und denke still mit Sehnen nach
Dem Ungemach,
Dem Ungemach,
Das rings dem Herrscherhaus von Tchin
entwüchset.

Wir sehen aus diesen wenigen Versen, die sich um viele Tausende vermehren ließen, wie der Chinese

Pflanzen und Tiere, Wasser und Luft als Gleichnisse seiner Seelenstimmung empfindet.

Wir Modernen haben kaum mehr ein so inniges Verständnis für das Leben und Leben in der Natur, wie es in der alten Zeit des Naturkultus lebendig war. Im besten Falle empfinden wir das Werden und Vergehen oder den Kampf uns Dasein oder den Wechsel von Licht und Schatten, von Erde und Wasser, von Kälte und Wärme. Wir errenen uns an den schönen Farben



Frau unter Baum, farbige Malerei; Haarbeutel und Kleider aus angefeuchteten Seiden, die abgefloßen; vor 752.
(Aus Tsjuma, Band XI.)

der blühenden Blumen oder dem leuchtenden Glanze der sinkenden Sonne, aber im Altertum galten noch symbolische Nebenbegriffe, die im Zeitalter der mikroskopischen Untersuchungen nicht mehr lebendig sind. Für uns ist der Vogel ein fliegendes, zwischendes Tier, aber der Chinese unterscheidet die Sommer- und Winterfedern, den Ort des Nestes und des Aufenthalts, das Familienleben und das Alter, und alles bekommt für ihn beachtenswerte Bedeutung. So ist das Entenpaar das Symbol der ehelichen Treue, da Ente und Entenich jetzt zusammen schwimmen, während der Tiger das Symbol der Kraft und Geschmeidigkeit, der irdischen Kraft ist, im Gegensatz zu dem Drachen, dem Bewohner der Luft und des Wassers.

In China ist bis heute die europäische Zivilisation der Technik und der exalten

Wissenschaften nur oberflächlich bekannt, daher nennt der abendländische Beobachter die Chinesen unkultiviert und sieht auf sie herab. In Wirklichkeit haben diese „rückständigen Barbaren“ jene hohe Kultur bewahrt, die wir in Rembrandt und Goethe, in Giorgione und Heine bewundern. In ihrem wirtschaftlichen und politischen Nachteil, aber vielleicht zu ihrem seelischen Vorteil haben sie die Segnungen der technischen Entwicklung Europas noch nicht angenommen.

Der Chinesengeist ist noch nicht abgelenkt durch das Auswendiglernen von Sprachen und Geschichten fremder Völker, von technischen Einzelheiten und dem vielen Abtrigen, was zur Verteidigung der gesteigerten Bedürfnisse in Europa notwendig geworden ist, aber dessen Kenntnisse den inneren Wert des Menschen kaum steigern. Der Miat lebt noch in jener Welt der Empfindungen und



Isinog im Schnee. Schwarzweiß-Malerei von Li Ti. Zwölftes Jahrhundert.
(Aus Kohka, S. 71)

traditionellen Vorstellungen, die schließlich doch das Endziel der Menschheit, das letzte Streben auch der wirtschaftlich Erfolgreichen bilden, immer gebildet haben und wahrscheinlich auch immer bilden werden.

Auch der Chineser hat wiederholt in verschiedenen Jahrhunderten im Kampf um seine Existenz und Macht das Handwerk des Krieges und der Schifffahrt, die Techniken der Wauten und des Gewerbes pflegen müssen, aber stets war dann mit dem materiellen Aufschwung ein vorübergehender Rückgang der kulturellen Betätigung verbunden. Und jedesmal begann der Sieger, ob Mongole oder Mandſchu, in den Zeiten eines glorreichen Friedens die alten Kulturen von neuem zu pflegen und auszubauen, unter gleichzeitiger Vernachlässigung der zivilisatorischen Errungenschaften, da sie nur das Mittel zum Zweck, nicht den Endzweck selbst bedeuten. Das gleiche Geistesbild scheint das Werden und Vergehen aller Völkererschaften der Welt in Europa wie in Asien zu beherrschen.

Wir sollten daher den Asiaten gegenüber nicht zu übermütig sein. Gewiß, wir sind augenblicklich mit Kanonen und Schiffen, mit Mikroskop und Telegraph den Chinesen überlegen, aber die Japaner haben gezeigt, wie schnell diese Dinge und Handgriffe erlernt werden können. Die Chinesen haben in ihren Annalen der Dynastien die geschichtliche Erinnerung von fast viertausend Jahren in lückenloser Folge bewahrt. Sie wissen, daß schon die Mongolen sie bekämpft und militärisch beherrscht haben, und daß die siegreichen Mandſchu noch heute regieren, aber sie wissen auch, daß Confucius' philosophische Lehren, die klassischen Gedichte und Bilder und die buddhistische Religion trotz aller äußeren Schicksale doch stets die wahren



Insel. Leicht getönte Malerei von Hsia Kuei. Um 1200. (Aus Tajima, Bd. XV.)

Sieger geblieben sind. In der Welt herrschen in letzter Linie nicht die Kanonen, sondern die Gedanken: auch Momo's militärische und technische Macht sank dahin vor dem Gedanken der christlichen Liebe.

Der Chineser lebt in diesen philosophischen Gedankengängen. Für ihn ist die Philosophie und die Lyrik nicht nur ein berauschendes Raschwerk in trauten Stunden, sondern der eigentliche Lebensinhalt. Sich zurückziehen in die einsame Hütte, die alten Schriften studieren, die Natur pflegen und bewundern, Verse dichten und Bilder malen ist sein seit Jahrtausenden gepflegtes Ideal.

Auf den ältesten Bildern sehen wir die Götter und Menschen tanzen und Mlöte und Gitarre spielen; viele alte Gedichte und Romane erzählen von den Mühen plügenden Liebhabern. In der späteren Zeit trat die Malerei in den Vordergrund des Interesses. Diese Entwicklung wurde unterstützt durch den Zusammenhang mit der materiellen Schreibweise der Schrift, die als wichtiges Element der allgemeinen Bildung von jedem Literaten erlernt werden mußte.

In Europa haben sich in den letzten Jahrhunderten die Verhältnisse genau um-

gekehrt entwickelt. Die ästhetische Wertschätzung der bildenden Kunst in der Renaissancezeit ist durch die Freude an der Musik abgelöst.

Jene innere Erhebung, die bei uns durch das Tonwerk des Orgel- und Orchesterpiels erreicht wird, ist in Asien unbekannt. In den schlichtesten Volkstreifen Europas ist das musikalische Gehör und Verständnis, vielleicht auf Kosten des Sehens, entwickelt. Selbst in unsern gebildeteren Kreisen bleibt im allgemeinen das Auge für ästhetische Eindrücke auffallend stumpf. Das Lied ist uns der natürlichste Ausdruck einer jeden Empfindung, nicht das Bild. Bei der friedlichen Arbeit und im heißen Kampfe, in erustier und fröhlicher Laune löst das Lied unsere Stimmung aus. Dementsprechend lernt fast jeder gebildete Europäer selbst Musik ausüben oder be-

müht sich, in Konzerten und im Theater verständnisvoll zuzuhören.

Wenn wir an Stelle der Musik in ähnlichem Sinne die Malerei setzen, so bekommen wir eine ungefähre Vorstellung davon, was dem Esstasiaten die darstellende Kunst bedeutet. Jeder Gebildete dort ist Kunstsammler oder wenigstens Kunstliebhaber. Das gedruckte Wort verbreitet wie bei uns die Gedanken, aber an Stelle der stimmungsvollen Töne mit ihrem Herzentlicht und rauschenden Orgelspiel stehen in China unzählige schmucklose Hallen, in denen als Zumbote in vielgestaltiger Form gehauene oder gemalte Bildwerke verehrt werden. Jedes Privathaus hat seine Blumenafel, seinen kleinen Altar mit Bildern, die für das Volk industriemäßig hergestellt werden. Die Handbewegung und die Stellung sowie die uns unbedeutend erscheinenden Nebendinge, wie Schmuck oder Blumenbeiwert, beachtet der Hiä, und sie sind für ihn wesentliche Zumbote.

Die philosophische Richtung einer Zeit findet bei uns auf der Bühne ihren markantesten Ausdruck; in China ist das Theater stets minderwertig gewesen. Es fehlt in der jahrtausendelangen Entwicklung der Literatur jedes klassischen Drama und erst recht eine Oper. So sind in Asien neben den Büchern vor allem die Bilder die Träger der Geisteswelt gewesen und geblieben.

In einem großen Künstler ein Bild besonders gelungen, so wird es für Freunde und Sammler kopiert und dann von ganzen Schulen immer und immer wiederholt, teils möglichst getreu, teils mit der jeder Zeit und dem Können des Verfertigers entsprechenden Abweichung. Aber die Komposition und Auffassung bleibt als klassische Tradition beibehalten, nur an der technischen Aus- und Durchführung können wir Meisterwerke von Nachahmungen unterscheiden und den Zeitstil erkennen. Einzelne Verwirre, wie gewisse Landschaften oder die Schüler Buddhas, wie der Farnbaum oder der Kranich, sind über tausend Jahre immer und immer wieder abgemalt.

Im Britischen Museum zu London befindet sich eine herrliche chinesische Malerei von Mu Maichü aus dem vierten Jahrhundert. Am Ende der Bildrolle ist neben vielen Zeichen und Aufschriften der früheren Kaiser und Bewunderer ein Tamah in der



Sollen. Hua Kwei (um 1200) zugeschrieben, aber wahrscheinlich später. (Aus Kohka, Heft 195.)

laiserlichen gelben Farbe befestigt mit einer Blumenstizze, unter der folgende Worte stehen: „In einer feierlichen Stunde im Sommer kam mir Ku N'aidihis Bild in die Hände, und unter seinem Einfluß walte ich in schwarzer Tusch den Zweig von Evidendrum, als Ausdruck der Bewunderung für den tief empfundenen und geheimnisvollen Sinn des Bildes. Geschrieben vom Kaiser (Mienlong) in dem Tai-ch'ing Pavillon.“

Diese Ergreiftheit bei Betrachtung einer für unser Gefühl schönen, aber doch einfachen Bildrolle und der Ausdruck der Bewunderung in Gestalt einer Blume können von uns nur schwer nachempfunden werden. Auch die Angabe des Pavillons hat seine Bedeutung, es wird die weisevolle Stimmung schon durch die Wahl des Tries angedeutet. Eine Wagner'sche Oper kann uns vielleicht so tief packen, wie es hier die einfache Bildrolle getan hat. Unser Gemüt wird durch das Ehr-, das des Asiaten durch das Auge am stärksten erregt.

Ein Volk, dessen Augen und Verstand für die Malerei derartig durch Jabrtausende geschult sind, wird natürlich Nuancen und Hörschöne wahrnehmen können, die wir nicht erkennen können. Wie das Auge des Helgoländers weiter und schärfer sieht und am Himmel Erscheinungen wahrnimmt, die der größte Wettergelehrte nicht entdecken kann, so ist das Auge des Asiaten besser vorbereitet, um letzte Feinheiten auf seinem Bildern zu erkennen, die unserm weniger geschulten Auge wohl immer verborgen bleiben werden. Besonders bei den Schwarzweißstizzen sollen auf den Originalen Zwischentöne mitlingen, die uns nur so mehr entgehen, weil wir nur Reproduktionen und keine echten Originale der großen Meister kennen.

Es ist ohne weiteres anzunehmen, daß ein Volk, dessen poetische Kunst von der Welt anerkannt und bewundert wird, auch die Schwesterkunst, die Malerei, zu einer gleich hohen Stufe entwickelt hat. Trotzdem ist in Europa über asiatische Malerei ein ungünstiges Urteil verbreitet. Ist diese abfällige Kritik ein Vorurteil oder erweist sie durch die Unkenntnis der Werte gerechtfertigt?

Bisher sind nach Europa und Amerika sowohl aus China als auch aus Japan, mit ganz vereinzelt Ausnahmen, überhört nur ordinäre Exportarbeiten oder Handwerker-



Tempel auf Felsen. Von Sun Chuntie. Dreizehntes oder vierzehntes Jahrhundert. (Aus Tajima, Band XII.)

fabrilate aus Japan des Verfalls oder im besten Falle Nachahmungen älterer Meister gelangt. Es ist nur natürlich, daß in Ländern, in denen die Malereien über alles geschätzt werden, die Originale als kostbare Familienschatze bewahrt und mit Freigebigkeit bezahlt werden, die kein Ausland anzulegen gewiß ist. Also alle hierherigen europäischen Urteile gründen sich im wesentlichen auf ganz ungenügendes Material und sind daher nicht maßgebend.

Ob in chinesischem Privatbesitz noch alte Meisterwerke erhalten sind, wissen wir nicht. Die vortrefflichen Veröffentlichungen von der Japanischen Kolla-Gesellschaft und von Tazujima setzen uns in den Stand, wenigstens in guten Reproduktionen einige Bilder chinesischer Meister kennen zu lernen, die seit Jahrhunderten in Japan aufbewahrt und geschätzt worden sind.

Chinesische Künstler wanderten, besonders vom vierzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert, als Lehrer und Maler nach Japan aus, während japanische Künstler nach China zum Studium reisten und viele Schätze mit heimbrachten. Allerdings sind die in Japan gefeierten chinesischen Künstler in China meist unbekannt, und von den großen Meistern, den Rembrandts und Raffais Chinas, scheint kein nachweisliches Original sich in Japan zu befinden. Viele Bilder werden den berühmten Malern zugeschrieben, aber die modernen Kunstforscher in Japan sind ehrlich genug, die Echtheit meistens in Zweifel zu ziehen.

Ob die einst mit Gold bezahlten Werke der gefeierten Maler überhaupt noch in China erhalten sind, ist durchaus fraglich. Die vielen Revolutionen und Eroberungskriege, Feuer und Zufall, nicht zuletzt die Sitte der besiegten Kaiser, sich mit all ihrem Besitz im Palaß zu verbrennen, haben unersehbare Schätze zerstört, und nur durch Zufall können einzelne Werke ein verborgenes Dasein in den Schatzkammern chinesischer Großer führen. Bisher ist uns an Originalen aus der älteren Zeit nur das erwähnte Bild von Ku Waichih im Britischen Museum zu London bekannt geworden, das noch aus einer Zeit stammen soll, aus der auch in Japan nichts erhalten ist.

Zwischen China und Japan war ein ähnliches Verhältnis wie im letzten Jahrhundert zwischen Europa und Amerika. Auch die Fälschungen und die in ihrer Heimat unbekanntem Maler fehlen nicht jenseits des Pazifiks. Falls europäische Kriege alle Museen und Paläste zerstören sollten, so würden künftige Forscher in Amerika Reste europäischer Kunst finden, die denen entsprechen, die wir in Japan kennen lernen.

Dazu kommt, daß schon in alter Zeit und dann stets wieder sowohl in China als auch in Japan die Werke berühmter Meister vorwiegend häufig gerollt und teilweise nach-

geahmt wurden — ganz wie bei uns. Dazu kommt, daß Bilder ungefähr wie unsere heutigen Orden vom Kaiser verliehen wurden. So hat z. B. der Kaiser Guitjung im zwölften Jahrhundert Faltensbilder massenweise hergestellt lassen.

Deshalb können wir über die technischen Qualitäten des einzelnen Künstlers auf Grund des — außerdem nur in Reproduktion — vorliegenden Materials wenig sagen, wohl aber können wir den Stil der Schulen deutlich erkennen und den Inhalt des Dargestellten sowie die Ausdrucksformen für die einzelnen Zeiten festlegen. Wir empfangen einen guten Anhalt für die Erkenntnis, was der chinesische Künstler angestrebt und welche Änderungen die chinesische Kunst im Laufe der Jahrhunderte durchlebt hat.

So zahlreich wie die Vorworte der Werke sind auch die der Malereien. Ich greife eine Reihe von Landschaftsbildern heraus, um die Entwicklung dieses Kunstzweiges im Laufe von tauend Jahren in großen Zügen zu verfolgen.

Bisher haben europäische Forscher meistens nur das beachtet, was die asiatische Kunst von der europäischen trennt, also: das Fehlen von Schatten, das mongolische Modell, die eigenartige Naturformation, die abweichende Perspektive, das asiatische Milieu usw. Erst durch die Zusammenstellung mehrerer Bilder aus verschiedenen Zeiten können wir eine Entwicklung innerhalb der asiatischen Eigenartlichkeiten erkennen. Nicht das allen Bildern Gemeinsame, sondern das Unterschiedliche zeigt uns den chinesischen Stil der verschiedenen Zeiten.

In der Zeit der Tang-Dynastie (siebentes bis zehntes Jahrhundert) war das erhabende Element, die Schilderung des Tages oder der kirchlichen Tradition, der wesentliche Inhalt des Kunstwerks. Nur andeutungsweise werden den Figuren Räume und Helsen beigelegt (Abbild. S. 239). Zwar sind Einzelheiten realistisch erfasst, aber im wesentlichen ist es eine gerichthafte Umräumung nach dekorativen Regeln zur besseren Schilderung der Handlung.

In der folgenden Epoche der Sung-Zeit (zehntes bis dreizehntes Jahrhundert) wurde statt einer sachlichen Niederschrift der Einzelheiten eine Impression, gleichsam die Seele der Natur, als einheitliches Stimmungsbild angestrebt. Die Malerei wurde der Poesie



© Gebirgstal. Leicht getönte Malerei von Wu Tan. (Aus Tajima, Band XV.)

angepaßt. Zwar wurde der Aufbau der Komposition und die Schönheit des Liniengerüges, die bisher vorwiegend gepflegt waren, nicht vernachlässigt, aber als oberstes Gesetz galt die malerische Tönung. Die Malerei der Atmosphäre fügte die einzelnen Teile des Bildes zu einem einheitlichen Akkord zusammen.

Die mythische Wirkung von Morgennebeln oder Mondscheinmächten, Frühlingserwachen oder Winter Schlaf (Tafel I) interessierte die an der lyrischen Dichtung gebildeten Literatenkreise. Da keine Taten von Menschen oder Göttern, sondern nur symbolische Gleichnisse aus dem Naturleben verwendet werden sollten, so wurde das naive komponierte Genrebild abgelöst durch impressionistische Einzeldarstellungen von Menschen und Tieren und besonders von Landschaften. Warden Menschen in der Landschaft dargestellt, so ordneten sie sich malerisch und inhaltlich der Landschaft ein und wirkten mit zur Verstärkung der Stimmung (Abbild. S. 240 und Tafel I oben). Erst in der späteren Zeit traten die handelnden Personen so stark hervor, daß die Landschaft zu einem Beiwerk herabgedrückt wurde.

Japanische Gelehrte stellten zwei Gesetze als Grundregeln für die chinesische Malerei der südlichen Schule oder Literatenschule auf: „Gemälde sollen die Empfindungen eines poetischen Temperaments in gleichem Maße zeigen, wie die Poesie die Seelenstimmung eines Künstlers erkennen läßt“, und „Der Hauptpunkt in der Kunst liegt in den erzählenden Linien und der Einfachheit der Töne“.

Wir begegnen hier einer Auffassung, die mancherlei Ähnlichkeit mit der Kunst unserer Modernen in den letzten Jahrzehnten aufweist. Die lineare, erzählende Malerei eines Corneilus, Mantzsch und Werner ist abgelöst durch die gerönte Stimmungsmalerei eines Whistler, Cezanne und Monet. Die Modernen haben ihre Meinungsfassung von Esthasten niemals bestritten. Nur mußten sie nichts von einer chinesischen Malerei aus der Sung-Zeit von vor fast tausend Jahren, sondern sie empfingen die Anregung von einem geistlosen, aber technisch raffinierten Ausklang dieser Kunst in den japanischen Farbendruck des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.

Wenn wir unter diesem Gesichtspunkt die angeführten Bilder betrachten, so werden

wir bei allen Bildern aus der Sung-Zeit auf den ersten Blick das Vorwiegen der oben geschilderten Stimmungsmalerei erkennen (Abbild. S. 238 u. 241). Die Bilder sind einfach und groß komponiert und stets einheitlich in der Tönung und im Aufbau; es ist die Kunst der „Primitiven“. Es sind nicht komponierte Bilder im Sinne des schönen Linienschaubens und des erzählenden Inhalts, sondern zufällige Ausschnitte aus der Natur, die durch die Luftstimmung ihre Geschlossenheit erhalten. Tiefe Einheit des Bildes ist so groß, daß kein Teilchen aus dem Bilde fehlen darf, wenn nicht die innere Harmonie zerstört werden soll. Es ist dies charakteristisch, da in den späteren Jahrhunderten zu der Zeit einer Erörterung der Kunsttradition gerade diese Geschlossenheit völlig verloren geht.

Die harten Konturen wurden von den Meistern der südlichen Sung-Schule bei Landschaften gemieden, ja es wurde durch zarte Abstufungen der Farbtöne eine dufelige Zerwühlung der Räume und Berge, Wasser und Wollen erzielt (Tafel I). Infolgedessen wurde die kalligraphische Linie besonders bei den Landschaften weniger beachtet. Wenn wir die Bilder unter Nüchternung der Töne nur auf die Linienführung hin studieren, so werden wir nirgends ein unnatürliches Abweichen zumunsten einer gefälligen Linienkonstruktion finden.

Die Darstellung ist stets bestrebt, das Wesentliche klar und einfach zum Ausdruck zu bringen. Gebüsch und Wälder werden in einzelne Bäume aufgelöst und die oft verschwommenen Konturen von Inseln und Bergen in traditioneller Weise betont. Das Bestreben, die Erscheinungsformen der Natur, nicht ihre Wirklichkeit abzubilden, führte zu dieser Stilisierung des Wesentlichen. Es wurde nicht die Natur gewalt, wie sie ist, sondern wie sie dem Künstler erschien. Um gewisse tiefe Wirkungen zu erzielen, wurden willkürlich Hintergründe hinzugefügt.

Die Techniken waren sehr verschiedenartig. Bald sind die Umrisse stark betont (Abbild. S. 241), bald verläßt alles in weichen Tönen (Tafel I), bald ist mit spitzem Pinsel gezeichnet (Abbild. S. 242) und bald mit breitem Pinsel durch Farbflecken die Wirkung erzielt (Abbild. S. 238). Immer werden im Gegensatz zu den Malereien der früheren und späteren Zeit die kanten, grellen

Farben gemieden. Auch in bezug auf die Farbe wurde nicht eine Wiedergabe der Wirklichkeit angestrebt, sondern durch zarte Nuancen die Stimmung unterstützt.

Dem Zeitstil entsprechend wurden gewisse Sujets besonders bevorzugt. Wir finden z. B. häufig den ausgehenden Fischer in seinem Boote (Tafel I oben) oder den heimkehrenden Hirten (Abbild. S. 240). Stets sind es Handlungen der beschaulichen Ruhe, des idyllischen Friedens.

Wegen das Ende der Sung-Dynastie sowie während der Fremdherrschaft der Mongolen im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wurden die Vorwürfe komplizierter und von einer tieferen Kritik beherrscht, die der philosophischen Zeitströmung angepaßt war.

An Stelle der einfachen Komposition sind die Berge in eigenartig massigen Formen aufgebaut und durch Wolkenpartien gegliedert (Abbild. S. 242). Die Bilder werden zu Hause zusammenkomponiert, um eine schöne Flächenkombination, verbunden mit symbolischer Bedeutung, zu erlangen. Die Einfachheit und Einheitlichkeit wird häufig vernachlässigt und dadurch der Grund gelegt zu jener Dekorativen Malerei, die, unter Erläuterung der Haßregeln, die folgende Ming-Jen abakterisiert.

Noch war das Vorbild der Natur in der Erinnerung lebendig und das Zerkben noch



Ruhe im Wald. Farbige Malerei von Jen Neuhshan. Vierzehntes Jahrhundert. (Aus Kollha, S. 55.)

einem stimmungsvollen Eindruck verweilend. Eigentümlich ist, daß jetzt nicht nur die Landschaft gemalt wird, die der Künstler sieht, sondern daß die Bekhauer, meist jüngerer Gelehrter oder Priester auf Ternen, oben oder Terrassen (Abbild. S. 243),

mitabgebildet wurden. Wir sehen auf den ersten Blick den Menschen, und dann erst folgt das Auge der Richtung des Sehenden in die Ferne.

Hierbei lernen wir ein für chinesische Bilder grundlegendes Gesetz kennen. Das Bild wird nicht wie in Europa in Vorder-, Mittel- und Hintergrund in abgestufter Perspektive zerlegt, sondern die chinesischen Malereien lassen stets das Wesentliche als materi-

jchen Mittelpunkt erscheinen. So kommt es, daß z. B. die im Mittelgrunde liegende Terrasse sorgfältiger und reichlicher ausgeführt ist als der ganz unerhebliche Vordergrund. Das gleiche gilt für die oben, in weiter Ferne stehenden Felsen und die Baumspitzen. Es ist eine völlig logische Folge der Problemstellung, wenn nicht die uns geläufige naturalistische Abstufung nach Entfernung, sondern eine rein subjektive nach der Beobachtung gewählt wird.

Noch reicher und komplizierter werden in der Ming-Zeit (vierzehntes bis siebzehntes Jahrhundert) die Bilder komponiert. Viele Bilder stellen eigentlich eine durch Wollenverbindung hergestellte übereinanderreichung von mehreren Bildern dar, die zu einer dekorativen Raumbefüllung komponiert sind (Abbild. S. 245). Die Malerei war in traditionellem Herkommen erlirart. Man komponierte die Einzelstudien nach Vorlagen berühmter Meister und fügte in geschickter Dekorationskunst die Teile zusammen. Phantastischen Landschaften mit überladenen, unnatürlichen Motiven entstanden, die in virtueller Geschicklichkeit durchgeführt wurden.

Das technische Können konnte aber nicht die Größe und Tiefe der Bilder aus der Sung-Zeit ersetzen. Diese Kunst wurde nicht aus dem Geiste einer hohen Kultur geboren, sondern durch die Laune der prachtliebenden Kaiser und ihrer Beamten geschaffen. Es war eine üppige Zurschaunst, getragen von dem Wunsche nach Pracht, aber keine Verfeinerung des geistigen Lebens. So zerbrach die Kunst der Ming-Zeit von den Überlieferungen aus der klassischen Sung-Zeit, ohne daß seine Verständnis und die innere Kraft für neue, kraftvolle Wirkungen widerzugewinnen.

Dem modernen Geiste genügte nicht mehr der symbolische Naturschnitt, sondern handfeste Personen mußten die immer räumlich groß wirkenden Landschaften beleben (Abbild. S. 247).

An Stelle des zarten Dunies verlaufender Töne ist die Betonung der Konturline gezeichnet (Tafel II). Der Raumschlag wird nach auswendig gelernten Schreiegehn stets in gleicher Art wiedergegeben. Nicht mehr ist das Bild nach den Formen der Natur zusammenkomponiert, sondern der Raumschlag oder die Pflanze, selbst die Gebirge und die Fische werden willkürlich dem Bilde als Nullmotive angepaßt.



Abbild. Landschaft von Liu Mei, Siebzehntes Jahrhundert. (Liu Mei, Taizhou, Folio XII)

Börse, Börsen- und Spekulationsgeschäfte

Don Paul Rettig

Das Wort Spekulation löbt oft einen erschreckenden Eindruck auf zage Gemüther an: sie meinen, ein richtiger geschäftlicher Verkehr könnte sich nur auf dem Wege des tatsächlichen Kaufes und gleichzeitigen Verkaufes abspielen. Es ist ja selbstverständlich, daß launmännliches Leben mehr oder weniger auf Spekulation beruht, und so ist es natürlich unmöglich, diese aus dem wirtschaftlichen Leben zu streichen; und Geleite, die wie das alte Börsengelei die Spekulation unterbinden wollten, werden sich für alle Teile des Handels, der spekulativ lauft oder verkauft, von gefährlichster Konsequenz zeigen. In unserer im Geld- und Kreditverkehr außerordentlich entwickelten Zeit ist die Börse der Ort, an dem die flüssigen Materialien zusammenkommen und anbringende Verwendung erwarten. Es ist die vollwirtschaftliche Aufgabe der Spekulation, diese flüssigen Gelder ansüßig zu machen und sie den Stellen zuzuführen, die sie bedürfen. Es kommen z. B. täglich große Summen von Wertpapieren zum Verkauf, für die sich nicht immer gleich ein Käufer findet. Hier muß die Börse eingreifen, indem sie die Stücke übernimmt, damit spekuliert, um sie bei passender Gelegenheit mit Käufen zu veräußern.

Ganz selbstverständlich werden sich unter den vielen für den Ausgleich des Geld- und Kreditverkehrs vollwirtschaftlich wichtigen Geschäften auch solche befinden, die rein spekulativ abgeschlossen werden, d. h. lediglich in der Absicht, durch Kauf und Verkauf von Wertpapieren eine Gewinndifferenz zu erzielen. Doch darf man um solcher Geschäfte willen die Spekulation nicht überhaupt verdammen, es ist nur die Pflicht eines jeden, der solche Geschäfte eingeht, sich nicht über seine eigene Kapitalkräftigkeit hinaus zu engagieren. Der Spekulant darf nicht mit fremdem Gelde arbeiten, darf nicht nur Gewinndifferenzen einstreifen, sondern muß sein Engagement so eingerichtet haben, daß er auch eine Verlustdifferenz zahlen kann. Ist er dies nicht, so beinahe er mit einer solchen geschäftlichen Tätigkeit gegen Treu und Glauben im launmännlichen Leben.

Doch was ist denn nun eigentlich die Börse, und worin bestehen ihre Funktionen? Die Börse ist derjenige Ort, an dem die Leute zusammenkommen, die Waren, Wertpapiere oder Wechsel kaufen oder verkaufen wollen. Aus dem Bedürfnis der Menschheit heraus, sich jeweils größeren Käufen oder größeren Verkäufen an einem bestimmten Ort an einem bestimmten Tage zu treffen, sind die Märkte und Börsen entstanden. Diese sind in der Regel an bestimmten Orten in bestimmten Städten und Städten in Brügge. In Brügge fand

auch im 15. Jahrhundert zuerst der Name Börse auf. Er soll seinen Ursprung haben von der alten Familie van der Beurle, in deren Hause die Zusammenkünfte stattfanden. Doch war die Börse von Brügge noch lange keine eigentliche Börse im heutigen Sinn des Wortes, da die Lombarden einen geordneten Börsenplatz hatten. Erst später in Antwerpen hat die Trennung der verschiedenen Nationalitäten angehört und die erste wirkliche Börse stattgefunden. 1531 wurde in Antwerpen der große Börsenbau errichtet, der noch heute in seiner Anlage vorbildlich ist. In Lyon und Toulouse fanden wir 1549 eine Börse, später in Hamburg und London und 1608 in Amsterdam. In Berlin begann der eigentliche Börsenverkehr in Wertpapieren erst nach dem Jahre 1805/06; 1805 wurde das neue Börsegebäude am Lustgarten eingeweiht. Die ersten Nachrichten von einem Börsenverkehr in Berlin stammen aus dem Jahre 1716. Friedrich Wilhelm I. wies 1738 ein Haus in der Nähe des Mag. Schloßes für diese Versammlungen an. Zeit 1761 kamen Kaffee und Manille zu einem Wechselhandel — Wertpapiere gab es noch nicht —, zur sogenannten „Morgenprache“ an der Stadtbahn unter der Regenlaube zusammen.

Auf den Märkten wurden die Waren in natura mitgebracht und das Wechsel gleich gegen bar erledigt, ohne jedoch geregelte Bestimmungen über den Ablauf und die Lieferung. Nun war aber bei vielen Waren das Mitbringen unnötig, da es sich wie bei den Wertpapieren um eine festliegende Gattung handelte. Es genigte eine Enkastrastrobe wie bei Weizen, Weizen u. s. w. Hier mußten natürlich bestimmte Vereinbarungen getroffen werden, die staatlich gesichert waren, um bei etwaigen Streitigkeiten auch ein staatliches Verfahren einleiten zu können. So erhielt die Börse ihre Organisation und ihre Räume, die vom Staat rechtlich anerkannt wurden. In Saltings Buch „Die Börse und die Börsengeschäfte“ findet sich folgende Erklärung des Begriffs Börse:

„Eine Börse ist eine organisierte Versammlung von Handelern, welche regelmäßig zu bestimmten Tageszeiten an dem nämlichen Ort zusammenzutreffen, um wesentliche untereinander abzuhandeln. Die Organisation dieser Versammlung ist die eines Rathes, der die rechtliche Verwaltung der Ordnung, Aufrechterhaltung der Börse, Ernennung von Schuldschreibern der Zinsenrollen usw., sowie auch die Verwaltung des Geldes, dem Verkehr dieser Versammlung am meisten nachteilig und nützlich der Öffentlichkeit des Handels, in der Ordnung der Anstalt aber nicht ist, die Börse abzuhandeln. Der Staat ist dem Handel, der sich in der Börse abhandelt, nach dem Prinzip einer bestimmten Weise zu befehlen, zu regulieren und zu unterstützen.“

Die Börse steht nur den Kaufleuten offen; dem großen Publikum ist es nicht gestattet, an den Börsengeschäften direkt teilzunehmen, dazu fehlt ihm ja auch die Kenntnis von Verionen und Tingen. Infolgedessen wickelt sich das Börsengeschäft so ab, daß für das kauende oder verkaufende Publikum der Bankier als Kommissionär eintritt, der seinerseits an der Börse für die Ausführung des Geschäfts Sorge trägt. Man unterscheidet zwei Hauptarten von Börsen, die Warenbörse (Produktenbörse) für Getreide, Spiritus usw. und die Fonds Börse (Effektenbörse). Die Bedeutung der Fonds Börse liegt darin, daß an ihr die Kapitalien zusammenströmen und unproduzierende und zweckdienliche Verwendung finden. Die Spekulation übernimmt die Vermittlung in der Effektenproduktion. Der Geldbedarf der Staaten, Kommunen usw., der zeitweise vorliegt, wird durch die Spekulation gedeckt, die es ihrerseits nun wieder in der Hoffnung auf einen Gewinn verkauft, die Papiere nach und nach abzustößen. Der Geldmarkt soll die Geldmittel des ganzen Landes sammeln und für die gesamte Volkswirtschaft Gebrauch davon machen.

Die Abwicklung der Geschäfte an der Börse geschieht entweder durch den Makler oder durch Selbsttritt des Kommissionärs. Der Makler ist die Mittelperson zwischen dem Käufer und dem Verkäufer. Es ist bei der großen Ausdehnung der geschäftlichen Tätigkeit nicht immer möglich, Interessenten für seine Kaviere zu finden, und so gibt der Börsenbesucher seinen Auftrag dem Makler, bei dem sich auch der Gegenkontrahent einfindet. Jeder Makler handelt nur bestimmte Sorten von Effekten. Man unterscheidet zwei Arten von Maklern, unveredigte Makler und Kursmakler (veredigte Makler). Unveredigter Makler kann jeder werden, der nicht vom Börsenbesuch überhaupt ausgeschlossen ist; die veredigten Kursmakler werden vom Regierungspräsidenten ernannt.

Der Selbsttritt des Kommissionärs geschieht in der Weise, daß er für zum Kauf oder Verkauf gegebene Effekten aus seiner Kundenschaft selbst als Käufer oder Verkäufer eintritt. Es ist im Börsenverkehr wesentlich, durch Schnelligkeit den günstigsten Kurs auszunutzen. Andererseits haben die Emissionshäuser von ihren Emissionen oft größere Bestände, aus denen sie dann bei Nachfrage aus der eignen Kundenschaft direkt, ohne die Börse in Anspruch zu nehmen, abgeben. Sie werden auch Aktien direkt kaufen, wenn sie im Interesse der Gesellschaft beauftragt sind, den Kurs auf einer möglichst festen Höhe zu erhalten. Es könnte nun sehr gut der Fall eintreten, daß der durch Selbsttritt tätige Kommissionär in eine Interessentenkategorie kommt dadurch, daß er nicht nur das Interesse seiner Kunden, sondern auch sein eigenes wahren will. Um das zu vermeiden, bestimmt das Handels-

gesetzbuch, daß der Selbsttritt davon abhängig ist, daß die betreffenden Waren, Wechsel oder Wertpapiere einen Börsenpreis oder Marktpreis haben, und daß bei Berechnung der betreffende Börsen- und Marktpreis, der zur Zeit der Ausführung galt, zugrunde gelegt wird. Besonders an der Warenbörse im Produktanbandel ist der Selbsttritt des Kommissionärs sehr üblich.

Die Börsengeschäfte zerfallen nach der Lieferungsfrist in Kassageschäfte und Zeit oder Termingeschäfte. Kassageschäfte sind alle Geschäfte, die der Kassa abgeschlossen werden oder bei denen eine Erfüllungszeit nicht angesetzt ist. Täglichkeitstag bei Kassageschäften ist der Tag des Vertragsabschlusses, bis zu dem auch nur Zinsen gerechnet werden. Natürlich kann und darf sich die Lieferung um einige Tage verzögern; über die Art, wie bei solcher Verzögerung eingeschritten werden kann, ist der Geschäftsbrauch der einzelnen Börsen verschieden.

Im Unterschied zum Kassageschäft werden die Zeitgeschäfte auf Ultimo des Monats, dem Stichtage, abgeschlossen. Nicht in allen Wertpapieren und auch nicht in jedem beliebigen Betrage ist der Zeithandel an der Börse erlaubt. Die Börsenorgane bestimmen gemäß der Börsenordnung diejenigen Sorten von Wertpapieren, in denen ein Terminhandel zulässig ist; in jeder andern Wertpapierart kann ein solcher Handel unteragt werden. Es ist so möglich, Effekten oder Waren im Laufe des Monats zu kaufen, ohne sie gleich bezahlen zu müssen. Die Regulierung findet ja erst Ultimo statt. Wer nun auf Ultimo kauft, in der Hoffnung, die Stücke zu einem höheren Kurse wieder zu verkaufen, heißt Käufer. Wer verkauft, um billiger wieder einzukaufen, heißt Verkäufer oder Arter. In diesem Fall wird das Geschäft zum reinen Differenzgeschäft, das heißt, es liegt nicht in der Absicht der Kontrahenten, die Stücke zu liefern oder abzunehmen, sie wollen nur die Kursdifferenz verdienen. Nicht nun der Wunsch auf Steigen der Kurse geht in Erfüllung, wie sich das der Käufer gedacht hat, so kann das Engagement auf den Ultimo des nächsten Monats verlängert (protolngiert) werden. Dies geschieht in der Weise, daß der Käufer die Stücke, die er eigentlich abzunehmen hätte, an einen Dritten, einen Geldmann, gegen Einzahlung des Geldgegenwertes auf einen Monat hergibt. Für den gewissermaßen geliehenen Geldbetrag muß er natürlich Geldzinsen zahlen, die sich dadurch rechenfen, daß die Stücke am Ultimo des nächsten Monats mit einem Aufschlag (Report) oder einem Abschlag (Deport) wieder zurückgenommen werden. Der Auszahlungstag, Report, ist gleich der Differenz zwischen den laufenden Zinsen (Stückzinsen) und den Geldzinsen, falls diese höher sind als die Stückzinsen. Werden die Geldzinsen von den Stückzinsen überdeckt, so tritt ein Kursabschlag, der Deport, ein. Wenn z. B.

15000 M. Dresdner Bank Aktien zu einem Kurse von 160 Prozent prolongiert werden sollen, wie würde sich der Report stellen bei einem Geldzinsfuß von 4 Prozent? 15000 M. bedingen für einen Monat 50 M. Stückzinsen. 15000 M. zu 160 Prozent = 24000 M. bedingen zu 4 Prozent 80 M. Geldzinsen für die gleiche Zeit. Das heißt, der Käufer muß 30 M. bei Rücknahme der Stücke mehr zahlen oder, in Prozent ausgedrückt, 0,20 Prozent. Der Kurs würde sich also auf 160,20 Prozent stellen.

Umgekehrt nimmt der Baissier die Stücke von seinem Gegenpartnern herein. Es gibt jemand 15000 M. vierprozentige Pfandbriefe zum Kurse von 80 Prozent herein. Geldzinsfuß ist 2 Prozent. So erhält er für einen Monat 50 M. Stückzinsen. Für 15000 M. a 80 Prozent = 12000 M. muß er 2 Prozent = 30 M. Geldzinsen zahlen. Er bekommt also bei Rückkauf der Stücke die Differenz = 30 M. = 0,20 Prozent Report vergütet und braucht nur 79,80 Prozent zu bezahlen. Ist weder Report noch Desport zu bezahlen, d. h. sind die Geldzinsen gleich den Stückzinsen, so ist das Engagement glatt und wird „glatt“ prolongiert.

Eine zweite Art der Vaisfische sind die Prämiegeschäfte. Die Prämie, gewissermaßen ein Heugeld, wird vereinbart, und der Käufer oder Verkäufer kann gegen Zahlung der Prämie von dem Geschäft zurücktreten. Bei der Vorprämie hat der Käufer, bei der Rückprämie der Verkäufer das Recht, zurückzutreten. Die Erklärung, ob das Geschäft zuzuhause kommt oder die Prämie gezahlt wird, muß am Prämientage, dem dritten Tage vor dem Ultimolieferungstage, erfolgen; die Vereinbarung beider Geschäfte ist die Ziellage, bei der zwei Kurse verabredet werden. Der Käufer muß entweder zum niedrigeren Kurse liefern oder zum höheren abnehmen, der Verkäufer muß „sitthalten“, d. h. sich dem Entschluß des Käufers fügen.

Da das alte Vaisfischen den Vaissterminhandel in Anteilen von Bergwerks- und Fabrikunternehmungen, ebenso in Anteilen von solchen Gesellschaften, deren Kapital nicht zwanzig Millionen Mark beträgt, verboten, kam man zu den handelsrechtlichen Versicherungsgeschäften. Es fanden in diesen Papierten große Umsätze zu im freien Verkehr notierten verschiedenen Kurien statt, doch wurden diese nicht am Ultimo des Monats, sondern vor Tag des Geschäftsabschlusses berechnet.

Der weitaus größte Teil dieser Geschäfte sind ja Differenzgeschäfte, d. h. solche, die nur die Erzielung einer Gewinn- oder Verlustdifferenz bezwecken, die aber insofern von Bedeutung sind, als sie große Kursbewegungen herbeiführen. Tritt die Vermittlung großer Kursbewegungen von Wichtigkeit ist, werden die Objekte des Terminhandels nicht beschränkt können,

andererseits sind die wirtlichen Termingeschäfte von großem wirtschaftlichem Nutzen. Scheint dem Landwirt der Getreidekurs günstig, während die Frucht noch auf dem Halme steht, warum soll er es nicht zu einem späteren Termine, wenn es teurer ist, verkaufen? Ebenso der Müller mit dem zu erhaltenden Mehl. Um sich gegen ein zu großes Risiko zu sichern, schließen diese Leute dann an der Börse ein entsprechendes Lieferungs-geschäft ab, welches wieder glattgestellt wird, nachdem das effektive Geschäft seine Erledigung gefunden hat. Diese Möglichkeiten sind den Kaufleuten durch die neue Vaisfischbörse gewonnen; die Folge ist, daß die Kurse für Getreide und Mehl die Weirichtung haben, mehr zu springen, je nach Angebot und Nachfrage. In der Fondsbörse gibt der Terminhandel die Möglichkeit, Gelder, die zum Ultimo fällig werden, zu günstigen Kurien anzulegen oder sich Gelder zu günstigen Kurien zum Ultimo fällig zu machen. Selbstverständlich wird auch von Leuten mit mangelnder Sachkenntnis Umgang mit solchen Geschäften getrieben; man kann aber deshalb die Spekulation im Terminhandel nicht einfach lahmlegen. Die Spekulation ist durch Gesetze nicht zu unterbinden, sie wird sich dem Auslande zuwenden, wie das bei der starken Wänspekulation in London der Fall ist, und das Geld geht der deutschen Volkswirtschaft verloren.

Des weitern finden an der Börse noch Umsätze und Notierungen in fremden Scheids, Wechseln und ausländischen Noten und Münzen statt.

Der Vaispreis oder Vaiskurs wird von den vereinigten Kursmaklern festgestellt, und zwar auf der Grundlage von Angebot und Nachfrage. Es wird für die der Waive gehandelten Effekten nur ein Kurs täglich notiert. Hinter den Kurien befinden sich auf dem Kurszettel noch Notizen, die das regere Angebot oder die regere Nachfrage bezeichnen sollen, und zwar bedeutet: G. = Geld, zu diesem Kurse waren mehr Käufer da als Verkäufer, also regere Nachfrage; B. = Brief, zu diesem Kurse waren mehr Verkäufer als Käufer, also regeres Angebot; h. G. = bezahlt Geld, bei den Umsätzen konnte die Nachfrage nicht ganz befriedigt werden; h. B. = bezahlt Brief, die angebotene Ware findet nicht zum ganzen Teil Käufer; h. — bezahlt, die Umsätze gleichen sich aus; — — getrichen, d. h. umsatzlos. Die ersten Ultimokurse werden ebenso wie die Kassakurse an dem bis zwölf Uhr an der Berliner Börse vorliegenden Material festgestellt, die weiteren ergeben sich aus Angebot oder Nachfrage.

Es wäre eifrentlich, wenn diese Zeiten auch in weiteren, noch nicht informierten Kreisen Verbreitung für die allgemeinen Begriffe der Börse und der Vais- und Vaisfischgeschäfte erwecken.



Die moderne Kriegschirurgie

Don Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tillmanns (Leipzig)

Die moderne Chirurgie wurde bekanntlich von Grund aus reformiert durch die antiseptische Operations- und Wundbehandlungsmethode und durch ihren wissenschaftlichen Aufbau im innigsten Anschluß an die übrigen Zweige der gesamten Medizin. Die Fortschritte der Chirurgie in den letzten drei Jahrzehnten stellen sich den großartigen Errungenschaften auf andern Gebieten unferer geistigen und öffentlichen Lebens ebenbürtig zur Seite. Durch die schmerzlose Ausführung der Operationen in Narkose seit dem Jahre 1846 hatte die operative Chirurgie eine ungeahnte Erweiterung erfahren, aber es fehlte besonders noch eins: die Sicherheit des Erfolges; man war noch machtlos gegen die so häufig auftretenden todtbringenden Wundinfektionskrankheiten bei Operierten und Verletzten.

Lord Lister, jetzt in London, früher Professor der Chirurgie in Glasgow, dann in Edinburgh, gehörte das Verdienst, zuerst etwa 1865 die „antiseptische Behandlung der Wunden“ zielbewußt und methodisch begonnen zu haben. Er ging schon damals von der gegenwärtig als richtig bewiesenen Anschauung aus, daß alle Störungen, alle Gefahren, welche die Wunden und das Leben unferer Operierten und Verletzten bedrohen, bedingt sind durch die verderbliche Tätigkeit niederer Organismen, besonders der Bakterien, welche bekanntlich kleinste, einfache, den Algen verwandte Pflanzenzellen darstellen. Lister nannte seine Methode „antiseptisch“, weil sie vor allem gegen die Entstehung von Sepsis, d. h. gegen die Entstehung jeder Infektion der Wunden und des Blutes, gerichtet war. Zielbewußt suchte daher Lister bei Operationen und bei Verletzungen das Eindringen von Bakterien in die Wunden zu verhindern und die weitere Entwicklung der in den Wunden bereits vorhandenen Bakterien durch Desinfektion der Wunden und durch seine antiseptischen Verbände zu verhüten. Als desinfizierendes Mittel benutzte Lister die Karbolsäure. In Deutschland begannen etwa 1872/73 die ersten Versuche mit der Listerischen Methode, 1874/75 wurde sie allgemein eingeführt, und sie machte dann rasch ihren Siegeslauf über die ganze Erde. Die Listerische Methode ist dann besonders von deutschen Chirurgen sehr wesentlich verbessert worden, worauf wir aber hier nicht näher eingehen können. Unvergleichlich in der Geschichte der Medizin ist die gewaltige Umwälzung, welche die Chirurgie in den letzten drei Jahrzehnten erfahren hat im Anschluß an die Listerischen Bestrebungen und Errolge der gro-

ßen Fortschritte des jüngsten Zweiges der wissenschaftlichen Medizin, der Bakteriologie, der Lehre von den Bakterien und den sonstigen Mikroorganismen, besonders durch Pasteur, Robert Koch und ihre Schüler. Infolge unferer zunehmenden Kenntnisse bezüglich der Entstehung der Infektionskrankheiten der Wunden und des Blutes lernten wir sie auch immer mehr vermeiden. So hat die moderne chirurgische Technik eine früher nie gekannte Sicherheit des Erfolges erreicht, und alle Organe des Körpers in den Bereich ihrer Tätigkeit gezogen. Gleichzeitig hat auch die konservative Richtung der Chirurgie erheblich an Bedeutung gewonnen; wir erhalten Organe oder Körperteile, wo es früher nicht möglich war. Wie viele Menscheleben sind durch die moderne Chirurgie bereits erhalten worden, und Millionen wird diese Wohltat noch zuteil werden, denn die Grundzüge der modernen Chirurgie werden bestehen bleiben, solange unsere gesamte Kultur dauert.

Ein Vorkämpfer Listers war übrigens der ungarische Franzosenarzt Philipp Ignaz Semmelweis, er hat zuerst das Wesen der Wund- und Wundinfektion erkannt, aber es gelang ihm nicht, seinen Ansichten Geltung zu verschaffen. Die Tragik seines Schicksals hat es so gefügt, daß er, viel angefeindet, allzusehr am 13. August 1865 an den Folgen einer Wundvergiftung in der Irrenanstalt zu Töbling bei Wien starb. Seine Vaterstadt Budapest hat Küniginen 1906 das Standbild von Semmelweis enthüllt; nach seinem Tode hat der während seines Lebens so verkannte Mann nicht nur in den Herzen seiner Landsleute, sondern auch bei den Ärzten aller Nationen die ihm gebührende Anerkennung gefunden.

Auch im Kriege werden wir natürlich unfer Oberen und Verwundeten nach denselben Grundsätzen behandeln, wie wir es im Frieden zu tun gewohnt sind, aber im Kriege ist die regelrechte Ausübung der modernen chirurgischen Technik mit heftigern Schwierigkeiten verbunden. Auch die moderne Kriegschirurgie und das gesamte Kriegsanitätswesen haben einen hohen Grad von Entwicklung erreicht. Welch ein Unterschied im Vergleich zu der Kriegschirurgie und dem Kriegsanitätswesen früherer Zeiten, wo die Verwundeten und Kranken nicht zu ihrem Recht kamen, nicht die ihnen gebührende Hilfe fanden. Sehr reich sind in dieser Beziehung die älteren ärztlichen und nichtärztlichen Mitteilungen aus früheren Kriegen. Die älteren kriegschirurgischen Mitteilungen haben für uns nur noch einen



ⓐ **Eiter Jozeph** ⓑ

historischen Wert, aber die Memoiren eines Larrey, des berühmten Feldarztes Napoleons I., die kriegschirurgischen Schriften des hervorragenden russischen Chirurgen Pirogoff, The medical and surgical history of the war of the rebellion von den Amerikanern Barnes und Ellis und andre werden wir stets mit Interesse lesen und die gewaltigen Schwierigkeiten würdigen, mit welchen die Ärzte in früheren Kriegen zu kämpfen hatten. Die Literatur der Kriegschirurgie und des Krieges sanitätswesens ist gegenwärtig sehr umfangreich. Die letzten Kriege haben bereits gelehrt, daß die moderne Kriegschirurgie eine ganz andre geworden ist, sie ist gleichsam vereinfacht, und ihre so klaren Grundzüge sind ein Gemeingut der Ärzte aller Kulturstaaten geworden. Gründlich verbessert ist unser Wissen und Können bezüglich der Vermeidung der Wundinfektionskrankheiten. Wir besitzen eine genaue Kenntnis bezüglich des Mechanismus und der Anatomie der Schußwunden, teils infolge von zahlreichen Schicksalserfahrungen, teils auf Grund der Erfahrungen der jüngsten Kriege. Unsern jungen Militärärzten steht eine große Zahl von Schußverletzungsverräten in der Sammlung der Kaiserlichen Akademie für der Studium zur Verfügung. Von großem Wert für die Behandlung der Schußwunden sind die Abzügenplatten, welche uns mit einem genauen Bild belehren von den Anordnungen geben und uns über den Zusammenhang zwischen den

wertvoll für unsre Verwundeten ist die im Gegensatz zu früher so ercentliche einheitliche Auffassung der Militärärzte aller Nationen bezüglich der Wundbehandlung und der Anlegung des ersten Verbandes. Einheitlich ist endlich auch die Bewaffnung, die Art der Geschosse bei den verschiedenen Armeen, ein Umstand, durch welchen eine gleichmäßige Wundbehandlung bei Freund und Feind erleichtert wird.

Die letzten Kriege haben besonders zwei Tatsachen ergeben: erstens die seltenere Infektion der Schußwunden der modernen kleinkalibrigen Weismantelgeschosse und zweitens die zweckmäßigere moderne Behandlung der Schußwunden und daher der günstigere Verlauf.

Die kleinkalibrigen Geschosse der Handfeuerwaffen sind bekanntlich zündröhre längere Geschosse von 7 bis 8 Millimetern Durchmesser, sie bestehen aus einem Keilern mit Stahl- oder Nickelmantel (s. Abbild. S. 256, a bis c) im Gegensatz zu den früheren einfachen Metallgeln. Das neue französische Militärgeschoss (s. ebenda d) ist 40 Millimeter lang, 14 Gramm schwer, die Spitze ist etwas abgerundet, es besteht ausschließlich aus hartem Weßing und hat keinen Mantel; seine Tragweite beträgt 4100 Meter, und es hat eine Anfangsgeschwindigkeit von 705 Metern.

Man glaubte eine kurze Zeit, daß diese modernen kleinkalibrigen Geschosse infolge ihres geringen Gewichtes, ihres kleinen Durchmessers und ihrer durch den festen Mantel bedingten unveränderlichen Form im Vergleich zum früheren Bleigeschoß sehr humane Geschosse seien, d. h. daß sie sowohl an den Knochen wie an den Weichteilen für die Heilung sehr günstige glatte Zahnkanäle erzeugten. Bald aber zeigte sich, daß diese Vorstellung falsch war. Sowohl durch zahlreiche Schicksalserfahrungen, besonders von Seiten der Medizinalabteilung des preussischen Kriegesministeriums, als auch durch die Erfahrungen der jüngsten Kriege ergab sich, daß die kleinkalibrigen Geschosse eine enorm geheizte Anfangsgeschwindigkeit und eine gewaltige Durchschlagkraft besitzen, welche durch das rauchstreich Pulver noch geheizt werden ist. Nur die reinen Weichteilgeschosse stellen in der Tat enge, glatte Zahnkanäle dar, welche für die Heilung sehr günstig sind, so daß z. B. Schüsse durch die Lunge, den Magen und Darm unter Umständen von selbst ohne Amputur geheilt sind. Beim Aufschlagen der Geschosse dagegen auf den Knochen wird dieser besonders bei Kahlhirschen, z. B. aus einer Entfernung von etwa 300 bis 800 Metern, in zahlreiche Splitter zerflümmert (s. Abbild. S. 256). Der Einschuß ist stets klein, der Ausschuß dagegen ist bei Kahlhirschen groß, weil die zahlreichen Knochen splitter die hinter dem Knochen gelegenen Weichteile und die Haut stark zertrümmern, sie erhalten gleichsam eine lebendige, erblutungsartig wirkende Kugel, so daß man bin-

ter den getroffenen Knochen eine von Knochen-
splittern und Weichteiltrümmern erfüllte Höhle
findet. Etwa von 1000 Metern Entfernung
an hören die großen Auswurföffnungen auf, die
mit Gewebestrümmern erfüllten Höhlen hinter
den durchgeschossenen Knochen werden kleiner, die
Zahl der Knochen splitter nimmt ab, aber noch
bei 2000 Meter Entfernung wird der Knochen
in mehrere größere Splitter in der Form eines
sogenannten Schmetterlingsbruches zertrümmert
(s. Abbild. S. 256). Keine Lochspitze der Kno-
chen beobachtet man nur an den aus weicher,
spongioser Knochen substanz bestehenden Enden der
langen Extremitätenknochen, an den sogenannten
Epiphysen in der Nähe der Gelenke. Die Durch-
schlagkraft der kleinkalibrigen Mantelgeschosse ist
so groß, daß z. B. drei in Abständen von 50
Zentimeter hintereinandersiehende menschliche Kör-
per bei 600 Meter Entfernung von den Ge-
schossen durchbohrt werden. Nur selten bleiben
daher die kleinkalibrigen Geschosse im Körper stecken,
relativ am häufigsten bei Körperlängengeschossen,
wenn z. B. jemand in liegender Stellung ge-
troffen wird. Bei Schüssen bis auf 1200 Meter
Entfernung, ja bis zu 1500 bis 2000 Meter
durchdringt das kleinkalibrige Geschos in der
Regel den menschlichen Körper vollständig mit
Ein- und Ausschuss. Erst bei einer Entfernung
von etwa 2700 Metern bleibt das kleinkalibrige
Geschos z. B. am Schädel im Knochen oder im
Becken stecken, nachdem es die Schädelknochen,
z. B. am Scheitel, durch Mitwirkung auseinander-
getrieben hat (s. Abbild. S. 257).

Die große Durchschlagkraft der kleinkalibrigen
Geschosse hat aber auch infolgedessen eine günstige
Wirkung, als fast nie beim Schuss Mordungs-
fragen des Getroffenen mit in die Wunde gerissen
werden, wie es früher durch die mattere und in
ihrer Form veränderliche Bleisugel so oft geschah,
so daß dann durch diese Fremdkörper schwere In-
fektionen entstanden.

Von Bedeutung ist, daß relativ oft der Mantel
des Geschosses, z. B. durch vorheriges Aufschla-
gen auf Steine, auf Mauerkanten, auf Montie-
rungsstücke, auf vom Getroffenen in den Tischen
getragene Gegenstände, aber auch beim Aufschla-
gen auf den Knochen, zerbricht. So erklärt es
sich, daß die Durchleuchtungen und Röntgen-
abbildungen mittels der Röntgenstrahlen häufiger das
Vorhandensein von Geschossteilen in den Schuß-
wunden ergeben haben, als man erwartet hat.
Solche Fretgeschosse, solche von Mauerkanten,
Steinen usw. abgebrachte Geschosse können nach
den neueren Erfahrungen noch 500 bis 2200
Meter weit fliegen und Verwundungen verursachen.

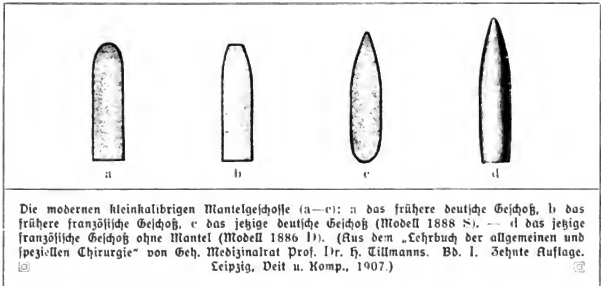
Zweifellos ändert das Geschos seine Flugbahn
oder seine Stellung; so entstehen die sogenannten
Luerschläger, wenn das Geschos statt mit sei-
nem Luerdurchmesser mit seinem Längsdurch-



Nikolaus Pirogoff.

messer ausschlägt. Hierher gehören auch die so-
genannten Konturschüsse, wenn eine mattere
Kugel durch Knochen, feste Gewebsteile, durch in
den Tischen getragene Gegenstände usw. abge-
lenkt wird, so daß z. B. eine in die Brust ein-
dringende Kugel an der Rippen entlang läuft,
ohne die Lunge oder das Herz zu verletzen.

Inhumane Kriegsgeschosse sind die von
den Engländern im indischen Grenzkrige im
Zitrital benutzten unvollständigen Mantelge-
schosse (Teilmantelgeschosse), die sogenannten Klei-
spitzengeschosse oder Dum-Dum-Geschosse
(s. Abbild. S. 257 a) — nach ihrem Herstellungs-
orte Dum-Dum bei Kalutta so genannt —
und die im Zudanfeldzuge von den Engländern
angewandten Hohlspitzengeschosse. Da die
englischen Soldaten im indischen Grenzkrige die
Erfahrung machten, daß die durch ihr Vollmantel-
geschos getroffenen Feinde nicht genügend kampfs-
unfähig wurden, sondern noch weiter tapfer vor-
wärts stürmten, so suchten sie die Wirkung ihrer
Geschosse dadurch zu erhöhen, daß sie die Spitze des
Nickelmantels mit scharfen Steinen abstellten, daß
sie sich sogenannte „Bechuaen“ oder „Weispitzen-
geschosse“ herstellten, wie man sie auf der Jagd
gegen wilde Tiere benutzt. Die im Zudan
verwandten „Hohlspitzengeschosse“ (s. Abbild. S. 257 b)
enthalten, wie ihr Name besagt, an ihrer Spitze
einen zylindrischen Hohlraum von zwei Willi-
metern Weite und neun Millimetern Länge, im
übrigen gleichen sie in jeder Beziehung dem Klei-
spitzengeschos. Wegen die Anwendung dieser bei-
den Geschosarten im Krige muß aus Humanität-
rücksichten Verwahrung eingelegt werden, denn
sie verurlichen ganz grausame, explosionsartige
Verletzungen wie durch großes Geschos, bejou-



ders natürlich bei Nahschüssen, weil der an der Spitze des Geschosses freiliegende Meißel beim Aufschlagen auf den Knochen seine Form ändert, aufgestaut wird, so daß infolgedessen der Mantel des Geschosses in kleinere Stücke zertrümmert wird.

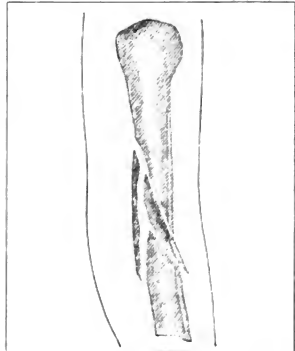
Die Verwundungen durch großes Geschöß (Granaten, Schrapnelle) sind nicht so typisch wie die Schußwunden der Heinkelartigen Handgewehrsgeschöße (Klingen, Revolver, Pistolen); es entstehen vorwiegend unregelmäßige, zerrissene

Wunden, teils gewaltige Zertrümmerungen der Weichteile und Knochen, teils Abreibungen ganzer Körperteile, zuweilen nur leichtere Verletzungen und Verbrennungen.

Die Verletzungen durch die Schrapnellkugeln sind ähnlich wie die Verwundungen durch die früheren Meißelgeln. Die Feldschrapnelle enthalten bekanntlich dreihundert, die Feldbaujensschrapnelle fünfhundertzehn Gramm schwere Hartbleifugeln. Charakteristisch sind die mehrfachen Wunden, ferner, daß die Kugeln häufig im Ab-



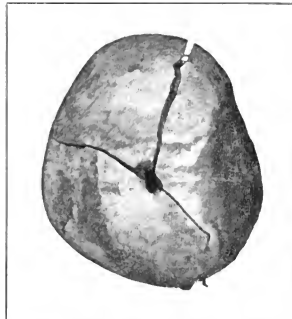
Nahschuß durch den Oberarmknochen. (Nach einer Röntgenphotographie von Küttner. — Aus dem „Lehrbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie“ von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tüllmanns. Bd. I. Dritte Auflage. Leipzig, Veit u. Komp., 1907.)



Fernschuß durch den Oberarmknochen. (Nach einer Röntgenphotographie von Küttner. — Aus dem „Lehrbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie“ von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tüllmanns. Bd. I. Dritte Auflage. Leipzig, Veit u. Komp., 1907.)

per steckenbleiben, daß Fremdkörper, Kleiderfetzen, Montierungsstücke des Verwundeten mit in die Wunde gerissen werden, die, wie schon erwähnt, so oft zu Wundinfektionskrankheiten Veranlassung geben. Die Zahl und die Art der Schrapnellverletzungen hängen ab von der Sprengweite und von der Sprenghöhe, d. h. von dem wagerechten Abstand des Sprengpunktes von dem Ziele und von der senkrechten Entfernung des Sprengpunktes von der Erdoberfläche. Besonders wirksame Verwundungen finden statt etwa bis 120 Meter Sprengweite und bis acht Meter Sprenghöhe. Bezeichnend ist, daß nach dem Schuß fast alle Kugeln ihre runde Form verloren haben, daß sie in verschiedener Weise deformiert sind.

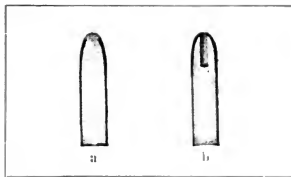
Die Verletzungen durch die Granaten sind teils Luftstreichschüsse durch die Wirkung des Geschosses als Ganzes, teils entstehen sie durch den Luftdruck im Augenblick der Explosion, sodann durch die Giftigkeit der Sprengladung und die Rauchentwicklung ihrer Phosphorladung, vor allem aber natürlich durch die Sprengstücke ihres Mantels. Die Verwundungen durch letztere sind ganz typisch, je nach der Form und Größe der Sprengstücke, teils harulose Verletzungen, Quetschungen, Verbrennungen, teils hochgradige Zertümmierungen und Abreihungen ganzer Körperteile. Granatsplitter von zwei bis sechs Granm können noch lebensgefährliche Durchbohrungen der Brust oder des Unterleibes erzeugen, und Granatsplitter von einem Granm und weniger von der Feldhaubitzengranate können nach Scherung infolge ihrer enormen Endgeschwindigkeit noch Knochenbrüche sogar des Oberarmes veranlassen. Die stärkste Wirkung der Granatsplitter beobachtet man natürlich, wenn die Granate dicht über oder vor dem Ziele freibiert. Bei den Verletzungen durch die Granatsprengstücke entstehen besonders auch Verwundungen durch sogenannte indirekte Geschosse, z. B. durch Steinsplitter, Erdmassen, Holzsplitter, durch Mon-



Schädelerschuß aus 2700 Meter Entfernung. Der Kopf wurde in liegender Körperstellung getroffen, die Schädelknochen sind durch Keilwirkung in der Form von drei klaffenenden Spalten auseinandergetrieben; die Kugel steckt im Gehirn. (Medizinalabteilung des Kgl. Preussischen Kriegsministeriums.)

tierungsstücke, durch in den Taschen getragene Gegenstände usw.

Bezüglich der verschiedenen Arten der Schusswunden sei noch kurz folgendes hervorgehoben. Der geringste Grad einer Schussverletzung besteht in einer einfachen Quetschung der Weichteile ohne eigentliche Wunde durch matte Geschosse aus großer Entfernung oder durch Kugeln, welche auf feste Gegenstände des Getroffenen angeschlagen sind, z. B. auf die Uhr, auf eine Brieftafel usw. Inwiefern entstehen durch matte Kugeln Knochenbrüche ohne Hautwunden. Durch Streifschüsse werden rinnenförmige Wunden erzeugt. Die häufigste Art der Schusswunden der kleinfaldrigen Geschosse der Handfeuerwaffen sind die sogenannten röhrenförmigen Wunden, d. h. das Geschoss durchbohrt die Haut, dringt in den Körper ein und bleibt entweder hier stecken (sog. genannter blinder Schußkanal), oder die Kugel durchdringt den Körper vollständig mittels Ein- und Ausfluß (Ausflußschuß). An der Haut entstehen zuweilen Verbrennungen oder grauschwänzige Verfärbungen infolge des Eindringens von Pulverpartikeln. Durch Schrotschüsse aus größerer Nähe können hochgradige Zertümmierungen besonders der Weichteile entstehen, ferner beobachtet man zuweilen schwere Lähmungen, bedentliche Erschütterungen von Herzblutwäde, so daß die durch einen Schuß getroffenen infolge dieser Einwirkung unmittelbar nach der Verletzung an Herzlähmung sterben können.



a Englischtes Bleispihengechöß (Dum-Dum-Geschöß). b Englischtes Hohlspihengechöß. (Aus dem Lehrbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Cifmanns. Bd. I. Zehnte Auflage. Leipzig, Veit u. Komp., 1907.)

Die Verwundungen durch die Artilleriegeschosse haben wir bereits kurz charakterisiert.

Im Vergleich zu den Schusswunden sind die Stich- und Stichwunden durch die sogenannten blanken Waffen, durch Säbel, Fegen, Bajonette, Lanzen in den letzten Kriegen immer seltener geworden, weil der Nahkampf nicht mehr so häufig vorkommt wie früher; sie betragen im Deutsch-Französischen Kriege nur 1 Prozent aller Verwundungen, bei der preussischen Kavallerie 17,5 Prozent. In den jüngsten Kriegen sind die Verwundungen durch blanke Waffen noch seltener geworden, sie betragen nach A. Mähler nur 0,2 bis 0,5 Prozent.

In Kolonialkriegen gegen wilde Völkerstämmen, z. B. gegen Indianer und die Neger Africas, kommen noch Wunden durch vergiftete Pfeile vor. Die Indianer haben besonders früher ihre Pfeilspitzen mit toxischem Rastineum vergiftet, und sie bewahren es heute noch vielfach als Geheimnis. Sie benutzen besondere Pflanzengifte (Curare oder Urarij) oder scharfe Stoffe (scharfes Meßch und Ant), Schlangengifte, z. B. zermalmete Schlangenschöpfe. Mit Vorliebe wird die Schienleber, mit Pfeilen gewidert, in der Sonne zum Faulen gebracht. Die Neger in Afrika vergiften ihre Pfeile ebenfalls mit einem Gift, dessen Natur sie verheimlichen. Die Zuluwelen sollen ein Herzgift (Strophantinus) anwenden. Die Wirkung der einzelnen Pfeilgifte ist sehr verschieden, der Tod erfolgt zum Teil sofort. Durch Curare, das eigentliche Pfeilgift der Indianer, werden die willkürlichen Muskeln gelähmt, so daß der getroffene Mensch nie gelähmt deliriert, Arme und Beine nicht bewegen kann. Tod durch Lähmung des Herzens oder der Lunge erfolgt

erst nach der Einwirkung größerer Giftmengen oder eine gewisse Zeit nach der Verwundung.

Der Verlauf jeder Verwundung im Kriege hängt besonders ab von ihrem Sitz und von der Art des verletzten Organes. Eine Schusswunde des Gehirns, des Herzens, der großen Schlagadern in der Nähe des Herzens und im Unterleib sind meist entweder sofort oder nach kurzer Zeit tödlich, Ausnahmen kommen natürlich vor. Ein Halschuss ist, wie wir gesehen haben, immer gefährlicher als ein Fernschuß, eine Verletzung durch großes Artilleriegeschöß in der Regel bedeutlicher als eine Schusswunde durch ein Kleinkalibriges Geschöß der Handfeuerwaffen. Seltener wird vom Sitz und von dem Grad der Verwundung ab, dann hängt der weitere Verlauf, die Möglichkeit der Heilung vor allem davon ab, ob der Verletzte zeitig in sachkundige ärztliche Behandlung kommt oder nicht. Vergleichen wir die Sterblichkeit durch Schusswunden in den letzten Kriegen mit der Statistik aus dem Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 oder mit früheren Kriegen, z. B. 1866 oder in Italien, in der Armee, dann ergibt sich etwas folgendes: die Sterblichkeit der Kopfverletzungen, besonders der Gehirnerkrankungen, der Verletzungen der Brust und des Unterleibes ist so ziemlich dieselbe geblieben, weil diese Schwerverletzungen teils sofort oder bald nach der Verletzung sterben, oder weil sie nicht rechtzeitig in sachgemäße Behandlung kommen. Im Kriege ist es bei der großen Zahl der Verwundeten kaum möglich, an allen Schwerverletzten die entsprechenden, zum Teil sehr zeitraubenden Operationen, z. B. am Magen, Darm, am Herzen, Gehirn usw., rechtzeitig auszuführen. Die Tödlichkeit der Halsverletzungen durch das Kleinkalibrige Geschöß der Handfeuerwaffen ist sogar in den letzten Kriegen eine größere geworden, weil die großen Blutgefäße am Hals, besonders die Schlagadern, den modernen Kleinkalibrigen Geschößen nicht ausweichen, wie es früher bei der Kugel mit ihrer geringeren Durchdringungskraft der Fall war. Dagegen ist die Sterblichkeit der Schusswunden der Arme und Beine infolge der zweckmäßigeren Behandlung viel geringer geworden, und da sie etwa zwei Drittel der zur Behandlung kommenden Verwundungen ausmachen, so ist natürlich infolgedessen auch die Gesamtsterblichkeit aller Verwundungen im Kriege entsprechend geringer geworden.

Die Behandlung und besonders die erste Hilfe bei Verwundungen im Kriege geschieht gewöhnlich bei den Armeen aller Kulturvölker nach denselben Grundsätzen, d. h. wir haben die frühesten



Röntgenphotographie einer Schussverletzung des rechten Fußes nach Suhrdrän her; Kugel in der Fußsohle. Nach operativer Entfernung der Kugel Heilung ohne jede Funktionsstörung, obgleich die Kugel durch die Schwurwurzelknospen ging. (Aus dem Lehrbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. H. Tillmanns. Bd. I. Dritte Auflage.

Leipzig, Veit u. Köppl., 1907.)

Wunden, besonders die Schußwunden durch die kleinkalibrigen Geschosse, für nicht infiziert, wir sehen daher von jeder Desinfektion derselben ab, bedecken sie sofort mit einem antiseptischen Pulver, z. B. mit Nitrol, dann mit einem trocknen, die Wundsekrete gut anhaftenden Verband aus sterilem (bakterienfreiem) Mull und Watte. Wir lassen also die frischen Wunden in Ruhe, untersuchen nicht mit Sonden oder den Fingern. Von dieser abwartenden Wundbehandlung wird nur dann abgesehen, wenn wegen Lebensgefahr sofort eine Operation vorgenommen werden muß, wenn z. B. eine lebensgefährliche oder überhaupt stärkere Blutung gestillt werden muß. Unsere Militärärzte werden mit Rücksicht auf die Wundbehandlung gleichsam mit gebundener Marschrouten in den Zukunftskrieg ziehen, an die Stelle des früheren Individualismus ist ein strenger Schematismus der Wundbehandlung getreten.

Das war früher anders, man hielt die Schußwunden lange Zeit für vergiftete Wunden, ängstlich suchte man nach der bösen Angel. Mit Schauern gedenken wir jener Zeiten im Mittelalter, wo sogar die Schußwunden mit siedendem Ei ausgebrannt wurden, um das „Pulvergift“ zu zerstören. Der berühmte französische Chirurg Ambroise Paré und der Italiener Maggi sind zuerst etwa in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gegen diese grausame Behandlung erfolgreich aufgetreten. Als die Armees des Königs Franz von Frankreich 1536 die kleine Bergfestung Billanc bei Zuzia eroberte, hatte der junge Militärarzt Paré — so erzählt er selbst — nicht genügend lothendes Ei zur Hand, um alle Schußwunden entsprechend der damals allgemein üblichen Behandlung auszubrennen. In großer Sorge um die nicht mit lothendem Ei ausgebrannten Schußwunden verbrachte A. Paré eine schlaflose Nacht. Aber nicht gering war sein Erstaunen, als am nächsten Morgen alle nicht mit lothendem Ei ausgebrannten Schußverletzten sich sehr wohl befanden, während die mit lothendem Ei behandelten stürben, hochgradige Schmerzen



Röntgenphotographie der linken Hand eines fünfzig Jahre alten Mannes mit zahlreichen Bleimolchulen infolge einer im Deutsch-Französischen Kriege 1870 bei Dijon erlittenen Schußverletzung. Die Bleikugel war durch Aufschlagen auf das Gewehr des Soldaten zerprungen, und die einzelnen Bleisplitter hatten dann die linke Hand verletzt. (Aus dem „Lehrbuch der allgemeinen und speziellen Chirurgie“ von Geh. Medicinalrat Prof. Dr. H. Tilmanns, Bd. I. Sechste Auflage, Leipzig, Veit u. Komp., 1907.)

und bedenkliche Entzündungen hatten. Zeit dieser Zeit gelobte sich A. Paré, als entschiedener Gegner gegen das grausame Ausbrennen der Schußwunden aufzutreten.

Die erste Hilfe wird bekanntlich den Verwundeten auf dem Schlachtfelde und auf dem Verbandplatz teils von Ärzten, teils von Sanitätskolonnen zuteil. Das untere Sanitätspersonel muß mit der Auflegung von Verbänden und besonders auch mit der provisorischen Stillung der Blutungen vertraut sein. Auf dem Verbandplatz muß die ärztliche Tätigkeit übersichtlich und zweckmäßig organisiert sein, die ungetroffenen oder zu behandelnden Verwundeten werden ausbrechend verteilt, der Schwerverletzten, bei starken Blutungen usw., soll zuerst geholfen werden, die Leichtverletzten sind nach abgeputzten, sie können sich

oft selbst den ersten Verband anlegen mit dem Verbandpäckchen, welches jeder Soldat im Kriege mit sich führt. Dieses Verbandpäckchen für den ersten Verband besteht bei der deutschen Armee aus einer sechs Zentimeter breiten sterilisierten Mullbinde mit aufgenähter Mullkompreß in wasserdichtem Umwicklag; an der Innenseite des letzteren findet sich eine gedruckte Gebrauchsanweisung. Die Hauptaufgabe des Verbandplatzes ist die Verhütung einer nachträglichen Infektion der Wunden durch sachgemäße Anlegung des ersten Verbandes und in fortwährender operativem Einschreiten bei lebensgefährlichen Verletzungen, besonders bei harten Blutungen infolge Verletzung großer Blutgefäße. Bei Knochenläsionen an den Extremitäten wird man alle Schwunden mit kleinem Ausschnitt — also alle Harnschiffe — konservativ behandeln, d. h. die davon Betroffenen nach Anlegung des Stundverbandes noch mit einem Gipsverband versehen und sie dann in ein nahegelegenes Feldlazarett oder Stappenzazarett transportieren lassen. Bei allen Knochenläsionen der Extremitäten mit großem Ausschnitt, mit hochgradiger Zerrinnernung der Knochen und der Weichteile wird die Erhaltung des betreffenden Armes oder Beines in der Regel aussichtslos sein, hier empfiehlt sich die operative Amputation oder durch Amputation im nächsten Gelenk (Exartikulation) so bald als möglich auf dem Verbandplatz.

In den Feldlazaretten findet nach der Schlacht die eigentliche Behandlung der Verletzten und Kranken statt, hier werden die auf den Verbandplätzen provisorisch Verbundenen sowie die Exartierten nachuntersucht und dann möglichst bald weiter rückwärts in ein Stappenzazarett und schließlich, wenn es notwendig erscheint, in die Heimat gesandt. In den Lazaretten wird man alle noch notwendig werdenden Nachoperationen ausführen, z. B. auch die Weichstoffe aus dem Körper entfernen, nachdem deren Eiz und gefahrlose Entfernung durch die Röntgenstrahlen nachgewiesen ist. Die Abbildungen Z. 258 und Z. 259 lehren, wie gut man durch die Röntgenstrahlen Angeln und Angelteile im Körper nachweisen kann. Angeln können bekanntlich dauernd ohne Schaden einheilen, man wird daher nur dann die Angeln durch Operation entfernen, wenn es ohne Gefahr für den Kranken möglich ist. Die Angeln weichen im Körper zumeist ihre ursprüngliche Form ab, sie setzen sich ihrer Schwere nach, sie wandern und können schließlich an einer anderen Körperstelle unter der Haut zum Vorschein kommen, so daß sie mit Vorsicht durch Einschnitt entfernt werden können. Z. 260 zeigt die Verheilung eines Wundschusses in der Brustwand des Hirsches, die durch einen 11 Zentimeter langen Einstich herbeigeführt wurde. Die Wunde heilte ohne weiteres ab, die Wunde heilte

eingeschnitten Heilung. In sah man in Ausnahmefällen Erscheinungen von Bleivergiftung.

Die Kriegelazarette werden in größeren Gebäuden, in Kirchen, Schulen, ferner in leicht transportablen Krankenzelten, in Felderischen Filzbarakden oder in Holzbarakden eingerichtet. Auch die freiwillige Krankenpflege muß schon im Frieden solche transportable Krankenzelte und Barakden in größerer Zahl bereitthalen. Nach Haase bedarf eine Armee von 100000 Mann etwa 601 bewegliche und 167 unbewegliche Barakden, welche für etwa 15000 bis 18000 Patienten Platz gewähren.

Gewaltige Heeresmassen werden sich in den Zukunftschlachten gegenüberstellen, und man hat der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß eine genügende ärztliche Hilfe kaum möglich sei. Aber diese Befürchtung ist, wie ich glaube, grundlos, unger Anler Militärärztlitztsweheln ist besonders durch den früheren preussischen Generalarzt von Coler vorzüglich organisiert, es verfügt für den Krieg über eine große Zahl von Ärzten und von gut ausgebildeten Sanitätsmannschaften. Leicht wird die unsern Sanitätsweheln in einem Infanteriegehele gelulle Aufgabe gewiß nicht sein. Von großem Werte wird auch die Mithilfe der freiwilligen Krankenpfleger sein, besonders auch aus den Reihen der Studierenden aller Fakultäten, welche schon im Frieden die Anlegung von Verbänden und die Grundregeln der Krankenpflege bis zu einem gewissen Grade erlernt haben. Von Interesse ist übrigens die Tatsache, daß trotz der Verbollkommnung unserer Sanitätswaffen die relative Zahl der Verwundeten in den Schlachten der Neuzeit geringer geworden ist, weil der Nahkampf seltener geworden und die Soldaten den Schuß des Geländes besser auszunutzen verleben als früher. Die absolet blutigste Schlacht des neunzehnten Jahrhunderts war nach Hauptmann Berndt die Schlacht bei Leipzig mit 90000 Toten und Verwundeten der Verbündeten und Franzosen zusammen, dann folgt die Schlacht bei Wltern mit einem Gesamtverlust von 60000, Borodino mit 62000 Mann. Die relativ blutigste Schlacht mit der höchsten Prozentzahl an Toten und Verwundeten war Wltern mit einem Verlust von 38 Prozent der Gesamtstreiterzahl, dann folgen Borodino mit 25 Prozent, Orlan und Waterloo mit 24 Prozent und Leipzig und Inzernan mit 21 Prozent. Dagegen betrug der durchschnittliche Verlust an Toten und Verwundeten für beide Wehner zusammen bei Möniggrätz nur 7 1/2 Prozent, bei Gravelotte St. Privat 8 Prozent, bei Sedan 12 Prozent, bei Wörth 13 1/2 Prozent, bei Mars-la-Tour 16 Prozent und bei Flarna 14 Prozent. Die Deutschen verloren in vier blutigen Schlachten des Krieges 1870/71 bei Mars-la-Tour 22 Prozent, die Franzosen bei Sedan 16 Prozent, bei Sedan 19 Prozent, die Schweizer bei Monbijou in 11 Prozent,

die Russen bei Plewna 17 Prozent.

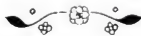
Aber im Kriege gibt es nicht nur Verwundete, sondern auch Kranke, deren Zahl größer ist als die der ersteren. Nach von Linstow und Bohnardien wurden in den Kriegen von 1793 bis 1865 etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Menschen durch Feindeswaffen getötet und $6\frac{1}{2}$ Millionen starben durch Krankheit, besonders durch Typhus, Ruhr, Pocken, Cholera, Malaria, Pest, Diphtherie u. a. Die Kreuzfahrer verloren im Juli 1099 auf dem Marsche durch Syrien und Phönizien oft an einem Tage 500 Mann an Diphtherie. Im Jahre 1728 hat der Flecktyphus von einem französischen Heere vor Neapel 30 000 Mann hinweggerafft. In Rußland wurde das Heer Napoleons I. allein durch den Flecktyphus nach Robert Koch auf ein Fünftel seines Bestandes reduziert. Im Krimkrieg verlor die französische Armee durch Ruhr, Flecktyphus, Malaria, Cholera usw. über 75 000 Mann. Im Jahre 1866 verlor die preussische Armee 6127 Mann infolge der Cholera. Im Kriege 1870/71 erkrankten in der deutschen Armee an Typhus mehr als 74 000 Mann, von welchen etwa 9000 Mann starben, an Ruhr erkrankten 38 000 Mann mit nur 2408 Todesfällen. Die französische Armee wurde 1870/71 durch die Pocken in schwerster Weise heimgelacht, während die deutsche Armee infolge der streng durchgeführten Pockenimpfung nach Robert Koch nur 297 Mann durch die Pocken verlor, ein schlagender Beweis für den großen Wert der Pockenimpfung als wirksame Schutzmaßregel. In allen Kolonialkriegen sind die Infektionskrankheiten besonders verhängnisvoll. Im Jahre 1894 haben gelegentlich der französischen Expedition auf Madagaskar von 12 850 Mann 4980 Mann an Malaria, einige Truppendeile verloren sogar 60 Prozent ihres Bestandes.

Überblicken wir die Zahl der Kriegsverluste zu den verschiedenen Zeiten, so ergibt sich die Tatsache, daß die relativen Verluste durch Feindes-



Generalmajor Alwin von Coler. Geb. 15. März 1851, geit. 26. August 1901. (Nach einer Aufnahme von E. Bieber, Hofphotographen in Berlin)

waffen und durch Krankheiten infolge des verbesserten Kriegsanitätswesens, infolge der modernen Behandlung von Verwundeten und Kranken in den letzten Kriegen geringer geworden sind als früher. Diese Tatsache eröffnet günstige Aussichten für die Zukunft. So viel sich jedenfalls fest: ärztliche Wissenschaft und Kunst werden in einem Zukunftskriege unseren Kriegern besser als früher wirksame Hilfe leisten, das Glück des Krieges mildern und ihm einen Teil seines Schreckens nehmen. Der einzelne Arzt vermag allerdings nicht viel, so tüchtig er auch sein mag, die Basis unserer guten Heilerfolge, die Möglichkeit einer stets genügend vorhandenen ärztlichen Hilfe beruht auf einer guten Organisation und Verwaltung des Kriegsanitätswesens, welches nie verlassen darf. Und unser deutsches Kriegsanitätswesen ist — dank auch der Eifersucht der gesegneten Väter — so ausgezeichnet organisiert, daß es sich sicher im Kriege behaupten wird. Sollte es das Schicksal so fügen, daß unser deutsches Vaterland wieder in einen Krieg verwickelt wird, dann darf man zu der dringlichsten Arbeit und der Organisation unseres Kriegsanitätswesens vollstes Vertrauen hegen.





Johann Gottlieb Fichte (1762–1814). Nach einer zeitgenössischen Zeichnung.

Johann Gottlieb Fichte und seine Reden an die deutsche Nation vor hundert Jahren

Von Prof. Dr. Karl Sell (Bonn)

1



in Lieblingsort Heinrich von Treitschke in der gewöhnlichen Sprache der Deutschen ein noch so junges Volk seien. Er meinte damit, daß wir so viel mehr als unsere Nachbarn, z. B. die Franzosen, die Engländer, es zu den Erfahrungen gebracht haben, die aus einer Welt als der Gemeindefürer der Sprache, Gewohnung und Meinung ein Volk im vollsten Sinne eine Nation machen, die sich in einem einzigen Staat mit einem gemeinsamen Gesetz und einer Sprache vereinigen. In diesem Sinne sind ja auch die Deutschen und die De-

sener die jüngsten der großen Kulturnationen. Sie sind am nächsten zum politischen Nationalbewußtsein erwacht.

Und fragt man nach der eigentlichen Geburtsstunde dieses neuen deutschen Nationalbewußtseins, so ist das — das hat ebenfalls Heinrich von Treitschke gesagt (in den „Historischen und politischen Aufsätzen“: Fichte und die nationale Idee: 1861) — die Zeit vor hundert Jahren gewesen, da in einem akademisch ungelagerten Saal des Akademiegebäudes in Berlin der Philosoph Johann Gottlieb Fichte seine Reden an die deutsche Nation gehalten hat.

Es waren Sonntagsvorlesungen, die am 13. Dezember 1807 begannen, am 20. März 1808 endigten.

Es ist Grund genug, ihnen ein geräuschloses Jubiläum im Kreise der Leser dieser Zeitschrift zu feiern — auch wenn das Jubiläumsdatum nach der Rechnung des Kalenders schon vorüber ist.

Das Auszeichnende jener Zeit vor hundert Jahren, die man nun allgemein als die der beginnenden Aufrichtung eines einheitlichen preussischen Staates und damit zugleich als die direkte Vorbereitung jenes neuen Deutschlands feiert, das dann in dem zweiten großen Befreiungskrieg gegen Frankreich 1870/71 zur weltgeschichtlichen Tatsache wurde, erkennt man, wenn man hinüberblickt auf den gleichzeitigen ersten Befreiungskrieg, der in Europa unternommen wurde gegen die napoleonische Fremdherrschaft in Spanien im Jahre 1808. Der spanische Volkstrieß war, wie ein Jahr später der mächtige Aufstand des Tiroler Volkes — der sich aber im großen und ganzen dank der nordischen, im Grunde nicht leidenschaftlichen Gemütsart dieses Stammes in edleren Grenzen hielt —, das wilde Aufblühen eines oft bis zur Raserei sich steigenden Volkshasses gegen einen zugleich gewalttätigen und anstößigen Feind, der gerade in die heiligsten Gewohnheiten und Sitten mit rauber Hand hineingegriffen hatte. Es war ein elementarer Ausbruch aller angeammelten nationalen und politischen Leidenschaften, der edelsten wie der niedrigsten, die nur in dem einen Ziele einig waren: der Verreibung der Ausländer von dem seit den Maurenzeiten von Fremden nicht betretenen Heimatboden. Was wir den deutschen Freiheitskrieg nennen, das vollzog sich in zwei Abschnitten: in der von einer Reihe von kleinen erfolglosen mittel- und norddeutschen Erhebungen (Dürberg in Hessen, Schill in Ostpreußen, der Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig zur Nordsee) begleiteten Volkserhebung Österreichs von 1809, die mit dessen empfindlicher Demütigung unter härteste Bedingungen des Siegers endigte, und in dem vier Jahre später durch den Sieg des russischen Kaiserthums und der russischen Waffen über Napoleon herbeigeführten Aufstand Preußens, Österreichs und schließlich des rheinländischen Deutschlands zur Abschüttelung der französischen Herrschaft. Die

jen beiden Erhebungen aber war bereits vorgegangen ein innerer Umschwung in weiten Gebieten des deutschen Geisteslebens, eine Wiedergeburt im innersten Wesen der nur noch durch das Band der Sprache zusammengehaltenen Nation, ähnlich wie kein halbes Jahrhundert später die Begründung eines italienischen Einheitsstaates vorbereitet wurde durch eine tiefe, von den edelsten Namen der Nation ausgehende Geistesbewegung.

Ein Glied nur in der Kette von Geistesstaten, die diesen inneren Umschwung hervorriefen, ist auch die populär-wissenschaftliche Wirksamkeit des Philosophen Fichte gewesen. Nur ein Glied ist sie einer sehr viel weiter verzweigten Erweckung der Geister, in der sich uns eine der merkwürdigsten Anomalien unserer Nationalgeschichte enthält, die zugleich zu ihren wundervollsten Geheimnissen gehört. Andre große Völker erleben ein goldenes Zeitalter ihres Geisteslebens und ihrer Literatur, als sie im lebhaftesten nationalen und politischen Aufschwunge sich befinden: Spanien, England, Frankreich. Tagegen ist Deutschlands an Werken klassischer Dichtens und Denkens reichste Zeit die Zeit zwischen dem Pariser Frieden 1795 und der Schlacht von Jena 1806,* also das Jahrzehnt gerade der vollkommensten Nichtigkeit, ja Niedertracht Deutschlands in politischen Dingen. Es ist die Zeit, da Österreich und Preußen das linke Rheinufer den Franzosen preisgaben, da Preußen, nur um Frieden zu behalten, England, Rußland und Österreich allein gegen Napoleon kämpfen ließ, sich aber gern an der gewalttätigen Zäsurierung und Medianierung deutscher geistlicher und weltlicher Stände beteiligte; da an die Stelle des alten „heiligen“ Reiches das neue französische Kaiserthum trat, dem die Rheinbundfürsten wie Gefolgsleute huldigten.

Aber sie wurde (der Gedanke stammt von A. Meißner) gewissermaßen zu einer Schonzeit für das nördliche und nordöstliche wie das mittlere Deutschland, in der die Wunderröthe unserer klassischen und romantischen ideellen und künstlerischen Kultur zur Reife kommen konnte. Während der größte Erbeherer neuerer Zeit, um seinen Meißnerplan auszuführen, stets neue Reiche gründete und

* Goethes „Faust“, erster Teil, damals bereits vollendet, erschien erst 1808 im Druck.

zusammenwarf, herrschte im Reich des deutschen Geistes Friede.

So ward für alle höherstrebenden Geister jener Zeit ohne Ausnahme die geistige Ausbildung, die philosophische Beschäftigung, die literarische, ästhetische und wissenschaftliche Betätigung das Hauptanliegen des Lebens. Scheinbar war alle andre Produktivität erloschen. Wer konnte es damals ahnen, welche Fülle von staatsmännischen und militärischen Kräften der deutsche Norden in seinem Schoße barg? Als aber dann der Sturm der Notzeit an diesem still gewachsenen Baum höchster Kultur des Geistes rüttelte, da fielen wohl die Ästen ab, aber es zeigte sich, daß ihr Same bereits über das Land hingeflogen war. Und aus ihm erwuchs jene todverachtende Begeisterung, jene stolze Siegeszuversicht, mit der sich das wiedergeborene Preußen und schließlich Deutschland erhob. Der stille, aber mächtige Einfluß der hochgepann- ten Geistigkeit jener Zeit ist daran schuld, daß es uns heutigen so scheint, als ob beinahe all die führenden Männer, Staatsmänner wie Feldherren der Zeit vor hundert Jahren, die Stein und Hardenberg, W. von Humboldt, Nicolovius, Sövern, Stägemann, Niebuhr, die Gneisenau, Vong, Grolman, Clausewitz, wie von einem Hauch idealischer Gesinnung umgeben, besetzt seien über all ihre großen Taten hinaus von einem noch höheren Streben nach einheitlicher Bildung und nach dem Ruhm vollkommener Menschlichkeit. Und das erklärt uns auch den Adel, in dem die deutsche Freiheitsdichtung sowohl des Jahres 1809 wie die noch viel reichere des Jahres 1813 erstrahlt.

Während der Welterschütterer Bonaparte, 1799 von Ägypten zurückgekehrt und im Besitz der Gewalt über Frankreich, als erster Konful die Landkarte des südlichen Europa nach seinem Gefallen erst republikanisch, dann monarchisch umgestaltete, den deutschen Weisen und Sünden sich dienstbar machte, das alte heilige römische Reich zusammenwarf, herrschte, wenngleich durch eine undeutsche und verhängnisvolle Politik unter Preußens Schutz, im deutschen Norden und Nordosten Ruhe. Wie von einer sichern Warte aus sahen sich die Denker und Dichter von Königsberg bis Halle und dann von Berlin bis Weimar das ungeheure Schauspiel einer kriegerisch-politischen Weltumwälzung an, maßen sie die Geistes- und Willenskräfte, die darin

wirkten, an den höchsten Idealen, die ein völlig von allen Autoritäten freies Denken und künstlerisches Schaffen erfinden kann, übten sie jenen Jutag des betrachtenden Geistes, der über allen irdischen Dingen in Unerhöhte schwebt, und in dessen Reich die Sonne nicht untergeht. Man achte nur auf die Art, wie etwa Schiller in seinem „Lied von der Glocke“ und in seinen philosophischen Gedichten die französische Revolution und andre große Weltbegebenheiten Revue passieren läßt, wie er im „Wallenstein“ und in der „Braut von Messina“ das Soldaten- und Kriegsleben behandelt; man bedente, daß in einem Zeitroman wie Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ auch nicht ein Nachhall der politischen Weltbegebenheiten zu finden ist, während es doch im „Wohy“ und im „Camont“ auch von Politik gewettet und gebüßt hatte!

Die Wirkung dieser nach innen gelehrten Geistesrichtung zeigte sich denn auch da, wo in Deutschland zuerst der Zinn für die scheinbar verlorene alte Volksthat, für Volkslied, Volksjage und -märchen und für die jetzt der Verachtung anheingegebenen Schätze und Meisterwerke altdcutscher Kunst erwachte. In der erneuten pflanzlichen, jetzt badischen Universität Heidelberg hatte mit dem Rheinländer Joseph Görres aus Koblenz, der zuerst Vorlesungen über altdcutche Literatur hielt, die „Romanit“ ihren Sitz aufgeschlagen. In seinen Zuhörern gehörten neben A. von Eichendorff u. a. auch der Märker Adam von Arnim und der Frankfurter Clemens Brentano, die dort (1806) ihre altdcutche Viedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ zustande brachten, und in deren Einsiedlerzeitung sich u. a. früheste Gedichte von Uhland und Justinus Kerner und die ersten Märchen von Grimm finden. 1807 kehrte Görres nach Koblenz zurück. Zur selben Zeit begann der Kölner Patriziersohn Sulzpiß Boissierée aus Trödelruden und Kirchenweichern die Gemälde der alt kölnischen Schulen zu sammeln — angeregt von Vorträgen, die in Paris und Köln Friedrich Schlegel ihm gehalten hatte — und faßte den Plan, den in ein Heftmagazin verwandelten, unvollendet verwitterten Kölner Dom hereinzu auf- und anzufahren. Bei der Abwendung von der jammervollen Gegenwart

* Erst in der „Natürlichen Tochter“ 1803 wird Goethe wieder politisch.

hatte man in der rückwärts gewandten geschichtlichen Betrachtung der Vorzeit etwas wie eine Weisfagung auf eine neue herrlichere Zukunft gefunden.

So kam es, daß, als auch der letzte deutsche Staat, Preußen, vor Napoleon zusammenfiel, dem in der Freiheit erzeugten Geist seiner edelsten Bürger die Schwingen nicht ertahnten, sondern daß er sofort daranging, sich ein neues, ideales Reich zu gründen, das demnächst auch auf das Licht des politischen Tages treten sollte.

In den beiden Mittelpunkt der Arbeit an einer neuen, höchsten deutschen Kultur, in Jena-Weimar und in Berlin, treffen wir Johann Gottlieb Fichte. Er ist einer der schärfsten, tiefsten und lautesten der deutschen Denker gewesen, vom Anfang seiner mächtigen Mitbewerksamkeit an bestrebt, mittels ihrer eine Geistesheerschar auszubilden, mit der er sein Jahrhundert in die Schranken fordern könne.

Fichte ist am 19. Mai 1762 als armer Leute Kind in dem Dorf Rammenau in der Oberlausitz, unweit Ramenz, der Heimat Lessings, geboren. Sein Vater, ein Leinwandbandweber, soll abstammen von einem im Dreißigjährigen Krieg verwundet zurückgebliebenen schwedischen Wachtmeister. Aber er war der schwächere Teil in der Ehe. Fichtes Mutter, die Tochter eines Pulsnitzer Bürgerers, vererbte dem Sohn den klaren Verstand, aber auch den stolzen, eigenwilligen Charakter. Der Knabe erhielt im Hans und in der Dorfschule nur den notdürftigsten Unterricht. Er half dem Vater am Webstuhl und hütete die Gänse. Das erste Buch, das er nächst der Bibel zu lesen bekam, war das ihm vom Vater gespendete Volksbuch vom „hörnerne Siegfried“. Er vergaß überm Lesen völlig seine Kirtenpflicht, schleuderte darum den Versuch in den nahen Bach und weinte ihm dann bittere Tränen nach.

Nur sich selbst verdante er auch den Weg zu höherer Bildung. Ein bei dem Gutsherrn zu Besuch vorstprechender Herr von Wittig aus der bekannten Familie kam zu spät zu der Sonntagspredigt des weithin geschätzten Trispfarrers Wagner; da sagten ihm die Leute, er solle sich den Weberjungen kommen lassen, der vermöge ihm die ganze Predigt aus dem Kopf herzusagen. Der Knabe tat das mit so viel Anstand und Feuer, daß Wittig die Sorge für seine wei-

tere Erziehung übernahm. So kam Fichte nach mancherlei Schulwechsel auf die berühmte Schulpforta. Dort wurde er aber von dem Stubenältesten, dem „Obergefallen“, so mißhandelt, daß er heimlich entfloh. Sofort aber fiel ihm der Rat seines Pfarrers ein: „Was du tust, wende dich vorher an Gott im Gebet.“ Das brachte ihn zur Besinnung. Er kehrte um, beichtete alles dem Rektor und hatte es fortan besser. Von der neuen Literatur, die damals in der Schule völlig verpöht war, wurde doch manches eingeschuggelt. Den tiefsten Eindruck machten ihm Lessings theologische Streitschriften gegen den Hauptpastor Göze. Da sein Gönner mittlerweile gestorben war und seine Eltern ihn nicht unterstützen konnten, studierte er in Jena und Leipzig unter den härtesten Entbehrungen Theologie und Philosophie. Man weiß nicht genau, wo er sich als jahrender Hauslehrer aufgehalten hat. Erst die Vermittlung einer Hauslehrerstelle in Zürich entthob ihn nach sieben Jahren der Nahrungsorgen. Dort fand er nicht nur Aufnahme in dem geistig lebendigen Kreis, der sich um den Prediger und Physiognomen Lavater, Goethes ehemaligen Freund, sammelte, sondern in einer Nichte Klopstocks, Johanna Maria Kahn, das weibliche Gemüt, das zuerst von allen ihn verstand und an ihn glaubte, zu der er aufstehen konnte wie zu seinem besten Freund. „Soll ich immer so wie eine Welle hin und her getrieben werden? Nimm du mich hin, männlichere Seele, und fixiere meine Unbeständigkeit!“ Einen eignen Hausstand zu gründen mit den Mitteln der Braut verbot ihm aber sein Stolz. So entwarf er ausschweifende Pläne zu verschiedenen Verufen, denn mit den Eltern seiner Pöglinge pflegte er sich nicht zu überwerfen, da er sie zunächst selbst in Zucht nahm. Zur Predigerlaufbahn, zu der es ihn, den geborenen Redner, am meisten zog, fehlte es ihm an der in Kurzfassen nötigen Rechgläubigkeit.

So wurde er wieder in Leipzig Privatlehrer. Ein Student hat ihn zufällig um Unterricht in der Philosophie um Rat. Er studierte sie jetzt erst und schreibt darüber: „Ich fand darin eine Beschäftigung, die Kopf und Herz füllte, mein ungesättigter Ausbreitungsgeist schwiag, das waren die glücklichen Tage, die ich je verlebte habe. Von einem Tag zum andern verlegen um

Brot, war ich dennoch damals vielleicht einer der glücklichsten Menschen auf dem weiten Mund der Erde." Er erlebte in diesen Studien etwas wie eine Belehrung, ja geradezu eine geistige Wiedergeburt! Der bis dahin unangesehnt mit dem Gedanken des Determinismus, der Unfreiheit des Willens gerungen hatte, wurde nun durch Kant von der Freiheit als der Wurzel der Sittlichkeit so tief überzeugt, daß er fortan, ebenso wie Schiller, sein ganzes Denken und sein ganzes Leben darauf gründete. „Es ist unbegreiflich, welche Achtung für die Menschheit, welche Kraft aus dieses System gibt." Da ihm die Entschädigung für die vorzeitige Aufkündigung einer Hauslehrerstelle in einem gräflichen Haus in Warshan gestattet, ein paar Monate aus der Schaar zu gehen, reist er nach Königsberg und erzwingt Kants Respekt dadurch, daß er ihm eine in vier Wochen geschriebene Abhandlung über ein religiös-philosophisches Thema vorlegt, den „Versuch einer Kritik aller Tiszenbarung". Kant sorgt ihm für einen Verleger; durch einen Zufall bleibt auf einem Teil der Exemplare der Name des Verfassers weg; die Schrift, ganz im Sinne von Kant geschrieben, wird in Deutschland, besonders in Jena, für ein Werk des großen Königsberger Denkers selbst gehalten, und als dieser nun den Namen des wirklichen Verfassers bekannt machte, war dessen Ruhm begründet. Er verheiratete sich nun in Zürich, wo er u. a. auch Pestalozzi's, des großen Erziehungsreformators, Bekanntschaft machte, und schrieb seine ersten politischen Schriften: „Beiträge zur Verichtigung des Urteils des Publicums über die Französische Revolution", worin er, auch nach dem Königsmord, für ihr Recht eintritt und „Zurückforderung der Deutschfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unerdrechten". Bereits in Zürich begründet er jenes philosophische System, mittels dessen er Kants Gedankenwelt zu ihrer höchsten Vollendung zu bringen meint: die „Wissenschaftslehre". Da wurde er unerwartet (1794) auf den Lehrstuhl für Kantische Philosophie in Jena berufen, der durch den Weggang des ersten „Mantianers" Reinhold nach Kiel frei war. „In einer Zeit," schreibt Anno früher, „wo in Frankreich Robespierre, in Preußen Wöllner (der bekannte Aufschrittskanzler) regierte, war es eine große Ruh-

heit, Nichts nach Jena zu rufen, und nur in einem Lande möglich, wo Karl August Herzog und Goethe Minister war."

Nichtes Philosophie nicht nur, sondern auch das Gerüge seiner ganzen Persönlichkeit ist verständlich nur aus der Philosophie seines Lehrers Kant. Obwohl sie nicht, wie er meinte, deren allein konsequente Fortsetzung und Anwendung war, sondern eine großartige einseitige Ubertreibung, so nimmt sie doch anderwärts nicht nur teil an der sittlichen Erhabenheit und praktischen Wirksamkeit von Kants Lehre, sondern sie hat deren Ideen auch wesentlich vertieft und beschwingt, und sie hat so dem Kantianismus erst die Stoffkraft verliehen, deren er bedurfte, um in der Befreiungszeit eine der geistigen Mauerbrecher gegen die Anechtenschaft zu werden. So ist Nichts Gedankenwelt nichts anderes als er selbst. Sie ist sozusagen sein eigener in Lehre und umgekehrter Charakter. Andererseits aber hat er bereits der deutschen Philosophie jene Wendung gegeben, die schließlich zu dem großen logischen Weltsystem von Hegel führen mußte.

Kants Philosophie ist von diesem selber gern verglichen worden mit der Entdeckung des Kopernikus. Man könnte sie aber nach der andern Seite auch vergleichen mit der des Sokrates. Wie Sokrates als Denker seine Schüler von der Betrachtung der äußeren Welt Dinge zurückrief zur Betrachtung des Menschen, so führte Kant von der Erforschung der äußeren Welt zu der der moralischen Innenwelt. Aber das hing direkt zusammen mit dem völlig Neuen in seiner Lehre von der Erkenntnis überhaupt.

Als Kopernikus hatte man gemeint, die Welt drehe sich um uns, sie sei so, wie wir sie sehen; seit Kopernikus wissen wir: wir drehen uns um einen uns gegebenen Mittelpunkt, es ist ein Unterschied zwischen dem, was wir zu sehen glauben, und dem, was ist. Das menschliche Denken bis auf Kant strebte, das All der Dinge zu erklären aus ihren eignen Voraussetzungen, aus Ursachen und Zwecken. Alle Probleme göttlicher und menschlicher Dinge meinte man lösen zu müssen, auch die Religion war daran aufs höchste beteiligt. Da kam Kant, und mit seiner Kritik des Erkenntnisvermögens zeigte er die unüberwindlichen Grenzen, die unserer Vermunft gesetzt sind in der Natur der Sinneswahrnehmungen und in der Natur unsers

Erkenntnisapparats. Er zeigte, daß wir nur „Erscheinungen“ erkennen, d. h. nur dasjenige von den Dingen, was in unser Wahrnehmungsvermögen hineinfällt. Damit wollte er den Menschengesitt zurückrufen von allen Klarsüßigen in das Land des Über-sinnlichen. Das sollte aber keineswegs bedeuten die Leugnung dieser Welt des Über-sinnlichen. Davon werden wir vielmehr, das war seine zweite fundamentale Behauptung, gewiß nicht durch Schluß und Beweis, sondern auf dem Wege des Handelns. Wir tragen in uns ein gebieterisches Sittengesetz, das uns nicht minder verpflichtet, als unsre Sinne und unsre Logik tun, die unsre Wahrnehmungen regulieren. Es liegt darin die Gewißheit der Freiheit: „Tu kannst, denn du sollst.“ Und so entwarf vom Standpunkt der Freiheit aus Kant eine neue, nicht wissenschaftliche, sondern praktische Philosophie des Über-sinnlichen: Gott, Freiheit, Sittlichkeit, Außerlichkeit, deren vollkommenste künstlerische Darstellung wir in Schillers klassischen Dichterverten vor uns sehen. Wie hier sich alles dreht um Seelenadel, Menschenwürde, Freiheit und Weltbeglückung, das ist jedermann gegenwärtig. Alle diese Ziele aber sind unbeweisbar, unerklärlich, aber sie sind dennoch wahr. So erscheint uns Kant als der große Welter der des Glaubens an eine Geisteswelt, an eine Geisterwelt. Damals, zumal ehe Schiller unter Kants Inspiration gedichtet hatte, konnte es anders erscheinen. Auf die meisten Alten machte er ant geradezu den Eindruck des „alles Zermaalenden“. So z. B. auf den biederu Wandersbeter Horen Matthias Claudius. Andererseits auf einen Teil der Jugend wirkte er wie eine Offenbarung. So geschah es mit Fichte. Ihn packte das absolut Neue in Kant, und ihn entflammte das Weltverachtende in Kant. Er machte sich sofort daran, was Kant unterlassen hane, die neue Ansicht von den Dingen in ein System zu bringen, das sich von allen früheren Systemen völlig unterscheiden mußte. Alle früheren Philosophien, ebenso wie die positiven Religionen, waren Weltstrome gewesen. Neues System konnte nur ein System des reinen Idealismus sein, d. h. ein System der menschlichen Geistestätigkeit, eine Philosophie des Bewußtseins.

Kant hatte gelehrt: Was wir erkennen, das sind nur Erscheinungen mittel unsrer

Vorstellungen. Er zweifelte aber nicht daran, daß dahinter noch eine andre Wirklichkeit liegt. Fichte sagt: Wenn alles, was wir erkennen, nur unsre Vorstellung ist, wenn Zeit und Raum und Kausalität und alle Denkformen, wie Kant gezeigt hat, etwas sind, das von uns her stammt — wozu dann noch annehmen, daß etwas anderes existiert als der Begriffs des Bewußtseins aller geistigen Wesen? Wenn alles, was ist, unsre Vorstellung“ ist, so existiert eben nur das vorstellende Wesen, das „Ich“. Das „Ich“ auf allen Stufen seiner Existenz, als unbewußtes oder bewußtes Wesen, es produziert die Welt der Erscheinungen. Das All ist nichts anderes als ein All von Geistern. Und das Wesen des Geistes ist Wille. Dieses All ist immer dagewesen, es ist nicht entstanden: die Wissenschaft hat nur zu zeigen, welche Aufgaben dieses Geistes durch ihre eigne Natur gestellt sind. Das sind lediglich Aufgaben intellektueller, sittlicher, künstlerischer, religiöser Art. Alle Philosophie ist praktisch, ist Veranlassung zur Unterweisung im richtigen Handeln. Die Krone des geistigen Lebens ist der Wille, das Erbeil des Willens ist die Freiheit. Mit Freiheit eine Welt der vollkommenen Güte schaffen, das ist die Aufgabe der gesamten Menschheit. Was ist demgemäß der Teil der Welt, der uns erscheint als die unsre Natur? Er ist nichts als der Schauplatz unsrer Pflichterfüllung. Was ist Gott? Er ist die sich selber in der Geisterwelt durchsetzende erhabene Ordnung, die Ordnung der Sittlichkeit, die „moralische Weltordnung“.

Wenn Fichte meinte, allein den richtigen Verstand der Philosophie von Kant zu besitzen, so täuschte er sich.

Kant selbst dachte anders. Er verwarf die kühne Lehre des absoluten Idealismus, wonach die ganze Wirklichkeit nichts anderes sein sollte als nur eine Schöpfung des aktiven Geistes. Diese Lehre führt zwar nicht, wie man ihr vorgeworfen hat, zum Pantheismus, wohl aber zum sogenannten Monismus.* Während Kant im Grunde doch bei den altgewohnten Vorstellungen von Gott als einem personalischen Gott, von der un-

* Und zwar zum ethischen Monismus, wonach die letzte und höchste Wirklichkeit ein Wille ist, der sich im Willen aller ihm untertanen Wesen nicht nur wiederfindet.

sterblichen Einzelseele und von der geschaffenen Welt, also bei den Formeln des christlichen Theismus, siebenblieb. Was Fichtes Lehre an hob, ist der Begriff der Welt oder der Dinge als einer dem Geist selbständig gegenüberstehenden Wirklichkeit. Und damit fiel auch der Begriff eines persönlichen Schöpfers und einer Schöpfung. Was er gab, das war der geniale Versuch einer Konstruktion des menschlichen Geisteslebens und seiner Aufgaben nur aus Moralbegriffen. Es existiert in Wahrheit nach ihm nur eine Geisterwelt, die keine andre Aufgaben hat als die des sittlichen, vollkommen guten und gerechten Handelns. Das macht den Unterschied seiner Lehre ans von der so viel betonteren, wenn auch in ihrem eigentlich metaphysischen Hintergrund nicht im geringsten leichter verständlichen Lehre Schopenhauers von der Welt als „Vorstellung und Wille“. Schopenhauers erkenntnistheoretischer Grundgedanke stammt von Fichte her. Auch Schopenhauer leugnet so wenig wie Fichte die scheinbare Realität der Dinge. Nur sind ihm diese Dinge, ebenso wie Fichte, eben nur unsere „Vorstellungen“. Fragt man aber, was diesen Vorstellungen zugrunde liegt, so ist es ein einziges Wesen, der „Wille“. Schopenhauer verzichtet aber auf die moralische Ausdeutung dieses Willens. Er sieht als die eigentliche sittliche Aufgabe an den Verzicht auf allen Willen. Er leugnet alle praktische Freiheit und verwirft jeden Begriff von der Gottheit.

So endigt Schopenhauers Philosophie, wie bekannt, bei dem Luterismus christlicher Mystiker und indischer Brahmanen, beim Nirwana des Buddhismus; Fichtes Philosophie dagegen wird zur „Philosophie der Tat“. Noch vor Kant hat er in Systemen der Sittenlehre, der Rechtslehre, der Staatslehre es unternommen, das Gesamtgebiet alles sittlichen Handelns aus Vernunftprinzipien zu begründen und zu beschreiben, um dessentwillen allein eine scheinbare materielle Welt existiert.

Nur in dem erhabensten Schöpfung der Dichtungen Schillers, in denen es manchmal so klingt, als sei alles irdische Leben an sich wertlos und nur dazu da, um die allerhöchsten Ideale zu verwirklichen, und in dem mächtigen Nachhall, den die Schillerische Poesie gefunden hat in gewissen Nummern des letzten Jahrhunderts, findet sich etwas die

Tentgebäude Ähnliches. Dabei mußte hier völlig darauf verzichtet werden, seine Einzelheiten vorzuführen. Sein erhabener Gesamtansatz wird deutlich werden aus der Ausführung einer Stelle, die Fichte in einer eigens auf das Verständnis des größeren Publikums berechneten Schrift geschrieben hat (in der „Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus“).

Hier wollte er zeigen, wie weit der vulgäre Glaube an der Seelen Unsterblichkeit und an Gott als den Belohner der Tugend überboten werde an Ernst und Kraft und Tiefe durch seine das höchste Streben entzettelnden Lehren von einem jenseitigen ewigen Verzug und einer ewigen Dauer des eigentlich Wesentlichen im Menschen, des sittlichen Willens. Er lehnt sich dabei an die Sprache seines Lieblingsdichters Klopstock an.

„Ihr sollt euch zum Bewußtsein eures reinen sittlichen Charakters erheben, und ihr werdet finden, wer ihr selbst seid ... Und werdet finden, daß dieser Erdball mit allen den Herrlichkeiten, welche zu bedürfen ihr in kindischer Emselt wäuhret, daß diese Sonne und die tausendmaltaufend Sonnen, die sie umgeben, daß alle die Erden, die ihr um jede der tausendmaltaufend Sonnen ahnet, und die in keine Zahl zu fassenden Gegenstände alle, die ihr auf jedem dieser Weltkörper ahnet, daß dieses ganze unermessliche All, vor dessen blohem Gedanken eure sinnliche Seele bebt und in ihren Grundfesten erzittert — daß es nichts ist, als in sterblichen Augen ein matter Abglanz eures eignen, in euch verchristeten und in alle Ewigkeiten hinaus zu entwickelnden ewigen Daseins. Ihr werdet darum, als bloß selbsttätiges Prinzip und allein durch euer pflichtmäßiges Handeln bestehend, den Genuß (dieser sinnlichen Dinge) nicht entbehren, sondern vielmehr verschmähen alles, was „Ding“ ist, die Herrlichkeiten eurer Erde und jener tausendmaltaufend Weltkörper und des ganzen unermesslichen All tief unter eurer eignen geistigen Natur finden und die Liebe und die Berührung damit für Verlockung und Entweichung eures höheren Ganges halten. Ihr werdet fähig eure Unsterblichkeit dem unermesslichen All, vor dessen blohem Gedanken eure sinnliche Seele erbebt, gegenüberstellen und sagen: Wie könnte ich meine Macht fürchten, die sich nur gegen das richtet, was dir gleich ist und nie bis zu mir reicht. Du bist wandelbar, nicht ich; alle deine Verwandlungen sind nur ein Schauspiel, und ich werde stets unverleert über den Trümmern deiner Gestalten schweben. Denn die Kräfte schon jetzt in Wirklichkeit sind, welche die innere Sphäre meiner Tätigkeit, die ich meinen Leib nenne, zer-

stören sollen, bestrebt mich nicht; dieser Leib gehört zu dir und ist vergänglich wie alles, was zu dir gehört. Aber dieser Leib ist nicht Ich. Ich selbst werde über seinen Trümmern schweben, und seine Auflösung wird mein Schauspiel sein... Aber wenn unter den Willkuren Sonnen, die über meinem Haupte leuchten, die jüngstgeborene ihren lezten Lichtfunken längst wird ausgeströmt haben, dann werde ich noch unversehrt und unverwandelt derselbe sein, der ich jetzt bin; und wenn aus euren Trümmern so vielmale neue Sonnensysteme werden zusammengeströmt sein, als euer alle sind, ihr über meinem Haupte leuchtende Sonnen, und die jüngste unter allen ihren lezten Lichtfunken längst wird ausgeströmt haben, dann werde ich noch sein, unversehrt und unverwandelt, derselbe, der ich heute bin; werde noch wollen, was ich heute will, meine Pflicht; und die Folgen meines Tuns und Leidens werden noch sein aufbewahrt in der Seligkeit aller. Ihr sollt, auch in euren mütterlichen Lande, der überfunken Welt und Gott gegenüber frei und aufrichtig dastehen. Ihr sollt nicht ein Sklave, sondern freie Mitbürger seines Reiches. Dasselbe Gesetz, das euch verbindet, macht kein Zein aus, so wie es euren Willen ausmacht. Selbst ihm gegenüber seid ihr nicht bedürftig, denn ihr begehrt nichts, als was er ohne euer Begehrt tut; selbst von ihm seid ihr nicht abhängig, denn ihr sondert euren Willen nicht ab von dem seinigen. Ihr nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt auch von ihrem Weltenthron herab."

Das ist bereits die Gott-allein-Lehre der indischen Philosophie.

Wollte man vom Standpunkt unsers heutigen natur- und seelenkundigen Denkens Nichtes „System“ richtig würdigen, so wäre etwa dies zu sagen: Es war durchaus der Ausdruck eines erst durch die von Kant ausgehende Erleuchtung zur Klarheit über sich selbst gelangenen sichtlich enthusiastischen Charaktermenschen, ein ebenso einzigartiges und unmaßnahmtliches Geistesgebilde wie etwa unter der gegenwärtigen Generation das von Nietzsche. Diese Persönlichkeit aber war durchglüht vom Feuer eines erhabenen Willens der Gerechtigkeit gegen alle menschlichen Wesen, von einer Stärke des Pflichtbewußtseins, das sie keinen Augenblick rüben und raiten ließ, und von einer so stolzen Gleichgültigkeit gegen alle Unferlichkeiten und Nichtigkeiten des Lebens, daß man ihn gleichzeitig für bestimmt hätte halten können zu einem Volkserzieher und -begleiter, zu einem Märrer und zu einem indischen Brahmanen. Von allem diesem etwas zu werden, hat ihm sein Schicksal vergönnt.

In Jena wurde Fichte von den Studenten mit Jubel begrüßt, ein Kreis prächtiger Moselegen, an der Spitze Schiller, hieß ihn willkommen. Die fünf Jahre seines dortigen Wirkens sind die fruchtbaren seiner ganzen akademischen Wirksamkeit gewesen. Die Macht seines Anstretens, die logische Strenge seiner Beweisführung, die flammende Begeisterung für die höchsten sittlichen Ideale überwältigten seine Zuhörer.

Nicht bloß lehren wollte Fichte, er wollte Jünger schaffen und sie belehren zu einer bestimmten Welt- und Lebensansicht. Sie sollten erst gezwungen werden zum Verständnis seiner Gedanken, dann zu einem Leben nach diesem Verstande. So wurde er auf dem philosophischen Katheder Prediger und Seelenführer. Seine erste öffentliche Vorlesung behandelte „Moral für Gelehrte“. Der Gelehrte aber „soll der sichtlich beste Mensch seines Zeitalters sein; er soll die höchste Stufe der bis dahin möglichen sittlichen Ansbildung in sich vorstellen“. Er soll sich dessen bewußt sein: „Ich bin ein Priester der Wahrheit, ich bin in ihrem Solde, ich habe mich verbindlich gemacht, alles für sie zu tun und zu wagen und zu leiden. Wenn ich um ihres willen verfolgt und gehaßt werde, wenn ich in ihrem Dienste gar sterben sollte, was täte ich weiter, als was ich schlechtbin tun müßte?“

Wer so zu sprechen und zu leben vermochte, der hatte damals den besten Teil der Jugend für sich. Nicht die ganze. So kam Fichte, der den wissigen studentischen Unsitzen streng entgegentrat, mit einem Teil der Purichen in Konflikt, man gebährdete seine Sicherheit, doch überwaq der Beifall der Tüchtigen. Ein erster Konflikt mit der jenaischen Regierung wurde durch beiderseitige Nachgiebigkeit erledigt, als Fichte, um zur ganzen Studentenschaft reden zu können, eine öffentliche Moralvorlesung auf den Sonntagvormittag zur Stunde eines Gottesdienstes anzeigte. Sie mußte auf den Nachmittag verlegt werden, aber man erlante seine guten Absichten an. Ein zweiter Konflikt lösete ihm seine Stelle. In einer von Fichte mit herausgegebenen philosophischen Zeitschrift erschienen als Begleitwort für die religionsphilosophische Arbeit eines andern ein Aufsatz von Fichte „Über den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung“. Durch eine anomne Anghchricht darüber als wider ein Verbot seines Unglaubens auf-

merksam gemacht, verbot die kurfürstliche Regierung in Dresden die Zeitschrift in ihrem Lande und konfiszierte die Exemplare unter gleichzeitiger Beschwerde bei der Regierung zu Weimar wegen Verbreitung von „Atheismus“. Wern hätte die Fichte durchaus wohlgefinnte Regierung die Sache in der Stille erledigt. Aber Fichte selbst vereitelte das. Er hatte die Grundlosigkeit der Anklage dargestellt, indem er als den Zubegriff seiner Religion den Glauben an Gott als die sittliche Weltordnung bezeichnete, nicht ohne die schneidigsten Ausfälle auf den „Götzendienst“ seiner Gegner. Schiller, der in die Absichten der Regierung eingeweiht war, antwortete ihm: „Es ist gar keine Frage, daß Sie sich von der Beschuldigung des Atheismus vor jedem verständigen Menschen völlig gereinigt haben ... Nur wäre zu wünschen gewesen, ... daß Sie dem ganzen Vorgange die Wichtigkeit und Konsequenz für Ihre persönliche Sicherheit nicht eingeräumt hätten. Denn so wie die hiesige Regierung denkt, war nicht das Geringste dieser Art zu befahren. Der Herzog erklärte ganz rund, daß man Ihrer Freiheit im

Schreiben keinen Einhalt tun würde und könne, wenn man auch gewisse Dinge nicht auf dem Rathgeber gesagt wünsche. Doch ist das letztere nur seine Privatmeinung, und seine Mäte würden auch nicht einmal diese Einschränkung machen.“ In den weiteren Verhandlungen trat nun aber Fichte förmlich drohend auf und erklärte, auch nicht den geringsten Verweis hinnehmen zu wollen. Eher verlange er seine Entlassung. Da riß dem Herzog und seinen Mäten die Geduld. Vergebens suchte Fichte nun noch einzulenken. Er wurde ohne weiteres entlassen. Goethe erklärte dabei: „Ich würde gegen meinen Sohn votieren, wenn er sich eine solche Sprache gegen ein Gouvernement erlauben würde.“ Fichte hat diesen Streit geführt in dem Bewußtsein, für die akademische Lehrfreiheit mit seiner Person einzustehen zu müssen, die in der Tat kaum gefährdet war. Vergebens richteten die Studenten wiederholte Bitten um Rückberufung ihres geliebten Lehrers an den Herzog. Die Blüte der Universität Jena war, wie Goethe das später zugestanden hat, mit Fichtes Weggang 1799, dem später andre folgten, doch geknickt.

(Schluß folgt.)

Johann Gottlieb Fichte.



Silhouette aus Goethes Brief

Heller Abend

Abend, goldene Laute,
Singst du übers Land,
Wandelst das Vertraute,
Das so grau und deutlich stand.

Und wir schauen Bilder,
Fühlen Harmonie;
Dunkler und doch milder
Macht sie deine Melodie.

Eins mit sich und wärmer
Wird ein jedes Ding,
Lieber, heitler Schwärmer,
Sing!

Carl Meißner

Neue künstlerische Besuchskarten

Don Ernst Warburg

Eins der kennzeichnendsten Merkmale unserer jungen Kunstgewerbebewegung ist ihre unmittelbare Beziehung zum täglichen Leben und zu seinen praktischen Bedürfnissen. Nicht wie ein nur schmückendes Luxusgewinde wollen sich ihre Schöpfungen um die tausend Gerätschaften und Gebrauchsgegenstände unserer Tafeln legen, nein, von innen her soll der neue Geist, der Geist der Ehrtheit, Zweckmäßigkeit, Sachlichkeit und ruhigen Schönheit all jene kleinen und großen uns umgebenden Dinge durchdringen. Ob es sich um die künstlerische Gestaltung einer Hausfassade oder eines Bilderrahmens handelt, gilt ihr dabei gleich: beides verdient und beansprucht die gleiche Liebe. Anfangs hat man wohl gedacht, als man die „Kücheten“ gar so viel Sorgfalt und Nachdenken auf die Form, sagen wir eines Stuhlbeins, „verschwendet“ sah; allmählich aber ist die Überzeugung immer mehr durchgedrungen, daß die „Auidacht zum Unbedeutenden“ notwendig war, um erst mal die Fundamente einer künstlerischen Lebenskultur zu legen.

Unter den praktischen Verkämpfern dieser heiligen Bewegung marschierten von vornherein in der ersten Reihe die graphischen Künste. Neben dem künstlerischen Anschauungswort war es schon vor zehn, zwölf Jahren die künstlerischen Plakate, die Pflöcke legten in den alten, geschmackverlassenen Schandrian, der wie für das Handgewerbe so auch für das Kleingewerbe der achtziger und noch der ersten neunziger Jahre bezeichnend war. Aller Hohn, dem sie dabei begegneten, und den sie gewisser Auswüchse wegen zuweilen auch verdienten, entmutigte sie nicht, in ihren Bestrebungen fortzuwähren, bis sie nach Überwindung der unvermeidlichen Anmerklichkeiten und Verirrungen endlich ihr Ziel, zweckmäßige Solidität in edler künstlerischer Erhebung, erreicht hatten. Die Eroberung der einzelnen Lebensgebiete und Formen konnte freilich nur ganz allmählich und irthümliche Weise vor sich gehen. Nicht selten kam es vor, daß ein Zweig des großen Baumes sich schon neubegründet zeigte, während der unmittelbar benachbarte noch grün und hell in die Luft

starrte. Manchmal war der Widerstand, der den Bestrebungen des jungen Kunstgewerbes entgegen gesetzt wurde, von einer geradezu grotesken Fäbiigkeit. Man denke nur an die zeichnerischen und koloristischen Schustjächter, mit denen uns noch heute die Herren Jagartenfabrikanten auf dem Schutz- und Schmuckblatt der Mützen — je teurer der Inhalt, desto schenstlicher die Hülle! — ihre aromatischen Erzeugnisse präsentieren. Erst jetzt regt sich dagegen die erste tätige Abhilfe. Wenigstens konnte man im letzten Sommer auf der Heilischen Landesausstellung in Darmstadt Trüde einer großen Eisenbacher Zerstückererei sehen, die im Geiste des modernen Kunstgewerbes gehaltene Darstellungen von schickter trästiger Linienführung und wohlthuender Farbzuammenfassung zeigten.

Wehr noch als das Zurückbleiben dieser ganz dem Geschmack oder Ungeschmack des Großindustriellen ausgelieferten Mütter mußte es am Ende anfallen, daß auch ein so eng mit den guten Formen und einer gewissen Eleganz des Lebensführung verknüpfter Gebrauchsgegenstand wie die Besuchskarte sich dem Betätigungsbereich des modernen Kunstgewerbes entzog. Während 14 Jahre ununterbrochen und erfolgreichsten Künstler nicht zu vornehm dünkten, das Plakat zu ihrem blühendem Leben zu erwecken, verbarnte die „Sitzenarte“ in ihrer hergebrachten Nüchternheit; höchstens daß hier und da auf eine gefälligere oder stillvollere Schattenseite geblendet wurde. Ein freudiges Zeugnis für diesen anfallenden Mangel liegt den Lesern dieser Zeitschrift vor der Tür. Im Januarheft 1898 leitete Frau Stahl die damals neuesten und in der Tat schon höchst anerkanntswürdigen Erzeugnisse der deutschen Plakatkunst; in demselben Heft, wenige Seiten davor, führte eine Mitarbeiterin beweglicheilage über den „Platten Kafonismus der nichternen Namenszettel“, so sich Sitzenarten nennen. Und sie fragte: „Wie lange wird ihre Schmucklosigkeit noch währen in unserer genial dekorativen Zeit, die wie keine andre das alte Weiß des Papiers auf Remains, Weiß und Gratulationstorten durch Farbenpracht und erfinderische Einfälle zu beleben weiß?“



Entwurf zu einer Besuchskarte für Ihre Kgl. Hoheit und Kgl. Hoheit, die Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preußen. Dritter Preis a: Walter Matthes, Leipzig.

Mit diesem schlichten Hinweis auf die zur Verringerung einzulagerten Reformen war die Verfasserin freilich kaum auf dem richtigen Wege. Jedenfalls nicht auf dem des modernen Kunstgewerbes. Die „Farbendracht“ und die „erfindungsreichen Einfälle“ der Neujahrsgratulationskarten, wie sie noch vor zehn Jahren gang und gäbe waren, zum Muster für neue Besuchskarten zu nehmen, hätte allen geübten Kunstgewerblichen Grundrissen ins Gesicht geschlagen. Nichts konnte diesen Forderungen der ruhigen Züchtigkeit und der Zurückhaltung gerade in der Farbenwahl mehr zuwiderlaufen als die knallige Buntheit und die geistreich-sentimentale Motivwahl jener einstigen papierenen Herrlichkeiten der Buchbinderläden.

Dabei hätte es die Verfasserin jenes Auftrages doch so leicht gehabt, in der Geschichte der Besuchskarten gute Vorbilder zu finden. Sie selbst schrieb ja über historische Visitarten und zeigte aus einer Privatsammlung nicht weniger als sechzehn Stück, Kupferstiche des mittleren und ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, die fast durchweg einen guten Geschmack, zuweilen sogar einen feinen dekorativen Sinn bewiesen. Namentlich eine im reinsten Rokokogeschmack gehaltene Karte der Starostin Bronisława, auf der die polnische Edelrau, im Reifrock, mit hochgestreutem gebürstetem Haar, im eleganten Galawagen



Entwurf zu einer Besuchskarte für Ihre Kgl. Hoheit die Frau Prinzessin Johanna Georg von Sachsen. Zweiter Preis. Bismarck-Platz in Weimar.

einherfährt und durch die Glasfenster hochmütig auf die Straße hinausorguetzt, fällt durch ihre ungehörige Beziehung auf Stand und Meinung der Besucherin aus. Andere Karten begnügen sich mit allgemeineren Darstellungen; beliebt scheinen namentlich, dem Zeitgeschmack entsprechenden, idyllische oder französisch stilisierte Parklandschaften, Ruinen, antike Säulenschäfte, die mit frischem Grün unrautet, Grabmonumente, die von Urnen gekrönt und mit Blumengewinden umkränzt sind, Tempeltrümmer, etruskische Säulen und ähnliche Erinnerungen an Pompeji und Herkulanum. Schwierigkeiten macht fast überall die Anbringung des Namens. Meistens schneidet die Tafel, das Schild oder das Band, darauf er steht, hart in die Zeichnung hinein, wenn er nicht als ein fatales Memento mori geradewegs auf die Stirnseite des Grabmals oder auf ein Trümmerschild gesetzt ist. Ein Engländer begeht sogar die Geschmacklosigkeit, seinen Namen in die Mundhöhle einer antiken Maske, eines Auerhähners oder Petrols,



Besuchskarte für Privatpersonen. Zweiter Preis: Walter Conz, Karlsruhe.

zu schreiben und auf dem Haarband noch handschriftlich seine augenblickliche Wohnung hinzuzufügen: Hotel de Pologne! Am besten wird die Schwierigkeit durch Ausparung eines glatten Streifens oben oder unten gelöst, wie auf der lebensfrohen, annähernd heiteren Karte des Grafen Bernstorff, Kammerherrn S. M. des Königs von Preußen, einer feinen, auch in der Zeichnung künstlerisch durchgeführten Leistung.

Teuflich zeigt sich dann, je näher wir den barten Tagen der Arbeiterkriege kommen, eine zunehmende Einfachheit in den Motiven. Man hatte eben damals für Luxusartikel weder Geld noch Gedanken übrig; ein Streben nach Sparsamkeit ging durch alle Schichten und machte sich bald auch an den alltäglichsten Gebrauchsgegenständen bemerkbar. „Von den einstigen künstlerischen Kupferstichen, bei denen der Name Nebenfache, die bildliche Aus schmückung Hauptfache gewesen, blieb als einziges Überbleibsel ein Krauz mit flatternden Banden oder eine Girlande zurück.“ Teuf selbst dieser kirgliche Schmuck verlor sich allmählich: die Visitkarte wurde zum schmucklosen, nüchternen Namenszettel. Als eine

lepte Todeszuckung im Kampf zwischen Deforationsfreude und spartanischer Bedürfnislosigkeit muß man wohl jene eisernen, von der Königlichen Eigengieberei in Berlin hergestellten Visitenkarten ansehen, die zur Zeit der Freiheitskriege aufstamen, und von denen zum ewigen Gedächtnis einige Exemplare im Kunstgewerbemuseum zu Berlin aufbewahrt werden.

Zeitdem hat die Besuchskarte — fast ein volles Jahrhundert lang — vor dem Ehrgeiz des Künstlers und Kunstgewerblers Ruhe gehabt, während sich doch die Bücherzeichen (Exlibris) längst wieder einen eignen Kunstzweig ausgebildet haben, an dessen Pflege die stolzen unserer Künstlernamen beteiligt sind. Jetzt erst wieder besinnt man sich auf dies Stücklein der inzwischen so fröhlich aufgeblühten graphischen Künste, und vor kurzem hatte sogar die Königliche Akademie für graphische Künste zu Leipzig im Verein mit dem Deutschen Buchgewerbeverein einen mit insgesamt 4500 Mark dotierten Wettbewerb zur Wieder-



Besuchskarte für Privatpersonen. Viertes Preis 1: Ernst Ruffesser, München.

holer davon, wie ihm auch im allgemeinen Wettbewerb für Privatpersonen noch ein vierter Preis zufiel, während den ersten hier Hans Volpert in München, den zweiten der Radierer Prof. Walter Gorg in Karlsruhe, den dritten Hans Kurth in Berlin errang.

Der Durchschnitt der Arbeiten war, wie uns das Preisrichterkollegium versichert, durchaus befriedigend. 464 Stück, einschließlich der preisgekrönten und belobten Arbeiten wurden zu der Ausstellung zugelassen, die jetzt vom Deutschen Buchgewerbeverein ein Jahr lang in deutschen Städten vorgeführt werden soll, um mit Hilfe eines kunstliebenden Publikums die Sitte künstlerischer Besuchskarten wieder einzuführen. Wir wünschen dieser Bestrebung als einem neuen Zeichen des überall erwachenden Individualitätsdranges untrer Tage guten Erfolg, wenn wir uns auch darauf gefaßt machen müssen, daß neben den guten Früchten zunächst manches Unkraut emporstehen wird. Eine gewisse Mäßigkeit für eine gesunde Entwicklung wäre gegeben, wenn sich die Papierindustrie eine Weile wenigstens überwinden könnte, die Entwürfe für diese neuen „künstlerischen“ Besuchskarten auch wirklich den Künstlern zu überlassen, anstatt sie ohne Bezug dem Fabrikgeschäft anzuküßeln.



Besuchskarte für Privatpersonen. Drittes Preis: Hans Kurth, Berlin.

belebung der künstlerischen Besuchskarten ausgeschrieben. Daraufhin gingen dem Preisgericht, dem unter andern die Maler Minger, Kalkreuth, Diez und Giffarz angehörten, nicht weniger als 2013 Karten zu. Ein paar der preisgekrönten zeigen wir hier in verkürzter Nachbildung, enthalten uns aber absichtlich jeder Kritik, um dem Urteil untrer Leser nicht vorzugreifen.

Es waren zunächst zwei bestimmte, durch Zeichnung der Persönlichkeit fixierte Aufgaben gestellt, und zwar sollten Karten für die beiden Protektorinnen des Wettbewerbs, die Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preußen und die Frau Prinzessin Johann Georg von Sachsen, geschaffen werden. In dem Wettbewerb für die Besuchskarte der Kronprinzessin Cecilie erhielt den ersten Preis von 800 Mark Heinrich Vogeler (Worpswede), den zweiten von 100 Mark Carl Throll (München), einen von 100 Mark Walter Matthes (Leipzig). In dem Wettbewerb für die Karte der Prinzessin Johann Georg von Sachsen trug den ersten Preis gleichfalls Heinrich



Besuchskarte für Privatpersonen. Viertes Preis 2: Heinrich Vogeler, Worpswede.



Gertrud Freiin le Fort. (Nach einer Aufnahme von Frida Wrede in Endwigslust.)

In hoc signo vinces

Novelle von Gertrud Freiin le Fort

Ich konnte schon längst den kleinen Friedhof mit den altmodischen Grabdenkmälern und den tiefstehenden Gehängen der Transeichen. Ich konnte auch daneben den langgestreckten, zopfig nüchternen Bau des Invalidenhanfes und das Gärtchen, in dem die alten Soldaten mittags, wenn die Sonne schien, vor der Tür saßen. Immer, wenn meine Blicke durch das große, lichte Fenster meiner Krankenstube drüben im Hospital der barmherzigen Schwestern geschweift waren, hatten sie dieses Bild erblidt, anfangs völlig unbewußt, aber allmählich bei wiederkehrender Bekanntschaft mit wachsender Interesse. So hatte man erzählen können, daß die bei uns Anwesenden, die jetzt so in sich zwischen den jungen Männen waren, im 1870 bei dem Ausbruch des Krieges erstarrt worden und

daneben bei sei, auf dem sich ein Franzosen-Grab und die Ruhestätten vieler alter Offiziere, darunter sogar einiger berühmter Generale, befanden. Zudem hatte das stille Flecken Erde, das wie eine Oase des Friedens mitten im Getriebe der großen Stadt lag, einen eignen historischen Reiz für mich bekommen.

Darüber war der Sommer hingegangen. Der Herbst hatte seinen buntprangenden Einzug gehalten, und nun endlich war ich so weit, auf Schwester Annunzias Arm gestützt, einen Gang nach dem alten Friedhof hinüber wagen zu können. Die Schwestern mögen ihre Kranken, die sich in der Wohnung befanden, gern dorthin zu führen, denn der Friedhof ließ sich vom Hospital aus schnell erreichen, und es war eine große, Ehrliche Stelle dort.

Heute schimmerte die bleiche Oktoberjonne über den Kreuzen und Steinen. Sie lag auf dem vielfältig verwirren Geäst der halbentblätterten, bräunlichen Herbstbäume wie matter Schmelz über alter Ziligranarbeit. In den Wegen häufte sich das weisse Laub dicht und duftend und rauschte bei jedem Schritt um unsre Füße. Dies alles gab eine so echte Friedhofsstimmung, und mir war, als ob durch die goldene Luft ein lautlos schwermütiges Zingen zöge, wie eine freundliche Todesklage, die nur den ganz feinen Sinnen wahrnehmbar sei.

Schwester Annunziata hatte meine Hand in die ihre genommen. Wir waren Freunde geworden in der Zeit meiner Krankheit, und es war wohl nicht allein die Dankbarkeit gegen die treue Pflegerin, was mich zu ihr zog. Die ernste, ältere Nonne mit den streng geschnittenen herben Zügen und den weichen Träumeraugen war mir gleich anfangs unter den typischen Schwestergehaltn aufgefallen, aber ich hatte doch lange Zeit vergeblich um ihr eigentliches Wesen werben müssen. Sie besaß etwas seltsam Unpersönliches in der Art sich zu geben, und schließlich war es auch nur der kranke Mensch in mir gewesen, der den ersten Schritt der Annäherung von ihr erzwang.

Ich weiß es noch wie heut: Dämmerung war's, und ein Sonntag dazu, soch ein langer, einformiger, farbloser Sonntag im Krankenzimmer. Ich war schon in der Verfassung, reizbar, wiedergeschlagen, ungeduldig bis zu Tränen. Schwester Annunziata sah an meinem Bett, und weil kein Zureden helfen wollte, begann sie, mir allerlei zu erzählen: lauter stille, schöne Geschichten, wie sie in altmodischen Büchern stehen.

„Schwester Annunziata, nun weiß ich auch, warum Sie so andre Augen haben,“ sagte ich, als sie endlich schwieg, weil schon der Abendstern durchs Fenster blinkte.

Sie lächelte ein klein wenig, und das sah eigentlich traurig aus.

Von jenem Tag an erzählte sie mir häufig Geschichten. Dann sagte ich dies und jenes darüber, und wir kamen uns näher, ohne daß sie es merkte, und lernten uns kennen, ohne daß sie doch je von sich selbst gesprochen hätte.

Auch jetzt, während wir langsam in den Gängen des Friedhofs auf und ab schritten, lauschte ich ihrer leisen, ein wenig monotonen

Stimme, die mir von denen erzählte, die nun hier unten schliefen. Da war das sogenannte „Feldherrngrab“ mit einer Widmung des Königs auf dem prächtigen Granitblock; daneben in seiner Wappenschilde, unter dem drei Brüder schliefen: die letzten ihres Namens, die alle drei in den furchtbaren Dezemberkämpfen unter dem General von der Tann gefallen waren. Unter einem uralten Rosenstrauch, an dem die roten Äpfelchen der Hagebutten lachten, ruhte der blutjunge Näharich, der während des Tiroler Feldzugs 1809 über der Fahne seines Regiments tödlich getroffen zusammenbrach und sie so noch mit seinem sterbenden Leib vor den heldenmütigen Scharen der Bayern deckte. Ein Stückchen weiter hin erhob sich ein maßförmiger, grasüberschossener Hügel, das Grab der gefangenen Franzosen, die in Feindesland ihren Wunden erlegen waren.

Aber alledem aber sank es wie eine schwere Sehnsucht auf mich: sie alle, die hier ruhten, waren einst einer großen Sache gestorben, das Opfer ihres Lebens war auch sein Höhepunkt gewesen. Und gleichzeitig fiel mir ein, wie nahe ich selbst vor wenig Wochen dem Tode gestanden hatte, und mich durchran ein Schauer.

„Schwester Annunziata,“ sagte ich leise, „wenn es hätte sein sollen, ich glaube, das Sterben wäre mir entsetzlich schwer gefallen.“

Sie drückte mir in ihrer ein wenig unbeholfenen Innigkeit den Arm. „Sie sind noch jung,“ erwiderte sie, „und das Leben hat Sie noch nicht enttäuscht.“

Ich aber empfand es anders als sie: „Schwester Annunziata, warum meinen die Menschen doch immer, es stürbe sich leichter, wenn einem das Leben erst etwas Großes versagt hat? Ich meine es umgekehrt: es muß einmal eine überschwingliche Zülle über uns gekommen sein, und all unsre Kräfte müssen ihr jauchzend gebient haben — dann kann man auch sterben.“

Sie blickte gedankenschwer vor sich nieder. Wir standen an einem Grab, dessen weißes Marmorkreuz mit dichten, dunklen Eisengehängen überschüttet war. Schwester Annunziata bog die Kanten zurück, so daß man die Aufschrift lesen konnte: „Hier ruhet die karmherzige Schwester Emerenzia Alluvia, geb. ... geit. ...“ Darunter standen die Worte: In hoc signo vinces (In diesem Zeichen wirst du siegen).

Frageud blickte ich meine Begleiterin an. „Wie sonderbar, auf diesem Soldatenkirchhof das Grab einer Nonne zu finden,“ sagte ich.

Sie schwoß einen Augenblick, und ich sah, wie es in den großen Linien ihres herben, edlen Profils arbeitete. Endlich sagte sie: „Die hier unten schläft, hat einmal ähnliche Worte zu mir gesprochen, wie Sie eben.“

„Und fand sie jene überschwengliche Fülle?“ fragte ich schnell.

„Ja,“ erwiderte Schwester Annunziata, „sie fand sie und starb daran. Es ist eine tröstliche Geschichte.“

Wir hatten, weitergehend, eine Bank erreicht, die unter einer großen alten Linde stand, durch deren lahle Zweige die Sonne warm und wohlthätig auf uns nieder schien. Trüben vom Turm der Invalidentirche läuteten sie mit wunderbar tiefen, vollen Glocken den Mittagssegen. Ein alter Soldat schlich, über den Krüchlied gebückt, an uns vorbei, und lautlos schwebte ein letztes blaßes Herbstblatt auf meine Hand nieder —

„Es gehört alles mit dazu,“ sagte Schwester Annunziata, „denn so sah es damals auch aus, als ich hier noch mit der kleinen Emmerenz ging. Ihre Mutter war meine Freundin gewesen, als wir miteinander die Schule besuchten. Nachher hatte das Leben uns frühzeitig getrennt. Für mich kam eine Stunde, in der mir die Flucht aus der Welt als das einzig Begehrte erschien, und ich ging ins Kloster; Jesta aber heiratete Hals über Kopf den schönen, leichtsinnigen Offizier, der ihr ganzes junges, liebevolles Herz an sich gerissen hatte. Wenige Jahre später erhielt ich die Nachricht von ihrer schweren Erkrankung. Da zugleich die Bitte ausgesprochen wurde, ich möchte zur Pflege hinkommen, erteilte man mir im Kloster bereitwillig die Erlaubnis, zu reisen. Ich kam indessen nur noch rechtzeitig, um an der Beerdigung teilzunehmen, und als ich meine Jesta auf den weißen Kissen ihrer letzten Ruhestatt sah, erschral ich über den Zug unglücklicher Würdigkeit, der noch im Tode um ihren süßen Mund lag, der ehemals so viel und so gern gelacht hatte. Nach ihrem Mann habe ich dann gelebt, aber nicht mit ihm zu sprechen gewagt, denn die Leidenschaft seines Schmerzes war so groß, daß sie mich fast mit Grauen erfüllte. Ich bin die Vorstellung

niemals los geworden, daß es diese ungekündigte Leidenschaft seiner Natur gewesen, die das zarte Leben meiner Jesta vor der Zeit gebrochen hatte. Er ist übrigens schon nach kurzer Zeit eine zweite Ehe eingegangen und um einer dritten willen geschieden worden — ich weiß nichts Gewanes darüber. Als auch er starb, war das Kind meiner Jesta eben erwachsen. Sie hatten es seinerzeit nach der Mutter gekauft, und die Verwandten der Mutter waren es auch, die sich jetzt seiner annahmen, denn die noblen Passionen des Vaters hatten das ehemals vorhandene kleine Vermögen aufgezehrt. Es mußte für eine sichere Zukunft des verwaisten Mädchens gesorgt werden, und so brachte man sie uns als Novize.

„Noch heute sehe ich sie vor mir stehen in ihrem dürrigen Trauerkleidchen, fast noch ein Kind, wie ich sie im Zimmer der Oberrin zum erstenmal erblickte. Sie glied ihrer Mutter zum Verwechseln: dasselbe bewegliche Gesichtchen mit den großen hellen Augen, die für gewöhnlich so kindlich in die Welt schauten und dann plötzlich doch ganz fremd und fast schwarz werden konnten. Wir begegnete sie mit jener freundlichen Zutraulichkeit, die gutartige Kinder allen Menschen entgegenzubringen pflegen. Ich aber gelobte in dieser Stunde der Mutter Gottes, über das Kind meiner armen Jesta zu wachen, soweit die himmlische Gnade dies in meine schwache Kraft legen würde.

„Die Tante, die das Kind gebracht hatte, berichtete mit großer Zungefertigkeit und noch viel größerer Nüchternheit von dem Tode ihres Schwagers, auch konnte sie sich nicht enthalten, einige unzarte Bemerkungen über seine frühe und übereilte Heirat fallen zu lassen. Plötzlich bemerkte ich, daß die Augen der Kleinen voll Tränen standen. Ich erhob mich schnell unter dem Vorwand, ihr und der Tante unser Hospitäl zeigen zu wollen, und droben auf der Minderstation vermaß sie ihr Leid. Sie scherzte und plauderte mit den kleinen Kranken, ja, ein- oder zweimal hörte ich sie hell anlachen, während ich mit der Tante voran ging. Da mußte ich wieder an ihre Mutter denken, der auch jener schnelle Wechsel von Schmerz und Lust eigen gewesen, so daß sie in einem Atem lachen und weinen konnte.

„Meine Nichte ist noch ein Kind,“ sagte die Tante, „sie wird sich hier schnell gewöhnen.“

„Ich aber mußte ihr erwidern: ‚Ja, sie ist ein Kind und weiß noch nicht, was sie tut.‘

„Es schien indeß, als solle die Tante recht behalten, denn die kleine Schwester Emmerenz — diesen Namen hatte die junge Novize in Kloster erhalten — fand sich überraschend schnell in die Ordnung des Hauses und in ihre neuen Pflichten. Sie war gesund und kräftig und besaß ein natürliches, echt weibliches Talent zur Krankenpflege. Die Schwestern, unter denen sie weitaus die jüngste war, versorgten sie alle ein wenig, und die Kranken liebten sie ihres Frohsinns halber. Vor dem Schlafengehen pflegte sie noch ein Viertelhündchen in meine Stube zu kommen, und wenn es etwas gab, was mich an ihrer blühenden Gesundheit hätte irremachen können, so war es die überschäumende Lebhaftigkeit, die dann, ungeachtet des arbeitsreichen Tages, gerade am späten Abend über sie kam. Aufgeregt und aufgelaßten sprudelte sie alles heraus, was sie den Tag über erlebt hatte: ich hörte von den Kranken und ihren kleinen Eigenheiten, mit denen sie sich gutmütig von ihr wecken ließen, und von den Ärzten, über die sie sich mokierte wie Kinder in der Schule über ihren Lehrer. Aber trotz alledem vermochte ich ihr kleines übermütiges Gesicht nie unter dem dunklen Schwejersschleier anzublicken, ohne daß es mir wie ein Stich durchs Herz fuhr: es geschieht doch ein Unrecht an ihr!

„Und merkwürdig! Es war, als ob alle andern ebenso empfänden, denn als der Aufstaltsgeistliche einmal vorsichtig andeutete, daß es der Schwester Emmerenzia doch noch gar zu sehr an dem rechten Ernst für ihren hohen Beruf fehle, widersprach ihm sogar die wegen ihrer Strenge von den jungen Novizen gefürchtete Schwester Aloisia, und die Oberin sagte: ‚Ach meine, wir sollten unsrer kleinen Emmerenz das bißchen Zügel gönnen.‘

„Nur einmal hatte es doch einen sehr nachdrücklichen Verweis gegeben. Emmerenz, die den Kranken geru kleine Verzierbilder und Zierhanswürstchen zur Erheiterung mitbrachte, hatte auf der Station ein geheimnisvolles Päckchen herangereicht, aus dem unverkennbar eine riesige schwarze Wurst herausgeschellte. Darüber war eine hysterische Anwandlung vor Schrecken in Thumacht gefallen, und es hatte

einen großen Aufstand im Krankenfaal gegeben.

„Mich indeß benruhigte ein ganz anderer Vorfall, der sich annähernd um dieselbe Zeit ereignete. Auf der Privatstation, der ich als leitende Schwester vorstand, war ein junger Mann gestorben. Emmerenz, die seit kurzem unter mir arbeitete, war wie zerbrochen. Ich mußte sie auf mein Zimmer führen, wo sie in krampfartiges Weinen ausbrach. Als sie sich ein wenig beruhigt hatte, drang ich in sie, mir zu sagen, warum der Tod dieses fremden jungen Menschen ihr so ans Herz griffe.

„‚Er hätte noch jemand sehr glücklich machen können,‘ erwiderte sie.

„‚Emmerenz,‘ sagte ich ernst, ‚wir wollen lieber denken, er hätte vielleicht jemand unglücklich gemacht, und Gott war gnädig, als er ihn zu sich nahm.‘

„‚Oh, hätte er jemand unglücklich gemacht!‘ rief sie heftig, ‚das kommt doch auf eins heraus!‘ Dabei sah ich, wie ihre hellen Kinderaugen sich in Leidenschaft verdnukelten, und sie betete an allen Gliedern. Ich legte sie auf mein Bett nieder und strich ihr beruhigend die kalten Hände, aber ich wagte sie nicht mehr zu fragen, obwohl mir ihre Worte unverstänlich geblieben waren.

„Erst viel später kamen sie mir wieder in den Sinn. Emmerenz war jetzt schon mehrere Jahre Novize, und ihre Einsegnung stand kurz bevor. Es war im Hochsommer, als ich gegen Abend mit ihr nach dem Friedhof hinüberging, um Kränze auf das Grab eines dort ruhenden Wohlthäters unsers Hauses zu tragen.

„‚Oh, wie dumm von mir,‘ sagte Emmerenz, als wir die Kirchhofspforte erreicht hatten, die bereits verschlossen war, ‚nun habe ich den Schlüssel vergessen! Warten Sie einen Augenblick, Schwester Annunziata, ich bringe schnell zurück!‘

„Zu diesem Augenblick wurde die Thür von innen geöffnet, und ein Lüzier trat herans. Es war der Major von Kestry, dessen altem Namen im unlängst verlossenen Kriege einige kleine erfolgreiche, mit außerordentlicher Kühnheit ausgeführte Expeditionen zu einem gewissen Schimmer romantischer Reiterherrlichkeit verholfen hatten. Nach einer scharren Verwundung war der eine Arm kraitlos geblieben, und man hatte den begabten Lüzier, um ihn noch nicht ver-

abschieden zu müssen, trotz seiner verhältnißmäßig jungen Jahre zum Gouverneur des InvalidenhauseS ernannt. Ich kannte den Major persönlich, denn seine Mutter war vor Jahren im Hospital gestorben, und er hatte sie in ihrer Krankheit häufig bei uns besucht.

„Er mußte wohl die letzten Worte der kleinen Emmerenz gehört haben, denn er fragte, sich leicht verneigend: ‚Darf ich den Schwestern meinen Schlüssel anbieten? Es wird mir eine Freude sein, Ihnen einen Weg ersparen zu können.‘

„Bei diesen Worten blickte er Emmerenz mit jenem liebenswürdigen Lächeln an, von dem ich wußte, daß es so viele Herzen betört hatte. Sie dankte höflich und knap und ging dann vor mir durch das Thor, was ihr sonst einer älteren Schwester gegenüber niemals geschah.

„Unter den Bäumen des Friedhofs war es bereits dämmerig. Der Tag war heiß gewesen und der Abend schwül. Tausende Blumen brannten im Schauen der Lärnwände, und Kreuze und Steine schimmerten bläulichweiß. Man hatte unlängst den Gedenktag einer Schlacht gefeiert, und auf verschiedenen Gräbern lagen Vorbercer und Kosjen, die mit der ganzen Süße des Verschmachtens dufteten. Es war etwas Schweremütiges und Geheimnisvolles in alledem.

„Emmerenz und ich hatten unsre Kränze niedergelegt und gingen schweigend zurück. Sie hatte sich an mich geschmiegt, und in dieser innigen Nähe empfand ich, daß etwas Müdes und zugleich Erregtes an ihr war. Ich betrachtete sie genauer, und plötzlich erkannte ich mit heißem Schreck eine Ähnlichkeit, die mir nie zuvor aufgefallen war. Tiefe Augen, die jetzt so dunkel in die Dämmerung hinausglänzten, verhiessen die süße Hingebung meiner Jesu, aber um den Mund lag das leidenschaftliche Erbe des Vaters, nur weicher, verhaltenener unter dem Schmelz des Unbetroffenen.

„Ich hatte über dieser plötzlichen Entdeckung des Weges nicht gedacht, und auch Emmerenz schien ganz in ihre Gedanken verfunken. Wir waren in einen Seitenweg geraten und befanden uns jetzt am Ende des Kirchhofs, wo man auf den Fluß hinunter sah, der hier bläulich träge vorbeiging. Auf den dunklen Nöhnen am jenseitigen Ufer gluheten einzelne Weiden, die unter dem dunklen

die große Stadt, und ihr jernes Hauschen stieg in den Abend hinaus wie das Atemholen der unendlich Vielen, die dort das allgemeine Menschenjoch erlitten.

„Da ward mir plötzlich zumute, als ob aus den geheimnisvollen Lebenstiefen des jungen Weizens an meiner Seite ein dunkles Zehnen aufschauerte, das meiner eignen jetzigen Jugend bang vertraut gewesen.

„Ich wußte aber, daß die gefährlichsten Gewalten in uns die unvertanen sind, und ich begann leise, wie man einen schwer Tränmenden weckt, mit Emmerenz über den Ernst ihres Berufs zu reden, dem sie sich nun bald endgültig angeloben sollte. Ich sprach von der Enttagnung, die er fordert, nicht nur in den kleinen Alltätigkeiten des Lebens, sondern auch in dem großen Einen, das nach Gottes ursprünglichem Menschthum des Weibes Los auf Erden sein soll.

„Möglich hob Emmerenz den Kopf, der immer noch wie eine welcke Blume an meiner Schulter ruhte. Ein stehender Ausdruck, wie ich ihn nie gesehen, lag in ihrem Gesicht, und während sie beide Hände abwehrend gegen mich ausstreckte, stammelte sie: ‚Schwester Annunziata, sprechen Sie nicht davon! Um Gottes willen, sprechen Sie nicht davon!‘ —

„Drei Tage nach diesem Abend brachte man uns den Major von Reistriz ins Hospital. Das alte Heiterblut war mit ihm durchgegangen: er hatte, ungeachtet seines schwachen Armes, ein junges, feuriges Pferd zu besteigen gewagt und beim Sturz eine schwere Verletzung am Kopf erlitten.

„Es traf sich, daß wir gerade eine Operation hatten, der ich beizuohnen mußte, so daß ich mich nicht um den neuen Kranken kümmern konnte. Emmerenz, die mich inzwischen auf der Station vertrat, mußte ihn in Empfang nehmen, und als ich mich später nach ihm umsah, fand ich ihn schon auf das Lager gebettet und das Zimmer verdundelt. Ich blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen. Er lag mit geschlossenen Augen da: der breite weiße Verbandstreifen, der um seine Stirn lief, hob sich leuchtend gegen das bräunlich fahle Gesicht ab, dessen Juge wundäglich noch feiner und schärfer ansahen als sonst. Die Lippen unter dem dunklen Vort waren ein klein wenig geöffnet, und selbst jetzt, wo die Thinnacht jenen betäubenden Reiz des Lächelns ausgelöscht

hatte, sah man deutlich den Ausdruck des Begehrens, der diesem weichen Mund eigen war. Und dieser Ausdruck gab gerade im Zustand gänzlicher Hülfslosigkeit dem schönen Gesicht etwas Verführerisches und fast Mührendes.

„Beim Hinausgehen stieß ich mit dem Arzt zusammen.

„Es wird diese Nacht jemand bei Herrn von Reistriz wachen müssen,“ sagte er. „Ich habe Schwester Emmerenz schon Bescheid gesagt.“

„Ich konnte, ohne aufzufallen, nichts daran ändern.

„Abends sah ich sie einen Augenblick in der Kapelle. Es waren jetzt kaum noch zwei Wochen bis zu ihrer Einsegnung, und die Eberin sprach beim Abendgebet einige Worte der Fürbitte für die jungen Schwestern, die demnächst die ewigen Geflüde ablegen sollten. Beim Hinausgehen reichte ich Emmerenz die Hand, und als sie mich anblinnte, fiel mir die eigentümliche Leuchtträn ihrer Augen auf. „Mild,“ sagte ich bekommen, „Gott möge dir helfen!“

„Er hat mir schon geholfen,“ erwiderte sie zuversichtlich. „Dann gingen wir gemeinsam hinauf, denn wir mußten Herrn von Reistriz noch vor der Nacht umbetten.“

„Als alles geschehen war, schlug er einen Moment die Augen auf. Sein Blick fiel gerade auf Emmerenz, die sich über ihn beugte, um die Eisblase auf seinem Kopf zu erneuern. Da erwachte mitten in der halben Betäubung, in der er sich noch immer befand, das unausrottbare Kavaliersbewußtsein seiner Natur: er sah eine Frau um sich beschäufert und sah sie unwillkürlich nach ihrer Hand, um sie zu fassen.“

„Als ich den Major wieder sah, war er völlig bei Verstand, doch schmerzte ihn die Wunde, und er war sehr schwach. Emmerenz mußte ihn beim Nachsehen des Verbandes stützen, während ich dem Arzt Instrumente und Waage reichte.“

„Ich machte Ihnen so viel Mühe, Schwester,“ sagte Herr von Reistriz, als der Arzt hinausgegangen war. „Ich glaube, eine von Ihnen hat sogar die Nacht bei mir gewacht.“

„Ja, ich bin bei Ihnen geblieben,“ erwiderte Emmerenz, „aber ich dachte, Sie hätten es gar nicht gemerkt. Sie lauen so still da und lassen alles mit sich geschehen.“

„Er blinnte sie prüfend an. „Arme kleine Schwester,“ sagte er, „die ganze Nacht aufzubleben! Wäre ich nur nicht so böllig weg gewesen, ich hätte Sie einfach zu Bett geschickt.“

„Sie lachte und schüttelte den Kopf; „Ach, das ist nicht so schlimm!“ Aber sie blinnte ihn dabei nicht an, denn in seinen Augen und in seiner Stimme lag jener sonderbare Ausdruck, der jedes Wort, das er mit einer Frau sprach, zu etwas Besonderem machte.“

„Ich aber mußte plötzlich an jenen Tag denken, an dem ich der heiligen Jungfrau gelobt hatte, das Kind meiner armen Jesula zu behüten.“

„Am Abend dieses Tags erbot ich mich, bei Herrn von Reistriz zu wachen, aber Emmerenz sagte: „Wie werde ich das erlauben, Schwester Annunziata! Der Major gehört zu meinen Kranken, und ich lasse niemand an ihn heran.“ „Dann, als ich ihr diesen Ton verwies, sang sie an zu schmeicheln: „Sie sehen so müde aus, liebe Schwester Annunziata, bitte, bitte, gehen Sie zu Bett! Ich bin ja noch jung, und es macht mir wirklich nichts aus. Ich werde auch versuchen, im Lehntuhl zu schlafen. Nicht wahr, Sie legen sich hin?“

„Da gab ich nach, denn es war eine seltsame Unwiderstehlichkeit an ihr. Ich wußte aber, daß ich an diesem Abend meinem Erden liebe treue Schwester war.“

„An der Nacht hörte ich die Stunden schleichen. Endlich stand ich auf und ging hinaus. Die Türen der Krankenzimmer waren nur angelehnt, damit die Nachwache jeden Laut vernehmen konnte. Am Anfang und Ende des langen Ganges brannte je eine Gaslampe, und durch die Fenster lam schlaftrunken die grünliche Morgenblässe. In den Zimmern aber war es noch dunkel, nur die kleinen rötlichen Öllampen gluhien wie Leuchtflöterchen in dumpfer Nacht. Es war so lautlos still und bekommen, als ob all das trauke Leben dort hinter den Türen plötzlich anschlief hätte. Ich stieß ein Fenster auf, und nun erst betrat ich leide Herrn von Reistriz' Schwelle. Da sah ich Emmerenz am Krankenbett sitzen; ihre Gestalt schien in dem großen Lehntuhl wie vertunken, auf ihren Zehß herabgeglühen lagen Rosenkranz und Gebetbuch sie schlief. Das Glühwürmchen in der Lampe warf sein kleines rotes Licht über ihr Gesicht, das sich

roßig und in kindlicher Weichheit in die Polster der Lehne zurückschmiegte. Zu der matten Beleuchtung schimmernde die Aden des Bettes, und dann erkannte ich auch das blaße Gesicht unter der breiten Stirnbinde und sah, daß der Major die Augen offen hatte. Ich wollte näher treten, da machte er mir ein Zeichen, daß ich Emmerenz nicht stören möchte, und in dieser einen Bewegung lag so viel Rücksicht und Ritterlichkeit, daß ich jaß beschämt war. Und als ich nun wieder über den langen Gang in meine Stube zurückehrte, war es mir, als wäre meine stüchtige Empfindung von vorhin Wahrheit, nur daß die erbarmende Nacht nicht nur krankes Leben, sondern auch alle heißen Pulse für eine kurze Spanne Frieden aussetzen ließ. —

„Heute habe ich bei der kleinen Schwester gewacht,“ sagte Herr von Reistriz am andern Morgen. „Wir werden uns akwetseln, denn sie soll mir nicht herunterkommen.“

„Emmerenz erwiderte nichts, aber dann, als er sie damit neckte, daß sie geträumt und im Schlaf gesprochen habe, wurde sie wieder übermütig und meinte: das täte sie immer, denn sonst sei das Schlafen zu langweilig. Da lachte er, und sie wurde ein wenig rot und ging schnell aus dem Zimmer.“

„Um diese Zeit predigte jeden Abend in der nahegelegenen Pfarrkirche ein reisender Vater, der wegen seiner seltenen Gaben allgemeine Bewunderung fand. Die Schwestern unjers Hauses pflegten abwechselnd an diesen Gottesdiensten teilzunehmen. Heute war die Reihe an Emmerenz, und ich mußte derweil ihre Kranken mit übernehmen. Als ich dem Major das Abendeßen brachte, fragte er hastig: „Wo ist denn die Kleine?“

„Schweiter Emmerenzia,“ entgegnete ich mit absichtlicher Betonung, „ist zur Kirche gegangen.“

„Mit sie noch nicht fromm genug?“ fragte er mit leivem Spott.

„Ich entgegnete ernst: „Schweiter Emmerenzia sieht kurz vor ihrer Eingangung, und wir nehmen die Pflichten dieser Vorbereitungszellen nicht leicht.“

„Audent tam Emmerenzia,“ rief, völlig außer Mein, als wäre sie die Treppen in einer Kammer hinaufgelaufen. Ich bligte sie befreundet an, aber ihre Augen gingen an mir vorbei.“

„Aberum! Sie sich so abgeben?“

„Ich wollte Ihnen so gern noch das Abendbrot bringen,“ sagte sie, „aber die Predigt war nicht eher aus, und nun soume ich doch zu spät.“

„Er erwiderte nichts, und doch senkte sie plötzlich den Kopf, und es ward lautlos still im Zimmer.“

„Eine Sekunde später war es, als ob alles nur Einbildung gewesen.“

„Sie haben ja gar nichts gegessen,“ sagte Emmerenz in völlig unbefangenen Ton. „Das lasse ich Ihnen aber nicht durchgehen! Lassen Sie einmal an: hier einen Löffel für Schwester Ananazata, einen Löffel für den Doktor, einen Löffel für mich — und nun noch einen zu guter Letzt —“

„Und er geborchte auch wirklich, mude und liebenswürdig, dann aber lehnte er sich, wie von einem ploßlichen Schwächeanfall ergriffen, zurück.“

„Auch am folgenden Tage beim Verbinden war der Arzt nicht zufrieden. Die Wunde wollte nicht heilen und sah überhaupt schlecht aus. Als die Gaze heruntergenommen wurde, ließ der Major vor Schmerz die Zähne zusammen.“

„Schweiter Emmerenzia,“ sagte der Arzt, „Ihre Hand zittert ja.“

„Ich bligte an und bemerkte, daß Emmerenz, die den Kopf des Kranken stützte, schweweiß geworden war. Gleichzeitig sah auch der Major sie an, und durch „Ien körperlichen Schmerz hindurch bligte etwas in seinen Augen an — war es die Erkenntnis, daß sie um feinetwillen litt?“

„Ich wollte, ohne ein Wort zu sprechen, ihren Platz einnehmen, aber er wehrte mir mit heftiger Handbewegung: „Lassen Sie es hinc so, sie tut mir gut.“ Und als er jetzt plötzlich ganz ruhig, ja jaß unempfindlich geworden schien, hatte ich durch eine völlig unabweisbare Vermittlung das bestimmte Gefühl, als ob keine Schmerzen in dem Grade abzuheuen, wie sie sich feinetwegen qualte.“

„Und doch glaube ich nicht, daß dieses möglich war, weil er sie liebte, es war wohl nur die eigentümliche Empfindlichkeit seiner Nerven für alles Weibliche. Doch habe ich das eigentliche Weien dieses Mannes nie völlig begriffen. Ich habe es wohl auch nicht zu begreifen verucht, denn mein ganzes Herz war damals angefüllt mit der Sorge um meiner armen, keta Kind. Es ist mir

später lange Zeit als meines Lebens dunkelnes Rätsel erschienen, daß ich nicht die einfache Kraft gefunden, das Schicksal der kleinen Emmerenz in eine Hand zu legen, die stärker war als die meine. Ein Wort an unsere Oberin hätte genügt. Aber ich fand dieses Wort nicht — ich konnte es wohl nicht finden. Jahrelang ist das Gefühl der Schuld mit mir gegangen, und weder Beichte noch Buße haben es von mir zu nehmen vermocht, bis es mir endlich klar wurde, daß auch auf mir in jenen Tagen die unergründlichen Augen der Natur mit ihrer geheimnisvoll bauenden Zaubertiefe geruht, so daß ich nicht tun konnte, was ich doch wollte. Mögen sich die Heiligen meiner erbarmen, wenn dieser bedauerte Sünde ich — ich weiß es nicht anders.

„Wenn ich mir Emmerenz zurückrufe, wie sie in dieser Zeit war! Es lag immerfort über ihr wie ein feiner, fremdartiger Schimmer, manchmal schien er von Tränen herzuführen, das war, wenn der Major litt; und dann wieder, wenn es ihm etwas besser ging, glänzte ihr das Glück aus den Augen. Und diese beiden Lichter wechselten und spielten miteinander ohne Ehen, wie Kinder spielen, und ich dachte: es ist nicht einmal ein Kampf in ihr. Die Schwestern aber sagten: ‚Die Freundigkeit zu ihrem Beruf wächst von Tag zu Tag,‘ denn sie war unerüßlicher denn je in ihrer Arbeit. Es war, als wären alle Kräfte ihres jungen Lebens über Nacht zur Mäute gekommen.

„Dabei ging es Herrn von Nestritz eher schlechter als besser, aber in dem goldenen Nebel, der über ihren Zinnen lag, sah sie es nicht oder wollte es nicht sehen.

„Und eines Tags wurde es Ernt. Auf der Station war am Nachmittag eine junge Dame erschienen, die sich als eine Verwandte des Majors vorstellte und ihn zu sprechen wünschte. Da es die Stunde war, in der die Kranken Besuch empfangen durften, hatte ich kein Recht, ihr den Eintritt zu verwehren, obwohl sie mir nicht geiel.

„Nach einer Weile ging auch Emmerenz zu Herrn von Nestritz, um ihm die Arznei zu reichen, die der Arzt am Morgen verschrieben hatte. Ich hörte drinnen im Zimmer ein leises Klirren, und dann kam Emmerenz mit verklärten Augen heraus. An ihrer Hand sickerte Blut. Weinartz fragte ich, was geschehen sei.

„Das Medizinglas ist mir zerbrochen,‘ entgequete sie tonlos, ‚sonst ist es nichts.‘

„Damit ging sie an mir vorbei auf ihr Zimmer, und ich hörte, wie sie den Schlüssel hinter sich herumdrehte. Eine dunkle Ahnung begann in mir aufzudämmern, ich öffnete Herrn von Nestritz‘ Tür — da sah die junge Fremde auf der Mantel seines Bettes und pflückte mit ihren schlanken Fingern wie in ungeduldiger Zärtlichkeit an seiner Hand.

„Sag‘ mir’s doch, Schatz,‘ schmolte sie.

„Er sah sie halb belustigt, halb zärtlich an, und ich erschrak über die Lieberredete seiner Wangen.

„Sie müssen jetzt gehen,‘ sagte ich, ‚Herr von Nestritz ist träumer, als Sie glauben.‘

„Ja, muß ich wirklich?‘ fragte sie unsicher.

„Ich bitte darum,‘ entgequete ich bestimmt.

„Da beugte sie sich tiefer zu ihm nieder: ‚Schatz, eh‘ ich gehe, sagst du’s mir doch, geht?‘

„Er zuckte ein wenig die Achseln, war es Müdigkeit oder Ungebild: ‚Kind, begreife doch, daß wir Männer in der einen immer die andre lieben.‘

„Da stampfte sie mit dem Fuße auf: ‚Ich will das aber nicht haben!‘ Doch ein verweisendes Blick von mir traf sie. Sie wandte sich kurz zum Spiegel, rückte Hut und Schleier zurecht und ging ohne Abschied hinaus.

„Als wir allein waren, blickte mich Herr von Nestritz halb verlegen an. ‚Sie hat mir die kleine Schwester Emmerenz erjähret,‘ sagte er, ‚und das tut mir leid.‘

„Ich hatte inzwischen das Lieberthermometer aus dem Schubfach genommen. ‚Sichsen Sie auch,‘ sagte ich, während ich es unter seine Achsel schob, ‚daß schon in wenig Tagen die Eiusenkung der jungen Schwester stattfindet? Wir sind alleamt verantwortlich, daß diese jungen Seelen jetzt nicht zerstreut werden. Unser Heiland hat einst ein erstes Wort gesprochen: Wehe dem Menschen, durch welchen Argernis kommt.‘

„Es zuckte ein wenig um seine Mundwinkel, aber die Korrelltheit seiner Erziehung verbot ihm wohl eine Entgegnung.

„Ich ging, während das Thermometer lag, hinaus und wusch an Emmerenz‘ Tür. Sie öffnete mir noch mit demselben totenblauen Gesicht.

„Emmerenz,“ entfuhr es mir in jäh ausbrechender Angst, „mein Gott, was soll hier aus werden?“

„Sie starrte mich einen Moment an: derselbe stehende Ausdruck wie damals auf dem Kirchhof, als ich mit ihr über unser schweres Gelübde sprach, lag in ihrem armen Gesicht. Gleich darauf irrte ein kramphastiges Lächeln darüber hin, und sie zeigte auf ihre Hand: „Ich habe mir den kleinen Schnitt verbunden. Es ist nicht schlimm.“

„Ich wollte etwas sagen, um diese entseßliche Komödie zu brechen, aber mir fiel kein Wort ein, mit dem ich hätte an sie herankommen können, und plötzlich erlaunte ich mit nie empfandener Klarheit den Mangel meines eignen Lebens und das hilflose Unvermögen der nie zur Liebe Erwachten. Dann aber, während meine Gedanken noch wie stügelstahne, veräuglichte Vögel hierhin und dorthin schwirren und wieder zurücktaumelten, fielen meine Augen auf das Kreuz, das über dem Eingang der Station hing. Die goldenen Anfangsbuchstaben einer lateinischen Inschrift hielten mich darauf.“

„Emmerenz,“ sagte ich, einer schnellen Eingebung folgend, „In hoc signo vinces.“

„Ja,“ erwiderte sie gedankenlos, „es ist ein schöner Spruch.“ Und immer noch lag jenes kramphaste Lächeln über ihrem Gesicht.

„Als ich Herrn von Restritz das Thermometer herausnahm, erschrak ich über die Höhe der Temperatur. Der junge Doktor, der gerade im Hause du jour hatte, kam und benachrichtigte sofort den Ueberarzt.“

„Während wir Vorbereitungen trafen, um den Verband noch am Abend nachzusehen, bemerkte ich, wie Herrn von Restritz“ sieberrglänzende Augen Emmerenz nicht verlassen, die, ohne aufzublicken, alles Notwendige verriehete. Einmal fragte er mich, ob es schlecht mit ihm stehe. Ich erwiderte, er habe Fieber und müsse sich ruhig verhalten. Da blickte er wieder auf Emmerenz, aber ihr blaßes Gesicht verriet keine Empfindung.“

„Als sie die frischgefallte Eisblase auf seinen Kopf legen wollte, kostete er nach ihrer Hand.“

„Schweester Emmerenz, sind Sie mir böse?“ fragte er ganz leise. Sie aber rief seine Hand zurück, als habe sie etwas Unwürdiges berührt.

„Gleichzeitig trat auch ich an der Art ein. Er schien nach der Unterbindung ebenfalls

besürzt und bat mich, ihm einen Augenblick vor die Tür zu folgen. „Schweester Emmerenzia, wollen Sie inzwischen bei dem Kranken bleiben,“ sagte er. Da wußte ich: nun ist sie verloren.“

„Draußen teilte mir der Arzt mit, daß ein sofortiger Eingriff notwendig sei, da der Zustand der Wunde die Gefahr einer allgemeinen Blutvergiftung befürchten lasse.“

„Es schoß mir durch den Kopf: Wenn es das letzte für ihn wäre! Und Gott verzeihe mir, daß ich dachte, es wäre gut.“

„Als ich ins Krankenzimmer zurückkehrte, war es bereits zu spät. Er hielt ihre beiden Hände in den seinen und hatte sie dicht an sich herangezogen. Ihr Kopf war ein wenig nach rückwärts gebogen, schon wie in halb gebrochenem Widerstand, und nun war wirklich jeder Hauch des Lebens von ihrem weißen Gesicht gewichen.“

„Ameine Emmerenz,“ sagte er flüsternd, „hast du mich denn so lieb?“

„Da lebte es durch ihre Gestalt, und sie schluchzte laut auf: „Ja, so lieb, so lieb!“ Es war aber, als lämen diese Worte wie Blutstropfen von ihren blaffen Lippen.“

„Ich trat unwillkürlich zurück, denn ich hatte noch nie im Leben die Sprache der Leidenschaft vernommen. Er mußte wohl das Geräusch gehört haben, denn seine Hände gaben die ihren frei, und als ich jetzt mit raschem Entschluß vollends eintrat, fragte er leichtbin: „Was soll ich Ihnen denn zur Einsegnung schenken, Schweester Emmerenzia?“

„Da erwachte sie und kam zur Verzweilung. Die Tür hinter mir stand auf, und draußen an der Wand hing das Kreuz mit der goldenen Aufschrift. Und plötzlich sah ich, wie es in ihrem Gesicht aufzudrönte, aber es war nicht das Verständnis des Spruches, es war etwas, wovon wir graute. Mit deutlicher, aber völlig veränderter Stimme sagte sie: „Schenken Sie mir ein Kreuz auf mein Grab.“

„Dann lauten die Wörter mit der Tragbahre, um den Major in den Operationsaal zu bringen. Es ging alles in verwirrend schneller Hast.“

„Während ich beim Kartotifizieren saß, hörte ich selbst in halber Betäubung — den Wundarzt mit Emmerenz reden. „Sie sollten hier nicht bleiben, Schweester,“ sagte er, „ich sehe, daß Sie eine Verletzung an der Hand haben.“

„Es ist schon wieder heil,' entgegnete sie und riß den Verband herunter. Ich wollte sagen, daß sie sich diese Verletzung erst vor wenigen Stunden zugezogen habe, aber es blieb mir keine Zeit mehr, denn der Arzt war zur Operation bereit. —

„Zwei Tage später war Emmerenz' Arm geschwollen, und am Abend mußte sie sich legen. Das Gift, das durch den kleinen Schnitt an der Hand in ihren Körper gedrungen war, begann in allen Zästen ihres Lebens zu kreisen, und die Kunst der Ärzte vermochte ihm keinen Einhalt zu gebieten.

„Da ich unter den Schwestern diejenige war, die Emmerenz am nächsten stand, hatte mich die Oberin von meinem Posten auf der Privatstation ablösen lassen, damit ich der Tochter meiner armen Jesta beistehen konnte. Es war eine trostlose Pflanze!

„Sie lag meistens still und mit geschlossenen Augen da, nur manchmal verriet ein schmerzliches Zucken der Mundwinkel, daß sie bei Bewußtsein war und litt. Ich wich nicht von ihrem Lager, und während ich mit der dumpfen Verzweiflung einer Ahnung rang, raunten sie sich draußen schon von Ohr zu Ohr, was ich doch nicht glauben konnte und wollte. Wer das Gerücht zuerst aufgebracht? Ob es der junge Arzt gewesen, der damals im Operationszimmer gesehen, wie sie sich den Verband von der frischen Wunde herunterriß? — Ich habe nie danach getrachtet, es zu erfahren.

„Als die Todeswahrscheinlichkeit zur Gewißheit geworden, kam der Geistliche, um Emmerenz die letzte Ehung zu geben. Da hat er zuvor die schwere Frage an sie gerichtet, ob sie den Tod gesucht, den sie nun in Hölle erleiden müsse. Sie aber hat ihm kein Wort erwidert, und wie er dann mit erschütterndem Ernst weiter gefragt, ob sie die Tat jener verlassenen Stunde bereue, hat sie sich an mich gewandt und wissen wollen, wie es Herrn von Reistrig gehe.

„Ich sagte ihr, daß die Operation gelungen sei, und sie erwiderte: ‚Er wird nun bald gesund werden, denn ich nehme keine Krankheit mit.'

„Da mußte ich an den Morgen denken, wo es mir beim Verbiiden gewesen war, als ob sie seine Schmerzen auf sich genommen hätte.

„Der Geistliche hat dann angefangen, ihr die Schrecken des Negireners auszumalen,

und sie mit den Bildern der ewigen Qual zu erschrecken versucht, damit sie ihre Seele durch Reue erlösen möge, ehe es zu spät. Sie aber hat sich nach der Wand gedreht, und er ist im Zorn von ihr gegangen, denn er war einer von denen, die nur die finstern Seiten unsers Glaubens sehen.

„Es ist dann in den letzten Stunden außer mir niemand mehr bei Emmerenz gewesen. Eine seltsame Ängstung wollte, daß es der Einsegnungstag der jungen Schwestern war, und sie hatten alle genug mit den Lebenden zu schaffen. Als in der Kapelle drunten der Gesang angekimmt wurde, öffnete sie noch einmal die Augen.

„Das geht mich nun nichts mehr an,' sagte sie.

„Ich sank an ihrem Bett in die Knie. In meiner Seele stritten altvertraute, heiliggehaltene Begriffe wider die ewige Macht einer höheren Zuversicht, und ich flehte sie an, mir zu erlauben, den Priester zurückzurufen.

„Aber sie schüttelte den Kopf: ‚Es ist schon alles gut.' Und dabei lächelte sie; das sah aus, als ob sie glücklich wäre, sterben zu können, und als ob ihr die Hingabe ihres jungen Lebens doch ein klein wenig wehmützig sei.

„Dann kamen die ersten Vorboten des Todeslampfes, und ich versuchte, ihr einige Tropfen Wein einzustößen. Sie wollte zuerst nichts nehmen, wie sie überhaupt jede Arznei hartnäckig zurückgewiesen hatte, dann aber glitt über ihr Gesicht, auf dem schon die Zeichen der Vernichtung lagen, ein leiser, leiser Lächeln von einst — es sah fast aus wie Schelmerci. ‚In guter Zeit, nicht wahr?' sagte sie und traut.

„Während drunten in der Kapelle das Benedictus gesungen wurde, tat sie den letzten Atemzug. Mir aber war zumute, als ob diese feierlich milden Klänge ihre Seele von hinten getragen hätten, und als ob ihr Sterben, wenngleich es kein gläubiges war, dennoch ein seliges gewesen sei.

„Als ich der Oberin das Ende meldete, habe ich ihr alles bekant, was mein Gewissen bedrückte. Es traf sich, daß man oben für eine benachbarte Stadt, in der eine schwere Epidemie ausgebrochen war, um einige Schwestern gebeten hatte; und als ich, nach jedem Vorwurfs, von der Oberin den Befehl erhielt, noch an demselben Abend

dorthin abzureisen, da habe ich geglaubt und auch gehofft, daß ich meine kleine Emmereuz bald wiedersehen werde.

„Es ist anders gekommen. Als ich zurückkehrte, war es Herbst geworden, und die Spuren des Sommers waren verwischt. Der Major von Keitritz war als geheilt entlassen, und von der kleinen Emmereuz sprach niemand mehr im Hospital.

„Eines Abends aber zog mich Schwester Aloisia in ihre Stube, und über die Wangen ihres strengen, verläocherten Gesichts liefen zwei große Tränen, als sie mir erzählte, daß man die kleine Emmereuz, die, nachdem sie Gottes Hand vorgegriffen, unbeschert dahingegangen sei, nicht auf dem Ruheplatz unserer Schwesternschaft habe beiten wollen. An der Kirchhofsmauer, wo die Selbstmörder liegen, sei schon ein Grab für sie bereitet gewesen, darin sie sie sang- und klanglos bestattet wäre, wenn nicht der Major von Keitritz ihr auf dem Invalidenkirchhof eine Stätte zwischen ten alten Soldatengräbern verschafft hätte, so daß sie nun doch in geweihter Erde schlafe. Auch ein Kreuz habe er ihr setzen lassen, wie es ihre letzte Bitte an ihn gewesen sei.

„Da ging ich am Allerheiligentag nach dem alten Friedhof hinüber, um einen Kranz auf das kleine Grab zu legen. Ich konnte es nicht sogleich finden, und beim Suchen verlor ich mich in demselben Weg, den ich zuletzt an jenem Sommerabend mit Emmereuz gegangen war. Nun hing schon der erste Frost in den Nebelschleiern, die über den Gräbern spannen, und seine Eisruten blühten überall in der harten Erde. Auf einigen der alten Gräber blühten stille kleine Kerzen, aber die meisten lagen verlassen und dunkel da, denn die sie einst gepflegt hatten, waren wohl auch schon tot.

„Plötzlich erblickte ich dicht vor mir einen Hügel, der ganz und gar mit Blumen übersäht war. Daneben stand ein Liliener, und nun erkannte ich, näher tretend, den Major von Keitritz. Ich wollte umkehren, aber er hatte mich schon bemerkt. Er kam mir einige Schritte entgegen und gab mir mit einfacher Herzlichkeit die Hand. Dann

standen wir eine Weile schweigend nebeneinander.

„Ich betrachtete das Kreuz, das zu Häupten des Hügel stand, und fast erschraf ich über die Inschrift. Es waren die Worte: In hoc signo vinces, an denen Emmereuz' verzweifelte Augen gehangen hatten, als sie Herrn von Keitritz um ein Kreuz auf ihr Grab bat. Nun hatte sie wirklich in diesem Zeichen gesiegt, auf das ich sie damals in meiner Angst hingewiesen, aber das Heil, das sie darinnen gesucht und gefunden, war der Tod gewesen — ihr hatte das Kreuz nur ein Zeichen bedeutet, das wir auf die Gräber pflanzen.

„Ja, die kleine Schwester Emmereuz,“ sagte Herr von Keitritz. „Es klingt nicht anders als damals, da er mir so oft entgegengerufen hatte: Wo ist denn die Kleine?“ Und doch kam er mir plötzlich vor, wie um Jahre gealtert.

„Eine unendliche Traurigkeit lag über mir, während ich allein durch die nun völlig vereinsamten Gräberreihen zurückging. Von fern her klang das Klirren der großen Stadi, und wieder, wie an jenem Sommerabend, mußte ich an das Memholen der unendlich vielen dort drüben denken. — Lieben und Sterben — war es wirklich der letzte Sinn des Lebens?“

„Und meine Seele klammerte sich ertrinkend an das schlichte Wort des Kreuzes, so wie ich es verstand: In hoc signo vinces.“

— — — — —
Schwester Annunziata schweig. Wir waren aufgestanden und traten jetzt noch einmal zu dem Grab der kleinen Schwester Emmereuz, über dem die Herbstsonne mild, wie die Vergangenheit selber, wob. Auch heute hörte man das ferne Klirren der Großstadt, aber meine Seele empfand keine Bangigkeit, sondern mir war zumute, als ob die dunkle Sehnsucht meines Lebens plötzlich Gestalt gewonnen hätte. Und, während ich beim Nachhausegehen das Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit wohlthätig und warm durch meine Glieder rinnen sah, dachte es heiß wie ein Traum in mir auf: einmal lieben, über sich selbst hinweg, jedem Wert oder Umwert des Geliebten zum Trotz — und dann den Tod!





Cuno von Uechtrig.

Cuno von Uechtrig

Erinnerungsworte von Adele Gerhard

B

raune, schwere Wolken hingen über Berlin, als am letzten Juli- tage Cuno von Uechtrig auf dem Wilmersdorfer Kirchhofe in die regenfeuchte Erde geleitet ward. Am Schwarz-

wald aber, wo mich die telegraphische Nach richt vom Tode des Freundes traf, hatte seit Wochen die Sonne in immer gleicher Freudenleucht geirrahlt. Stunden die Getreide felder in ihrer reifen, goldenen Pracht, senkten sich die Eibäume schwer unter der Frucht Külle, und der blaue Luit des Sommers lag über Höhen und Tal. Und dieser blaue Sommerdunst wollte mir nicht aus den Augen weichen, als ich einen Tag später in des Ministers Atelier vor dem schweren Eisenberg kniete — an der Stange seines Stuhls, hier, wo ringsum, von schwarzem Trauergrund sich abhebend, Herbe Bildwerke um ihren emblematichen Ziergiebel die Totenwache hielten ... Der Haue Sonntag

dunst wollte mir nicht aus den Augen am Zarge des Mannes, dessen ganzes Sein ich in so manchen Momenten wie in einem heiligen Schußdruck noch Sonne und Wind, nach Leben und Jugend hatte erzhitern hören.

Denn obwohl Cuno von Uechtrig in den letzten Jahren, selbst ehe das anwaltliche Zei den greifbar seine Hand auf ihn gelegt hatte, alter erschien, als er tatsächlich war — in seinem Aunentleben war noch nichts von Mern, nichts von ausrunder Weichanlichten. Mit Hammernden Ergonen griff er nach Leben und Jugend, und immer neue starke, anknubende Arbeitspläne und Ideen wuchsen in ihm empor. In seinem Streben, seinem Willen und seinem Empfinden lag noch der Wundh und die ungeduldige Kraft der Jugend — das Schicksal hat ihm hingefällt auf Wunnschube.

Neben dieser lauten Drigil aber ruht noch manche leibere und tiefere, die mit der Gegenwart und dem Heiber seiner Feuertlich-



67 Cuno von Uechtritz: Grabdenkmal.

es ein Brunnenmotiv war fraglos eines der Gebiete, auf dem Uechtritz sein feinstes und tiefstes Können offenbart hat, das Adolf Menzels lebhaftes Interesse an dem Künstler weckte. Seine Brunnenentwürfe sind weit bekannt geworden. Noch bekannter vielleicht eine Reihe seiner offiziellen Zeichnungen. So sind die Bronzehandbilder Koltzes in Breslau und Bismarcks in Grimmen, die Karmorgruppe des Kurfürsten Georg Wilhelm in der Zeugnissehalle und das Obeliskengrabdenkmal zu Dresden (Abbild. S. 287). Im Anblich des Meisters hat in der von Braunen Zahl die Statue Mayer (Abbild. S. 1), für den großen Stern im Tiergarten von Volpert (Abbild. S. 10) und die von der Gipsabgüsse (Abbild. S. 11) hervorgegangen.

denkmal in St. Louis errang er eine goldene Medaille, und noch im Februar dieses Jahres wohnte er, schon schwer krank, kurz vor der letzten schrecklichen Operation persönlich in Trieb der Enthüllung seiner Märkerstatue bei.

Wieviel aber von seinen innersten Intentionen und letzten künstlerischen Ideen bei der Ausführung eines großen Teiles gerade die der offiziellen Darbietungen verloren ging, ist eine andre, vielleicht nicht immer ganz schmerzlose Frage. Nehmen wir z. B. das Koltdenkmal in Breslau, so muß betont werden, daß Uechtritz unendlich viel — gerade das, worin sich seine phantasievolle Natur am stärksten zeigte — opfern mußte.

Und diese andre und schwerliche Frage, die uns nahert, wenn wir eine Reihe bekannter Schöpfungen von Uechtritz streifen, führt mich wieder zu der Wesenheit seiner Persönlichkeit zurück und mit ihr zu mancher leisen und stillen Tragik, die mit dieser Persönlichkeit eng verknüpft ist. Eine reizvolle Mischung von Edelmann und Künstler war das Charakteristische in Uechtritz und gab ihm seine unverwundliche Frägnung. Ich erwähnte schon, daß er einem alten schlesischen Adelsgeschlecht entstammte. Nicht nur in der hohen schlanken Gestalt, in jeder Bewegung und Geste der vornehmen Erscheinung erkannte man den Aristokraten. Und doch brauchen wir nur Bilder, die ihm in jüngeren Jahren darstellten, zu betrachten, um auch das phantasievolle Element in ihm zu finden.

Träger einer alten Kultur, mit der gewinnenden Zielenswürdigkeit des Weltmannes im Auftreten, verlor er doch nie den dunklen Untergrund von phantastischer Schwermut und heißem Lebensverlangen, der einen Hauptzug seines Wesens ausmachte. Die Hülle einer durch Generationen ererbte Haltung konnte in vielen Momenten das unruhige, aufbegehrende Arbeiten der Phantasie in ihm nicht verborgen, wie zuckende Blitze, die es oft aus seiner gehaltenen, ruhigen Vornehmheit empor. Dann ahnte man in ihm den Schwärmer jener poetischen und phantastischen Werte, die nach meinem Empfinden in diese selbstam gemilderte Künstlernatur weit tiefer hinführen lassen als die meisten seiner großen offiziellen Schöpfungen, die den Namen Cuno von Uechtritz so bekannt gemacht haben.

Edelmann aber im tiefsten und besten Sinne des Wortes war er nicht nur in der äußeren Erscheinung, sondern im letzten geheimsten Grunde seines Wesens. Eine natürliche Robesse, eine Zartheit und Weichheit, die ihn mir oft für unsere Zeit des rücksichtslosen Tascinestampfes als zu fein gezimmert erscheinen ließ, war ihm eigen. Je näher man ihm stand, je mehr man in die letzten Verborgenen blicken konnte, um so sympathischer überraschte seine schrautenlose Güte, die unantastbare Vornehmheit der Gesinnung. Das hat nicht nur seine Familie empfunden, nicht nur die Gattin, mit der ihn das tiefste und innigste Band, ein ganzes und restloses Vertrauen einte, und deren anopfernde Pflege mir während der langen, langen Lual der letzten Monate oft als der reinste, vollkommenste Ausdruck weiblicher Hingebung erschien — das fühlten ebenso stark seine Freunde, denen er mit nie verlagender Treue, mit ritterlicher Hilfsbereitschaft zur Seite stand.

Eine reizvolle Mischung von Edelmann und Künstler schien mir, ich wiederhole es, das Charakteristische in Hechtrig, sie gab ihm die sympathische Prägung. Am greifbarsten empfand ich diese Mischung, wenn ich seine Hände betrachtete — die schönsten Männerhände, die ich je sah, große, schlanke Hände an schmalen Gelenken: das Erbe einer alten Rasse, die fehnige Kraft des Mannes, der in seiner Jugend Meister des Sports war, und doch auch wieder die nervöse Zersplittertheit des Künstlers verrateud.

Aber was dem Manne seinen intimen Jauher gab, war das auch für die Entwicklung des Künstlers das Fördernde? Zweifellos ist er zu manchen seiner offiziellen Schöpfungen zum Teil eben infolge seiner Abhängigkeit und seiner Zielsetzung herangezogen worden. Und man muß bei einer psychologischen Betrachtung ihm die letzte Gerechtigkeit gewähren: sie ist ihm oft genug in wider von Parteikämpfen zertrümmertem Zeitverlaufe worden, nämlich anzuerkennen, daß ihm nach seinen Instinkten, seiner Feul und Empfindungsweise gewisse offizielle Aufträge, in denen er doch künstlerisch befreit wird, weniger zurückzuführen brauchen, als einen in anderer Zwänge Augenabzweigen, durch dessen Adern das Blut anderer Verfabren fließt.

Waren aber jene Aufträge für die Gestaltung seiner künstlerischen Charaktere wert-



Edelmann von Hechtrig: Grabdenkmal

tig und fördernd? Mich will oft bedanken, als ob über ihnen viel von dem Geschicklichen und Eigenen dieser reichen, phantasievollen Künstlerbelegung nicht zu ihrem vollen Maße gekommen sei. Es gibt reiche Talente, bis an die Kehle bewahrt. Sie setzen sich durch und künden, was ihren Ausdruck schwachen oder gar fehlenden will. Aber wie es Blumen gibt, die im Schatten gedeihen, und wieder andre, die der vollen Sonne bedürfen, wenn sie zu matter Lust und Freude erblühen sollen, so ist auch nicht jedes reiche Talent labia, andere Hemmnisse zu brechen, sein Verbot ihnen zum Trost unerkennbar zu-

Ausdruck zu bringen. Befremdet einen auf anderem Kunstgebiet Schaffenden schon der Zwang, den der „Auftrag“ schlechthin für die künstlerische Freiheit des Bildhauers bedeutet, so will mir vollends mancher Auftrag, der Wehtrieb zuteil ward, als ein Tanaergesicht erscheinen. Viel zu sehr ist durch solche Gebundenheit — auch vor dem Auge der Öffentlichkeit — das reiche, phantastische Element, das unfehlbar in Wehtrieb so mächtig war, verdunkelt worden.

Ein poetischer Zauber umfließt gerade seine intimeren Schöpfungen. Es schweben Ge-
nien aus seinen Grabsteinen (Abbild. S. 288

u. S. 289) hervor, die uns in ihrem Flug auf breiten Schwingen hinübertragen in eine andre, lichtere Welt. Wir fühlen die Verheißung, und alles in uns löst sich — still und hell wird es in uns — unsre Arme sinken leis und froh hernieder, die weil wir hinaufschweben in den weiten, unendlichen Raum. Oder da steht ein hohes Kreuz, aus Wolken zusammengewunden, aus Nebeldunst gebrant. Engelsgrüße, selige, holde Engelsgesichter, die wir in dämmernden Linien fast mehr ahnen als schauen. Lächeln aus dem leuchtenden Düst — und zwischen ihnen neigt sich von dem hohen Kreuz, in dem alles Leid



Genie von Heister. Gipsmodell.



Cuno von Hedtrig: Freischönigin.

und Weh der Menschheit Körper geworden scheint, eine schlanke Gestalt herab. Keine Madonna. Nur ein Bild des Ewig Weinen, des himmlischen Erbarmens -- ein Genius, der, das Haupt leis geneigt, sich zu uns beugt, um uns in seinen Mutterarmen emporzuhelen. Tiefe Demut, ein Zitter hingeben und doch auch wieder ein Aufwärtsstreben spricht aus den Linien der Gestalt, der Hände.

Esder schauen wir auf Brunnenhöpfun gen von Hedtrig, in denen so manches reizvolle Motiv lebendig geworden ist. Ein Zind Natur in erdhafter Frische, die jungen Gie der noch schwer und ungelöst, steht das „Gänckel“ (Abbild. S. 290) vor uns, eine Brunnenarbeit, die der Künstler sich mit ihrem Hauch von Landluft und Wiesengrün mitten in einem belebten städtischen Straken

bild doppelt wirksam gedacht hatte. Und wie von lauter alten Märchenmotiven klingt es in einer seiner letzten Brunnenkompositionen, der „Krochtönigin“ (Abbild. S. 291). Was ist das für eine kranke und wunderfame Welt, in die wir da blicken, daß es in uns zu taunen beginnt von uralten Beschwörungsformeln, als ob die Natur selbst in geheimnisvollen Lauten spräche! Wie sie da sitzt auf ihrem Virenthron, die Krochtönigin, und die aus Schlamm und Schlein emporzüngelnde Schlange beschwört, ihrer Krochhunderttau zu schonen! Der ganze Körper zusammengetraupft, Adid und Jüge und Glieder, alles zu einem einzigen Gefühl und Willen erhärtet: „Ich beschwöre — ich beschwöre“, daß es uns in den Ehren zu tönen beginnt vor dieser stummen Zwischprach und wir den Mann fühlen und huren, den geheimnisvollen Willensbann einer in ein einziges Wollen sich lösenden Energie —

wenn man so in dürre Worte preisen will, was da in läutleröder Puntzeit vor uns lebt und atmet.

„Ich beschwöre — ich beschwöre —“ Cuno von Hechtig hat nicht vermocht, mit dem heiligen Lebenswillen, mit seiner glühenden Zehnsucht nach Gehörung und Kraft die fürchterliche Krankheit, die ihn niederwarf, zu bannen. Das Schicksal hat seine Taste auf ihn gelegt und den stolzen, vornehmen Mann in der Fülle seines Wollens geknickt. Aber neben so manchem Ammsvollen, das er in der schweren Leidenszeit schuf, birgt sein Atelier noch einen letzten Gruß von ihm, ein eigenartiges und seifelndes Werk: das Modell eines Reiterbildes Friedrichs des Großen (1), die amenstehende Abbildung — ein Antlitz mit leidvollen, weitansichenden Augen, in das der schon vom Tode gezeichnete Künstler sein letztes Können, all sein Ringen und all sein Weh hineingegossen hat.



1. Friedrich der Große auf dem Reiterstandbilde von Cuno von Hechtig.



12. Hastigst an der Aare bei Bern, wo Haller seine Jugend verlebte.

Albrecht von Haller als Dichter

Ein Gedenkblatt zu seinem zweihundertsten Geburtstag (16. Oktober 1908)

Von Prof. Dr. Otto Tschirch

Wenn man auf der großen Terrasse der Bundeshäuser in der Stadt Bern, das Goethe die schönste der Welt nennt, die rauchende Aare in der Tiefe, die stattlichen Landhäuser in der Ebene, darüber die grünen Hügel des fruchtbaren Mittellandes und im Hintergrunde die Schneeanpen erblickt, bewundert man im Wegehen dicht neben dem Bundespalast ein stattliches, im Stil des späteren achtzehnten Jahrhunderts streng klassisch angelegtes Haus, das eine feinere Gedächtnisstätte trägt. Sie erinnert uns daran, daß der große Gelehrte und Dichter Albrecht von Haller hier seine letzten Lebensstage verlebte und den ehrenden Beifall des Kaisers Joseph II. empfing. Das an der Stadtseite in der Anielgasse gelegene Vordergebäude enthält stattliche Wohnräume, an der Wasserseite auf dem Abhang hoch über dem blauen Bergstrom war eine Gartenhalle, von der aus der Kreis in jenen Erholungsstunden die Alpen, die er dereinst besungen hatte, erblickt konnte.

Der Umstand, daß Albrecht Haller, der lange Jahre an der großen deutsche War-

terung (Gottingen) eine höchst angesehene Stellung eingenommen hatte, dann nach seiner Heimat zurückkehrte, um ein verhältnismäßig unangesehenes Amt unter der stolzen Aristokratie von Bern zu übernehmen, hat in den Bernern stets ein lebendiges Andenken an ihren großen Mitbürger erhalten, der ja unzweifelhaft als der größte deutsche Gelehrte zwischen Leibniz und Alexander von Humboldt und doch auch als ein Führer von hohem Streben und großem Jage nicht vergessen zu werden verdient. Man hat daher die zweihundertste Wiederverkehr seines Geburtstages durch große Festlichkeiten begangen und am 16. Oktober 1908 auf der ausladenden großen Schanze vor dem neuen Universitätsgebäude, das die ganze schöne Stadt Bern beherrscht, ein ehernes Standbild Hallers errichtet, das der Schweizer Hugo Ziegwart geschnitten hat. Die Einweihung, die durch die Anwesenheit zahlreicher Vertreter europäischer Akademien und Universitäten verberichtet und von Leistungen und tündenzischen Rednern beehrt war, gibt den willkommenen Anlaß, in Worte des großen Haller zu gedenken und seine Bedeutung für die Gegenwart zu würdigen.

Unabsehbar, fast unermesslich erscheint das Arbeitsfeld, das Haller, der Gelehrte, in seinem rastlosen Leben angebaut hat. Er hat am wissenschaftlichen Himmel als ein Stern erster Größe geleuchtet, und sein Einfluß auf diesem Gebiet ist noch heute wirksam. In dem Riesenwerk seiner Elementa physiologiae findet man mit Verwunderung viele Beobachtungen, die später vergessen und erst wiedergefunden worden sind, und Fragen werden schon darin behandelt, deren Bedeutung erst unsere Zeit erkannt hat, wie seine Lehre von der unmittelbaren Erregbarkeit der Muskeln, die erst ein Jahrhundert später zur Lehre von der Reizbarkeit des Protoplasmas verallgemeinert worden ist. Seine anatomisch-physiologischen Untersuchungen über Atmung und Muskelbewegung, über die Mechanik der Stimme und Sprache, über Empfindung und Bewegung zeigen, wie weit dieser Schöpfer der Physiologie über den banalsten Betrieb der älteren Arzweikunde hinausgewachsen ist. Aber wie das Gesamtgebiet der Medizin, umfaßte sein universaler Geist auch die übrigen Naturwissenschaften, besonders Geologie und Botanik, die er durch eine klassische Schweizerflora gefördert hat.

Als Mezenzent auf dem gesamten Gebiet der Wissenschaften, auch der schönen Literatur ungläublich fruchtbar — er war jahrelang der Herausgeber und fast alleinige Mitarbeiter der „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ und hat für dieses Blatt zwölfhundert Besprechungen geliefert —, zeichnete er sich auf diesem Gebiete ebenso durch kritisches Urteil und strenge Sachlichkeit wie durch seinen Geschmack aus.

Aber wissenschaftliche Ergebnisse werden von der Nachwelt gerettet, ohne daß man nach ihrer Herkunft zu fragen pflegt. Vieles von den Früchten der Forscherstätigkeit Hallers ist Alltagsbrot der Wissenschaft geworden. Nur ein kleiner Strauß von Gedichten hat durch all diesen Wandel hindurch etwas von unwirnglicher Frische und Schönheit bewahrt und erquickt uns noch heute durch einen kräftigen Hauch persönlichen Lebens. Zwar hat Haller nach der Unsterblichkeit des Dichters nie geglaubt. Nur wenige Jahre hat er der Dichtung gewidmet. Ihm, der ganz vom Triebe erfüllt war, zu forschen und gemeinnützig tätig zu sein, galt der bloße Lerner nur ein entbehrliches und unwirksames Glied der Gesellschaft. Er hat

seine Gedichte selbst wohl später als Jugendfünde bezeichnet, und er ist in der Tat kaum bis zum dreißigsten Lebensjahr poesisch tätig gewesen. Und doch hat er in dem dünnen Bande lyrisch-didaktischer Verse, die er zuerst 1732 unter dem Titel „Versuch schweizerischer Gedichte“ herausgehen ließ, mit der siegreichen Energie, mit der er alles aufstie, die deutsche Poesie ein gewaltiges Stück vorwärts gebracht.

Vescheiden setzte der Verfasser seinen Gedichten das „Schweizerlied“ vor, da er als Schweizer die hochdeutsche Sprache nicht genügend beherrschte. Aber bei aller Unfähigkeit seines nicht dialektreien Ausdrucks, den er unermüdlich zu seinen Bemüht war, gelang es ihm doch von allen Deutschen zuerst, große erhabene Gedanken mit Kraft und Schwung wiederzugeben.

So sehr er mit Gedanken und Worten rang, so vermochte seine herb-männliche Seele doch in gedrungener Form machtvoll zu sprechen, in plastischen Bildern die Träume seiner Einbildungskraft zu formen und eindringsvolle Sprüche zu prägen.

Wie groß tout sein Gedicht an die Ewigkeit:

... Furchtbares Meer der ersten Ewigkeit!
 Kratter Lach von Welten und von Zeiten!
 Unendliches Grab von Welten und von Zeit!
 Beständige Reich der Gegenwärtigkeit!
 Die Nähe der Vergangenheit
 Ist dir ein Neum von Künftigkeiten.
 Unendlichkeit! wer misst dich?
 Bei dir sind Welten, Tag und Menschlichen Augenblicke.
 Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt ist sich,
 Und tausend bleiben noch zurücke.
 Wie eine Uhr, besetzt durch ein Gewicht,
 Gilt eine Sonn' aus Gottes Kraft bewegt;
 Ihrtrieb läuft ab und eine zweite schlägt,
 Tu aber bleibst und zählst sie nicht.
 Der Sterne stille Majestät,
 Die uns zum Ziel bezieht ist nicht,
 Gilt vor dir weg, wie was an schwülen Som-
 mertagen;
 Wie Meien, die am Mittag jung
 Und welt sind vor der Dämmerung,
 Ist gegen dich der Angstern und Wagen.

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
 Weggehen Zeit und Schall und Wind
 Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
 Ermüden über dir und hoffen keine Schranken.
 Ich häufe ungebente Hüften,
 Schünge von Millionen an;
 Ich walze Zeit auf Zeit und Welt auf Welten hin,
 Und wann ich auf der Welt des Eudlichen nun bin
 Und von der fürchtlichen Höhe

Mit Schwindeln wieder nach
 dir lebe,
 In alle Nacht der Zeit, ver-
 mehrt mit tanzend Malen,
 Noch nicht ein Teil von dir;
 Ich tilge sie, und du liegst
 ganz vor mir.

Was trieb den keines-
 wegs leicht poetisch fabu-
 lierenden und nicht allzu
 phantasiereichen Jüngling
 zu so hoher Dichtung?
 Ein tiefes, ernstes Ge-
 fühl, das ihn erschütterte
 und das nach Ausdruck
 verlangte. Schon die trü-
 ben Eindrücke seiner Zu-
 gend, der frühe Verlust
 seiner Eltern und eine
 pedantisch strenge Erzie-
 hung nährten seine Emp-
 findsamkeit, die Vereina-
 mung während des Stu-
 diums in der Fremde
 senten ihn in tiefe Nieder-
 geschlagenheit und entlod-
 teten ihm das Lieb „Zehn-
 sucht nach dem Vater-
 lande“, in dem er des
 stillen Waldtals gedenkt
 des Hoslights an der
 Aare im Berggartenwald
 bei Bern, in dem er seine
 Jugend zugebracht hatte.



Albrecht von Haller. 1756. Nach einem Ölgemälde J. R. Hubers.
 (Im Besitze des Fürstbischöflichen Aemtlebers in Bern.)

Dann trieb ihn nationaler Ehrgeiz, mit
 Engländern, wie Pope, um den Dichter-
 lorbeer zu ringen. Dem Britenfreund Sta-
 belin zu zeigen, daß es möglich sei, auch in
 deutscher Sprache die ernstesten philosophi-
 schen Gegenstände zu befragen, schrieb er
 seine ersten didaktischen Gedichte. Teun die-
 ser Mann, der mit der unglüklichen Liebe an
 seiner schweizerischen Heimat hing und die
 glänzendsten Anerkennungen, wie Knie nach
 Erford und an die Kaiserin Friederichs
 des Großen, ansah, um ihr treu zu blei-
 ben, fühlte sich doch lebhaft als Glied der
 großen deutschen Nation, deren Mangel an
 vaterländischem Stolz er tief beklagte. In
 jener Zeit, da nach langer Misshandlung das
 deutsche Volk unter dem Eindruck des Sie-
 ges von Moßbach sein Haupt mit Selbst-
 gefühl erheben konnte, schrieb Haller eine
 merkwürdige Vorrede zu Habels „Naturge-

schichte der Arojsche“, in der er seiner Na-
 tion eindringlich Zuversicherung ihres Selbstge-
 fühls predigt. Er weist jene Teun, die
 vom Vaterland eine niederrüchtige Meinung
 hegt, und die unter die größten Laster ge-
 rechnet zu werden verdient. Es beleidigt
 durch den geistigen Hochmut der Franzosen,
 die nur die Erzeugnisse ihres Landes gelten
 lassen, nur sich höhere Urteilsfähigkeit zu-
 schreiben, die Deutschen aber als unfrucht-
 bare Sammler und Grübler verachten, hat
 er erkannt, daß einem Volke, das einen gro-
 ßen Weg machen will, vor allem gesunde
 Eigenliebe notwendig ist. Solange eine große
 europäische Nation, die an Fleiß und Sit-
 tenreinheit andre übertrifft, an Erfindungs-
 reidum, Gelehrsamkeit, Tapferkeit den an-
 deren nicht nachsieht, sich selbst verachtet und
 faßt, nur das, was fremd herkö, laßt, lobt
 und nachahmt, so lange wird dies Volk in

Wissenschaften und Künsten nicht das Höchste erreichen. Bei Fürsten und Großen vor allem tadelt er diese nationale Gleichgültigkeit und ruft die Gelehrten auf, den Ruhm des Vaterlandes zu verlernen und zu fördern.

In jenen Tagen (1758) war es auch, wo Haller, dessen große Seele für den dämonischen Tatendrang eines politischen Macht-habers volles Verständnis hatte, von des Preußenkönigs Friedrich Taten wie andre protestantische Schweizer begeistert, dem Hel-den einige Verse widmete:

Tann ist der Ruhm kein Druß, wenn er den jungen Weiß,
Der regen Flamme gleich, mit sich zur Höhe reißt,
Nach edler Ahnen Bild die Nachwelt reißt, zu
streben,
Und größte Cäsar'n zwingt, in Friedrich auf
zuleben.

In späteren Jahren hat der Dichter frei-lich, wohl verleitet durch Friedrichs danern-den Kalkün gegen die deutsche Literatur, in seinen Gedichten diese Beziehung getilgt.

Das Gedicht, an das sich Hallers Dichter-ruhm vor allem knüpft, sind „Die Alpen“. Wer von ihnen noch spricht, denkt etwa an jene Strophe vom edlen Enzian, die Lessing in seinem „Laokoön“ wegen ihrer unläm-terischen Naturmalerei bemängelt und dadurch vor der Vergessenheit bewahrt hat. Und doch war in dem Gedicht die Naturbilde-rung dem Dichter nicht das Wichtigste, so liebevoll und stellenweise glücklich er sie auch ausgeführt hat. Wie Tacitus einst in seiner „Germania“ den entarteten Römern strafend das Bild der noch nicht durch Züchtlosigkeit geschwächten Germanen vorhielt, so wollte

Haller seinen gebildeten Zeitgenossen das glückliche Alpenvolk schildern, das seine Ein-samkeit vor den Kulturlasten bewahrt. In horazischen Tönen klinge sein *Beatus ille*:

D selig, wer wie ihr mit selbigezogenen Stieren
Een angeschornen Grund von eignen Adern düngt;
Een reine Hölle deckt, belaubte Kränze zieren
Und ungewürzte Speis' aus süßer Milch vergnügt:
Een Jovis leis Gesicht bei süßlen Wasserfällen
An leichten Schloßgewölge, auf weichen Kissen sitzt.
... Du aber hüte dich, was Großes zu begehren,
Eein Glück wird so lang als deine Einfalt währen.

So nimmt Haller Rousseaus Nullagen gegen die mit der Entwicklung der Kultur eintretende Zinververfälschterung voraus, und in seinen stark mit Moral geträukten Schelt-versen klingt doch schon die revolutionäre Naturverehrung der Sturm- und Drangzeit.

Aber noch in einer andern Richtung er-scheint Hallers Gedicht als epochemachend. Das Naturgefühl für die romantische Schön-heit der Alpen ist bekanntlich erst spät, im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts, erwacht. Auch für Haller galt ursprünglich, wie seine Tagebücher von 1723 bis 1727 in drohlicher Weise zeigen, das holländische Landschafts-ideal jener Zeit, der freie Blick über eine wohlbebaute flache Gegend, in der das Wasser nicht stocken durfte. Unweit Hannover fand er das Land ungemein schön, d. h. fruchtbar und eben; aber Heidelberg bellagte er wegen seiner unangenehmen Lage zwischen hohen Hügeln, während Tübingen ihm besser ge-fällt, weil es zwar zwischen zwei Höhen, aber in der Lückung von drei grünen Tälern liegt. Die Alpenreise von 1728 mit ihren großen Eindrücken rief in dem Naturgefühl des Dichters eine mächtige Wandlung her-vor. Zum erstenmal verlor er den her-gebrachten Schauer vor den Abgründen des Hochgebirges und empfand, als er von Lan-tanne über den Genfer See nach den Sa-voner Schnealpen blickte, die Mischung von Schrecklichem und Angenehmem, den Gegen-satz von Kultur und der wilden Natur als unübersehlich reizvoll. Und sein großer Sinn fand zum erstenmal die Töne, das Erhabene der Natur nicht als schreckensvoll, sondern als belegend zu schildern:

Wenn Titans erste Strahl der Gipfel Schnee
vergüldet

Und kein wüßter Wind die Nebel unterdrückt,
So ruht, was die Natur am verächtlichsten gebildet,
Mit einem nur der Luft von einem Berg erblüht.



Albrecht von Haller nimmt im Ennau eine heitere heule von Kaiser Josef II. Abschied. Kupferstich von Lutz nach einer Zeichnung von J. H. König.



Marianne Wöhr, erste Gattin Hallers (Paris). Nach einem Ölgemälde von Döllner aus dem Jahre 1756.

Durch den gefährlichen Tauch von einer dünnen
Wolke
Eröffnet sich zugleich der Schauplatz einer Welt ...
Ein lauter Schwindel schließt die alten schwachen
Augen,
Die den zerbrechlichen Kosmos nicht zu durchdringen vermögen.
Und in der folgenden Ausmalung der Ans-
sicht ist ihm das wahre und schon Bild eines
träubenden Wasserfalles weithin zu schauen:

Hier zeigt ein heiler Berg die materieichen Zinnen,
Ein Waldtrem eilt herab und wirzet Kalt auf
Nall.
Der dick bebäumte Auk dringt durch der Nellen
Ninnen
Und schließt mit Gaber Staß weit über ihren Wall.
Das dünne Wasser teilt des tiehen Nalles Erie,
An der verdichten Luft schwebt ein bewogtes Grau.
Ein Nöppchen stahl: zwab die zerdrückten Zeit,
Uns des erlösten Tal nicht seinen herten Ton



Albrecht von Haller im Alter. Nach einem Stich von Duncker (1775).

Ein Wanderer sieht erstaunt im Himmel Ströme
fließen,
Die aus den Wolken fliehen und sich in Wolken
glichen.

So erhob sich in Hallers Alven die deutsche Muse zum erstenmal aus den Niederungen konventioneller Landschaftsbildern zu höherem Fluge und gewann Reichthum, Wahrheit und Größe für die Farben ihrer Palette. Seit Haller verstand der deutsche Dichter die Natur groß und seelenvoll anzuschauen, und Schillers „Wilhelm Tell“ mit seinen erhabenen Landschaftsbildern und seiner begeisterten Verherrlichung des unverdorbenen Hirtenvolks ist ohne Hallers Vortritt nicht zu denken.

Ein so reflektierender Dichter wie Haller konnte nur ausnahmsweise auf dem Gebiete reiner Lyrik etwas Gelingeness schaffen, und doch gehören die seiner ersten Gattin Marianne (Doris) geweihten Lieder zu den ersten Ergüssen tiefen, unmittelbaren Gefühls vor Molybd. Der erste Mann weigt sich, wenn der Mond in der kühlen Nacht seine Silberhörner hebt, im stillen Waldesgrund zu leuchtendem Liebesgeräuscher:

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laf uns den stillen Grund besuchen,
Wo nichts sich regt als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weite
Weleht das schwankende Laub der Äste
Und winket dir liebesingend zu.

Und in der „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Marianne“ dringt durch alle Reflexion des ernstesten, wortlaren Mannes immer wieder der warme Herzenston, der die Zeitgenossen als etwas ganz Neues ergriß:

Am dichtsten Wald bei finstern Buchen,
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildnis suchen.
Wo niemand mein Gedächtnis stört ...
Auch in des Himmels tiefer Ferne
Will ich im Dunkeln nach dir sehn
Und forschen, weiter als die Sterne,
Die unter deinen Äußen drehn.

Der Eindruck dieser Gedichte wirkte in der deutschen Literatur lange und fruchtbar nach. Ihre Vorzüge und ihre Schwächen förderten in gleicher Weise zunächst ihre Verbreitung: die bisher ungelante Fähigkeit, die höchsten Gedanken in den Ausdruck sinnlicher Anschauungen zu kleiden, die martige Kürze und Präzision wie das Vorwiegen des Moralisieren und der verstandesmäßigen Reflexion. Selbst wenn Anhänger der französischen Moraltät und platten Nüchternheit, wie Gottsched und seine Nachtreter, ihn heftig beföheden, wenn Lamettries perfide Väterungen seinen persönlichen Charakter in den Schmutz zu ziehen suchten, so fand der stolze Mann, der literarischen Zehden vornehm serublieb, begeisterte Verteidiger und wuchs nur in der Verehrung der Zeitgenossen. Molybd, der auf gleichem Gebiet Größere, hat ihn dann verdunkelt. Aber noch 1781, als der große Friedrich über die deutsche Literatur schände ab sprach, ohne Haller zu erwähnen, ertönte allenthalben lauter, gekränkter Widerspruch mit freudigem Hinweis auf ihn. Justus Möser pries ihn mit den vielgelobenden Worten: „Haller war unser erster Dichter. Wir hatten vor ihm nur Verlemacher.“ Gerade die tiefsten Geister unrer klassischen Zeit, Kant (der ihn den „erhabensten unter den deutschen Dichtern“ nannte), Herder, Schiller, liebten die gedankenschwere Zweite seiner Poesie, und auch Goethe dankt ihm viel. Wenn er einmal den bekannten Spruch Hallers:

Ans Innre der Natur dringt kein erschaffener Geist,
Glücklich, wenn sie nur die äufre Schale weift

als Philistereiweisheit gröblich abtat, so ist man geneigt, den großen besonnenen Gelehrten, der das Bedürfnis hatte, den Aufklärern seiner Zeit ein gewichtiges Ignorabinnus entgegenzutreten, in Schutz zu nehmen. Spricht doch Goethe hier als Anhänger jener zuverlässlichen Naturphilosophie, die mit Hilfe der Einbildungsraft den Abgrund zwischen Glauben und Wissen leicht zu überbrücken wählte. Zuzugeben ist aber, daß Haller in späterem Alter engen religiösen Ansichten verfiel und in finsterner Angst um sein Seelenheil von fanatischem Glaubenseifer nicht freibleib.

Auf dem Gebiet der Politik hat er sich dagegen auch im Alter einen großen freien Blick bewahrt. Seine politischen Romane („Ujong“, „Alfred“, „Nabius und Cato“) streifen freilich nahe an das von Voltaire allein verbotene Genre des Langweiligen; aber sie bleiben ein wertvolles Zeugnis für des Dichters reifes und maßvolles politisches Denken, so stark es auch den demokratischen Anschauungen der gegenwärtigen Schweiz widerspricht. Die drei bedeutendsten Verfassungsformen seiner Zeit, den ungeläuterten Despotismus, die parlamentarische Monarchie Englands, die aristokratische Republik, wie sie sein Heimatstaat Bern zeigte, stellt er nebeneinander und läßt es an Reformmaßnahmen seinen Landsleuten gegenüber nicht fehlen. Die düstere Weissagung, die der Jüngling einst seiner Vaterstadt zugerufen hatte:

Und einmal wird die Welt in den Geschichten lesen,
Wie nah dem Sittenfall der Hall des Staats gewesen.

klinge auch in „Nabius und Cato“ wider und sollte sich noch vor dem Schluß des Jahrhunderts in dem ruhmvollen Zusammenbruch der bernischen Oligarchie vor dem Sturmhand der Französischen Revolution erfüllen.

Am 12. Dezember 1777 starb Haller nach der Vollendung eines ungeheuren Lebenswerkes, nachdem er noch wenige Monate vorher den huldigenden Befehl des Kaisers Josef empfangen hatte. —

Am den großen Mann, der zugleich der treueste Bürger seiner Heimat war, wird nun dauernd ein wohl gelungenes Monument erinnern. Während über den Berner Denkmälern bisher kein günstiger Stern gewaltet hat, ist es diesmal gelungen, einen der bedeutendsten Schweizer Bildhauer moderner Richtung für die Ausföhrung zu gewinnen.



Büste Albrecht von Hallers, für das Berner Hallerdenkmal entworfen von Hugo Siegwart. 

Hugo Siegwart aus Luzern, ein in München lebender Künstler von ursprünglicher Kraft, der, in Paris gebildet, den romanischen Bauernträgern einer neuen Kunst, Rodin und Kenuier, viel, seiner eignen wundervollen, natürlichen Leidenschaft aber das meiste verdankt, ist der Meister. Seine gewaltige, höchst dramatische Schwingergruppe, ein wahrhaft klassisches Bildwerk, wird hoffentlich trotz der Anfeindung, die ihre kraftvolle Nacktheit hier und da erfährt, doch noch in Luzern, der Heimat des Künstlers, aufgestellt werden. In Bildnisbüsten und -statuen, wie der Pestalozzis, die einen öffentlichen Platz in Zürich schmückt, ist ihm oft einfache und martige Charakteristik gelungen. Das Hallerbildwerk stellt den bedeutenden Gelehrten in seiner einfachen, ruhigen Größe sehr glücklich dar. Haller schreitet aus dem anatomischen Theater, das sich einst an der Stelle der jetzigen Universität befand, heraus und richtet den ersten Blick auf die Schneeberge, die er einst besungen hat. So ist dem Dichter, dem Helden deutscher Wissenschaft, dem vaterländisch empfindenden Schweizer eine würdige Denkmalstätte geschaffen worden.





Benjamin Constant

von Dr. Josef Ettlinger



vergangenen Sonntag," schreibt Börne in seinen „Briefen aus Paris" am 14. Dezember 1830, „war Benjamin Constant's Begräbnis ... Vönger als zwei Stunden dauerte der Zug. So wurde noch kein König begraben. Ich mach einen Mann, der vor vierzig Jahren Mirabeau's Leichenbegangnis mit anziehen: der sagte, es sei nicht gewesen." Und in einem andern Briefe ruhm er dem Verstorbenen nach: „Er hatte einen deutschen Kopf und ein französisches Herz."

Der Mann, der mit so königlichen Ehren begraben wurde, hieß jetzt, nach zwei Menschenleben, ein „Amerikaner im Gewand des Volkes". Zu einem Jahr

zehnten ist das Interesse an seiner Persönlichkeit mehr noch als an seinen Leistungen im beständigen Zunehmen: man hat seine Briefe gesammelt und in den verschiedensten Publikationen herausgegeben, man hat sein merkwürdiges „Journal intime" und neuerdings eine autobiographische Darstellung seiner bewegten Jugendjahre veröffentlicht und steht augenblicklich im Begriff, ihm in Frankreich wie in Deutschland je ein eigenes biographisches Denkmal zu errichten, in dem das problematisch anzusehende Charakterbild des Menschen, Schriftstellers und Politikers Constant lebensgroß und lebensstark gehalten werden soll.

Zum berühmten „jeune homme Chateaubriand" hat Benjamin Constant den geistreichsten Mann sein Voltaire genannt, Jean von Staël

ging so weit, ihn für „le premier esprit du monde“ zu erklären. So übertrieben das klingt und auch wirklich ist, es charakterisiert doch den Eindruck, den Constant's Persönlichkeit auf die großen Geister seiner Zeit gemacht hat, und rechtfertigt es vollaus, daß man sich seiner erinnert und ihm den Vorrang in der Galerie von bedeutenden Männern des neunzehnten Jahrhunderts endlich einräumt, der ihm zukommt. Diese Ehrenpflicht hat nicht nur Frankreich, dem er der Abstammung nach und durch sein Wirken in der Öffentlichkeit angehört, auch Deutschland hat sie, in dem er mehr als ein Jahrzehnt seines Lebens verbracht hat, dem seine erste wie seine zweite Gattin entstammte, und zu dessen Dichtern und Denkern er, der erste französische „Wallenstein“-Uebersetzer, mannigfache, zum Teil enge Beziehungen unterhalten hat.

Seiner Abstammung, nicht aber seiner Geburt nach war er Franzose; denn seine Vorfahren gehörten zwar dem ältesten Adel der Grafschaft Artois an, hatten aber um ihres reformierten Glaubens willen zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts ihr Vaterland verlassen, um sich am Genfer See, im talwinijischen Waadtland, anzusiedeln. Durch mehrere Generationen hindurch standen die Constant's de Hebecque als hohe Offiziere in den Schweizerregimentern der holländischen Generalstaaten, doch blieb Kaufmann dauernd der eigentliche Stütz der Familie. Benjamin's Großvater war General, ebenso der eine seiner Onkel, ein Freund Voltaires, ein andrer quinierte als Major den Dienst, um den Wissenschaften und der Literatur zu leben, und sein Vater war bereits Oberst und zählte vierzig Jahre, als ihm das einzige Söhnchen am 25. Oktober 1767 geboren wurde, das der jungen Mutter zugleich das Leben kostete.

Oberst Kuste-Arnold de Constant, ein geistig hochstehender, aber etwas fahler, verschlossener, mißtrauisch angelegter Mann, liebte den Knaben bis zum siebenten Jahre in der Obhut der Großmutter und einer Tante in Lausanne, dann nahm er ihn zu sich nach Holland, um ihn selbst zu erziehen, ein Mißgriff, unter dem Benjamin's Charakterentwicklung schwer genug und fürs ganze Leben zu leiden haben sollte. Da der militärische Beruf und der häufige Wechsel seines Aufenthalts dem Vater sein Erziehungswerk erschwerete, behalf er sich mit allerhand Hof-

meistern, bewies aber dabei eine so wenig glückliche Hand, daß der heimat- und mutterlose Knabe unter so vielen fremden Händen und Augen sich dank seiner raschen Fassungs- gabe zu einem gefährlieh frühreifen, aller kindlichen Naivität baren petit-maitre entwickelte, der schon mit zwölf Jahren behauptete, daß nur noch die Frauen und das Hasardspiel ihm Emotionen zu geben vermöchten. Den Dreizehnjährigen glaubte Oberst Constant schon einer hohen Schule anvertrauen zu können und brachte ihn nach Oxford, wo er jedoch seiner Jugend wegen keine Aufnahme fand. Unterhalb Jahre später veranlaßten den Vater die in Lausanne gemachte Bekanntschaft und der Rat des letzten Markgrafen von Anspach, seinen Sohn nach Erlangen zu bringen, an dessen damals noch nicht lange bestehender Universität er studieren sollte. Hier in der kleinen städtischen Residenz- und Misenstadt fand der im Pagenalter sichende, hoch und schlant gewachsene Benjamin zuerst sehr wohlwollende Aufnahme, besonders bei der Markgräfin, die an seinem frühgeschärfen Geist und seinem Konversationsstatent Gefallen fand; aber allmählich machte er sich in der Gesellschaft durch seine respektlose Spottlust immer unbeliebter, und als er die Unklugheit beging, durch eine Liaison mit einer bei Hofe ansehnlichen Persönlichkeit die Fürstin selbst vor den Knopf zu stoßen, erregte dies einen solchen Sturm im kleinstädtischen Wasserglase, daß Oberst Constant sich seinen Stammhalter wieder zurückholen mußte.

Er brachte ihn jetzt nach Edinburg, und hier holte Benjamin im Verkehr mit einer Anzahl gleichaltriger talentvoller junger Leute in anderthalb Jahren alles im Studium nach, was er in der Erlanger Zeit verjähmt hatte. Verderblich wurde ihm nur sein früh erwachter Hang zum Hasardspiel, der schon früher dem Vater einiges gelostet hatte, und dem er sich besonders ergab, nachdem er im Frühjahr 1785 Schottland mit Paris vertauscht hatte, um hier seine allgemeine Aus- bildung zu vollenden. Schon nach einigen Monaten war Oberst Constant genöthigt, ihn dem hier geführten Lebenswandel zu entziehen und zu sich nach Weiffel zu nehmen. Es folgte ein Winter in Lausanne, das um jene Zeit für sein reges geistiges und geselliges Leben bekannt war, und im Herbst 1787 ein zweiter, längerer Aufenthalt in

eingerückten preussischen Truppen befehligte, erhielt Oberst Constant die Versicherung, daß sein Sohn zum Kammerjunker am braunschweigischen Hofe ernannt werden sollte, und im Dezember gedachte Benjamin von der Schweiz aus, wo er sich zum Besuch seiner Verwandten befand, die Reise nach der deutschen Westküste anzutreten. Vorher suchte er noch einmal von Lantane aus seine Herzensfreundin Fran von Charrière in Colombier auf, um Abschied zu nehmen, aber gleich nach seiner Ankunft dort erkrankte er ernstlich und mußte länger als zwei Monate Gast des Hauses bleiben. Die Zeit erst knüpfte das Freundschaftsbund zwischen beiden so eng, daß es ihnen fürs Leben unzerreißbar schien und Benjamin die endliche Trennung so schwer fiel, als werde er aus einem Paradiese vertrieben. Die von Zäime-Benve später aufgetragte und ihm von vielen nachgeredete Behauptung, daß die Vertraulichkeit zwischen den beiden die platonische Grenze überschritten habe, hat in jüngster Zeit Philine Godet, der gründlichen und liebevollen Biograph der Frau von Charrière, mit unumstößlichen Gründen entkräftet. Tatsächlich spricht so ziemlich alles gegen eine solche Annahme. In Wahrheit war es die ungewohnt liebevolle und besorgte Pflege, von der sich der ohne Mutterliebe heimatlos aufgewachsene junge Mensch hier zum erstenmal umgeben sah, das ungetauente Gefühl des Zusammenseins, das ihm im Verein mit der empfindsameren Melovalejensentimung die ländliche Winteridylle in Colombier verklärte und seinem Verhältnis zu Fran von Charrière die Gefühlswärme dankbarer Abhänglichkeit gab; während die vom Mutterglück geniesende Frau ihrerseits in der geistigen Beeinflussung des ihr innerlich so verwandten jüngeren Mannes eine Art „mat-rnité intellectuelle“ genoß, der immerhin ein unbewußt erotisches Empfinden zeitweise nicht ganz fremd geblieben sein mag.

Auch in Braunschweig erwartete ihn das Glück nicht, nach dem es seine früh zerrissene Seele verlangte wie einen Schiffbrüchigen nach dem rettenden Gestade. Schon wenige Monate nachdem er sein ziemlich geistreiches Hofamt angetreten hatte, ward er ein Opfer der ihn umgebenden klein-deutschen Ede, d. h. er verlobte sich mit einer um neun Jahre älteren Huldin der regierenden Herzogin, einem Fräulein Wilhelmine von Gramm, die

weder Vermögen noch äußere Reize besaß, und führte sie im Frühjahr 1789 heim. Kurz vorher war sein Vater in Holland in ein kriegsgerichtliches Verlahren verwickelt worden, das ihm seine Stellung als Regimentskommandeur kostete und erst nach langjährigem Prozeßieren mit seiner Rehabilitations- und Ernennung zum General ein Ende finden sollte — eine Angelegenheit, die für Benjamins Sohnesliebe lange Zeit eine Quelle fortgesetzter Aufregungen und Sorgen wurde. Seine eigne Position in Braunschweig ließ sich zunächst wohl günstig an, denn der Herzog — einer der aufgeklärtesten und intelligentesten deutschen Landesfürsten im achtzehnten Jahrhundert — hielt große Stücke auf ihn und war bemüht, ihn dauernd an seinen Hof zu fesseln. Aber schon nach den ersten beiden Jahren begann die junge Ehe sich zu trüben, und die Wesensverschiedenheit der beiden Gatten machte sich bald in so unerträglichem Grade fühlbar, daß Benjamin, der unter der zunehmenden Keizbarkeit, dem fleislichen Eigensinn und den unbedenkbaren Tannen Fran Wilhelmines wahrer Qualen zu leiden hatte, seinerseits die Scheidung zu betreiben begann. Damit verdarb er sich wieder seine Stellung bei Hofe, wo man seinen Skandal wollte und sich mehr auf die Seite seiner Frau als auf die feigige stellte. Nur am Herzog, den freilich der militärische Beruf meist außer Landes hielt, besaß er einen Rückhalt, und als Wilhelmine anfing, sich unabweisend mit andern Männern zu compromittieren, setzte Constant schließlich mit seiner ehrenvollen Entlassung auch die Scheidung durch, nachdem er volle drei Jahre um die Wiedererlangung seiner Freiheit gekämpft hatte.

All dies spielte sich ab, während jenseits des Rheins die blutigste aller weltgeschichtlichen Katastrophen ihren ebernen Gang ging, während Königs-mord und Thronensherrschaft die Stunde regierten. Constant, der sich damals selbst noch nicht als Trauzeuge fühlte, hatte die Pariser Ereignisse bis dahin nur erst mit dem Interesse des unbeteiligten Zuschauers verfolgt, was nicht hinderte, daß seine Gegner am Hofe ihn in den Verdacht zu bringen wußten, mit den Schredensmännern zu sympathisieren. Er hatte, während sein langwieriger Scheidungsprozeß spielte, mehrfach monatlange Urlaube in der Schweiz bei seinen Verwandten und in Colombier

bei Frau von Charrière verbracht, mit der ihn trotz zeitweiliger Mißverständnisse nach wie vor innige freundschaftliche Beziehungen verbanden. Und so schließlich erschien dies Band, so ganz stand Benjamin auch jetzt noch unter ihrem überlegenen geistigen Einfluß, daß es die alternde Frau wie eine Katastrophe traf, als er kurz nach seiner eudämonischen Rückkehr aus Deutschland im September 1794 in Lausanne die Bekanntschaft Frau von Staël machte und gleich vom ersten Moment an deren ungewöhnlichem Persönlichkeitszauber erlag. Nicht allein, daß sie damit den einzigen Menschen an eine andre verlor, den sie für Geist von ihrem Geiße halten durfte, und an dessen Alleinbesitz sie sich gewöhnt hatte, mußte Frau von Charrière's Selbstgefühl tödlich verletzen, mehr noch, daß den Sieg über sie eine Frau davontrug, deren temperamentsvolles, impulsives, wortreiches Wesen ihrer kühleren, spezifischen Natur schmerzhaft entgegensteht und schon vorher in hohem Grade unsumpatisch gewesen war.

Frau von Staël, die als einzige Tochter Neders und als Gattin des schwedischen Gesandten schon vor und während der Revolution in Paris eine bedeutende Rolle gespielt hatte, war dazu ansersehen, Constant in die große Welt einzuführen und seine bis dahin nur an philosophische und literarische Dinge gerichteten Interessen auf das Feld der Politik zu lenken. In ihrer Begleitung erschien er im Frühjahr 1795 in der französischen Hauptstadt, die er seit acht Jahren nicht wiedergesehen hatte, und ihr Salon, in dem sich damals die halbe politische und literarische Welt ein Stelldichlein gab, wurde sein politisches Seminar. Die Leidenschaft, die ihm die zweifellos geistvollste Frau seiner Zeit — an Alter ihm nahezu gleich — entgegenbrachte, erwiderte er zuerst in demselben heftigen Grade, und als Frau von Staël im Oktober 1797 ihr drittes Kind Albertine — die spätere Herzogin von Broglie — zur Welt brachte, wäre wohl auch ohne deren große Ablichkeit mit Benjamin Constant niemand über die Vaterchaft im Zweifel gewesen, denn die früh geschlossene Ehe mit Baron von Staël, eine reine Konventionzhehe, war schon mehrere Jahre vorher tatsächlich gelöst worden, wenn auch die förmliche Scheidung ein etwas länger erfolgte. In der Pariser Gesellschaft war der lang aufgeschob-

jene, etwas vornüber geneigte, hochgradig kurzsichtige Constant, der sein rotblondes Haar noch langherabfallend trug wie ein deutscher Student, eine schon äußerlich auffallende und bald vielfach beachtete Persönlichkeit, denn unter dem bescheiden Einfluß seiner berühmten Freundin entfaltete sich nun erst seine ungewöhnliche Gabe des glänzenden Sprechens, der trefflicheren Schlagfertigkeit und Vereinschaft des Ausdrucks, die ihn späterhin zu einem der ersten parlamentarischen Redner seines Vaterlandes machte. Das wunderbare geistige Ergänzungsverhältnis der beiden Menschen, das noch durch den Zauber erotischer Ausziehung gesteigert und beschwingt wurde, hat, wie in diesen ersten Jahren, so auch später noch, als jener Zauber längst geschwunden war, auf viele Augen und Ehrentugenden wie ein Phänomen gewirkt, und Frau von Staël selbst hat es öfters bezeugt, daß sie bei niemandem je diese unvergleichliche Resonanz ihres eignen Wesens gefunden, und daß niemand ihr so unfehlbar ihr Stichwort zu bringen verstanden habe wie Benjamin Constant.

Politisch stellte sich dieser von Anfang an auf den gemäßigt-republikanischen Standpunkt der Gironde; er wollte weder von einer Reaktion im monarchistischen noch von Gewalttaten im terroristischen Sinne etwas wissen und ließ mehrere hart beachtete Broschüren erscheinen, die diese Politik begründeten. Demgemäß unterstützte er die Direktorialregierung, solange sie die Konterrevolution bekämpfte, und wandte sich von ihr ab, als sie nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor eine rachsüchtige Gewalt- und Verfolgungspolitik ihren bisherigen Gegnern gegenüber begann. Den größeren Teil des Jahres pflegte er jeweils in Paris oder einem vier Stunden davon entfernten Landgut zu verbringen, das er bei dem allgemeinen Verkauf der Nationalgüter wohlfeil erstanden hatte, die Sommermonate meist in Coppet — dem seither berühmt gewordenen Besitztum des damals noch sein otium cum dignitate genießenden Neders — oder in Lausanne bei seinen Verwandten, wo er selbst ein Familienerbgut besaß. Bonapartes Staatsstreich vom 18. Brumaire und der Beginn des Konsulats sollte ihm, der inzwischen das französische Bürgerrecht auf Grund seiner Abstammung nicht ohne Schwierigkeiten wiedererlangt hatte, auch eine offi-

zielle Theilnahme an den politischen Geschäften sichern: er wurde auf Empfehlung Joseph Bonapartes, der wiederum durch Frau von Staël dazu veranlaßt worden war, vom Ersten Konsul zum Mitglied des neugeschaffenen Tribunats ernannt. Da er aber vom ersten Sitzungstage an der Regierung Opposition machte und alle Gesetzesvorlagen rücksichtslos bekämpfte, die dazu dienten, die Alleinherrschaft Bonapartes unter Ausschaltung der parlamentarischen Faktoren zu legalisieren, waren seine Tage gezählt: der Sieger von Vodi und Marengo war nicht der Mann, den Widerstand einzulösen zu dulden. Sobald er sich mit den Friedensschlüssen von Lunéville und Amiens freie Hand für die Verwirklichung seiner ehrgeizigen innerpolitischen Pläne geschaffen hatte, begann er mit der Opposition, die ohnehin in der Minderheit war, anzuräumen und ließ durch einen Senatsbeschuß kurzerhand zwanzig von den hundert Mandatarien des Tribunats, darunter das Benjamin Constant, kassieren. Schon allein dessen enge Beziehungen zu Frau von Staël hätten genügt, ihm die Ungnade des Ersten Konsuls zuzuziehen, denn dieser hatte bereits seit Jahren gegen Neters Tochter eine immer schärfer werdende Antipathie gefaßt und beargwöhnte alle, die zu ihrem näheren Kreise gehörten, wie Mitglieder einer gegen seine Person gerichteten Kamorra.

Der Handschrei gegen das Tribunal fiel in den Anfang des Jahres 1802. Wenig später starb Baron von Staël-Holstein auf einer Reise nach Copenag. wohin seine ehemalige Gattin den schon zu Tode Erkrankten auf seinen Wunsch noch einmal hatte bringen wollen. Aber die allgemein mit Bestimmtheit gehegte Erwartung, daß um das langjährige Verhältnis zwischen ihr und Benjamin in eine glückliche Ehe verwandelt werden würde, erfüllte sich nicht, ohne daß der Grund dafür klar zutage läge. Man weiß nur so viel, daß Constant den Antrag stellte, zu dem er sich verpflichtet glaubte, und daß Frau von Staël ihn ansah, trotzdem sie mit der alten Eifersucht und Heißigkeit ihr alleiniges Besitzrecht an seine Liebe wahrte. Zunächstlich war Constant schon seit mindestens fünf Jahren des Verhältnisses überdrüssig, in dem er sich allzusehr als der abhängige Teil fühlte, und hatte mehr als einmal den Entschluß gefaßt, ein Ende zu

machen und sich mit einer weniger strapazösen, geistig und gesellschaftlich anspruchsloseren Gattin und mit seinen Vätern und Arbeiten — eine „Geschichte der Religionen, ihres Ursprungs und ihrer Entwicklung“, die schon in den Brannschweiger Jahren begonnen worden war, beschäftigt ihn mit Unterbrechungen bis an sein Lebendense — nach Deutschland oder auf irgendein Lustkultum zurückzuziehen. Aber die Gewohnheit des geistigen Verkehrs erwies sich immer wieder stärker, und die frische Farbe der Entschließung gehörte niemals zu Constant's Charakterbilde. Was ihm nicht auf den Nägeln brannte, verschob er lieber auf den nächsten Tag. Dazu kam, daß er im Grunde eine durchaus gutherzige, der Dankbarkeit und Unabhängigkeit in hohem Grade fähige Natur war — sein Verhältnis zu seinem Vater, der ihm mittlerweile in der Person seiner Haushälterin eine Stiefmutter gegeben hatte, und das zu Frau von Charrière, die er in diesen letzten Jahren nach Möglichkeit für seinen „Abfall“ zu entschädigen bemüht war, beweisen es —, und daß es ihm immer wieder unmöglich erschien, das schlüssige Trennungswort zu sprechen, solange er sah und fühlte, wie tödlich Frau von Staël unter jedem derartigen Gedanken litt.

So blieb alles, wie es war, und als Ende 1803 endlich der Baumstrahl des kaiserlichen Donnerers die ihm persönlich verhasste Frau wirklich traf und ihr den Aufenthalt in Paris dauernd verbot, ergab es sich wie von selbst, daß Benjamin Constant ihr Begleiter auf ihrer Reise nach Deutschland wurde. Ihr erstes und wichtigstes Ziel war Weimar, wo man im Dezember desselben Jahres eintraf und mehrere Monate blieb. Der Eindruck, den Neters Tochter an Deutschlands klassischem Hofen machte, ist bekannt: sie blendete und interessierte, aber auf die Tauer fand man ihr unstillbares Konversationsbedürfnis und ihre geistige Unermüdllichkeit herzlich aufstrebend und war froh, als sie ihre Reise nach Berlin fortsetzte.

Constant, der meist in ihrer Begleitung erschien, empfing und machte selbst den besten Eindruck. Goethe gedachte seiner in den „Annalen“ auf das Jahr 1804 in einem längeren anerkenntlichen Absatz, den die Worte einleiten: „Mit Benjamin Constant wurden mir gleichfalls angenehme, belehrende Stim-

den.“ Er sah den „vorzüglichen Mann“ mehrfach bei sich und tauschte mit ihm in eingehenden vertraulichen Unterhaltungen seine Meinungen über sittliche und politische Lebensfragen aus. Seine eignen Eindrücke aus dieser Zeit und den nächsten Jahren hat Constant dem psychologisch überaus merkwürdigen „Journal intime“ anvertraut, das er erst damals in Weimar — der größeren Sicherheit halber in griechischen Lettern — zu führen begann und in unregelmäßigen Zeitabständen etwa ein Duzend Jahre hindurch fortsetzte. Seine erste Ansetzung über Goethe lautete noch etwas kritisch: „Reingefühl, Eigenliebe, hochgradige physische Heißbarkeit, durchdringender Geist, ein schönes Auge und etwas verfallene Gesichtszüge.“ Aber von Mal zu Mal wird sein Urteil wärmer, steigert sich seine Bewunderung, was freilich nicht hindert, daß er dem „Kauf“ bei der ersten Vektüre keinen großen Geschmack abgewinnen konnte. Näher lag ihm die Dramatik Schillers, den er in kleinem Kreise einige Szenen aus dem eben vollendeten „Tell“ vorlesen hörte. Auch Wieland lernte er kennen und schätzen, Herder fand er nicht mehr unter den Lebenden — er war wenige Wochen vorher gestorben — und mußte sich begnügen, seine Werke zu studieren, die ihm außerordentlichen Respekt abnötigten, wie er überhaupt mit den Jahren eine immer größere Sympathie für deutsche Wissenschaft und die gediegene philosophische Schulung der deutschen Intelligenz gewann und häufig die Absicht äusserte, sich selber dauernd in Deutschland niederzulassen.

Während Frau von Staël noch in der Berliner Gesellschaft baldigungen erntete, riefen ihn selbst geschäftliche und Familienangelegenheiten wieder nach der Schweiz, wo er in dem Augenblick anlangte, als der alte Keder sich in Coppet zum Sterben niederlegte. Bei der an Abgütern grenzenden Verehrung, mit der Frau von Staël an ihrem Vater hing, hielt es Benjamin für seine Freundespflicht, ihr in diesen schweren Tagen nahe zu sein: er reiste deshalb unverzüglich zurück, traf sie in Weimar, wohin sie auf die Tranerluke hin ans Vertus geeilt war, und setzte von dort die Heimreise mit ihr fort. Aber dieser Alt freundschaftlichen Parisismus konnte den weiteren Verletzungsprozess, in dem sich Keder's Verfall befand, nur vorübergehend abhalten. Das „Journal in-

time“ protokolliert mit schonungsloser Aufrichtigkeit die langwierige Gemüthsmarter, das aufreibende Schwanken zwischen Wollen und Sollen, zwischen Entschluß und Neue, Stolz und Schwäche, die beinahe tragikomische seelische Zümpfbarkeit, unter der er sich hütete. Zeit mehr als zehn Jahren lag er in Fesseln, seit sieben Jahren kämpfte er in beständigem Auf und Nieder mit dem Entschluß, sich freizumachen. Andre Herzensangelegenheiten hatten ihn wohl zeitweilig beschäftigt — besonders Julie Talma, die erste geschiedene Gattin des berühmten Tragöden, hundert Jahre lang, bis zu ihrem 1805 eintretenden Tode, seinem Herzen näher als sonst jemand —, auch Heiratspläne waren von ihm selbst oder seinen besorgten Verwandten immer wieder aufgesponnen worden, aber nie war es zur Entscheidung gekommen.

Endlich sollte eine Frau, zwischen der und ihm schon in seinem letzten Braunschweiger Jahr das erste Kapitel eines Liebesromans gespielt hatte, die Arelia werden, die ihn der eifersüchtigen Medea von Coppet, zunächst wenigstens scheinbar, entriß. Es war Charlotte von Hardenberg, eine Tochter des hannoverschen Staatsministers, die als junge Frau eines Kammerherrn von Harenholz nach Braunschweig gekommen war, während Constant dort in Scheidung lag, und sich in ihn verliebt hatte. Mit seiner Abreise aus Deutschland fanden diese Beziehungen zunächst ein Ende, Charlotte ließ sich kurz nachher ebenfalls scheiden und heiratete ein paar Jahr später einen französischen General, Herrn von Turentre. Als dessen Gemahlin traf sie zehn Jahre nach jenem ersten Akt mit Constant wieder in Paris zusammen, und diesmal erliefen sie ihm wie ein reitender Engel. Ihre Zaufreude und gefühlvolle Art wirkte auf ihn wie Balsam, und da ihre Empfindungen für ihn die alten geblieben waren und sie bereit war, sich ihm zuliebe auch von ihrem zweiten Mann scheiden zu lassen, kam es — nach manchen Schwankungen und Rückschlägen Constant's — zur Heirat. Aber noch war seine Abhängigkeit von Frau von Staël oder, wenn man es in seinem Sinne günstiger ausdrücken will, seine Dürft, ihr den letzten Schmerz zu tun, so groß, daß er ihr die in Bretons — dem ländlichen Wohnort seines greisen Vaters in Jura — geschlossene Ehe vorerst verheimlichte und noch wiederholt als Gast

in Coppet erschien, ehe sie die volle Wahrheit erfuhr.

Coppet war in den Jahren seit Frau von Staëls Rückkehr aus Weimar der Sammelplatz berühmter und interessanter Persönlichkeiten geworden: außer Constant gehörten August Wilhelm Schlegel, den sich die Herrin des Hauses als Erzieher ihrer Kinder aus Deutschland mitgebracht hatte, der Historiker Sismondi, der vielseitige Schriftsteller Bonstetten zu den Intimen, Chateaubriand, Friedrich Schlegel, Zacharias Werner, Adam Oehlenschläger, später auch Chamisso zu den länger oder kürzer verweilenden Gästen. Mitglieder deutscher Fürstenthümer, die ihr Weg nach Genf führte, rechneten es sich zur Ehre an, in Coppet vorzukommen; verhängnisvoll sollte kein mehrwöchiger Aufenthalt im Schlosse nur dem Prinzen August von Preußen werden — Prinz Louis Ferdinands jüngerem Bruder —, der hier die gelehrteste Schönheit Europas, Madame Mécamiere, im Herbst 1807 kennen lernte und die hoffnungslose Leidenschaft für sie in langen Jahren nicht überwinden konnte. Für Frau von Staël und Constant selbst waren die Jahre 1806 und 1807 die kritischsten: während sie ihr dichterisches Hauptwerk „Corinne“ veröffentlichte, während er seinen kleinen psychologischen Roman „Adolph“ schrieb, in dessen willensstarkem Titelhelden er ein ernsthaftes Beispiel schönungsloser Selbstkritik gab, während man an dem Schloßtheater von Coppet alle möglichen klassischen Dramen in Kostüm und Maske auführte, spielten sich die dramatischen Szenen unter vier Augen ab, sahste sich Constant immer aufs neue abgestoßen und hingerissen, freigelassen und zurückerobert, wobei die arme Charlotte eine wahre Launeegeudel bewahren mußte. Als er dann während Frau von Staëls zweiter Deutschlandreise — diesmal nach München und Wien — den entscheidenden Schritt endlich gethan hatte, lauerte zunächst nur aus dem Neigen in die Ferne; denn da er auch jetzt noch die Beziehungen zu seiner langjährigen Gegeria nicht entbehren mochte, brachte er nun seine eigene Frau in Verwirrung, so daß sie eines Tages einen Selbstmordversuch unternahm. Das „Journal intime“ läßt uns zwar während der Jahre 1808 bis 1811 im Stich, aber man weiß, daß in diesen ersten Jahren seiner zweiten Ehe Frau von Staël noch keine

Anstalten machte, ihren alten Rechten zu entsagen: erst im März 1811, als Constant sich entschloß, mit seiner Frau nach Deutschland überzuflücheln, und Frau von Staël in dem jugendlichen Herrn de Rocca einen neuen Gegenstand ihrer Neigung gefunden hatte (mit dem sie eine bis zu ihrem Tod geheimgehaltene Ehe einging), nahmen sie Abschied für immer. Aber trotz aller Kränken und Stürmen, an denen dieses seit siebzehn Jahren bestehende Verhältnis so reich gewesen war, trotz aller Leiden, die sie einander zugefügt hatten, hörten beide nicht auf, einander zu vermissen, und als Benjamin sechs Jahr später in Paris die Totenwache an der Bahre seiner einstigen Freundin hielt, wußte und fühlte er es in tiefer Seele, daß sie allein der eigentliche Inhalt seines Lebens gewesen war.

Zu einer bestimmten beruflichen Tätigkeit war er seit seinem Anschluß ans dem Triebnat nicht mehr gekommen. Seine Familien- und Vermögensverhältnisse, sein schwankender Gesundheitszustand — ein nervöses Augenleiden machte ihn besonders zu schaffen —, Prozesse aller Art, Duelle, das Hazardspiel, dessen zeitweiliger Sklave er bis an sein Lebensende blieb, eine ungemein ausgebreitete Korrespondenz, der beständige Aufenthaltswechsel im Verein mit all den angedeuteten irdischen Erlebnissen hielten sein Leben in einem beständigen Wellengang, und der einzige ruhende Pol in all dieser Erscheinungen Alcht war die Arbeit an seinem großen Werke „De la religion considérée dans ses sources, ses formes et ses développements“, das ihn seit seinem zwanzigsten Jahre beschäftigt, und das er wohl ein halbes Dutzend mal nen in Angriff nahm, ehe es nach unendlich vielen Vorstößen 1824 zu erscheinen beginnen konnte. Dieses Werkes wegen ging er auch jetzt nach Deutschland, wo er die nächsten drei Jahre größtenteils in Göttingen, nahe der Heimat und Familie seiner Frau, ganz seinen Studien lebte. Erst 1811 führten ihn die politischen Ereignisse wieder nach Paris zurück, als Bernadotte die Erbthron des gefangenen Bonaparte anzutreten hoffte und sich zu diesem Zweck unter anderem auch der publizistischen Gewandtheit Constants dabei zu bedienen suchte. Ähnliche Motive veranlaßten bald danach das um seine Krone beforchte Ehepaar Jondium Kurat, sich durch Ver-

mittlung der ihnen nahestehenden Madame Récamier mit Constant in Verbindung zu setzen, und bei diesem Anlaß begab sich das Seltzame, daß der Siebenundvierzigjährige wie ein flammhäriger Jüngling für die von so vielen vor ihm angebetete Frau entbrannte, mit der er schon seit gut anderthalb Jahrzehnten persönlich nahe bekannt gewesen war, ohne von ihrem Zauber berührt zu werden. Es war die letzte, heftigste und schmerzhafteste Leidenschaft seines Lebens, heftig und schmerzhaft vor allem deshalb, weil die ewig-jungfräuliche Absteifele Justitiere Récamiers sich seinen Südblügen ganz unzugänglich erwies und Constant von jeher durch nichts so heftig gereizt wurde wie durch das, was sich ihm versagte. In welchem Grade er von dieser Passion befallen war, zeigt der Band seiner „Lettres à Madame Récamier“, den deren Pflegetochter und Erbin, Madame Lenormant, vor einigen Jahrzehnten veröffentlicht hat.

Mit diesem Herzenuserlebnis in engstem Zusammenhang steht die bedeutendste Episode in Constant's politischem Leben, sein Verhalten gegenüber Napoleon während der hundert Tage. Nur um sich Madame Récamiers Dankeschulden zu verdienen, die selbst zu den Verbannungsothern des Kaiserreichs gehört hatte, ließ er, als der aus Elba zurückkehrende Bonaparte schon auf dem Wege nach Paris war, einen von Empörung flammenden Artikel gegen den Murrator im „Journal des Débats“ erscheinen; zehn Tage später folgte er einer Einladung des Kaisers, der, anstatt den unvorsichtigen Angreifer zur Rede zu stellen oder fernnehmen zu lassen, ihn zum Staatsrat ernannte und ihm, als dem begabtesten politischen Publizisten jener Tage, die lockende Aufgabe übertrug, eine Konstitution für Frankreich auszuarbeiten.

Man hat es Constant auf gequersücher Seite als den Gipfel der Charakterlosigkeit ausgelegt, daß er derart seine fünfzehnjährige Vergangenheit als Belämpfer Napoleons verleugnet habe. Mit Unrecht: er hatte den Absolutismus in Bonapartes Person belämpft; in dem Augenblick, da der Kaiser unter dem Druck der Verhältnisse dem Absolutismus entzarte und eine liberale und konstitutionelle Form einzuleiten versprach, hatte er als Realpolitiker im Interesse des Landes und der nationalen Ehre nicht nur das Recht, auch die Pflicht, die von ihm dazu verborgene Stille

zu gewähren. Es war sein Pech, daß die Kürze von Napoleons letzter Herrlichkeit diese liberalen Mühenräume nicht reifen ließ, und mit der Wiedertehr der Bourbonen war er gezwungen, Frankreich zu verlassen und sich einzuweisen nach England zurückzuziehen.

Die hier gefundene Muße benutzte er, seinen Roman „Adolphe“ im Druck erscheinen zu lassen (1816), nachdem er damit neun volle Jahre geögert hatte. Und mit diesem kleinen Musterwerk hat er sich einen Platz in der Weltliteratur verschafft, den ihm seine übrigen Werke — am wenigsten die 1809 erschienene französische Bearbeitung von Schillers „Wallenstein“, den er auf das Prokrustesbett der drei Einheiten getreten und in Alexandriner übertragen hatte — heute sicher nicht mehr verbürgen. Es ist ein psychologischer Roman aus der großen europäischen Romanfamilie, die in dem jungen Werther ihren Stammvater hatte, aber im Grunde ein ausgeprochenes Gegenstück zu Goethes weiteroberndem Jugendwerk. In dem jungen Adolphe, dem Sohn eines klein-staatlichen Ministers, der in Göttingen studiert und dann an einen kleinen deutschen Hof gerät, hat Constant sich selbst geschildert — wie verblüffend genau, ist erst durch das im vorigen Jahre veröffentlichte autobiographische Fragment deutlich geworden, in dem er die Geschichte seiner ersten zwanzig Jahre aufgezeichnet hat.* Tagegen hat man in der schönen Folin Ellénore, die Adolphe als die Geliebte eines Grafen kennen lernt, stürmisch umwirbt, für sich gewinnt und, nachdem er sie gesellschaftlich loszusagen ent wurzelt hat, durch allmähliche Entziehung seiner Liebe zur Verzweiflung und in den Tod treibt, mit Unrecht das Vorbild von Frau von Staël vermutet. Alles in Ellénores Persönlichkeit und Schicksal spricht für andre Modelle, jedenfalls aber für mehrere; nur diejenige Periode in den Beziehungen Adolphes zu Ellénore, die ihn das Verhältnis als drückende Fessel empfinden und ihn immer wieder versuchen läßt, sich loszumachen, spiegelt merkwürdig Erlebnisse und Stimmungen aus Coppet wieder. In Ellénore, die ein gut Teil älter ist als Adolphe, hat Constant zum erstenmal jenen Magdalenaenypus, die Figur der gesellschaftlich deklassierten, aber

* Le Cahier Rouge de Benjamin Constant. Paris, Calmann Lévy, 1907.

leidenschaftlich und selbstlos liebenden Frau geschaffen, die später als Kameliendame die Bühnen und Leihbibliotheken Europas beherrschen sollte, die in Taudets „Sappho“ wiederkehrt und in Fontanes „Cécile“. Jüge davon tragen schon die „Galiste“ der Frau von Charrière und die „Delphine“ der Frau von Staël, aber mit gleichem psychologischen Realismus war dieser Frauencharakter vorher noch nicht erschaffen worden. Neu war der Roman auch darin, daß er das Liebesleben einer Frau von mehr als dreißig Jahren in seiner Besonderheit darstellte: ein weltliches Klima, in das sich vorher noch kein Romanchriftsteller gewagt hatte. Vor allem aber liegt die Bedeutung des Werkes in der männlichen Hauptperson, die in ihrer Zerissenheit, Unbefriedigung und der Differenziertheit ihrer Gefühle als ein ganz moderner Charakter erscheint und zugleich als ein erster Träger jener Zeitstimmung, jenes mal du siècle, das bald nachher unter dem Namen Weltweh eine Krankheit der europäischen Intellektuellen werden sollte.

Ende 1816 konnte Constant nach Paris zurückkehren, wo ihn Ludwig XVIII. seinen vorübergehenden Anschluss an Napoleon nicht lange nachgetragen hatte, und der Rest seines Lebens gehörte der Politik. Von 1819 ab war er Mitglied der Deputiertenkammer (zuletzt seit 1827 als Abgeordneter für Straßburg) und in dieser Zeit das hervorragendste Mitglied der liberalen Opposition, dessen großes Medertalent und unermüdetes Vorkämpfertum für die großen liberalen Forderungen der Pressefreiheit und der religiösen Gewissensfreiheit — für die er als der Urentel protestantischer Kejnigs einzutreten besonders berufen war — ihm keine außerordentliche Popularität verschafften. Noch am Tage vor seinem Tode hatte er den vierten

und letzten Band seines Werkes über die Religionen druckfertig gemacht, dessen erster Band 1824 endlich hatte erscheinen können. Vierzig Jahre seines Lebens hatte er im ganzen auf diese Arbeit verwendet, mit der er sich sein Monumentum aere perennius zu setzen bereinigt gehofft hatte: ein tragisches Geschick hat es gewollt, daß sie heute kein Mensch mehr liest oder kennt.

Dafür ist der Nachwelt die Person Constants selbst um so interessanter geworden, je mehr Authentisches man nach und nach von ihm erfahren hat. Ein halbes Jahrhundert lang beherrschte das einseitige und gehässige Urteil Sainte-Beuves, der sich in seinen zahlreichen Essays die moralische Aufspießung Constants zu einer förmlichen Liebesaufgabe gemacht hat, die allgemeine Meinung in einem Grade, daß kaum einer von allen, die sich mit ihm zu beschäftigen hatten — darunter auch Lady Mennerhasset in ihrer großen Biographie der Frau von Staël —, dem Glauben an diese Autorität nicht unterlag. Tatsächlich hat Benjamin Constant große Charakterchwächen gehabt, die niemand besser kannte und niemand mit mehr Selbstkritik gezeigelt hat wie er selbst in seinen Briefen und Aufzeichnungen. Aber gerade diese Selbstkritik, dieser ewige Kampf mit der eignen Schwäche, die ganze Tragödie eines jugend- und heimatlosen Lebens der Unberriedigung, im Verein mit ungewöhnlichen Schicksalen und einer nicht unbedeutenden geschichtlichen Rolle, macht ihn zu einer studienwürdigen und psychologisch höchst anziehenden Persönlichkeit besonders für unsre Zeit, die sich der Heldenverehrung mehr und mehr entwohnt hat und im Zeisspiegel des Romans gerade dem Irrenden und mit sich selber kämpfenden Menschen das größte Maß von Anteilnahme zu schenken pflegt.

Sehnsucht

O, ihr Hände, die von ferne
Alle meine Wunden kennen;
O, ihr Augen, die wie Sterne
Über meinen Nächten brennen;

Lippen, die ein Rosenhauch
Heil'gen Sommertags gesegnet —:
Einem oder allen auch
Wär' ich heut so gern begegnet.

Otto Thürner



Szene aus „Sardanapal“. (Nach der Aufführung am Berliner Kgl. Opernhause aufgenommen von Sander u. Labisch in Berlin.)

Dramatische Rundschau

© Von Dr. Friedrich Düssel ©

Maßstabtheater und Theater der Beobachteten — Natur- und Umfangeerscheinungen — Die Sprache als dramatische Schöpferkraft — Bühnengestaltung und Ansehensschwäche — Von Berliner Bühnen: Lilo Lindwies „Lorenzer Heide“ im stgl. Schauspielhause — „Zaidonay“ im Kgl. Opernhause — „neujg Vear“ im Deutschen Theater — © © Ein jomwieder Abend der Kammerviele: „Mimie“ und „Teatena“ — Dramatisches Scherzstück © ©

Selten sind die Gegenstände in Anbahnungen und praktischen Vorfahrungen des Theaterlebens so hart und weit auf einander gestossen wie in diesem Augenblick. Von der einen Seite ruht man nach einem von den Unterhaltungsstätten der großen Menge streng abgegrenzten „Theater der Beobachteten“, in dem nicht mehr Kunstschonwörter, sondern gebildete und begeisterte Dilettanten streng ausgewählte dramatische Dichtungen darstellen, entweder in jenerer Auszubildung der Vellschbarwörter oder mit Hilfe von Erwerbtheatern — auf der anderen Seite konstant man in unfern großen Erwerbtheatern einen ins Große und Breite abenden Zug zum Theatralischen, zu vollständigen Kostümwirkung und heißt mit dieser dem Zuhörer wie dem rein Annehmlichen abgeben die Vorworte von neuen die Annehmlichkeiten der großen Menge und der weichen Annehmlichkeiten zu dem nächsten eben. Der

junge Generation unserer Dramatiker noch immer nicht gelernt haben, sich den realen Bedingungen der Bühne, die eine drastische, unmittelbar faßliche Handlung und Sprache verlangen, anzupassen und in genügendem Maße die brennenden Probleme und Konflikte der Gegenwart für ihre Stücke auszudeuten. Viel zu lange schon habe unser Theater unter der Herrschaft des Literarischen gestanden, nun endlich wenn es nicht zu einer Spezialität eines engen Kreises werden sollte — sei es an der Zeit, wieder die bühnen- und also auch publikumswirksamen Theaterstücke zu pflegen. „Der Grund für die häufigen Schlapwen, die die sogenannte literarische Richtung in den letzten Jahrzehnten eiferten hat, ist aber,“ heißt es bei den Vertretern dieser Anschauung weiter, „weniger in einem Mangel an dramatischer Begabung zu suchen als in der übertriebenen Durchdringung der theatralischen Wirkungen, die als „ausbar“ achten. Der Dichter soll die theatralische Wirkung nicht anstreben, aber er soll ihr auch nicht da, wo sie sich ergibt, aus dem Wege gehen. Er wird sich mit Vermeidung von einer

struppeliger Konkurrenz überflügelt werden. Schon heute kann man deutlich beobachten, wie im Repertoire unserer Bühnen und zugleich im Geschmack unsers Publikums die Lust an rein literarischen Experimenten abflaut und das Theater von neuem sein Recht auf starke Bühnenerwartungen geltend macht. Die Dichtung wird demnach bei Zeiten auf der Hut sein müssen, damit ihr die kaum errungene Bühnenherrschaft nicht wieder entrißen werde. Sie hat allen Grund, die psychologische Stimmungsmalerei einzuschränken und auf ein Drama in großen, mächtigen Linien mit einer starken Handlung und dem Gegenbild energischer Naturen bedacht zu sein."

Es steckt viel Wahres in dieser Betrachtung, wenn sich die Waage des Kampfes auch nicht so schnell auf die eine, die theatralische Seite hinneigen wird, wie es diesem Beobachter aus der Perspektive der großen Menge scheinen will. Immerhin braucht man nur den vorjährigen Spielplan des Berliner Königstheater's, also einer der ersten Bühnen der Reichshauptstadt, zu prüfen, um zu dem Schluß zu kommen, daß dies kein Theaterprogramm mehr ist, sondern nur noch ein literarisches Spezialitätenprogramm, das sich einem engen Anschnitt unserer Dramatik dienstbar macht. Fern was hat diese Bühne im Laufe der letzten zwölf Monate gebracht? Unter

den Verfassern der Neuheiten traten außer Gerhart Hauptmann („Kaiser Karls Weibel“) und Hermann Bahr („Die gelbe Nachtigall“) ganze drei neue Namen in den Spielplan: Felix Salten mit seiner Einakterreihe „Vom andern Ufer“, Franz Molnár mit dem Spiel „Der Teufel“ und Otto Hünnek mit der Komödie „Kärntische Welt“. Sonst beherrschten ältere Stücke Hauptmanns, neu wiederangenommene Stücke Ibsens und Zola's („Nacht der Finsternis“) den Spielplan, und als verächtliche Sommerkuriosität drängte sich zwischen diese Modernen literarische Schönthans „Kaub der Zabinettinnen“, ein Publikumsstück, das eigentlich nur einmal zum Besten der Gesellschaft Deutscher Bühnengehöriger aufgeführt werden sollte, dann aber auch in diesem Hause so viel Anklang fand, daß es der Masse zuliebe in den Spielplan aufgenommen und sieben- und fünfzigmal wiederholt werden mußte!

Den zweiten Urisapfel wirft in unsern gegenwärtigen Theaterbetrieb die wachsende Neigung, die dramatisch theatralischen Genüsse, statt in den Gesellschaftstheatern der Großstadt, im Naturtheater, im Freien unter Gottes blauem Himmel oder doch an einer vom Weltgetümmel geschützten, vom Hauch der Geschichte oder der Poesie geadelten Stätte zu suchen. Das Harzer Bergtheater auf dem Hexentanzplatz, die Schöp-



Szene aus „Sardanapal“: Waschtänztanz. (Nach der Aufführung am Berliner Kgl. Opernhause aufgenommen von Sander u. Fabrich in Berlin)



Szene aus dem damaskenischen Knie- und Schwerttanz im „Sardanapat“. (Nach der Aufführung am Berliner Kgl. Opernhause aufgenommen von Bedier u. Maatz in Berlin.)

fung Dr. Ernst Wachler, behauptet sich trotz der zum Teil leuchtenden Stüde, die hier den Schauspiel beherrichen; die Volls- und Festspiele an historisch-denkwürdigen Orten gewinnen von Jahr zu Jahr an Ausdehnung, und Landstädte Goethe-theater hat im vergangenen Sommer gezeigt, daß die natürliche Weihe einer solchen aus dem Alltagsbetrieb losgelösten Stätte anreicht, um selbst Fragmente der antiken Komödie, wie sie dort in den neuangefundenen Szenen des Menander, eines neuattischen Dichters höchst beiderseits Normats (deutsch von Karl Robert; Berlin, Weidmann), von hellischen Studenten aufgeführt werden, zu einer überraschenden Wirkung zu verhelfen. Ein Mäkel nur, daß schon unter Alima eine natürliche Scheidung zwischen den Wirkungs-sphären beider Kontinenten, der großstädtischen Gesellschaftstheater auf der einen und der Natur- und Einfachheitstheater auf der andern Seite, vornimmt. Solange nicht der attische Himmel in unsern hyperboräischen Norden überwandert, solange unsre Völker- und Heiligkeit auf die letzten Sommermonate beschränkt bleibt, werden die göttlichen Sommermonate unter dem neuen Weltklob wenig zu leiden haben.

Zurück zur Sprache der Gegenwart gehen wir. Es ist ein wenig über die Zeit bei der das gelesene Buch. Die von Voss aus seiner

verfälscht werden muß, daß es erst durch die schauvielerische Darstellung sichtlich lebendig wird, ja, daß diese Bühnendatierung erst den letzten Akt in der Geburt eines dramatischen Werkes bedeute; die andern behaupten nicht minder überzeugend, daß alle Sprache nur Abstraktion sei, und daß also durch die Sprache keinem Drama eine Verwirklichung zuteil werden könne. Lebe es nicht eben im Grunde, so lebe es gemäß auch nicht auf der Bühne. Die Sprache sei die materiell sinnliche Gestalt des dichterischen Kunstwerkes, auch des Dramas, sie sei zur Alleinvertreterin im Reiche der Dichtung aufgestiegen und auch dazu berufen. Als eine Kunst der Sprache unterscheiden sich die Poeten spezifisch von allen andern Künften; darum liegen gleich allen dichterischen auch alle dramatischen Werke allein im Sprachlichen, genauer und höher gesagt: im Zerstückeltesten. Das ist unter andern die Lehre Julius Fabe, die er mit viel Geist und Genie auf selbständige dramatische Erfahrung in seinem Lebensworte Buche „Kritik der Bühne“ vertritt (Berlin, Leichter u. Co.), leider ohne die gestaltende Kraft, die das Wort erst zum Kunstwerke erhebt, genügend zu bewerten. Außerdem zeigt auch diese mit leidenschaftlicher Wärme vertratene Theorie eines ganz dramatischen und stiftlichen, wie tief auch in die Opernratzen wieder von Fragen der Dramatik und der Bühnenwirkung bewegt wird.

Es wäre mehr als auffällig, wenn in diesem Widerstreit des Alten und Neuen, des Intimen und Volkstümlichen, des Akademischen und Praktischen die Streitfragen der Bühnengestaltung und der jenenischen Ausstattung stumm blieben. Doch keine Sorge! Die Gegenläge sind gerade hier so hart aneinandergedrückt wie selten wonders. Während man in München im neuen Künstertheater auf der Theaterwiege allem prunkenden Ausstattungsweisen den Krieg erklärt hat und mit leidenschaftlicher Überzeugungsglut auf eine möglichst schlichte Bühnengestaltung hinarbeitet, auf eine Szene, die sich mit dekorativen Andeutungen begnügt, dafür aber um so stärker die mit- und nachschaffende Phantasie der Zuschauer in Bewegung setzen will, gehen in Berlin die beiden königlichen Bühnen, das Opernhaus wie das Schauspielhaus, gleichzeitig und mit nachdrücklicher Betonung auf den Panoramastil der siebziger Jahre, den Stil der Repräsentation und der lebenden Bilder wie der geschichtlichen Töne, ja mehr noch der wissenschaftlichen Exactheit zu. Dort „Rauch“ und „Was ihr wollt“ als streng stilisierte Melie und Situationsstücke; hier „Sardanapal“ und „Die Torgauer Heide“ als Triumpfwerte einer bis zum Iz gedrückten Komparierie, als lehrhafte Anschauungsbilder der asiatischen Archäologie und der preussischen Uniformkunde.

Über den Versuch des Kgl. Schauspielhauses, Otto Ludwigs „Torgauer Heide“, dies luntbewegte Lagerbild aus dem Siebenjährigen Kriege, eigentlich nur das Vorpiel zu dem unvollendet gebliebenen Schauspiel „Friedrich II.“, für die Bühne zu gewinnen, können wir schnell hinweggehen. Einige Berliner Tageszeitungen waren led genug, zu behaupten, dieses vaterländische Stück, in dem sich wenig dramatisch, doch lebensvoll und herzbewegend unpartheilich die historischen Vorgänge während der Nacht vom 3. zum 4. November 1760 unmittelbar nach der Schlacht bei Torgau spiegeln, habe nur deshalb seinen Weg auf die Kgl. Bühne gefunden, weil darin ein Vorfall des Generalintendanten Herrn von Hülsen ehrenvoll erwähnt werde. Das heißt denn doch die Dramaturgie des Kgl. Schauspielhauses aus gar zu privaten Gesichtspunkten betrachten! Eher wird die Theatermeister dieser Bühne das Schlüssbild gereicht haben: Friedrich der Große selber auf weißem Schlachtroß in der ersten heulenden Stüt des Lagerlagers, im anstehenden Frührotstein des jungen Tages, während um ihn aus hundert Soldatenleben das „Nun danket alle Gott“ zum Morgenmunde empor steigt. Ein Bild, ein prächtiges Bild, mehr als und patriotisch zugleich! In diesem wertvollen Bühnenbilde aber geht im Schauspielhaus alles unter, dieser Bilderreichtum von Theatermenschen (Sünden hat die Darstellungskunst völlig unterstellt, nicht nur in Otto Ludwigs Lagerlagers, sondern

auch in Goethes „Clavigo“, den man merkwürdigerweise mit der „Torgauer Heide“ zu einem Theaterabend zusammenfügte und dem man in den beiden Hauptrollen nur Schauspieler dritten und vierten Grades gönnte.

Mit dem Farbenglanz und den Ausstattungsreizen der großen historischen Bantomime „Sardanapal“, dem Zensationsstück des Kgl. Opernhauses, verglichen, ist jenes nüchtern-morgendliche Glorienbild des Torgauer Friedrich freilich nur ein Kinderpiel. Hier sind Wort und Ton, abgesehen von dem Vorpiel, völlig unterdrückt, um dem schönen Körper, dem schönen Bühnenbilde und den noch schwebenden Kostümen die Herrschaft abzutreten. Freilich nur im Namen und zugunsten der Wissenschaft. Wer hätte sich das je träumen lassen, daß auf den Brettern des Kgl. Opernhauses noch mal die Mythologie Aru in Arm mit der leisen Muse des Balletts wandern würde! Daß der Tanzmeister Vant Tagioni, der Schöpfer des noch in den siebziger Jahren viel angeführten „Sardanapal“-Balletts, einen Nachfolger und Bearbeiter in dem Ob. Regierungsrat, ordentlichen Universitätsprofessor und Direc-



Sil Hierher als Odalische im „Sardanapal“. (Nach einer Aufnahme von Becher u. Maack in Berlin.)



101 Rudolf Schildkraut als König Lear.

tor der Vorderasiatischen Abteilung der Maj. Museen in Berlin Dr. phil. Friedrich Tüfel sich finden würde. Zwar sind an der Wiederverwertung dieses Balletts noch eine Reihe anderer literarischer, dramaturgischer, musikalischer und technischer Hilfskräfte beteiligt — unter andern hat Josef Leuf den einleitenden und erläuternden Prolog, ein Zwiegespräch zwischen aaimischer Vergangenheit und der Wissenschaft verfaßt, der Maj. Ballettmeister Graeb den choreographischen Teil beorgt, während Bertel und Zoltar die musikalische Begleitung lieferten —, der Löwenanteil an diesem ersten großen Ereignis der Theaterwelt fällt aber doch Prof. Tüfel zu. Sie andern hätten das alte Ballettwerk ebenfalls mit ein paar poetischen, choreographischen oder dekorativen Zutaten aufstücken können; es zu einer Demonstration der Altertumswissenschaft zu machen, wie es der Wunsch und Befehl des Kaisers, dazu konnte einzig und allein der Gelehrte berufen sein. Und wenn wir klug sind, gemäßen wir uns daran, diese ganze pomphöse Veranstaltung als ein in Bühnenbildern umgewandeltes Hilfsmittel der Wissenschaft zu betrachten. Jeder andre Standpunkt, in den auch nur von fern der Regisseur kamit hineinblickt, würde uns in peinliche Stockste mit unserm kühnen Gelehrten bringen. Zum gerade das, was sich die Kunst allein ihre Sache erwarbt, die sie nicht zu tun hat, die sie gerade uns in die Hände spielen sollte, ist es, was uns in die Hände spielen sollte. (Nach einer Aufnahme von Sander u. Labisch in Berlin.)

in sie hineingeprochenen Programmbuch, genau die vorgeschriebenen Haltungen und Bewegungen auszuführen, sie dienten den Absichten dieser Auf- führung sicher besser als die armen Schauspieler, die man mit den gewaltigen und ach! so kost- spieligen Künsten beladen hat, und die monate- lang vorher in unzähligen Proben das „Ame durch!“ und „Aufhören gestreht!“ des aaim- rischen Exzerzierelements haben sitzen müssen. Trifft das einen im volltönenden Wortdrama große- gewordenen Schauspieler wie unsern braven Josef Krieger, der einst den Wallenstein spielte und lange Zeit der bedeutendste Teil Deutschlands war, jetzt aber in des Wortes wörtlicher Be- deutung den Zerkowal „pantomimen“, eben nur mimen muß, so merkt man ihm an, wie bitter-sauer ihm das wertlose Zirkeln und -wenden wird, wie seine gebannte Junge unwill- kürlich zu murmeln und zu lallen anfängt, als wollte sie sagen: Herrgott, erlöst mich doch aus dieser mummienhaften Einschränkung! Wenn der Scheiterhaufen schließlich den durch Nabopolassar herrschendes Chaldäerher aus seinem höchsten Glanze herabgestürzten König von Ninive mit all seinen Schätzen verzeht, atmen wie er auch wie erlöst auf, so drückend hat der Zwang dieses toten Schweigens, dieses bloßen Schwanens und Wieder- schwanens glänzender literarischer Großheiten, denen doch alles innere Leben, alle dramatische Entwic- lung fehlt, auf uns gelastet. Weshalb gibt es von der Teufelskugel und der Erziehung an, wo dem König das Verlöblich der Adal Unheil verkündet, und wo der Oberrichter in Nabro- polissar den künftigen Herrn Ninives erkumt, bis zum Sturz Ninives und zum Klammern des Königs inmitten seiner Schätze, gewiß gibt es



102 Rudolf Schildkraut als König Lear. (Nach einer Aufnahme von Sander u. Labisch in Berlin.)



Lucie Höflich als Cordelia. (Nach einer Aufnahme von Sander u. Labisch in Berlin.)



Helene Schöndner als Goneril. (Nach einer Aufnahme von Sander u. Labisch in Berlin.)

während dieser vier Bilder manches prachtvolle, farbenschöne und reichbewegte Bühnenbild, manche erstaunliche und auch geschmackvolle Einzelleistung, wie z. B. den Tannentelchanz des Aränlein del' Era im vierten Bild, den Duellistenanz und den damastensicheren Knie- und Schwertanz zwischen Graf Hierländer und Herrin Mangelstorf, vor allem auch Theaterfeste von verblüffender Technik — die dramatische Kunst aber, auch die theatrale Bühnenkunst, wie man sie heute versteht, heute, wo die Tendenz des neuen Kunstgewerbes, der Stil der Einfachheit, Sachlichkeit und Kühle, auch das Theater erobert hat, sie geben leer aus. Noch einmal, alles ist in bester Ordnung, sobald wir aus Deligichens Programmen, wonach das Bühnenwerk „Zardanabal“ nicht allein den Zielen und Aufgaben des Theaters gerecht werden, sondern zugleich auch der Willkür dienen will, den Vorderatz höflich berücksichtigen, um den Nachatz desto härter zu unterziehen.

Inwiefern dieser Nachatz wirklich erfüllt wird, ist eine Frage der Sachverständigen, die zu lösen

wir uns nicht anmaßen. Das bleibe den Ästhetikern überlassen. Der Voratz des Sonnenentwels ist trotz Lenards und Kalkans Verdrehungen und Retorsionstücken gewiß noch nirgend so genau und anständig gezeigt worden wie jetzt von Deligich, und über die Ausführung der Reimungen, Kostüme und Gerätschaften soll in der Meinung der zur glanzvollen Ausführung einzuladenden Ästhetikern nur eine Stimme der Anerkennung laut geworden sein. An der „Edelheit“ der Noten wird stark gezweifelt. Die gebe es gar nicht, behauptet ein Teil der Alttextusgelehrten, und wenn es sie gäbe, vermöchten wir sie in unsre Tontrabe nicht zu übertragen. Willkürlich unklar könnten all diese tanzend Reellen für die Willkür erst gemacht werden, wenn sie von der Bühne, ihrem Ort, in ihre wahre Heimatstätte, ins Museum, verpflanzt kein würden, wo man sie bis ins kleinste Detail betrachten und, wenn es sein muß, kritisch prüfen und revidieren könnte. Fallschlach hat Deligich diesen Plan, so daß wir das Bühnenwerk in Zar-

danapafs, diesen ganzen Abriß seines höchsten Glanzes und plötzlichen Sturzes, nur als ein Durchgangsstadium zu seinem wahren und ewigen Leben in der Vorderasiatischen Abteilung der Kgl. Museen aufzuleben brauchen.

Während die Kgl. Theater Berlins ihre reichen Mittel so an bildhafte Außerlichkeiten verschwenden, die mit dem Wesen der dramatischen Kunst wenig oder gar nichts zu schaffen haben, schreitet das Deutsche Theater, das schon mit einer Gedektheit für seinen Gründer und ersten Direktor V. Aronow das fünfundsiebenzigjährige Jubiläum gefeiert hat, mit erfrischter Energie und gekläarter Einsicht seinem edlen künstlerischen Ziel entgegen: der Bildung eines großzügigen, aus hoher klassischer und ausereleiner zeitgenössischer Dramatik geschmackvoll gemischten Spielplans. Zwei Grillparzeraufführungen („Des Meeres und der Liebe Wellen“ und „Medea“ mit Adele Sandrod in der Titelrolle), seine übertragenden Leistungen, aber geradlinig und sauber durchgebildet, können an die tüchtigen Traditionen des Deutschen Theaters der achtziger Jahre an; die bald darauf folgende Darstellung des „König Lear“, der gewaltigsten, übermenschlichsten aller Shakelberischen Tragödien, zielt darüber hinaus auf die höchsten und schwierigsten Aufgaben, die sich für die Theaterrolle zu legitimieren, die ihm bisher mehr noch als das eigne Verdienst die strahlbare Käufigkeit der andern Berliner Bühnen zuertheilt hatte. Die Probe ist beendet, und hinfort gibt es keinen Streit mehr

über die Frage, welche Bühne Berlinszepter und Krone trägt. Diese Insignien gehören der, die uns vor drei Jahren den „Sommertraum“ in neuem blühendem Verdeglanz wieder geschenkt, und die jetzt jenen heiter entzündenden Zauberbildern einer von irdischer Schwere entseffelten Phantastie die Schicksalsfäden furchtbarer Menschheitstragik entgegenstellt hat. Schalkspere ist und bleibt der beste Kritiker aller schauspielerischen und dramaturgischen Leistungen; keiner sonst als er erteilt noch heute den Meisterbrief. Eine Aufführung des „Sommertraumes“ konnte seinen eigenen Forderungen allenfalls noch antworten, indem sie sich von der natürlichen Stimmung und der mitfliegenden Kritik tragen ließ; beim „Lear“ heißt es Farbe bekennen: nur von innen her, aus ihrem geistigen Kernpunkt ist diese Tragik zu fassen, die Kleinigkeit dieser Dichtung zu erfüllen. Und gerade diese Energie der Innigkeit war das entscheidende Merkmal der „Lear“-Aufführung im Deutschen Theater. Nirgend ein schwächliches oder gefälliges Abbiegen vom Teilpietäe dieser tragischen Unerbittlichkeit, die weder von „Verklärung“ noch von „Verhöhnung“ etwas wissen will; überall, im Kleinsten wie im Größten, eine unerlöschende, zum Aussehen bereit Gefolgsgetreue. Selbst die Kleinigkeit des Wöhrers, die die konziliante Bühnentraxis eines Jahrhunderts hinter die Szene verlegt, wird, wie Schalkspere verlangt, vor unsern Augen vollzogen; auch vor der schwierigen, deshalb gleichfalls oft unterschlagenen Szene, wo der Obelende in todeswürdiger Verzweiflung sich von der Todeshölle in die möderische Tiefe hinabzusinken wähnt, ist man nicht zurückzudrücken. Und die Anekdote? Wir kennen ja Meinhardts Schoklad und wissen, wie er es manchmal verhält. Hier hat er sich bis zur Anekdote selbst überwunden. Wohl ist alles bis auf die Geräte herab würdig und gebiegen gehalten, keine verstaubten und verschliffenen Garderobestücke aus dem nächsten Trödlerladen, und zumal die heidnisch-schottische Barbarenstimmung ist, nur wenig entstellt durch einen leisen asiatischen Anflug, gut getroffen — das alles aber stellt sich in dienender Höflichkeit unter die Herrschaft der geistigen Idee des Ganzen. Nur stumpfsinnige Verständnislosigkeit kann da andern vorans die „effektvollen Bühnenbilder“ hervorheben. Ja, es scheint mir fast, als habe einmal in der Szenengestaltung eine spartanische Mächtigkeit geherrscht, die vom Übel war. Vielleicht aber war es nur die Schuld der Treibhölle, daß das berühmte jurgeweihte Nacht- und Kadebild, da Lears Wahnsinn ausbricht („Was, Wind“, und jürgt die Fäden!“), hinter dem einwärtsen Wack hundertfach Anschaulichkeit zurückstieß und sich dem Nachhelfer des Wünder Manntheaters näherte, das so leicht dem dramatisch bewegten Gesamtantrieb gefällig wird.



Paul Wegener als Glouner und Harry Walden als Edgar (Lear). (Wiedergabe nach Aufnahme von Sander u. Erbes in Berlin.)

Dem Lear Rudolf Schildkraut sahcn wir trotz der vorangegangenen bemerkenswerten Shylock-Darstellung nicht ohne Besorgnis entgegen. Wir wußten, es war seine Glanz- und Paraderolle in Hamburg — aber ob das auch in Berlin genügt, an der heute unbestritten alle andern Theatermetropolen weit überragenden Gipfelschuppe der Schauspielkunst? Nun, man braucht nur Rollenbilder aus jener Hamburger und dieser Berliner Zeit zu vergleichen (s. die beiden Abbild. S. 314), und man fühlt schon aus der Masse heraus, wie sehr und in welcher Richtung — in der Richtung des Gewaltigen, übermenschlich Tragischen — sein Lear inzwischen gewachsen ist. Zugegeben: seiner Erscheinung wie namentlich seiner Sprache, die seinen Geburtsort am Boeopus nicht verleugnet, fehlt das Germanische, darauf der Held dieses ganz aus der ersten nordischen Weltanschauung geborenen Kunstwerkes steht. Unser heimlichstes und zärtlichstes Learideal erfüllt Schildkraut also wohl nicht. Aber kann das von der Schauspielkunst, dieser unkeuschesten aller Künste, überhaupt erfüllt werden? Dazu muß diese Gestalt, in einem unerhörten Schicksalswechsel vom Gipfel des Glücks und der Macht in den tiefsten Abgrund des Elends gezerrt, zu viele jäh wechselnde Register ziehen. Rein als schauspielerische Leistung betrachtet, ist der Lear Schildkrauts ersten Ranges. Er bringt den finsternen Starrsinn und Zähorn des launischen Alten so gut wie den verblendeten Eigenwillen und die naive Selbstsucht des an seinem wundenste Punkte gekränkten Gewaltherrn; er malt den heransichschenden Wahnsinn so echt und so frei von allen billigen Wächchen, wie er aus gärendem Innern das vulkanische Feuer eines fürchtbaren, im Wett-eifer mit den empörten Elementen grossenden Pathos schlenkert und hinschmißt in weicher Zärtlichkeit, wenn er endlich das alte milde Haupt in Cordelias Schoß betten kann. Auch der Ausdruck des Mächtigen und Majestätischen steht ihn über seine körperliche Größe hinaus zu Gebote. Sein fünfmaliges Tot! im vierten Akt: „Und überschleich' ich so die Schwiegeröhne, so schlägt sie tot, tot, tot! — Tot! Tot!“ klingt so gewaltig, wie sein fünfmaliges Niemals! über Cordelias Leiche herzzerreißend.

Um diesen Führer stellt sich eine auserlesene Schar eigengeprägter Nebenpieler: Paul Wegener, ein durch Blindheit und Leiden geläuteter, in Weisheit und Demut über sein armseliges Selbst hinauswachsender Kloster; Eduard von Winterlein, ein rauh-schlichter Neut, das treuste Herz unter dem größten Mitleid; Alexander Moissi, ein schneidend-bitterer und doch von quellender Phantasie sprudelnder Narr, dessen granddurchfürchtcm Antlitg man es glaubt, daß er aus Schmerz über Lears und Cordelias Schicksal an gebrochenem Herzen stirbt. Die Genarril



Alexander Moissi als Narr im „König Lear“. (Nach einer Aufnahme von Zander u. Kabisch in Berlin.)

gab Helene Fehdmer, prachttroll in der Erscheinung, mehr mit verbessener Niide als mit der furienhaften Energie der Leidenschaft, die wir an dieser Rolle gewohnt sind. Doch „Lear“ ist nicht nur die Tragödie der mißhandelten Pietät und des mit teuflischem Umbaut gemarterten Alters; er ist auch die Tragödie der Trägheit des Herzens, der Schamhaftigkeit des Bewußtseins und der gebundenen Zunge. Cordelia! Edgar! Lucie Höflich als Cordelia enttäuschte zunächst ein wenig in der Erscheinung — man denkt sich dieses Kind, das „liebt und schweigt“, blüten-garter, lilien-schlanker —, brachte dann aber im letzten Akt, zu Füßen des Vaters, auch die feinsten und heimlichsten Seiten dieses schauhastcn Seelenreichthums zum Schwingen. Ähnlich ging es Harry Walden, dem neugewonnenen Mitglied dieser Bühne, als Edgar. Er übertrieb in der Narrenmaske wie in den Narrengedärden des tollen Thoms, hinter denen sich seine ver-

stößene Liebe verdeckt, fand dann aber für die elementar hervorbrechenden Gefühle angesichts seines verlassenen und geliebten Vaters einen überraschend wahren und ergreifenden Ausdruck.

Dies: der „Pear“ des Deutschen Theaters auf der einen, der „Sardanapal“ des königlichen Opernhauses auf der andern Seite, sind bisher die beiden einzigen Theaterereignisse von typischer Bedeutung. Was es sonst noch an Neuheiten gab, der Zahl nach genug und übergenug für diese Firniswochen, ist fast nirgend mehr als Futter für den Augenblick. Ein paar Worte mehr der Charakteristik als des Dankes verdient der japanische Abend der Kammerspiele. Da gab es zunächst den Einakter „Kimito“, die Tragödie einer Geisha aus dem Japan unserer Tage, von Wolfgang von Gersdorff: ein schwächliches Großmuts- und Sentimentalitätsdramolett à la Kamelienbame. Dann aber lernten wir in einer Bearbeitung desselben Verfassers dasjenige Drama kennen, das die Orientalisten und Reisenden uns zu nennen pflegen, wenn man sie fragt, was denn allensfalls vom alt-japanischen Theater auch uns noch ergreifen könne:

„Teratoga“ oder „Die Dorfschule“ von Takeda Izumo (gest. 1740). Eigentlich zwar ist diese „Dorfschule“ gar kein vollständiges Drama, sondern nur der Gipfelpunkt, der letzte Akt eines historischen Trauerspiels, das den gebräuchlichsten Titel „Spiegel der vom Kanzler Saigumara überlieferten Schönschreibekunst“ führt, und das uns als Ganzes mit seiner schleppenden Schilderung eines Throns- und Ministerstreits aus dem neunten Jahrhundert gewiß recht langweilen würde. Deshalb sind auch die japanischen Theaterleiter längst so klug gewesen, aus dem Fünfsakter einen Einakter zu machen, d. h. nur die im Schicksal und in der Seele eines einzelnen sich vollziehende Katastrophe daraus zu geben. Dieser Konflikt freilich, der da zum Austrag kommt, greift auch uns noch aus Herz. Ja, wie ein urverwandter Klang aus unsrer germanischen Heldenlage rührt er uns an, da Hagens Mannentreue Siegfried erschlug und Verachtung, Wolfdietrichs greiser Waffenmeister, nach einander fünf seiner Söhne im mörderischen Kampfe für seinen Herrn fallen sah, sich aber jedesmal lachenden Anlisses nach diesem umschaute, damit er ja nicht merke, daß wiederum einer seiner Lieben und Getreuen dahingefunken. Diese auch zum letzten entschlossene Basallentreue, gepaart mit List so gut wie in unserm deutschen Heldenepos, ist die Grundstimmung auch der „Dorfschule“. Matsuo, der Kanzler des verstorbenen Fürsten, ist nur in des neuen Gewalttätigers Dienste getreten, um so für seinen alten Herrn und die Erhaltung der Thronfolge bei dem Befehlshaber erst recht wachen und wirken zu können. Der unglückliche Fürst selbst weilt außer Landes, sein einziger Sohn aber wird bei einem

Dorfschullehrer, dem ehemaligen, in seinem Amt nicht minder treuen Hofmeister des rechtmäßigen Fürsten, verborgen gehalten. Doch das Geheimnis wird entdekt, und Kriegerknechte ziehen aus, das Fürstentum zu töten. Matsuo selbst leitet die Exekution. Vorher aber hat er durch die Mutter heimlich seinen einzigen Sohn in jene Dorfschule bringen lassen, gewiß, daß Genzo, der Lehrer, diesen, den vornehm gekleideten Kenling, statt des Königssohnes töten werde. Der Betrug gelingt, und nun ist es erschütternd, mitzuerleben, wie Matsuo vor dem abgeschlagenen Kopfe seines Kindes mit seinem Schmerz und seinem Geheimnis kämpft, auch die Schmähungen Genzos, der das vermeintliche Verleugnen des echten Hauptes für eine stumpfe Gleichgültigkeit des „Treulosen“ hält, stumm hinunterwürgt, ehe er sich beim Erscheinen seiner Frau, der unter ihrem Muttersehmerz Erbelebenden, das fürchterliche Geheimnis entschlüpfen läßt. An der Waise des Kindes brechen die beiden dann klagend zusammen, um erst wieder emporzuschwellen, als der gerettete Thronerbe erscheint, für den sein kleiner Freund, wissend und wollend trotz seiner kindlichen Waise, als Opfer fiel, und dem freudig zu huldbigen auch dem schwersten Schmerz ziemt.

Gersdorff hat sich mit der Übertragung und Bearbeitung dieses echt japanischen Stückes (Köln, Albert Rahn) ein Verdienst erworben. Größer freilich wäre es noch, wenn er über dem ergenen Bild aus Japans rauher Feldzucht eine herbere Strenge hätte walten lassen, wenn er das Kanzenwert der Reflexionen und lyrischen Regitative, die das Original umspinnen — wir können wohl Geschehnisse, nicht aber Gefühlsstimmungen aus so fernem, fremder Zeit herübernehmen —, mit strenger Hand beschneiten, sich jedenfalls aller gefühlsmäßigen Zutaten enthalten hätte. Da er das nicht hat, endet das kraftvolle Gefühls- und Seelenepos fast wie ein schmelzendes Melodrama. Und mehr erweicht als gestählt kehren wir aus diesem Stück Alt-Japan in unsre Tage zurück.

* * *

Für die Kritik alles dessen, was sonst zu erwähnen noch übrigbleibt, möchte ich bitten, die Siebenmeilenstiefel anziehen zu dürfen. Im Hebbelltheater gibt es, gleichsam zum Dank für das Jungtöd der vergangenen Spielzeit, einen neuen Shaw. Ob aber diese Erkenntlichkeit dem Autor und seinem bei uns so hochgeschraubten literarischen Ansehen wirklich eine Wohlthat erweist? Shaws humoristische Weltanschauung zeigt sich im „Liebhäber“ erst halb entbunden; dies Jugendstück, in der Hauptsache eine Verpötlung des „neuen Weibes“ und seiner vorgeblichen Männerverachtung, schleppt noch deutlich die Eierschalen selbstgefälligen Witzes und billiger Satire mit sich herum, am meisten da, wo es Ibsen

und den Ibsenkultus beschmachtet. Das literarische Porträt Shaw's, scheint mir, als das eines geistreichen und überlegenen Mägenstrafers der oberflächlichen Wacke unster heimischen Schwänke und Lustspiele, wäre imposanter geblieben, wenn man uns mit diesem Produkt seiner Flegeljahre verschont hätte (Deutsch von Siegr. Trebitsch; Berlin, S. Fischer).

Das Neue Theater besänftigte erst mal sein nationales und literarisches Gewissen mit ein paar Aufführungen von Erich Schlaifers Schauspielersdrama „Außerhalb der Gesellschaft“, einen heimlichen Gemisch von schwächlichem Subjektivismus und wenig wählerischer Theaterkonvention, und von Henri Labedans „Brinz d'Aurec“, einem moralisierenden Gesellschafts-drama aus der französischen Aristokratie von 1894, dem Zeit und Entfernung all sein bisherige ursprüngliche Frische genommen haben — dann stürzte es sich in die Wasser des amerikanischen Harmlosigkeitsdramas von heutzutage und zog richtig einen Goldfisch aus der Tiefe. Clyde Fitch, der Verfasser der „Wahrheit“, ist, wenn wir richtig sehen, nichts andres als einer jener Dickens-Nachahmer, mit denen sich das Mutterland an jeder abtrünnigen Tochter rächt. Diese mühsam dramatisierte Geschichte eines weiblichen Mägenmälchens, das die Wahrheit ihrer selbst willen haßt und so lange dagegen sündigt, bis der gutmütige Dichter es zur Neue und Rettung begnadigt, erinnert in seiner kindlichen Wellenschauung lebhaft an „Klein Dorrit“ und wird denn auch wohl am Schiffsbauerdamm alle zarten Seelchen ebenfolange räkeln und ergötzen, wie einst dies holde Kindchen im königlichen Schauspielhause es tat.

Wie Frau Bech Warden das Hausen nicht lassen kann, so steht die schöne Bernande des Arromanches auf ständigem Kriegsfuß mit dem zehnten Gebot. Was sie zur Männerjagd verführt, ist allein der liebe Reid aus dem „Glück der andern“. Mag sie selbst meinetwegen die delikatesten holländischen Aultern auf ihrem Teller haben — wenn sie sieht, daß ihre Nachbarin auch welche isst, hält sie die für besser und sucht sie ihr wegzustibigen. Für „Aultern“ muß man natürlich, da es sich um eine Pariser Neuheit im Residenztheater handelt, „Rann der Fremdin“ lesen. Die Geschichte könnte „bebenklich“, also für die Stauungäste des Hauses in der Blumenstraße „amüsant“ werden, wenn Francis de Croisset, einer der Verfasser der „Notbrücke“, nicht ein Lustspiel, streckenweise wirklich ein feinhumoristisches Lustspiel geschrieben hätte, wäh-

rend man im Reiche Richard Alexander's doch einen Schwant und für ihn selbst vor allem eine jener tolpatschigen Schwerebsterollen verlangt, in denen er so unübertrefflich ist. „Der Floß im Ohr“, Alexander's letztes Zug- und Bravourstück, muß also wohl noch weiter nach einem würdigen Nachfolger Umschau halten, ehe er sich die Hosen des Pensionärs anmessen lassen darf.

Man sollte manchmal in enffterem, sittlich ent-rüsteterem Tone von diesen Nouveautés de Paris des Residenz- und des Trianontheatere reden, ganz gewiß! Das beste aber, was man gegen sie tun könnte, wäre, sie mit guten deutschen Schwänken aus dem Lande zu jagen. Fedor von Zobeltitz und Wolf von Meyß's Schil-bach scheinen mit ihrem „Kolonialskandal“ dieses patriotische Verdienst angestrebt zu haben. Wenigstens tut sich der unberühmtere der Herren Verfasser etwas darauf zugute, daß dieser „Kolonialskandal“ ein kleines Verfestspiel der harmlosesten Art — mit einer „ehrlichen Liebe anfängt und mit einer richtiggehenden Ehe auf-hört“, anders als in jenen Pariser Zweideutigkeiten, „die neben dem betrogenen Ehemann als wirklichen Helden den Betrüger in einem Glorienschein zeigen“. Eine vortreffliche Tendenz! Ein klein Teil mehr Geist und ein groß Teil weniger Bieruck, als es hier geschieht, muß aber für die Heilkur doch wohl aufgebracht werden.

Das Berliner Theater, die ehemalige Kunst-burg Ferdinand Bonn's (seligen Angebens!), hat bisher die beste aller Berliner Premieren erwirkt: es hat sich in den Herren Meinhard und Bernauer eine neue Direktion zugelegt. Dieses Duunvirat will wieder — mit heiligen Eiden versichert es das Programm — wie einst in Barnays glorreichen Zeiten, einen weiten, wechselnden Spielplan pflegen und das klassische Drama mit gleicher Liebe ins Herz schließen wie das tüchtige, handlungsstarke und geschickweisrohe Theaterstück der Gegenwart. Freytags „Journalisten“, Grill-parzers „Traum ein Leben“ und Balzacs „Rex-cadet“ (eine noch heute höchst wirksame Komödie des Geschäfts- und Börsenlebens) — diese drei Eröffnungsvorstellungen sollen ungefähr den Weg der zukünftigen Taten bezeichnen. Als eine kleine Extra-Attraktion haben sich die Herren Direktoren in dem Wiener Elegant Arnold Korff einen jener Modemacher-Schauspieler engagiert, wie sie die Kaiserstadt an der blauen Donau in Sonnen-thal und Girardi hat oder hatte. Wünschen wir ihnen Glück dazu! Wenn nicht die Berliner Kunst, so profitieren davon doch vielleicht die Berliner Gewatter Schneider und Handschuhmacher.



Von Kunst und Künstlern

Mag Klein † — Hans Thoma — Philipp Stank — Heinrich
Peterfen — Angeln — Julius Graumann

Der Tod hält reiche Ernte unter den bildenden Künstlern. Kaum daß sich die Hügel über Olbrichs, Leistikows und Uechtritzens Gräbern gewölbt haben, ist diesen dreien ein vierter Berliner Künstler gefolgt: am 7. September ist in seiner Villa im Grunewald der Bildhauer Professor Mag Klein der schweren Krankheit erlegen, die seit einem halben Jahre an seiner Gesundheit gezehrt und ihm Schaffenslust und Lebensmut gebrochen hatte. Klein war am 7. Januar 1847 in Wönez, einem ungarischen Städtchen, geboren und kam nach Vorstudien in Uenpeß Ende der siebziger Jahre nach Berlin, wo er kurze Zeit im Altfaal bei Professor Steffel arbeitete und dadurch dem Kreise um Reinhold Vegas nahestat. In Berlin ist seine Kunst unter anderem durch den Brunnen im Säulenhof vor der Nationalgalerie, den Helmholz auf der Potsdamer Brücke, den von seinem getreuen Tiras begleiteten Bismarck im Grunewald und endlich durch die Büsten von Mantuffel und Werder in der Ruhmeshalle bekannt geworden. Auch hat Klein, der als Schwiegersohn des „Kladderadatsch-gelehrten“ Ernst Dohm enge Beziehungen zu der Berliner Schriftstellerwelt unterhielt, zahlreiche ausdrucksvolle Bildnisbüsten von Gelehrten, Dichtern und Schriftstellern geschaffen, unter andern die von Nietzsche, Stefan George und Fritz Mauthner. Seine letzte Arbeit war das Modell zum Berliner Fontaneckenmal: ein Standbild in voller Figur, das die menschliche und künstlerische Persönlichkeit des Gezeichneten in ihrem Wesen erfasst, indem es „den Vielbewanderten ohne Feierlichkeit darstellt, wie er auf der alterstreiben Höhe seiner Schaffenskraft betrachtend, bedeutend, bedeutend Volk und Gesellschaft, Verändlichkeiten und Schicksale sah“. So erscheint Fontane, der klassische Schilderer der Mark, in der Haltung eines schlächtigen Touristen, der, sinnend die Landschaft betrachtend, langsam dahinschreitet, den Hut in der Hand, den Wanderstock in der Rechten, über die Schulter nach lieber Gewohnheit das Klaid geworfen.

Dies ist also nun die letzte Schöpfung Kleins geblieben; unsre Trauer über seinen frühen Verlust wird nur leise dadurch gedämpft, daß es ihm nach Jahren der Zurücklegung noch kurz vor seinem Tode beschieden war, seinen Namen mit einem öffentlichen Werke auf die Nachwelt zu bringen, das zugleich etwas von seiner eignen Ichlichkeit, neuem und seinen Persönlichkeit verewigt. Denn auf dem Grunde seines Lebens — man überzeuge sich davon, wenn man eine



Bildhauer Mag Klein †.

Stunde mit ihm durch seine Werkstatt, sein Haus und seinen Garten ging — ruhte diese männlich gefakte Treue und Einfachheit, so patetisch sich auch manche an Vegas' malerische Schule erinnernde Statuen gebärdeten, die, wie der grimmig auf seine Ketten niederbildende Simson oder der mit einem Löwen kämpfende Sklave, da herumschanden und bereitet noch als von den schmerzlichen Enttäuschungen dieses Künstlerlebens von seinem hochgepannten Streben und dem ernstesten Ringen um Idee und Stoff erzählten. Wollte man in des Künstlers Innerstes blicken, so brauchte man von diesen Skulpturstatuen den Blick nur auf die Büsten seiner Frau und seines mädchenhaft schönen Töchterchens zu wenden oder seine entzückten Blicke an den Wärmorgeln edler Frauenengestalten zu weiden, die da, zum Teil wundervoll getönt, ihre hellenisch schlanen Linien an die Wände zeichneten.

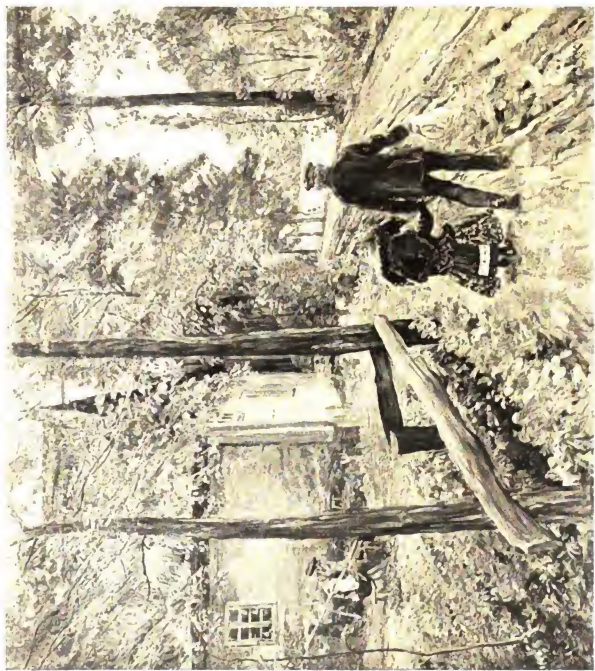
Die beiden Landschaften von Meister Hans Thoma, die wir in Doppeltondruck wiedergeben, rufen noch einmal die Erinnerung an den nun



Philipp Franz: Die Tanzpause. Motiv aus dem Spreewald.

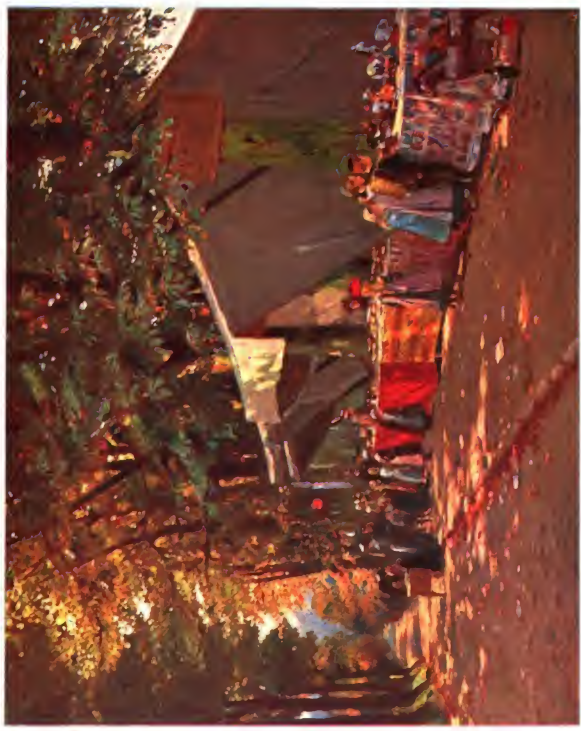


Philipp Staudt: Die Witwe. Motiv aus dem Spreewald.



Philipp Strandt: über Land. Motiv aus dem Spreewald.

PHILIPP STRANDT



Heinrich Paterien-Angeln: Jaldemerk in Östfildsburg.

entschwundenen Sommer mit seiner Sonne, aber auch mit seinen geballten Wollen und grossenden Gewitterstürmen geht. Während auf dem Bilde „Am Flusse“ der ganze träumende weltverlorene Friede des Sommers ruht, ahnt man in dem andern, der „Stille vor dem Sturm“, schon etwas von den dramatischen Spannungen und Zusammenstößen, mit denen sich sein Erbe, der Herbst, anzukündigen pflegt, oft schon, wenn noch das letzte Korn auf dem Halme steht. Beide Bilder, so verschieden sie auf den ersten Blick anmuten, werden dem Kenner Thomasscher Kunst bald charakteristische Kennzeichen seiner Art offenbaren, sei es auch nur in der innig-schlichten, an altdeutsche Meister erinnernden Weise, wie hier das Kornfeld, dort die Bäume und das Blattwerk behandelt sind.

Philipp Franks künstlerischer Entwicklungsgang wie seine wichtigsten Schöpfungen sind unsern Lesern durch einen illustrierten Aufsatz Dr. Max Osborns schon bekannt (Septemberheft 1907). Doch führen uns die hier wiedergegebenen drei Gemälde in ein neues Gebiet seiner Kunst. Sie sind sämtlich während des Sommers 1907 entstanden, wo Prof. Frank zum erstenmal in den Spreewald ging, aber gleich auf Wochen und Monate, da es ihm klar war, daß diese verschlossene Natur und noch verschlossenerer Bevölkerung ihm erst ihre malerischen Schönheiten offenbaren werde, wenn man mit den Leuten vertrauter geworden. Die Wenden sind ja sehr scheu, und die Fremden, besonders die Berliner, die den Spreewald besuchen, tun wenig, diese Scheu verschwinden zu machen. Frank aber wußte den Schlüssel zu ihrem Vertrauen zu finden, und so hat er das trachtenfrohe Volk bei seiner Arbeit, bei seinen Vergnügungen und in seinem Gemütsleben belauscht. Er selbst, ein scharfer Beobachter und sachlich ruhiger Beurteiler seiner selbst, mag uns davon erzählen.

Die „Tanzpause“, so beginnt der Künstler seine Anekdote, habe ich miterlebt bei einem Nichtfest. Nach der Feierlichkeit auf dem Nichtplatz ging es im Zuge nach dem Tanzsaal am Orte, je zwei und zwei, Männlein und Weiblein, die Männer im Jackett, nur die Lehrer im Gehrock, die Damen in wendischer Tracht, Musik voran, dann die Zimmerleute mit den Nichtkränzen. Alles in großem Ernst, kein Geurre à la Defregger. Im Wirtshaus angelangt, beginnt man sogleich den Tanz, ein erstes feierliches Drehen, ohne Lachen, wie eine Art Arbeit. Mit sie erledigt, werden die „Damen“ rings in der Reihe auf Bänke und Stühle gesetzt und von den Männern ihrem Schicksal überlassen. Denn diese finden sich beim Bier zusammen und erscheinen auch erst wieder, wenn ein neuer Tanz beginnt. Nur der Herr Lehrer im Gehrock auf meinem Bilde „poniffiert“, die Lehrer sind ja immer bei den nettesten Mädchen zu finden! Ein

besondres Gewicht legen die Wendinnen auf schön gefärbte Tanzschürzen. Neulich war hier Theateraufführung des Vaterländischen Frauenvereins mit darauffolgendem Ball. Die Wendinnen erschienen dazu in Festtracht, hatten aber auf dem Wege die Tanzschürze noch nicht vorgebunden, sondern eine etwas weniger schön gefärbte. Die Tanzschürze selbst, sein äußerlich eingeschlagen, trugen sie in einem besonderen Palet in der Hand.

Um fünf Uhr nachmittags war der Zug an meinem Gasthaus mit Musik vorübergekommen. Auf ein Briefstüvel, das ich in der Tasche hatte, hatte ich mir das Motiv im Tanzsaal mehrmals skizziert und war dann bald nach Hause gegangen. Um sechs Uhr in der Frühe des andern Tages zog der Zug wieder aus dem Tanzsaal an meinem Fenster vorüber zum Nichtplatz, wo der Schlußstosse serviert wurde. Wieder Musik, die Damen etwas blaß, die Männer teilweise recht schwanfend; genau zwölf Stunden hatte also die „heilige Handlung“ des Tanzes gedauert. Gerade diese Feierlichkeit der Sache hatte aber etwas Eigenes, der gewohnten Genremalerei Fremdes.

Beim Malen reizte mich das Problem der weißen Gruppe der Mädchen, mit einzelnen Farben durchbrochen, die sich ornamental durchzogen. Es waren die Farben gelb, rosa und grün. Ein gelbseidenes Kopftuch in der Mitte schlug den Akkord an und klang nach beiden Seiten aus, wurde außerdem in der oberen Ecke der Musiker begleitet durch die gelben Blasinstrumente. Rosa kam von vorn links und verlor sich nach dem Hintergrund rechts; grün kam von rechts hinten mit einem apfelsüßlichen Brusttuch, verlor sich nach vorn links und klang aus in dem grünüberspannenen Fenster hinter den Musikern.

Bei der „Witwe“ war das malerische Problem schwarz, blau und weiß. Die Wirtinnen im Spreewald tragen schwarze Kopf- und Halstücher. Die alte Frau sah, Martelseln schälend, vor einer alten Wand, die ehemals blau getüncht, dann weiß überstrichen worden war. Teilweise war dann die obere weiße Farbe abgebröckelt, und das lichte Blau der Muttermalung trat zutage. Dazu sauc als hellstes Weiß die weißen Ärmel; der dunkelblane Rod setzt das Blau fort. Daß die auf den Boden gestellten Töpfe schief stehen, hat seinen Grund in der Unebenheit der alten Balken.

Der Vater, der mit seiner kleinen vierjährigen Tochter „Über Land“ geht, hält im Luch eingewickelt das Geschenk, den Honigtopf. Die kleinen Schönen tragen mit derselben Grandezza wie ihre erwachsenen Schwestern das breite Kopftuch, die gebäumte, spitzenbelegte seidene Schürze und den Luchrock mit dem blumendurchwirten Seidenband. Schöner noch sind die Farben, wenn die Sachen Erbstücke sind. Wänder und Tücher, die teilweise schon über hundert Jahre alt sind, haben viel feinere Farben als die neueren, vielfach mit Anilinfarben hell gefärbten. In der grünen

Commerlandschaft mit dem Ziegelbach des Hauses bildet die Kleine mit ihrer grünblumigen Schürze und dem weinroten Kopfstuch den Schluffatford.

Farbig erscheint in diesem Heft außer den christlichen Kunstblättern, die Dr. Münsterberg in seinem Aufsatz bespricht, das Gemälde „Jahrmärkte in Glücksburg“ von Heinrich Petersen-Angeln, ein echtes deutsches Frühherbstbild und ein echtes norddeutsches Heimatbild dazu. Wer einmal nach dem Nagen und Verschwinden so eines Herbstjahrmarkts die Freuden seiner Kindheit eingeteilt hat — er sei Ihl oder Kren —, der vergißt ihn so leicht nicht wieder. Noch nach dreißig Jahren glaubt er den süßen Pfefferluchenden und den etwas schmalzigen, aber doch so köstlichen Stahlfingelbust zu spüren, der von den Buden Rite Nachows oder Dürten Jürgens' ausströmte und einem die sauer erbettelten Witten und Dreier aus den Taschen lodte. Der stolz gebäumten Holzpferdchen und bunten Goshallons ganz zu geschweigen, die da gleichfalls prangten, sich aber nur ausnahmsweise gnädig erwiesen, wenn ein freigeberger Krösus von Onkel seinen Geldbeutel einmal besonders weit aufgetan hatte... Diese Augenstimmung, gemischt aus Seligkeit und Sehnsucht, Gegenwartstreuhe und Ahnungsangst, gibt, dünt uns, abgesehen von den feinen malerischen Qualitäten, das Bild Petersens vortrefflich wieder.

Der Maler selbst weist leider nicht mehr unter den Lebenden. Am 4. April 1850 in Westersholz, einem Dorf an der Hensburger Förde, als Sohn eines Landwirts geboren, zeigte Peterien (nicht zu verwechseln mit seinem gleichfalls erst kürzlich gestorbenen Namensvetter Heinrich Petersen-Hensburg) schon als Kind eine ausgeprochene Begabung für Malen und Zeichnen. Auf der Berliner Akademie wurde er dann (1872) Schüler von Witzberg, Hertel und Gussow. Bis er 1879 nach Düsseldorf übersiedelte und in Eugen Düder einen ihn stark anregenden und fördernden Lehrer fand. In Düsseldorf nahm Peterien dann auch als selbständiger Künstler seinen Wohnsitz, machte aber alljährlich große Studienreisen nach Belgien, Schweden und Norwegen, um hauptsächlich die Marinemalerei zu pflegen. Während der letzten zehn Jahre ging er, in jedem Herbst nach dem heimatischen Glücksburg, das ihm für diese Treue mit immer neuen Anregungen und Motiven dankte. Am 23. April 1906 raffte ihn eine Lungenentzündung hinweg. — Peterien war im Besitz mehrerer goldener und silberner Medaillen, unter andern der von Berlin, London und Antwerpen; zu seinen bedeutendsten Gemälden, die sich alle durch eine liebevolle Verknüpfung in die

Natur und durch künstlerischen Ernst auszeichnen, gehören die „Dünen“ (in der Düsseldorfser Städtischen Kunsthalle), der „Sonnenuntergang an der Nordsee“ (im Privatbesitz zu Dortmund), „Strandung“ und „Abendstimmung“ (beide im Privatbesitz zu Köln), „An der Einfahrt“ (im Museum Wallraf-Richarz zu Köln) und „Große Marine“ (im Privatbesitz zu Antwerpen). F. D.

Mit dem Knabenbildnis von Julius Graumann haben wir es unternommen, auf einer jüngeren Münchner Maler hinzuweisen, der die Sympathie der Leser dieser Zeitschrift wohl verdiente. Geboren 1878 in Nürnberg, trat Julius Graumann, der in einer kurzen Zeit des Versuchs, Kaufmann zu werden, nichts besseres zu tun wußte, als alles erreichbare Papier mit Federzeichnungen zu füllen, als Zwanzigjähriger in die Münchner Akademie ein und studierte ein paar Semester bei Karl Marr. Wie so vielen, vermochte aber auch ihm die Akademie gar nichts zu geben. So zog er es bald vor, sich autodidaktisch weiterzubilden, wanderte in den Sommermonaten nach Dachau und malte nach der Natur Landschaften und Bauernbilder wie alle zu jener Zeit. Von 1903 bis 1906 war er dann Schüler der bekannten Malkhule von Knirr in München und arbeitet seitdem selbständig.

Das hier wiedergegebene Knabenbildnis wird für sich selbst sprechen. Wir spüren jene wohlthuende Harmonie der Flächenornamente, jene Abgeklärtheit der farbigen Erscheinung, jenes Unaufbringliche der Charakteristik, wie es den musikalischen Naturen unter den Malern eigen ist, durch deren Schaffen der Grundton einer weichen Melancholie geht. Erste Entwürfe mit ihrer Frische und leden Eindringlichkeit fallen bei solchen Künstlern stets einem Sichtlichgenugtu können zum Opfer — gar oft zum Nachteil der dekorativen Wirkung des farbigen Bildes. Aber dafür bietet sich dem ohne Hast betrachtenden Auge der Reiz eines schwer ertämpften Friedens, des heendeten Kampfes einer ehrlich ringenden Seele mit der Darstellbarkeit der Objekte dieser Welt — Vörsüge, die wir nur wenigen unter den heute arbeitenden Künstlern zugehen können. Daß der Maler den Ausdruck rührender Kindlichkeit in Kopf und Bewegung dieses mit Liebe sein Spielzeug an sich drückenden Knaben traf, ist ihm hoch angedreht. Das Kinderbildnis war zu allen Zeiten eine schwer lösbare Aufgabe der Maler. Und besonders trafen diejenigen den Ton nicht, denen im Herzen nicht etwas von jener Naivität der Empfindung lebte, von jenem ersten Augenaufschlag des göttlichen Kindes. E. W.





✻ ✻

Hans Thoma: Stille vor dem Sturm.

✻ ✻





Hans Thoma: Am Stulle.





Literarische Rundschau

Clara Diebigs neuer Roman „Das Kreuz im Damm“ — Infolge
 neuesten Konversationslexika (Meyer, Brockhaus, Herder) —
 © © © © © Literarische Notizen © © © © ©

Clara Diebigs neuer Roman „Das Kreuz im Damm“

Clara Diebig bracht aus der Großstadt, die ihr vorletzter Roman („Einer Mutter Sohn“), oder aus der deutsch-polnischen Ostmark, die ihr letzter („Absolvo te“) zum Schauplatz hatte, nur in die Eifel, das Heimats- und Wurzelland ihrer Begabung, zurückzukehren, und sie hat ihre alte Kraft, ihre ursprüngliche Frische, ihre förmige Herzlichkeit wieder. Wir lesen den Titel des neuen Buches (Berlin, Fleischel u. Ko.; geb. 7 1/2 M.) und betrachten die darüber stehende Umschlagzeichnung des Eifelmalers Fritz von Wille: ein roh zusammengefügtes Holzkreuz auf rotblühender Heide, zwischen grün-schwarzen Tannen, wie es seine harten Linien auf das leichtgewellte Hügel- und in den staßgrauen Himmel zeichnet — und jener die Brust frei und stark machende Landschaftsbauch weht auch uns an, der Bartholomäus Leytschlen, den mannhaften Bürgermeister von Heckenbroich, so hoch aufatmen läßt, als er das Pflaster der Stadt wieder hinter sich hat und mit weit ausholenden Schritten den steinigem Pfad zu seinem einsamen Eifeldorf emporsteigt. Unten im engen Tal in einen Felsenkeßel eingepreßt bleibt das Städtchen zurück mit seinen Treppen und Treppchen, seinen Winkeln und Gäßchen, mit seinen hoch an den Felsen hängenden Gartensiedchen, mit seinem düstern Grau und Blau von altersgebaukelten Schiefer und verwittertem Felsgestein. Wie man das nur schön finden konnte! Ihm wollte das gar nicht gefallen. Wie ganz anders war es hier oben. Wunderhön! Der Himmel rein blau, ohne Wolken, und immer klarer der Sonnenschein, je weiter man von dem Neste abkam ...

Wie? ist es nur der grauhaarige Leytschlen, den wir diesen Weg gehen sehen, oder schreitet ihm zur Seite denselben Pfad aus den engen, dumpfen Stadtgassen hinauf auf die sonnedurchglühten, windgelegten Höhen der Eifel — dieser misshateten und für den Blick der Heimatliche doch so schönen, so gefunden und so reichen Eifel — nicht auch Clara Diebigs Kunst selbst, eine selte, starknackige Gestalt mit klingendem Schritt, stolzgetragendem Nacken, offener Stirn und hellen grauen Augen, die allem, was Erdenstaub und Menschenmühsal heißt, so tapfer und getade entgegenblicken? Wir will es scheinen, als bedüte

dieses ihr neuestes Buch eine Einklebe bei sich selbst, ein Zusammenraffen ihrer besten Kräfte und damit so etwas wie der Beginn einer neuen Jugend. Vom ersten Blatt an gewinnt der Leser die Gewißheit, daß es hier zwischen Stoff und Künstler keinen Zwiespalt gibt, keine nur mühsam und künstlich überbrückten Gegenätze, sondern daß eine mächtige Harmonie beides zusammenhält, und dieses sichere Gefühl trägt uns durch den ganzen Band mit seiner erstaunlichen Geschwindigkeit und Menschenfülle.

Ja, das gewaltige Beobachtungsmaterial, das hier verarbeitet worden, ist es, was unsere Bewunderung zuerst in Anspruch nimmt. Ein deutscher Jola — immer wieder drängt sich uns angedacht solcher Vielheit von Landschafts-, Menschen- und Kulturbesobachtungen dieser Bergleisch auf. Und wie der französische Romancier seine Realienfülle endlich in ein großes allumfassendes und allübertragendes Kultursymbol zusammenzuballen liebt, so strebt auch Clara Diebig in diesem Eifelroman — wie schon früher in der „Nacht am Rhein“ oder im „Schlafenden Heer“ — wieder danach, all dieses Auf und Ab, Fein und Grob, Weich und Streng des Menschenlebens unter ein ewiges Sinnbild zu stellen, das das Irdische überragt. Erdenweh und Himmelssehnsucht, Heimatsliebe und Jenseitsdrang! „Netzt waren sie vorüber. Aber hinter ihnen ragte das Kreuz der Ley, das einzig Ragende auf der weiten Fläche. Das alles Übertragende — das Wahrzeichen im schwarzen Land ...“ Mit unnachahmlicher Kunst versteht es Clara Diebig, jenen geheimnisvollen Stimmen zu lauschen und sie in ihrer elementaren Kraft wiedergzugeben, mit denen die Natur den Menschentrieben antwortet und die Menschentriebe wiederum der Natur. Sie alle, die in diesem gestaltenreichen Roman auftreten, von dem armen kleinen Kretin Doros Kuesgen an, der für seine Gefühle und Wünsche immer nur das eine „Kä! Kä!“ findet, bis zum markigen, unerkrodenen Bürgermeister von Heckenbroich, der seit auf dem Grund seines Hofes und seines Glaubens steht und sich durch kein Troben von oben und unten in seinem frommen Willen erschüttern läßt, ja, bis hinauf zu Josef Schmolder, dem verspiegelten Träumer, einem Nachkom-



Julius Graumann: Knabenbildnis.



gemeinsames Band der Handlung um sie zu icklingen, sie zu einem großen menschlichen und ieselchen Gemäße zusammenzufügen. Wohl, es ist königlicher Reichtum, Überfülle an trefflichen, zum Teil vollendeten Einzelheiten, was die Konzentration verhindert und das Zueinander immer wieder zum Nebeneinander macht. Das war schon in den „Rheinlandsbüchern“ so und muß, da es jetzt nach 45 Jahren genau so wiederkehrt, wohl eine organische Schwäche der Dichterin sein. Die Gleichheit geteilt, sie festzustellen und daran die Grenzen dieser epischen Begabung zu erkennen. Zum Jörn aber reicht es nicht. Nicht einmal zu Schellen. Dafür fordert die Stärke des Gelungenen zuviel bewundernden Respekt von uns, die Fruchtfülle des Menschlichen, die auf diesen Blättern wächst, zuviel Teilnahme und dankbare Liebe.

J. D.

⊗ **Unsre neusten Konversationslexika** ⊗

Man wird als „Büchermensch“ und nun gar als berufsmäßiger Regent abgestumpft gegen die Gefühlswerte, die für mündler papiersegnete Leute schon in der äußern Erscheinung so eines stattlichen, schön gebundenen und glänzend ausgestatteten Bücherbandes liegen. Wohin bist du entschwunden, träber und doch so goldner Dezenbertag, da der Zwölfjährige zum erstenmal Schillers Werke, drei oder vier schlecht gedruckte, schlecht gebundene Reklam-Bände, auf den Händen moq und sie fein, kein ganz allein nennen durfte! Heute wird manchem sich viel schöner präsentierenden Bände ein sauer Gesicht geschnitten, und seufzend wird er zu denen gestellt, die wie er eine Bepredung fordern und nun gleich peinlichen Gläubigern die Nuße arbeitsreicher Tage und friedlicher Nächte stören. Der Augenblick aber, da ich den 20. Band des neuen Großen Meyerschen Konversationslexikons aufs Brett stellen konnte, hatte weiß Gott! doch so etwas wie ein festliches Gesicht. Mir war, als müßte irgendwo eine Glocke zwölf schlagen, oder ein Postler — so einer aus der guten alten Junst — müßte aufs Gerüst steigen, den Kranz auf den obersten Balken pflanzen und eine Rede schwingen: „Vierwerts Jungtengossen! Der gegenwärtige Augenblick um.“ In Leipzig, deut' ich mir, haben sie auch gefeiert, wenn sie auch schon wieder alle Hände voll zu tun haben, um den Ergänzungsband vorzubereiten, der das Gesamtwerk bis auf den Tag seiner Vollendung vervollständigen und der Nr. 20 auf den Fuß folgen soll. Immerhin, die Akte A bis Z ist geschlossen, und nun wir das Geschmeide überblicken, dürfen wir wohl sagen: das Bibliographische Institut und wir mit ihm — denn dies Werk ist trotz seines fremden Namens ein ausgereift deutsches Werk —, wir sind stolz auf diese Leistung, stolz auf die Organisationskunst, die das Ganze geleitet, stolz auf den Arbeitsernst, der, immer auf die strengste

Sachlichkeit, die gebrungenste Kürze und den prägnantesten Ausdruck bedacht, diese zwanzigtanigend Seiten mit seinem Wissen gefüllt hat, stolz auf die technische Ausstattung mit all den tausend und aber tausend Abbildungen, Tafeln, Karten und Tabellen, die den Text erläutern, beleben und schmücken.

Za, auch schmücken! Der wachsenden Freude am Bilde und an der Farbe hat sich eben auch das Konversationslexikon nicht entziehen können. Gewiß, ein solches Werk soll kein Bilderbuch zur Befriedigung einer stüchtigen Schaulust sein, sondern auch in seinen Abbildungen denselben enzyklopädischen, d. h. allgemein unterrichtenden Charakter haben wie der Text, aber es braucht dabei doch auf künstlerischen Dekor nicht zu verzichten. Diesen Grundlag festhaltend, weist die neue Auflage im übrigen in allen Abschnitten bedeutame Vermehrungen und Verbesserungen der Bilderbeigaben auf. Namentlich der Völkler- und Trachtenkunde, den anatomisch-physiologischen Apparaten, den botanischen Erzeugnissen, den zoologischen, geologischen, technologischen, physikalischen und astronomischen Gegenständen ist dies zugute gekommen. Sehr viel weiter als früher ist der Kreis der Abbildungen für Kunst und Kunstgewerbe gezogen: neu aufgenommen sind u. a. Bronzekunstindustrie, Bücherzeichen, moderne Tapeten, Biergüß. Das Kartenmaterial strebt immer erfolgreicher dem Ziele zu, einen Spezialatlas neben dem Konversationslexikon überflüssig zu machen. Eine völlig neue Erscheinung in der sechsten Auflage sind die — Bildnisse. Publikum und Kritik haben seit langem immer dringender danach gerufen. Warum zu einem in Worten abgefaßten Charakterbilde eines Berühmten nicht sein Bildnis? Der „Meyer“ selbst hat darauf, wenn ich nicht irre, jahrelang die Antwort gegeben: Porträte sind Schmutzstücke, und bloße Schmutzstücke veridmähle ich! Wirklich, nur Schmutzstücke? Zwar gibt es — darin hat er recht — auch dreihundert Jahre nach Macbeth „noch keine Kunst, die innerste Gestalt des Herzens im Gesicht zu lesen“; doch etwas von der Menschen Anlagen und Schicksale dürfte man sich immerhin darauf zu finden getrauen: „Zu jedes Menschen Gesichte steht keine Geschichte, kein Haßen und Lieben deutlich geschrieben“, singt Mirza Schaffins heitre Weisheit. Wie aufschlußreich für Goethes geistige Entwicklung ist eine Reihe von Goethebildnissen aus den verschiedenen Lebensaltern, wie Meyer sie jetzt auf einer Tafel des achten Bandes gibt. Zedenfalls: zu den Erläuterungsmitteln gehört auch das Porträt; am mindestens erspart es dem Biographen die Beschreibung der äußern Erscheinung. Nun also, endlich hat auch Meyer sich erweichen lassen, und so gibt es in dieser neuen Auflage Afrikasorcher- und Bismarckbildnisse, Dichterporträte und Reformatorportre u. a., einjeweils freilich immer nur auf Tafeln

zusammengestellt. Doch der Anfang ist gemacht; mehr verheißt die Vorrede, wonach diese Tafeln als ein „weiterer Entwicklung fähiger Versuch“ zu betrachten sind. Wir nehmen das für ein Versprechen und hoffen, daß wir schon beim Durchblättern der nächsten, siebenten Auflage bei jedem größeren biographischen Artikel mit Goethe singen können: „Da leuchtet ein Bildchen, ein göttliches, vor!“

Daß der Meyer in allen Realwissenschaften auf der Höhe, hat man ihm längst schon mit einstimmiger Liebe nachgerühmt; dagegen hat man seinen Artikeln aus den reinen Geisteswissenschaften wohl manchmal etwas am Zeuge fliden wollen. Nun spürt man aber gerade hier in der neuesten Auflage ein Bessern und Erweitern auf Schritt und Tritt. Dabei soll man nicht verkennen, daß gerade die biographischen Artikel, zumal über noch lebende Zeitgenossen, deren Bedeutung in idealen Geisteserzeugnissen zu suchen ist, der Kritik immer am leichtesten Angriffspunkte bieten. Die einen wettern über den vielen unnützen Ballast, der das Jahrgang auf Kosten andrer, ihnen willkommenerer Ladung überlastet, die andern nehmen Argerniß an der kühlen Kargheit, mit der diese Beiträge abgefaßt zu sein pflegen. In beiden Ausstellungen liegt ein Kern von Wahrheit — wer aber vernag der Zukunft, dem morgigen Tage schon in die Falten seines Mantels zu sehen, wer weiß, ob nicht die nächste Stunde schon tausend Hände nach einem zeitgenössischen Namen blättern läßt, der eben noch ebenso vielen tot war? Doch die Kargheit und die absichtliche Unterdrückung des Urteils! Auch ich habe lange geglaubt, daß dieser Atonismus der einzig gangbare Weg sei, wolle man nicht überall anstoßen, nicht zuletzt an der Wagchale der Geschichte, deren Ringlein im Winde der Gegenwart hin und her pendelt. Jetzt scheint mir doch, als sollten wir auch in dieser Beziehung mehr Mut zu uns selber und zu unserm Gegenurteil fassen.

Ein Konversationslexikon ist keine Bibel, die sich vom Vater auf den Sohn vererben läßt; jede Generation braucht zwei oder drei, will sie mit ihrer raschlebigen Zeit Schritt halten. Also herans mit dem Urteil, Mut wenigstens zu ein paar abgrenzenden, charakterisierenden Worten, damit den scheinlichen nichtsagenden Superlativen der „glänzendste“, der „hervorragendste“, der „berühmteste“ der Garans gemacht wird! Da finden die weiteren Auflagen noch manches zu tun. Was soll uns z. B. ein Artikel über Jakob Rudhardt, in dem wohl von seiner „lichtvollen Darstellung“ und seiner „Reinheit der Auffassung“, auch von seiner „gründlichen Literatur- und Quellenkenntnis“ die Rede — was alles er mit andern Gelehrten seines Gebietes teilt —, kein Wort aber über seine eigentümliche Auffassung des Oriëntiums geht? Anderem

sind darin dankenswerte Fortschritte zu bemerken. So erzählt jetzt z. B. Berthold Auerbach eine vortreffliche, energische Charakteristik, und insbesondere die Schauspielerbiographien beseligen sich, ohne vor dem Horn einer Theatergroßen zu zittern, einer offenen und festen Kennzeichnung. Auch bei den Kunststücken merkt man deutlich, daß der noch ganz im alten Geschmack besangene Adolf Rosenberg einen gegenwartstreuern und umsichtigeren Nachfolger gefunden hat. Genug, aus der neuen erweiterten Auflage des Großen Meyer läßt sich von neuem die Gewißheit schöpfen, daß dies Werk seine Erweiterungen und Verbesserungen aus dem Geist der Zeit heraus vollzieht, und daß über dem Ganzen eine Leitung wacht, die sich keinen Umschwung der Wißbegierde und des Geschmacks entgehen läßt, ohne daraus praktische Lehren zu gewinnen. Das soll beiße nicht so viel heißen, als könne der Meyer seinen Mantel je charakterlos nach dem Winde hängen. Nein, es ist auch heute noch sein Stolz, alle Einseitigkeit und allen Radikalismus, alle Parteilichkeit und alle Tendenz zu meiden. Er ist darin unentwegt seinen Weg gegangen, so verlockend oder drohend die Stimmen manchmal auch erklangen, die ihn von diesem geraden Pfade abzulenken suchten. Köstliche Zeugnisse dafür liegen, wie uns der oberste Leiter des Werkes vor Jahr und Tag einmal verraten hat, hinter Schloß und Riegel im Leipziger Archiv, darunter hauptsächlich solche von ultramontanen (nicht katholischen!) Wissenschaftlern, Währungsfanatikern, Naturheilkundigen, Anhängern bestimmter Stenographiesysteme und dergleichen mehr. Sowenig wie alle diese Philisippen die Unparteilichkeit des Meyer erschüttert haben, ebenso fest steht seine Vollständigkeit und Zuverlässigkeit. Wer daher ein umfassendes modernes Konversationslexikon wünscht, das ihm die neuesten Ereignisse und Forschungen bis auf das Jahr 1908 vermittelt, der stelle sich die zwanzig neuen Verberbände des Großen Meyer in seine Bibliothek!

So von innen heraus, aus sachlichen Beweggründen, wie beim Großen, hat sich die Erweiterung bei Meyers kleinem Konversationslexikon ergeben. Früher zwei, dann drei Bände stark, wird es in der neuen, siebenten Auflage sechs starke Bände (je 1000 bis 1150 Seiten) umfassen. Vier von diesen Bänden, nicht minder gediegen ausgestattet als die des großen Bruders, liegen bisher vor (in Halbbd. geb. je 12 M.). Das ganze Werk wird 130000 bis 140000 Artikel und Nachweise mit 520 Illustrationsstücken (darunter 56 Farbendrucktafeln, 110 Karten, Pläne usw.) und 100 Textbeilagen enthalten. Worin besteht nun aber der Unterschied zwischen den Geschwistern, wenn hauptsächlich soll der kleinere und jüngere Sprößling des Bibliographischen Instituts dienen? Mit der innern Tafelberechtigung dieses neuen Unternehmens wäre es

schlecht bestellt, wenn die Antwort einfach lautete: Leuten mit magerm Gebirgbeutel. Nein, mit einer solchen Auskunft wäre das Wesen des „Kleinen Meyer“ höchst ungenau bezeichnet. Woran er vielmehr in erster Linie gedacht hat, das sind alle die, die nicht immer Zeit und Lust haben, um einer flüchtigen Auskunft oder kurzen Besprechung willen einen längeren Artikel durchzulesen. Strenge der Auswahl und Verschärfung der Sachlichkeit in allem, was dargestellt wird, waren oberste Redaktionsgrundsätze. Ein Blick in die siebente Auflage zeigt, mit welchem Geschick diese Forderungen erfüllt werden. Das ungeheure Anwachsen des Stoffes verlangte eine Vermehrung um viele Tausende von Artikeln. Alle Wissensgebiete erfuhren dabei Berücksichtigung, besonders die gegenwärtigen Zustände im Staats- und Kulturleben, die Fortschritte der Technik, der landwirtschaftlichen Gewerbe, der Naturwissenschaften, der Heilkunde und Gesundheitspflege, die Ergebnisse der Forschungsreisen, die Bewegungen auf den Gebieten der Sozialpolitik und Kolonien, die Veränderungen im Meer- und Marinewesen, die letzten Volkszählungen usw. Das war nur möglich, indem jeder einzelne Mitarbeiter fest und unbeirrt auf den Kern, auf das Entscheidende und Kennzeichnende des behandelten Gegenstandes sah und sich weder durch Spezialkenntnisse noch durch persönliche Lieblingsmeinungen von der zieleichen Bahn ablenken ließ. Dabei ist der abgeriffene Telegrammstil glücklich vermieden; jeder, auch der kleinste Artikel befehligt sich eines flüssigen, fremdwörterreinen und leichtverständlichen Deutsch. Man glaubt gar nicht, wieviel Raum sich oft schon sparen läßt, wenn man nur dem papierenen Schwulst Krieg bis aufs Messer aufagt. Wozu schwergelehrte Einzeluntersuchungen manchmal zehn, zwölf Druckbogen brauchen, das sieht nun hier nicht selten in ein einziges kennzeichnendes Wort zusammengepreßt, und das Ergebnis ganzer Bänderreihen ist in einen jener Knappen, aber doch wohlgerundeten Schlagwortartikel gefaßt, wie „Kriegskunst“, „Drama“, „Botanik“, „Altertumskunde“, die ein abgeschlossenes Wissensgebiet behandeln und durch die dieser neue kleine Meyer sich schon jetzt ein Sonderrühmchen geschaffen hat.

Um noch deutlicher zu machen, was beabsichtigt, wollen wir ein wenig hinter die Kulissen gucken und wörtlich die beiden strategischen Hauptgedanken hersehen, die den Mitarbeitern am „Kleinen Meyer“ zur Richtschnur dienen:

§ 1. Die Artikel nicht zu sehr mit zu strenger Wissenschaftlichkeit beschweren, sondern stets darauf bedacht sein, ein klares, anschauliches Bild von dem zu behandelnden Gegenstand zu geben, die Darstellung also populärer gehalten und mehr dem praktischen, im täglichen Leben auftretenden Bedürfnis anpassen!

§ 2. Die Bearbeitung einer Materie nicht räumlich zersplittern, sondern in einem Artikel das, was zusammengehört, auch vereinen, unter den untergeordneten Stichwörtern nur das Aller nötigste, speziell den Gegenstand betreffende, bringen, im übrigen aber auf die übergeordneten Stichwörter verweisen!

Ja, führt das aber nicht zu den überrufenen „Kletterberweisen“, zu einer Turnerei, die erst auf langen Umwegen zum Ziele führt? Allerdings, Auskunft in einer Sache findet im Lexikon nur, wer weiß, unter welchem Stichwort die Sache behandelt ist. Es gibt also schon Fälle, in denen der Suchende bei dem Lexikon eigentümlichen Anordnung des Stoffes ratlos gegenübersteht. Beispiel: Im Gebiet des bilateralen Eises finden sich eigentümliche langgestreckte Rücken oder rundliche Hügel, von denen der Suchende gehört hat, über die er Näheres zu erfahren wünscht. Sie sind in dem Artikel „Drumlin“ besprochen; wem aber ist dieser Ausdruck gleich zur Hand? In solchen Fällen, die auf allen Gebieten vorkommen, verweisen größere Artikel (hier: Eiszeit) auf diese Spezialartikel. Diese Methode schließt es schon aus — was aber auch noch ausdrücklich betont werden soll —, daß es sich beim „Kleinen“ um einen einfachen Auszug aus dem „Großen Meyer“ handeln kann. Nein, der kleine Meyer ist ein selbständiges, seinem selbständigen Zwecke mit selbständigen Mitteln dienendes Werk.

Nicht minder sorgfältig als die Ausgestaltung des Textes ist der beigegebene Illustrationsapparat behandelt. Er bietet auf etwa 520 Tafeln Anschauungsmittel, die nicht nur erläutern und belehren, sondern auch künstlerisch muster-gültig sind. Solche reiche Ausstattung hätte sich ein allein auf sich gestelltes Nachschlagewerk dieses bescheidenen Preises freilich kaum leisten können; da kam es dem cadet doch zugute, daß der ainé so viele schöne farbige Illustrationstafeln in den Taschen hatte, daß er jenen, ohne selber um einen Pfifferling ärmer dadurch zu werden, an seinem Reichtum teilhaben lassen konnte. Doch auch hier hat ein neues fruchtbares Prinzip gewaltet: es wurde überall auf den Tafeln innerlich Zusammengehöriges vereint und der genetische Zusammenhang der einzelnen Typen betont. Die Aufnahme von kunstvollen Gemäldereproduktionen bringt zudem in die Illustrierung neues erfrischendes Leben.

*

Der Verkömmerung mit dem großen siebzehnbändigen Brockhaus verdankt es auch der kleine Brockhaus (2 Bände, geb. je 12 M.), daß er bei so geringem Preis ein so stattliches Illustrationsmaterial bieten kann: 2000 Textabbildungen, 100 schwarze und 25 bunte Tafeln, 70 Zellen Karten mit über 430 einzelnen Land-

karten, fast ein vollständiger Handatlas also, der den Sternenhimmel, die Erde, ihre Oberfläche und ihre Bevölkerung, Handel und Verkehr, Ethnographie, Altertum und Neuzeit in übersichtlicher Weise veranschaulicht. Neu sind die auf den Rückseiten vieler Karten reproduzierten Aufnahmen Charakteristischer Gebirge, Landschaften und Städte. Die textliche Behandlung ist selbstverständlich weit kürzer als im sechsbändigen Meyer und auch „populärer“, d. h. die Darstellung geht nicht so in die Tiefe, setzt aber auch weniger an Vorkenntnissen voraus. Ein Vergleich auf gut Glück möge den Unterschied noch kenntlicher machen. Der Artikel „Iguanodon“ lautet im Kleinen Meyer:

Iguanodon, fossile Dinosauriergattung, vogelähnliche Reptilien mit verlumelter Vorderextremität. Weib von I., besonders Fußspuren, finden sich im Wealden von Hannover, Belgien und England. Das I. Bernissartensis Blg. war 9 m lang und an 4 m hoch, demnach der größte Landdinosaurier Europas.

Dagegen im Kleinen Brodhaus:

Iguanodon, fossiles, bis 9 m langes Reptil (Dinosaurier), aus der untern Kreide Englands, Belgiens und Hannovers, mit einem kleinen Kopf, langem Hals, einem acrotiligen als Stütze dienenden Schwanz und großen, besonders hintern Gliedmaßen.

Neben diesen Worten steht nun aber im Brodhaus eine scharf skizzierte kleine Abbildung des Iguanodon, und das hilft dem Verständnis, wie man sich denken kann, außerordentlich.

•

Von A bis Z fertig wie dieser kleine Brodhaus ist nun auch seit einigen Monaten schon die dritte Auflage von Herders Konversationslexikon, und zwar in acht Bänden von je 900 bis 1000 Seiten (geb. in Halbfranz je M. 12.50). Es ist das Werk eines altberühmten katholischen Verlagshauses und dementsprechend vornehmlich, wenn auch keineswegs ausschließlich für katholische Benutzer bestimmt. Das hat zunächst bewirkt, daß man im Herder eine ganze Reihe von Stichwörtern und Angaben findet, die andre umfangreichere Nachschlagewerke nicht aufweisen. Es sind im wesentlichen Begriffe „Catholica“, die aber gewiß auch manchem Nichtkatholiken willkommenen Aufklärung bieten. Wie denn auch die Artikel aus Literatur, Kunst, Politik, Geschichte überall das Bestreben erkennen lassen, auch dem nicht auf dem Boden der christlichen Weltanschauung Stehenden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man hat die Pflicht, sich bei einem „katholischen“ Lexikon danach besonders umzusehen; denn gerade bei Beurteilung der modernen Literatur hat die spezifisch katholische Kritik eine ganze Reihe ihre Vorträge erhalten. Der Artikel „Goethe“ ist, wie wohl früher schon gesagt, auch bei Her-

der nicht ganz frei davon, im übrigen aber belehrt mich der Hinweis eines gründlichen Kenners dieses Nachschlagewerkes, daß sich die literarischen Gebiete einer nicht bloß umsichtigen, sondern auch geschmackvollen und, muß ich betonen, tapfern Leitung erfreuen. Ob Meyer oder Brodhaus es wagen würde, die dramatischen Elaborate eines einflußreichen Führers der sogenannten „Heimatkunst“ und einer ganzen anspruchsvollen Theaterbewegung „schulmäßig-nüchtern“ zu nennen, ist mir einigermaßen fraglich. Dann aber lese man Charakteristiken wie die von Milton, Petrarca, Platen, Otto Ludwig, Conr. Ferd. Meyer, Gorki (Bjelschow), Parini, Böe, Petöfi, Silvio Pellico — wirkliche Charakteristiken voller Geist, lebendiger Anschauung der künstlerischen Gesamtpersönlichkeit und mit scharfgeprägtem Urteil —, und man merkt einmal wieder, wie erfrischt und verjüngt eine Auffassung sich aussprechen lernt, wenn sie eine Weile verschüttet und vom lebendigen Tagesgestirn abgesperrt war. Wichtige Namen der modernen Literatur (z. B. Thomas Mann) vermißt man hier und wieder, wogegen die synchrotronischen Literaturtabellen, eine Spezialität dieses Lexikons, vollen Dank verdienen und zusammenfassende Artikel wie die über polnische und über portugiesische Literatur bei dem schmalen Raum, der ihnen vergönnt, geradezu Bewunderung verdienen.

Wenn hier hauptsächlich das Literarische und Philosophische hervorgehoben wird, so geschieht es, weil sich in solchen Weltanschauungs-Artikeln der katholische Standpunkt am besten offenbaren muß. Bei den realwissenschaftlichen Stichwörtern verschwindet der Unterschied des Standpunktes. Anerkennungswert ist aber auch hier, daß, wo es irgend angeht, eine Wertung, ein Urteil oder doch eine Kennzeichnung versucht wird, und das, obgleich auch Herder zahlreiche kleine erläuternde Textillustrationen, namentlich bei botanischen, zoologischen, technischen, medizinischen Artikeln, in die Zeilen hineinsetzt. Höchst fördernd empfinde ich es ferner, daß ich bei den Artikeln über bildende Künste die wichtigsten Werke in guten, nicht zu kleinen, oft ganzseitigen Abbildungen zu sehen bekomme, und mir so z. B. bei Litzian, ehe ich noch gelesen habe, ein Hauch seines künstlerischen Wesens entgegenkommt ... Ich denke, das ist des Lobes genug. Auf das eine muß man aber immer wieder zurückkommen, weil es das Charakteristische ist, und weil Herders Konversationslexikon uns ja nachdrücklich zu dieser Tugend des Kennzeichnens und Unterscheidens erzieht: es ist ein katholisches Lexikon. Doch brauchen ein solches wir Protestanten nicht auch manchmal, wir erst recht und auch dann, wenn wir uns der beiden Leipziger schon im Schrank haben? Denn darin liegt wirklich der Hauptvorteil des Herder, daß er Lücken ausfüllt und Irrtümer verbessert, die zum Schaden der Katho-



Oben: Fischer im Boot angelnd am Ufer im Winter. Von Ma Ein, Sohn von Ma Huan. Dreizehntes Jahrhundert.
Unten: Stuflandschaft mit Euten. Von Chao Ja nien. Erstes Jahrhundert. (Aus Kokka, heft 162 und heft 41.)
zu dem Aufsatz „Ebin-tse Landshaftsmalerei“ von Dr. Oskar Münterberg.





Oben: Frau unter blühendem Pfaffenbaum. Von Tomyo In 1466 bis 1524.
Unten: Frau mit Kind unter blühendem Pfaffenbaum. Von Ebon Hing, fünfzehntes Jahrhundert
(aus Kokuha, Heft 155 und Heft 171.) * Zu dem Aufsatz „Japanische Landschafts-
malerei“ von Dr. Oskar Münterberg. *

liten (und auch der Protestanten!) in den gangbarsten Nachschlagewerken stehengeblieben sind, und daß er so an der erstrebenswerthen Verständigung zwischen beiden Bekenntnissen mitwirkt. Schon deshalb sollten sich ihm auch im protestantischen Deutschland recht viele Käufer aufthun, und namentlich alle in öffentlicher Wirklichkeit thätigen Männer, die mit beiden Konfessionen zu tun haben, werden aus dem Wert Nutzen ziehen.

⊗ Literarische Notizen ⊗

Unstre literarischen Kritiken stehen für gewöhnlich zu Schluß des Fests. Im vorigen aber war es anders: da wurde das Fest von einer Kritik eröffnet. Freilich, sie war von Marie von Ebner-Eschenbach, und die Meisterin baute darauf eine ihrer feinsinnig-liebenswürdigen Altersnovellen auf, bei denen man oft nicht weiß, soll man mehr die Schlichtheit der Erfindung und der Darstellungskunst oder die Keinheit und Keise des Herzens bewundern, and dem sie flicßen. Immerhin, eine Kritik, wenn auch eine dialogisch vielschichtige, war es, mit der sie ihre Novelle, mit der wir unser Fest begannen. Die Kritik galt Oskar Wildes Roman „Doktor Grays Bildnis“, dieser Büchle der Paulora, diesem vielgeschichtigen Werke, das Inkel Erich, aus seinem Mittagsschlüfchen erwachend, „Schatnant, ganz schatnant“ findet, das die kurzatmige Eiltsdame ein „insames Buch“, Baron Trautenberg ein „Buch von Satans Gnaden“ schilt, die Gräfin aber in ihrer ruhigen weltlicher Vornehmheit schlechthin „ein Kunstwerk“ nennt, das man wohl gut tue als gefährliche Lektüre vor den jungen Wesen im Hause zu verstecken, das man aber, eben da es ein Kunstwerk, nie insam nennen sollte. So weit die Kritik. Wor das nun eine Empfehlung oder eine Warnung? Unse Leser scheinen es eher für eine Empfehlung genommen zu haben, wenigstens fragten uns einige, ob und wo man das Buch in deutscher Übersetzung haben könnte. Da diese Träger schwerlich noch in dem Alter stehen, das die Gräfin bei ihrer Vorsichtmaßregel im Auge hatte, und da Fräulein Maria, die Vorleserin, selbst die bei weitem jüngste in jener kritischen Gesellschaft, ausdrücklich vermerkt, das Buch lese heute jeder Kadet, ohne Schaden zu nehmen, so teilen wir jenen Trägern und allen, die sonst noch nach dem Buch Verlangen tragen, in Seelenruhe mit, daß es Herr Paul Greve verdutscht hat (Minden, J. C. C. Bruus; geb. M. 4.50), und zwar in möglichster Originaltreue nach der einzigen zuverlässigen Ausgabe, nämlich der von Wilde selbst besorgten Privat-Ausgabe vom 1891. Auch die Vorrede fehlt nicht, darin der für Wilde so bezeichnende Satz steht: „Es gibt keine moralischen oder unmoralischen Bücher. Bücher sind gut oder schlecht geschrieben. Weiter nichts.“ Nun, gut geschrieben ist dies

Hauptwerk Wildes sicherlich — namentlich die Gespräche sind von einer unübertrefflichen Grazie —, und so mögen die Leser dieses einen leicht auch zu Lesern seiner andern „erlesenen“ Bücher werden.

Da diene ihnen denn die Notiz, daß auch die „Fingerzeige“ („Intentions“, übersetzt von demselben; geb. 4 M.), diese geistprühende, bleibende und doch graziose Essayammlung, die so viel Aufschluß über den Dichter selbst und seine Kunstanschauung gibt, sowie ein Band Erzählungen („Das Bildnis des Hr. B. S.“ und „Vord Arthur Saviles Verbrechen“) und die deutsche Umdichtung des Gedichtes „Die Spöng“ bei Bruns erschienen sind, während Max Meyersfeld bei S. Fischer in Berlin Verdeutschungen des Bekenntnisbuchs „Do profundis“ (geb. 4 M.) und der „Florentinischen Tragödie“ (geb. 2 M.) herausgegeben hat. Diese Tragödie ist freilich mehr eine lyrische Ballade als ein Drama und liegt eher an der Peripherie als im Innern des Wildeschen Wesens; in jenen Kurzzeichnungen und Briefen aus dem Zuchthause zu Reading aber haben wir ein Lebens- und Wesensdokument von ausgeprägtester Charakteristik und erschütternder psychologischer Wahrheit vor uns und zugleich als in einem Gesamtüberblick über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieser festsinnigen Erscheinung den Schlüssel zu dem Schaffen des Dichters. Die zweijährige Kerkerhaft, die er nahezu verbüßt hatte, als er sich zur Niederchrift dieser Erfahrungen entschloß, hat der Schwungkraft seines glänzenden Geistes nichts geraubt. Da es bei der herrschenden Stimmung in England für absehbare Zeit ausgeschlossen war, diese Kurzzeichnungen dort an die Öffentlichkeit treten zu lassen, hat sie Wildes literarischer Testamentsvollstrecker Herr Meyersfeld anvertraut; so kam es, daß sie in Deutschland zuerst erschienen.

Auch Wildes mit Recht berühmte Ballade vom Zuchthause zu Reading, dichterisch betrachtet sein vollendetstes und lauterstes Werk, haben wir in guter deutscher Übersetzung bequem zur Hand: sie ist, verdeutscht und sehr ausführlich biographisch eingeleitet von D. A. Schröder, bei Max Hesse in Leipzig erschienen (geb. M. 1.20). Diese Dichtung wird sicher auch solchen Lesern einen starken Eindruck hinterlassen, die sich sonst nicht mit ihm befreundet mögen. — Wer die Werke dieses feignierten Ästheten in „ebenbürtigen“ Ausgaben lesen will, greife zu den Bändchen des Inselverlages in Leipzig. Dort findet er die Gedichte, zwei Bände Erzählungen, die Zuchthausballade, Dialoge, Vorträge, die Salome — sogar in zweifacher Ausgabe, einmal mit Weardsleys, das andre Mal mit Martus Behners Zeichnungen — und das biographische In-memoriam-Büchlein, also zweifellos das Wesentliche aus Wildes Schöpfungen. —

Für Benjamin Constant gibt Ettlinger schon die nötigen literarischen Nachweise. Wir

fügen hier nur hinzu, daß Ettlinger selbst den Roman „Adolphe“ von Constant überlebt hat (Halle, Hendel), wie er sich denn auch sonst um die Vermittlung französischer Literatur mancherlei Verdienste erworben hat, z. B. durch ein Lebensbild der Récamier (Leipzig, Rothbarth) und die Uebersetzung des flauerbergschen Romans „Madame Bovary“ (Dresden, Bierjon). —

Hallers „Alpen“ und sonstige Gedichte fehlen leider in Reclams Universalbibliothek, die doch sonst so selten versagt, wenn es sich um Bewahrung und Verbreitung älteren deutschen Schrifttums handelt, soweit dies auch dem heutigen Empfinden noch etwas bedeutet. Doch findet man in dem Vortrag von Dr. Otto von Geperg, der vor längerer Zeit in Bern zugunsten des Hallerdenkmals gehalten worden, innerhalb einer guten Würdigung „Hallers als Dichter“ zahlreiche Proben aus Hallers Lyrik (Dresden, Hans Schulze).

Karl Sell's Aufsatz über Fichte wird ohne besondern Hinweis der Aufmerksamkeit unsrer Leser sicher sein dürfen. Es ist ein Berufener, der hier das Wort ergreift, derselbe Bonner Universitätsprofessor der Theologie, der die Weite seines Blicks, die fröhliche und kräftige Begeisterung seines gegenwartsmutigen Herzens und die Kunst klarer, edler Darstellung in Büchern wie „Melancthon, der Lehrmeister des protestantischen Deutschland“, „Goethes Stellung zu Religion und Christentum“, „Der Anteil der Religion an Preußens Wiedergeburt vor hundert Jahren“ und vor allem in der „Religion unsrer Klassiker“ (Tübingen, J. C. B. Mohr) bewährt hat. Auch dürfen wir wohl daran erinnern, daß die tiefe und freimütige Darstellung des „Deutschen Christentums“ in Meyers „Deutschem Volkstum“ unsern Mitarbeiter zum Verfasser hat. Der schlichte Geleitspruch, den er für sein Buch über die Religion der Klassiker gewählt hat: „Große Gedanken und ein reines Herz“, gilt, dünkt uns, auch für ihn selbst. — Fichtes „Neben“ findet man in jeder unsrer populären Sammlungen (bei Reclam; geb. 80 Pf.), ein von Max Ries zusammengestelltes Brevier seiner Werke (zunächst nur der allgemeinverständlichen, nicht der mystischen) mit einer biographischen Einleitung in dem dritten Bande der „Erzieher zur deutschen Bildung“, der den Einzeltitel „Evangelium der Freiheit“ führt (Zena, Friedreich; geb. 4 M.).

Die Illustration des Beitrags „Deutsche Dichter als Maler und Zeichner“ hat viel Mühe gemacht, so entgegenkommend die Unterstützung war, die wir dafür beim kgl. Kunstkabinett und bei der Bibliothek des kgl. Kunstgewerbemuseums in Berlin, beim Großherzog. Museum und bei der Großherzog. Bibliothek in Weimar sowie bei verschiedenen großen Bibliotheken und — dies trifft natürlich ein auf den zweiten Teil ja — bei einzelnen Töchtern selbst fanden. All

diesen gütigen Helfern sei hier unser verbindlichster Dank abgestattet. Auch mancherlei literarische Vorarbeiten haben wir uns zunutze machen müssen. Einer dieser Vorarbeiten sei besonders gedacht. Es ist Walther Eggert Windeggs Ausgabe des Mörrischen Haushaltungsbuches aus den Jahren 1843 bis 1847 (Stuttgart, Strecker u. Schröder; geb. 4 M.). Seiner biographisch-psychologischen Bedeutung nach wird es ja schon im Aufsatz selbst gewürdigt. Und wirklich, dies Bändchen, das 34 der textlich und zeichnerisch reizvollsten Seiten jenes Buches in Faksimiledruck nachbildet, und dem wir selbst unste beiden Zeichnungen auf den Seiten 199 und 200 entnommen haben, gönnt uns, wie außerdem nur noch einzelne der Briefe, einen tiefen Einblick in die Lebensführung des Dichters. Clara Mörike und Margarete von Speeth wie der Dichter selbst haben das Haushaltungsbüchlein nämlich zu ihrem Vertrauten gemacht, in ihm haben sie zwischen den Wirtschaftszahlen auch ihre gemüthlichen Einnahmen und Herzensausgaben mit dem unmittelbarsten Ausdruck gebracht. Ja, Eduard Mörike hat das trodne Geschäftsbuch zu einem Bilderbuch ohnegleichen gestaltet: fast dreißig der Seiten hat seine kunstvolle Feder mit anmutigen und humorvollen Zeichnungen und mit Augenbildsingegebenungen bedeckt, in denen nun sein Leben und seine Art sich spiegeln. Nicht unterlassen wollen wir, auf die wissenschaftliche Darstellung hinzuweisen, die Eggert Windegg, wesentlich auf Grund des von ihm aufgefundenen Haushaltungsbüchleins, im „Euphorion“, der Zeitschrift für Literaturgeschichte, gegeben hat (1907; 14. Band, 3. und 4. Heft), wie sich dieser Schriftsteller denn auch sonst vielfach in der Mörikearbeit beschäftigt hat, unter anderem durch die Herausgabe von Eduard Mörikes Brautbriefen (München, Beck; geb. M. 3.50), die als dichterische Kunstgebilde von zum Teil seinem Schliß und als menschliche Dokumente reiner Seelenoffenbarung überall neben Mörikes Werken stehen sollten.

Das Gedicht „Lilienbarung“ von Wilhelm Arminius mag zugleich als Probe und Herold der zweiten, vermehrten Auflage seiner Gedichte gelten, die im Weihnachtseraum bei Carl Ducker in Berlin erscheinen sollen.

Dr. Oskar Münherberg, der von dieser Stelle aus die entscheidende Anregung empfangen hat, seine schon vor langen Jahren an Ort und Stelle fundamentierten, seitdem durch Studien und Reisen vielfach ausgebildeten Kenntnisse der ostasiatischen Kunst weiteren Kreisen nutzbar zu machen, dehnt jetzt diese seine Darstellungen auf die chinesische Kunst aus, nachdem von seiner groß-n dreibändigen japanischen Kunstgeschichte eine gekürzte, auf das leichter Verständliche beschränkte Volksausgabe („Japans Kunst“) erschienen ist, die sich aber immer noch eines außer-

Manier, dem Klein Jachse, Kater Murr, Meister Floh und den Scrapionsbrüdern, Johann eine neue Ausgabe von Otto Ludwig, eine neue fünfzigbändige, von Frauen veranstaltete Laube-Ausgabe (20 Bände, geb. 60 M.), die aber erst zum Herbst 1909 fertig sein wird, und daneben Sonderausgaben der Meisterdramen von Goethe, Schiller, Guckow und Laube, für die sämtlich namhafte Fachleute als Herausgeber und Bearbeiter gewonnen sind, und die doch Band für Band nur 2 M. kosten. Wer sich heute eine Kafferbibliothek zusammenstellen will, hat es leicht: er braucht sich nur den Katalog von Heise kommen zu lassen und daraus zu wählen, was sein Herz begehrt und sein Geldbeutel erzwingen kann. Mit einem Hundertmarktschein läßt sich schon ein hübsches Schränkchen füllen. Auch Novellen, Lebensbeschreibungen und Geschichtswerke, unter andern Johannes Scherr's „Bücher“ (3 Bde. geb. 7 M.), kann man da haben, und in der Volksbücherei ist seit kurzen sogar eine eigene Gruppe „Modernen Lyriker“, gewidmet. Darin haben sich jetzt schon Studien über Lilienron, Greif, Dehmel und Schönaich-Carolath zusammengesunden. Diefem jüngst Verstorbenen gilt das neueste Bändchen (geb. 80 Pfg.), eine liebevolle, mit vielen Proben ausgestattete Arbeit von Dr. Lorenz Krapp.

Iu mehr ethischen als literarischen Zielen der Volksbildung und -veredlung strebt die von Prof. Dr. Erich Diezgang herausgegebene Rheinische Hausbücherei (Wiesbaden, Emil Behrend; jeder Band geb. 75 Pf.). Das Unternehmen, in dessen Rahmen wir Erzählungen von W. D. Horn, G. Harrius, Herrn. Kurz, Bernh. Scholz, Fritz Philippi, Ernst Jahn, Adolf Stern, Julius K. Haarhaus, Otto Moquette und andern finden, will nicht nur auf moderne, für volkstümliche Lesfälle geeignete Erzählungen hinweisen, sondern vornehmlich auch die Werke halbvergessener Volksschriftsteller für die Gegenwart von neuem fruchtbar machen. Dabei sollen zunächst rheinische Schriftsteller und solche Erzählungen herangezogen werden, die an den Ufern unsers vaterländischen Stromes spielen und neben tüchtigem sittlichem auch nationalen Gehalt haben. Kurze Einleitungen von kundiger Hand, namentlich von dem um die Hebung unsrer Volksbibliotheken vielfach verdienten Herausgeber, führen die Leser an den Stoff der Erzählungen heran und machen sie mit Leben und Persönlichkeit der Verfasser vertraut.

Ein neues Unternehmen sind die von Wilhelm Kofke herausgegebenen Mainzer Volks- und Jugenbücher (Mainz, Verlag von Josef Scholz; geb. je 3 M.). Hier wird der Versuch gemacht,

der Jugend und dem Volke eine Sammlung guter, gehaltvoller und dabei künstlerisch geformter Erzählungen zu schaffen, und was davon bisher an Proben vorliegt, läßt schon ziemlich deutlich Richtung und Ziel des Weges erkennen. Die Erzählungen nehmen ihre Stoffe aus der Gegenwart wie aus der Vergangenheit. Alle suchen eine reiche, schnell fortschreitende Handlung, die Spannung erweckt. Dürfen wir den Erfahrungen des Verlags Glauben schenken, so ist unter den zeitgenössischen Dichtern der Wunsch, der Jugend etwas zu bieten, groß, und viele der besten werden sich an dem Werke beteiligen. In der Tat finden wir unter den Verfassern der bisher erschienenen Bände außer dem Herausgeber Namen, die uns durch andre nobellistische Arbeiten vorteilhaft bekannt sind. Namentlich zu der Gewinnung Max Geißlers und Karl Ferdinands' wünschen wir dem Unternehmen Glück. „Die Pfalzburg“ von Ferdinands, eine Geschichte aus der Urzeit der Rheinlande, quillt aus lebendiger Phantasie und weiß Gestalten voller Kraft und Ursprünglichkeit vor die jungen Leser hinzuzaubern. Auch stopdes Schills' Erzählung ist ein kleines Meisterstück ernster vaterländischer Jugenderzählungskunst, während Gustav Falke in den „Drei Kameraden“ mehr den Humor des Alltags zu seinem Rechte kommen läßt. —

Etwas Heiteres zum Beschluß! Es ist der Weinmond, in dem wir dies schreiben. Traubenduft schwimmt durch die Lüfte, und das Vinum bonum erfüllt die Lande. Die rechte Zeit, dünkt uns, sich einen Schenkenjäger zuzulegen. Ob's den für unsre Rheinlande gibt, weiß ich nicht; aber einen italienischen — er soll dort besonders nützlich — freudenst und soeben der alteingesessene Römer Hans Barth. „Ostria“ heißt er, mit seinem vollen Namen „Kulturgeschichtlicher Führer durch Italiens Schenken von Verona bis Capri“ (Stuttgart, Jul. Hoffmann; geb. 3 1/2 M.). Den Namen der göttlichen Eusebia, der „dürstigsten Frauenblüte Altroms“ (Juv. IX), gewidmet, verleiht dies feuchtreuliche, mit erquicklichem Humor geschriebene Büchlein landauf landab in Welschlands Gauen keine runde Padrona, keinen schmierigen geschäftigen Cameriere, der den Fremdling mit einem guten Tropfen leben mag, und Frau Kiso selber, die ungetrennsche Kumpanin, trinkt sich dabei manchmal ein Klüßlein an. Überall weht stolze Vergangenheit uns an, überall flüßt aber auch ein Tropfen, der die Kraft besitzt, den Italicumbumel noch heute diognisch zu verläusen, ja, wenn's sein muß, selbst Jupiter Pluvius zu erbarmen.





24

Hugo Vogel: Junge Dame im Garten.

25



Thora

Roman von Gustaf af Geijerstam. Aus dem Schwedischen von Gertrud Ingeborg Klett

III

Durch den Birkenwald, wo die kleinen spitzen Wacholderbüsche so dicht wachsen, als hätte eine freundliche Niesenhand Tannenreis unter den lichten Kronen der schlanken Bäume gestreut, zieht die Landstraße hin. Der Schnee hat alles geglättet. In flachen Wehen liegt er auf der Straße, breitet sich, so weit das Auge blickt, unter den Birken aus, deckt mit seiner weißen Hülle das Grün der Wacholderbeersträucher und segt durch die Luft gleich einer Wolke; alles hüllt er in seine Wirbel, die sich, je nachdem die Windstöße kommen oder gehen, lichten oder verdichten. Weit reicht das Auge nicht. Wenn der Wind einsetzt, sieht man kaum weiter als einen Steinwurf. Schweigt der Sturm seinen Augenblick, so gleiten die Schneewirbel auseinander und gewähren dem Blick die Aussicht über verschneite Höfe, weiße Felder und in der Ferne treibende Schneewolken.

Auf der Landstraße fährt langsam ein einsamer Schlitten. Eine zusammengeduckte, übersehene Gestalt sitzt darin; hinter ihr wölbt sich ein Schneehügel, der, der Form nach zu urteilen, einen Koffer zu bergen scheint; neben dem Schlitten schreitet pustend ein hochgewachsener Mann in Rohrstiefeln, dickem Mantel mit aufgeschlagenem Stragen und tief ins Gesicht gesogener Mütze.

„Das Pferd schafft's nicht mehr bis zur nächsten Station,“ sagt der Bauer.

Der Reisende macht eine Bewegung, wie um den Schnee abzuschütteln. Dabei kommt

ein jugendliches Gesicht zum Vorschein: klare, lebhaftige Augen unter schneigenen Brauen, ein blonder Schnurrbart, in dessen weichen Haaren der Reiz sitzt. Er lächelt selber über sein Weh und antwortet: „Dann müssen wir eben ausspannen und im Wald übernachten.“

Der Fuhrbauer antwortet nicht. Er schüttelt sich bloß, daß ein Haufen Schnee niederfällt und schwer in das Weiß der Erde sinkt. Nach einer Weile sagt er: „Bei uns hier schneit es gewöhnlich nicht so. Trocken soll es oft so fein, hab' ich mir sagen lassen.“

Mit „dreden“ meint er das Schweben außerhalb von Etane. Der Reisende versteht das auch und lächelt gutmütig. „Doch nicht ganz, so oft, wie man vielleicht hier unten glaubt,“ erwidert er.

Die Straße führte durch ein Dorf. Ganz überschneit lag es da, die kleinen Häuser alle geschlossen, die Fenster vereist, die Türen vom Schnee vertauelt. Nur der Rauch, der aus den Schornsteinen stieg, zeugte davon, daß hier Menschen lebten, und da und dort erschien auch hinter den Scherben ein Gesicht, das der die tiefe Stille durchbrechende Schellentlang aus Fenster gelockt hatte. Der Kirchhof, auf dem keine Gräber mehr zu sehen sind, ist völlig zugeföhnet; der vieredige Turm hebt sich in der Tammerung gegen einen Hintergrund von wirbelndem Weiß. Durch stille, tiefe Buchenwälder geht die Fahrt. Da und dort schimmerte es wie eine Lichtung, die anzudeuten scheint, daß dazwischen weiße Äcker und Felder

Konrad Dithow selbst war weniger aufgeregter als Thora. Die Erinnerungen, waren ganz anderer Natur als ihre. Sie legten Beschlag auf alle seine Gedanken, erfüllten ihn so ganz und gar, daß alles andre dagegen klein ward und in den Schatten zurücktrat.

„Mein Mann ist fort,“ sagte Thora. „Vor heut' abend kommt er nicht zurück.“

Konrad antwortete nichts, sondern folgte ihr nur ins Zimmer und sah zu, wie sie Lampe und Lichter anzündete. Auch ihm kam das Ganze nach und nach vor wie ein Märchen oder ein Traum.

„Ist es nicht merkwürdig, daß ich hier bin?“ sagte er.

„Ja!“ erwiderte Thora.

Und plötzlich überwältigte sie der Gedanke, wie seltsam doch der Zufall spielte, daß er, der in der Gegend ein Fremder war, der keine Seele im ganzen Kirchspiel kannte, nach Aterup kommen mußte, um sie da zu treffen. Es war ihr fast unmöglich, zu glauben, daß es wirklich nur ein Zufall sein sollte. „Wie kam es denn?“ entschloß sie sich unwillkürlich.

„Ich fragte den Fuhrkavarn,“ erwiderte Konrad. „Wer wohnt da?“ fragte ich. Da nannte er den Namen Bruce, und ich fuhr hierher. Eigentlich war ich schon vorbeigefahren, eh' ich mich entschloß,“ fügte er lächelnd hinzu.

Thora konnte es noch immer nicht fassen, daß das Ganze wirklich nur ein Zufall war. Und während sie das voller Eifer aussprach, reichte sie Konrad beide Hände zum herzlichen Willkomm. Konrad wußte darauf nicht viel zu sagen. Er konnte Thoras Freude nicht teilen. Nir sie war es, als sei die ganze Jugend zu ihr eingedrungen mit diesem jungen Mann, der ihr Freund gewesen, als sie noch Mädchen und alles so ganz anders war als jetzt. Konrad war bedrückt wie ein Mensch, den schwere Erinnerungen überwältigen, und der einem unbekannten Ziel entgegengeht. Gerade jetzt, da er es am wenigsten erwartete, kam diese Frau in seinen Weg. Jetzt kam sie, jetzt, nachdem er aufgehört hatte, nach ihr zu verlangen, jetzt, da eine neue Sehnsucht seine Seele füllte. Thora war nicht mehr das junge Mädchen, das er bereuht geliebt hatte. Eine ganz andre war sie, und doch dieselbe.

Unbefangen bewegte sie sich im Zimmer umher, mit freimütigem Lächeln sah sie ihn ins Gesicht. Konrad begriff jetzt zum erstenmal, daß Thora ihn nie geliebt hatte und ihm darum also auch nicht untreu gewesen war. Das stimmte ihn milder, er war gleichsam dankbar, daß ihm dies Häßliche, das ihn so lange gequält hatte, von der Seele genommen ward. Zugleich aber empfand er es auch als eine Demütigung, und er fühlte sich dadurch noch fremder in diesem Hause, noch mehr wie einer, der da nichts zu schaffen hat.

„Du bist ein ganzer Mann geworden, seit wir uns zuletzt gesehen haben,“ sagte Thora zuletzt.

Konrad mußte lächeln, weil Thora ihn noch duzte, wie sie es als junges Mädchen getan hatte. Er fühlte, er hätte das nicht tun können. Er wußte auch, warum, und der Gedanke stimmte ihn aufs neue wehmütig. „Ich bin auf dem Weg in den Krieg,“ sagte er verlegen.

„Ja,“ erwiderte Thora, „ich weiß.“

Jetzt war an Konrad die Reihe, sich zu verwundern. „Du weißt es?“ rief er.

Thora erzählte ihm von dem Zusammenreffen ihres Mannes mit den Offizieren und was er dabei erfahren hatte. Dadurch kam die Rede auf den Krieg. Konrad hatte schon lange keine Zeitung mehr gelesen. So gar, daß Dannevirke geräumt war, war ihm ganz neu. Thora unterbrach ihn. „Ich glaube, gerade darum gehst du,“ sagte sie. „Ich dachte, du wolltest gerade jetzt helfen, wo die Not am größten ist.“ Das ganze romantische Gefühl für „den Bruder in Not“, dies Gefühl, das Märtyrer und Helden macht, klang aus ihrer Stimme, zitterte durch den Ton, mit dem sie die Worte aussprach, die an sich einfach und alltäglich genug klangen.

Konrad merkte das. Er wurde verlegen und wußte nicht recht, was er darauf erwidern sollte. So gleichsam sich als Helden anzupreisen, war ihm ein Grenel. Thoras Worte klangen ihm wie eine Forderung, die er nicht erfüllen konnte. „Das treibt mich nicht in den Krieg,“ sagte er schließlich.

„Was denn?“ Thoras Augen wurden ganz groß.

„Etwas andres,“ fuhr der Jüngling fort. Seine Stimme klang heiser. Er fühlte zum erstenmal in seinem Leben in sich die Not-

war, als wäre sie lange eingesperrt gewesen und fühle sich plötzlich frei. Darum erwiderte sie auf Konrads Worte nichts, sondern strich nur das leichte, etwas wellige Haar zu beiden Seiten des Scheitels zurück, als freue sie sich, daß jemand ihrem Aussehen Beachtung schenkte, und sagte: „Und daheim ist alles wie früher? Es war gewiß schön im Sommer!“

„Ja,“ erwiderte Konrad einfüßig. Von Naturschönheit reden — das war seine Sache nicht.

„Es ist auch schön hier,“ fuhr Thora fort. „Nur daß ich es nicht sehe. Die Natur hier sagt mir nichts.“

Das verstand Konrad nicht. Er saß ganz still und sah Thora an und freute sich, wie schön sie war, wenn sie sprach.

„Versteht du mich nicht?“ fuhr sie fort. „Manchmal spricht die Natur zu mir, und manchmal sagt sie mir nichts. Und wenn sie nichts sagt, ist alles so schwer.“

Konrad schüttelte den Kopf. Thora wurde nur immer eifriger und fing an zu erzählen. Sie erzählte, wie es war, als sie nach Altorp gekommen und am ersten Sonntag mit ihrem Mann spazieren gegangen war und nichts hatte so sehen können, wie er es wollte. Sie erzählte, wie sehr sie immer fürchtete, sie könne es ihm nicht recht machen, und wie ängstlich sie auch jetzt noch oft sei, wenn sie allein in den großen Zimmern sei. Wie sie die Türen doppelt und dreifach abschliesse und jeden Abend in allen Garderoben und dunklen Winkeln nachsehe, ehe sie es wage, zu Bett zu gehen. Alles erzählte sie ihm. Und während sie sprach, wurde sie ganz heiter und lachte selber über ihre Angst, die sie nie recht los wurde. Sie zeigte Konrad die Ecken und Winkel in den Zimmern, vor denen sie sich am meisten fürchtete, wenn sie daran vorbei mußte. Mehr als einmal hatte sie wach gelegen und allerlei Geräusche gehört, Schritte auf dem Dachboden, Hände, die nach den Türknallen lösteten. Die Veranda ängstigte sie, weil man von da aus so leicht ins Zimmer gelangen konnte. Das Schloß an der Mächtigert untersuchte sie auch immer selbst, weil es so alt war und auf eine ganz besondere Art zugemacht werden mußte, wenn es einschlagen sollte. „Aber das schlimmste ist,“ schloß sie, „daß ich manchmal das Gefühl habe, als würde der dunkle Berg draußen

zu einem dicken, undurchbringlichen Nebel, der sich über die Felder herwälzt und ins Zimmer dringt und sich dann auf mich legt und mich ersticken will.“

„Warum hast du nie mit deinem Mann darüber gesprochen?“ fragte Konrad.

Thora schüttelte den Kopf. „Bruce hätte nicht die Geduld, mich anzuhören,“ sagte sie. „Er will, daß mir alles hier gefallen soll, gerade so, wie es ihm gefällt; daß ich alles mit seinen Augen sehen soll.“

Zum erstenmal fiel es Thora auf, daß sie ihren Mann Bruce nannte und nicht Johan; und ein Gefühl von Unsicherheit überdrückte sie.

Konrad wußte nicht recht, was er auf all das antworten sollte. Obgleich Thora sich darüber nicht ausgesprochen hatte, hatte er doch den Eindruck, als sei sie nicht glücklich. Zu einer Art tat ihm das fast ein bißchen wohl, wie wenn er sie dadurch weniger verloren hätte. Aber zugleich ergriff ihn vor dieser Unvollkommenheit des Lebens, die man eine disharmonische Ehe nennt, die ganze unbestimmte Wehmut der Jugend, die derartiges am liebsten nicht glauben möchte. Er wagte natürlich nichts zu sagen. Aber Thora war ihm nie so nahe gewesen wie in diesem Augenblick, und während er so neben ihr saß in dem kleinen Zimmer, das Lampe und Feuerstein warm und hell machten, gedachte er der Zeit, da es sein Traum gewesen war, dies weiche Geschöpf wegzunehmen über alles, was schwer und trüb war, ihr das Leben zu einem zärtlichen Spiel zu gestalten, ihr all das Glück zu Füßen zu legen, das nur er allein ihr zu schenken vermochte. Er vergaß fast, daß sie das Weib eines andern war; und wenn er Thora, die mit ihrem warmen und ernsten Lächeln neben ihm saß, ansah, so schien es ihm, als habe auch sie es vergessen. Die Zeit hatte über diese beiden die Herrschaft verloren, hatte keine Gewalt mehr über sie — ein paar Stunden unangefprochenen Glückes lang, die das Dazwischenliegende auslöschten und sie beide allein auf eine einsame glückliche Insel versetzten, wohin die Stimmen der Welt und der Menschen nicht drangen ...

Als der Diener Bruce nach Hause kam, trat Thora ihm strahlend vor. Freude und Frische entgingen. Natürlich kam ihm sofort der Gedanke, daß er seine Frau lange nicht mehr so gesehen habe. Und die Miene,

mit der er seinen Gast begrüßte, war ernsthafter, als ihm selbst lieb war. Einen Augenblick lang sah es aus, als wolle das Gespräch ins Stocken kommen. Konrad Olthov fühlte sich verlegen diesem fremden Mann gegenüber, der ihm, ohne es zu ahnen, Kummer bereitet hatte. Mit einer Art Neugier musterte er die kräftige und ein bißchen schwere Gestalt, die grobgeschnittenen, gut herzigen Züge, als wolle er ergründen, was denn dereinst Thoras Liebe gewonnen habe. Thora selbst ging zwischen den beiden ab und zu und machte sich allerhand zu schaffen. Jetzt war sie es, die die Rede auf den Krieg brachte.

Damit war die Unterhaltung wieder in vollem Gang, und wer die drei beobachtet hätte, hätte hinter ihnen nichts andres gesucht als drei Menschen, die gemüthlich beisammen saßen und sich in dem einen großen Interesse, das damals das ganze Land erfüllte, zusammenfanden. Konrad erzählte von seiner Heimat und der Stimmung dort. Daß er in den Krieg wollte, machte ihn, obgleich er ein Fremdling in dem kleinen Kreise war, doch zum unbestrittenen Mittelpunkt. Die Stimmung in dem dämmerigen Raum, in dem das Feuer längst niedergebrannt und der nur noch von der Lampe erleuchtet war, wurde erwieht.

Bruce betrachtete sich den jungen Mann genau und fühlte sich, fast wider Willen, angezogen von dem offenen männlichen Gesicht und dem klaren Blick. „Sie haben also große Lust, einen Krieg mitzumachen?“ fragte er lächelnd.

„Manchmal glaub' ich es,“ antwortete Konrad verlegen.

Bruce sah ihn aufmerksam an. „Wie meinen Sie das?“ sagte er.

Konrad fühlte, wie er erröthete. „Ich meine,“ sagte er hastig, „man kann auch in den Krieg ziehen, bloß weil man um jeden Preis von zu Haus fort möchte.“

Es lag in diesen Worten mehr ungeschwämzte Wahrheit als in allem, was Konrad vorher, solange er mit Thora allein waren, ausgesprochen hatte. Eine Ahnung stieg in Thora auf — die sichere, weibliche Ahnung, die nicht leicht täuscht. Sie wurde verwirrt, wie wenn sie und ihr Gast unerlaubte Heimsüchteleien miteinander hätten, und um ihre Verwirrung zu verbergen, tief sie: „Aber deut, wenn sie dich nun erkieschen!“

Bruce hatte noch nicht gehört, daß seine Frau den Fremden duzte. Er fühlte sich unangenehm berührt, schämte sich aber gleich darauf seiner Schwäche.

Konrad bligte auf; seine Stimme klang ein bißchen unsicher, als er antwortete: „Warum sollten sie gerade mich erkieschen?“

„Ach,“ erwiderte Thora, „ich dachte nur...“

Keins von beiden wagte das andre anzusehen. Wie ein Geständnis gegenseitiger Unruhe umeinander, eine Art offener Erklärung, daß keins das andre mißsen wollte, waren diese Worte zwischen ihnen gefallen und hatten in ihnen Wurzel geschlagen, stärker als alles, was in der Einsamkeit zwischen ihnen gesprochen worden war. Bruce schien's, merkte davon nichts. Er fuhr fort, vom Krieg und seinen Ansichten und Möglichkeiten zu reden. Währenddem verließ Thora das Zimmer und kam erst wieder zurück, um die Herren zum Abendessen zu bitten, was beide mit einem Gefühl der Erleichterung begrüßten.

* * *

In der Nacht legte sich der Sturm, die Wolken zertrümmten sich, und als der Morgen kam, strahlte die Februarsonne hell auf ein weißes Meer voll kleiner und großer erstarrender Wellen. Die Sonnenstrahlen glistersten über dem Buchenwald und umfunkelten den Berggrat mit selbstlichem Licht. Es sah aus, als sei er in glimmernde Watten gewickelt. Man stiegen die Randsäulen aus den Schornsteinen zum klaren Himmel auf, und im Zimmer zitterten Sonnenflecken von den Prismen des alten Kristalltrouchefters.

Schon beim Frühstück äußerte Bruce in dem gutmüthigen Verlethhaberton, der ihm zur zweiten Natur geworden war, der Gast müsse noch einen Tag bleiben. „Der Schnee liegt tief,“ sagte er, „und es hat keinen Sinn, die Pferde unnütz anzustrengen. Unsere spanischen Pferde sind sowieso nicht daran gewöhnt, Schlitten durch Schneehaufen zu ziehen. Morgen fährt dich La zur nächsten Station.“ Bruce hatte am Abend vorher, ehe sie auseinandergingen, mit dem Kindheitsfreund seiner Frau Inzbrüderichkeit getrauten. Seine ganze Art dem Gast gegenüber war dabei voll wohlwollender Fremdenlidlichkeit gewesen. Konrad war trotzdem wenig zufrieden, daß er bleiben mußte. Er fühlte,

dieser Besuch hatte ihm mehr gegeben, als er eigentlich erwartet hatte. Und eben deshalb sollte es jetzt auch zu Ende sein. Mit der Erinnerung an seinen und Thoras einsamen Nachmittag wollte er weiterziehen, dem Unbekannten entgegen. Er dachte sich dabei weiter nichts, er hatte nur den Wunsch, so bald als möglich fortzukommen, um allein zu sein mit all den neuen Eindrücken, die ein paar kurze Stunden lang seine Seele überflutet hatten. Daß er sich trotzdem entschloß, zu bleiben, geschah nicht um der Pferde willen, sondern weil er gesehen hatte, wie Thoras Gesicht bei dem Vortschlag ihres Mannes aufleuchtete. Ihr Blick zwang Konrad wider seinen eignen Willen.

Der Tag verging unter kleinen Spaziergängen und Gesprächen, Mahlzzeiten und einem langen Nachmittag hinter geschlossenen Läden, brennenden Lampen und dampfenden Pfeifen. Die Stimmung war abwechselungsweise heiter und dann wieder gedrückt, wie stets bei Menschen, die der Zufall zusammengeführt hat, und die wissen, daß sie binnen kurzem fürs ganze Leben aneinandergehen. Meins von den dreien fand sich mehr so zurecht wie am ersten Abend. Konrad wurde die Zeit lang, sogar Thora war ihm gewissermaßen eine Fremde geworden. Er verstand nicht, wie sie ihrem Mann gegenüber so demüthig sein konnte, und daß sie ständig entweder vom Kind oder von Nüchengehäften in Anspruch genommen schien. Kein einziges Mal war er allein mit ihr, und wenn er in der Unterhaltung versuchte, sich an sie zu wenden, so vernied sie meist, direkt zu antworten, und wandte sich an Bruce, als fühle sie sich in ihrem eignen Haus un sicher. Es war eine ganz neue Thora, die Konrad im Verlauf des Tages kennen lernte. Thora, so wie die Ehe sie gemacht hatte, eine unruhige, demüthige, un sichere, gleichsam heimatlose Thora, die vor ihrem Mann verstummte und nicht einmal dem Gast gegenüber so frei und heiter sein konnte wie gestern — mit einem Wort: Thora Bruce.

Auf Konrad wirkte diese neue Thora niederdrückend und beklemmend. Ihm war, als schleppten die Stunden sich endlos hin. In einem Zustand steigender Erregung sah er in seinem Zettel neben dem offenen Feuer und horchte auf das einformige Ticken der Wanduhr. Es kam ihm vor, als wolle der Zeiger, der über die Perlmuttereinlage des

Zifferblatts hinsichtlich, überhaupt nicht mehr die Kreisläufe vollenden, die ihn noch von der Stunde trennten, in der es Zeit war, zu Bett zu gehen, in der Konrad sich endlich zurückziehen durfte.

Schließlich schlug die ersehnte Stunde aber doch, und Konrad stieg hinauf in das kleine Siebelszimmer mit seiner Aussicht auf die Linden im Garten, die fast und dunkel unter dem sternbesäten Nachthimmel standen. Aber er fand keine Ruhe. Der Gedanke an Thora hielt ihn wach. Was für einen Eindruck hatte er eigentlich von ihrem Leben und ihrem Mann? Und was ging ihn das alles an? Weshalb war er überhaupt gekommen? Und weshalb saß er nun da und beschäftigte sich mit dem Schicksal zweier Menschen, von denen der eine ihm immer fremd gewesen und der andre es fast für ihn geworden war?

Solche und ähnliche Gedanken flogen ihm durch den Kopf. Dann dachte er an den Krieg. Noch nie hatte die Wirklichkeit des Krieges ihm so lebendig vor Augen gestanden wie jetzt. Noch nie war er sich so klar bewußt gewesen, daß das, dem er jetzt entgegenging, ein großer Ernst war. Er was wußte er denn eigentlich vom Krieg? Er was von Kämpfen Mann gegen Mann, von Überfällen und Verteidigung, von gegenseitigem Schießen und der Möglichkeit, von einer Kugel getroffen zu werden oder einen Säbelhieb über den Kopf zu erhalten, vielleicht fürs Leben ein Krüppel zu werden, der mit dem Arm in der Schlinge oder einem Stützfuß herumliefe. Dinge, von denen er gehört oder gelesen hatte, von denen er aber ganz und gar nicht wußte, was sie eigentlich waren. Wie in einem Nebel sah Konrad das, unklar und unwirklich, wie alles, was wir uns aus Büchern angelesen haben. Und doch fühlte er: es war eine Wirklichkeit, die ihm immer näher rückte, eine neue, schreckensvolle Wirklichkeit, der er nicht entgehen konnte.

Weshalb hab' ich denn überhaupt etwas derartiges gesucht? dachte er zum erstenmal. Es gab ihm einen Stich durch die Brust, und er wandte sich hastig um, als fürchte er, er sei nicht allein. Die Kerze flackerte auf bei der heftigen Bewegung und warf hündende Schatten durchs Zimmer. Er sah die Heimat, das Bild des Vaters, das large Elternhaus, in dem sein Leben so unansprechlich leer war. Und doch wußte er, nicht diese Seele war es, vor der er floh.

Es war die Leere, die Thora zurückgelassen hatte — die war's, die hatte ihn fortgetrieben. Lange Jahre hatte sie an ihm genagt. Aber er war jung und stark, und die Wunde war zusammenge wachsen. Sie schmerzte nicht mehr. Längst hatte er geglaubt, sie sei geheilt. Und trotz allem war sie wieder offen. Daß er das Gegenteil geglaubt hatte, war nichts als Selbstbetrug gewesen. Jetzt wußte er es. Denn jetzt brach die Wunde aufs neue auf und schmerzte heißer als je. Er sah Thora vor sich, verändert, ergebungsvoll, schein und still, sie, die dazu geschaffen war, im Sonnenschein zu leben, frei zu sein wie ein Vogel. Leise, auf nackten Füßen, ging Konrad im Zimmer auf und ab, immer voll Angst, man könnte ihn unten hören, auf jedes Geräusch horchend, als fürchte er, noch irgend etwas Neues zu hören, das seine Unruhe noch steigern mußte. Als er sich endlich müde, erregt zu Bett legte und das Licht löschte, war er nahe daran, vor Leid und Harm und dem hilflosen Bewußtsein, gar nichts tun zu können, in Tränen auszubrechen. Thora gehörte ihm, ihm und keinem andern. Ihr Bild saß tief in seinem Herzen; niemand konnte es ihm entreißen. Und während die Winternacht vor dem kleinen Fenster scheiben dunkler und dunkler ward, lag Konrad wach und dachte daran, wie zart und fein und einsam Thora war, wie er sie am liebsten hätte forttragen, sie vor allem, was schwer und traurig war, schützen, sie vor der Welt verstecken mögen, in der ja doch keiner sie so kannte und liebte wie er.

Er wußte ja, daß alles ein Traum war, und er verwechselte seinen Traum auch nicht mit Hoffnung und Wirklichkeit. Aber eben deshalb litt er um so heftiger und intensiver. Schließlich verlangten Augen und Natur gebieterisch ihr Recht, und er sank in einen tiefen, schweren Schlaf. Da träumte er, er liege verwundet irgendwo in einem großen weissen Zimmer mit vielen leeren Betten. Er hatte sich im Dunkel auf eine Anzahl Feinde gestürzt, die er aber gar nicht sah. Man trug ihn fort; und während er nun einwam zwischen all den leeren weissen Betten lag, sah er jemand auf sich zukommen. Es war eine Frau, deren Gesicht er nicht sehen konnte. Zu ihm braunte und schmerzte es. Es muß schlimm sein, dachte er im Traum. Im selben Augenblick sah

die Frau auf; aber es war nicht Thora. Es war das Gesicht eines jungen blonden Weibes. Sie betrachtete ihn mit sonderbaren Augen. Und Konrad wußte auf einmal, daß es gar nicht die Wunde war, die ihm weh tat, sondern etwas andres, viel Schlimmeres, etwas, was überhaupt nicht wieder gut werden konnte, glaubte er. Er hob den Arm gegen die Unbekannte, um sie zu vertreiben, und schlug blind um sich.

Im selben Augenblick sah er aufrecht in seinem Bett. Hatte es geklopft? Es war noch Dämmerung. Der erste Tageschein troch grau und kalt durch die Scheiben. Schlaftrunken rief er: „Herein!“

Gleich darauf erschien Bruce unter der Tür. Er war in Pelz und wollener Mütze, die Unterlippe unter dem Schnurrbart vorgehoben, die Brauen gernuzelt. „Bei einem der Käiner ist etwas vorgefallen.“ sagte er eilig. „Ich muß sofort hin. Du sagst es dann, wenn du reisen willst. Thora weiß Bescheid.“ Damit trat er auf das Bett zu, drückte dem Gast die Hand, wünschte ihm alles Gute und verschwand wieder durch die Tür.

Das Ganze war so rasch gegangen, daß Konrad kaum zum Bewußtsein gekommen war. Sein erstes Gefühl war Scham. Der Traum lag noch wie ein Nebel über seinen Gedanken, und es war ihm, als müsse Bruce ihm in die tiefste Seele geschaut haben. Aber plötzlich schoß ein Freudenstrahl in ihm auf. Thora und er würden einander noch einmal allein sehen. Noch einmal würde er sie sehen dürfen, wie sie wirklich war, wie er sie kannte, wie er ihr Bild immer in sich tragen würde. Langsam, als müsse er das Glück, das ihn erwartete, möglichst sparsam genießen, kleidete er sich an. Als er fertig war, schimmerte der Schnee des Berges im Glanz des Morgenlichts.

Im Wohnzimmer mußte Konrad lange warten. Thora kam nicht. Malin, die herein kam und nach dem brennenden Holzschitten im Kamin sah, nach ihr zu fragen, wagte er nicht. Sein Mut sank, während er wartete. Er fühlte nur noch die Wehmut des Abschieds und die Ungewißheit der Zukunft, der er entgegenfuhr.

Thora überredete ihn, während er noch in stummem Warten, mit gekemtem Kopf und seinem gewöhnlichen herben und unzugänglichen Gesichtsausdruck dasaß. Sie setz-

ten sich an den Frühstückstisch, ohne daß Konrad ein Wort über die Lippen gebracht hätte. Thora war wieder, was sie ihm einst gewesen: die unerreichbar Erfreute, das Glück, das er nie greifen würde.

Aber Thoras ganzem Wesen lag an diesem Morgen etwas Neues, das er noch nie an ihr beobachtet hatte, und das ihn mit einem unnennbaren Gefühl erfüllte, weil er es nicht zu ergründen und sich klarzumachen vermochte. Erst als er schon im Vorzimmer stand, fragte er: „Was ist? Du bist so anders als sonst.“

„Anders?“ fragte sie zurück.

Konrad wagte nichts weiter zu sagen. Statt dessen erklärte Thora: „Ich begleite dich ein Stückchen.“

Sie ließ seinen Pelz in den Schlitten legen und gab dem Kutscher ein Zeichen, voranzufahren. Stumm folgten sie beide.

Die Sonne war aufgegangen. Über dem Schnee, der schon zu schmelzen begann, glitzerte es vor Licht. Wie eine dunkle, funkelnde Wand stand der Berg hinter dem hellen Feld. Der Weg war gebahnt, aufgeführt, die Schneewehen standen zu beiden Seiten wie Wälle, zwischen denen sie dahinschritten, während die Schlittenglocken schon in der Ferne, am Anfang des schwarzen, niedrigen Waldes klingelten. Der Schneepflug hatte am Tag zuvor seine Arbeit gründlich besorgt.

Noch war es ein gutes Stück Wegs. Noch brauchten sie nicht Abschied zu nehmen. Konrad schritt stumm dahin. Alle seine Träume waren fort. Wieder empfand er das unbeschreibliche Ruhegefühl, das Thoras Nähe ihm immer gab. Es senkte sich mit seiner sanften Stille über ihn, obgleich er wußte, daß nur noch wenige Minuten waren, bis die Verzanberung weichen und er wieder einsam sein würde. Auch Thora war stumm; und während Konrad über das, was er sagen wollte, nachgrübelte, nahm sie seinen Arm. Er fuhr zusammen. Zögernd legte er seine Hand über die ihre und glaubte zu sehen, wie ein fast leidvolles Lächeln über ihre Züge floh.

Sie waren jetzt mitten im Wald, dem schwarzen, dichten Tannenwald, in den die Sonnenstrahlen nur mühsam drangen. Schneeflocken lösten sich leicht von den Zweigen und sanken in das tiefe Dunkel. Sie beiden wanderten weiter, als wollten sie immer so weiter

wandern; um sie war Dämmerung, als wäre der Abend nah.

Vor dem Wald im Sonnenschein hielt der Schlitten. Thora zog ihren Arm aus dem Konrads, und indem sie einen Blick zurückwarf, sagte sie: „Hier hab' ich mich immer am meisten gefürchtet, wenn ich allein war.“

Ohne ein Wort zu erwidern, zwang er sie, umzuwenden. Und ohne einander zu berühren, schritten sie auf's neue Seite an Seite die kurze Strecke zurück, bis sich wieder die Ebene im Sonnenschein vor ihnen dehnte und der Wald zu Ende war.

Da blieben sie stehen, und Konrad streckte die Hand aus. „Leb' wohl, Thora,“ sagte er. „Denk manchmal an mich.“ Er versuchte zu lächeln, während er das sagte. Aber da sah er, wie Tränen über Thoras Wangen rollten. „Was ist?“ rief er erschrocken.

Aber Thora riß sich los. „Geh jetzt!“ sagte sie. „Und komm wieder, wenn du am Leben bleibst!“

Damit wendete sie sich ab und ging mit hastigen Schritten nach dem Hof zurück. Einsam ging Konrad zum zweitenmal den Weg durch den dunklen Wald zum Schlitten, der draußen wartete.

* * *

Thora war froh, daß Bruce noch nicht zu Hause war, als sie von ihrer Wanderung zurückkehrte. Es war ihr zumute, als hätte sie eine gewagte Handlung begangen, deren Folgen sie noch nicht berechnen konnte; und sie ging unruhig in den Zimmern umher, ganz erfüllt von dem Gedanken, was Bruce wohl sagen würde, wenn er wüßte, daß sie den Gast begleitet hatte. Konrads Abschiedsworte klangen ihr noch in den Ohren. Ihr war, als sei er ihr nah, als sei etwas von ihm in den leeren Zimmern zurückgeblieben. Sie fühlte wieder die ruhige Sicherheit, die über sie gekommen war, als er vorhin noch einmal umgekehrt war, um sie durch den Wald zurückzubegleiten; und dann überfiel sie bei dieser Erinnerung eine Unruhe, als müsse ihr irgend etwas Schlimmes geschehen. Sie dachte an ihre eignen Abschiedsworte, und bei dieser Erinnerung schoß ihr das Blut in die Wangen und klopfte ihr das Herz. Was hatte sie eigentlich damit sagen wollen: „Komm wieder, wenn du am Leben bleibst!“? Warum hatte sie Konrad gebeten,

wiederzukommen? Was war es ihr, ob er am Leben blieb oder starb? Immer mit diesen Gedanken beschäftigt, ging sie schließlich an ihre Arbeit; sie fürchtete sich, den Blicken anderer zu begegnen, als müßten diese ihr das Geheimnis vom Gesicht ablesen, das ihr doch selber verborgen war.

Es war noch früh am Morgen. Thora saß im Kinderzimmer auf einem Schemel vor dem Feuer, wusch den Kleinen und zog ihn an. Er war schlechter Laune aufgewacht heute. Er weinte, und Thora hatte alle Hände voll zu tun, ihn zu trösten. Aber immerwährend verfolgte sie die Gedanken. Sie fürchtete jetzt nicht nur, es könnte irgend etwas geschehen, sondern es kam ihr auf einmal so vor, als sei schon etwas geschehen, etwas, was für sie das ganze Dasein veränderte. Was es war, das verstand sie nicht. Sie wurde ungeduldig, weil der Kleine gar nicht mit Weinen aufhören wollte; sie schrie sich danach, ihn lachen zu hören, sein strahlendes Gesichtchen zu sehen. Ihr war, als ob nichts mehr sei, wie es vor kurzem noch gewesen.

Vom Kinderzimmer aus konnte Thora den Hof überblicken. Die Sonne funkelte auf dem Schnee, fern hinter der Straße glänzte das klare lichte Weiß, überdeckt mit einem Schimmer von Blau, der sich unter den Bäumen verbunkelte. Da hörte sie plötzlich Schlittenglocken, die sich näherten. Thora blickte auf. Es war Bruce, der zurückkehrte. Herzengerade sah er im Schlitten; und obgleich er schon so nah am Hause war, gebraute er doch noch die Peitsche. In rasender Fahrt fuhr er an der Treppe vor; das Pferd war naß vor Schweiß, der weiße Schaum hing ihm ums Gebiß. Bruce schleuderte dem Kutscher, der hintenauf saß, die Zügel zu, sprang mit einem Satz die Treppe hinauf und verschwand im Vestibül.

Thora hatte gesehen, daß sein Gesicht düster und drohend ansah. Die Augen unter den zusammengezogenen Brauen waren fast unsichtbar, die Pupillen leuchteten wie blanke Stacheln. Noch nie hatte Thora ihren Mann in solcher Erregung gesehen. Und unwillkürlich brachte sie das Gehehene in Zusammenhang mit sich selbst. Sie rief das Kinderzimmchen herein, übergab ihm den Kleinen und ging, immer unter dem Eindrud dieses Erhellens, ins Zweikzimmer, wo sie ihren Mann am Frühstückstisch zu finden glaubte.

Es sah düster aus in ihrem Innern. Wie eine Schlafwandlerin sah sie zu, wie Malin stumm und eilig den Tisch deckte. Auch in der Küche hatte man den Schlitten gesehen, und der Jorn des Hausherrn, dessen Ursache keiner kannte, lag schwer über dem ganzen Hause. Thora mußte lange warten.

Als Bruce endlich kam, war seine Erregung vorüber. Sein Gesicht sah aus wie eine Maske, die alles, was dahinter arbeitete, verdeckte. Nach einem kurzen Gruß setzte er sich schweigend an den Tisch. „Nicht du nicht mit?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich habe schon gegessen,“ antwortete Thora. Sie wagte nicht zu sagen „mit Konrad“, wie es ihr auf der Zunge lag. Sie hatte das dunkle Empfinden, daß der Jorn ihres Mannes ihm galt, und sie wunderte sich über sich selbst, daß sie sich überhaupt hereingetraut hatte, dem Sturm zu trotzen.

Bruce erwiderte jedoch mit vollkommener Gemütsruhe: „Es ist ja wahr, du hast Konrad Gesellschaft geleistet. Na, ist er glücklich fortgetommen?“

Thora nickte. Sie konnte nicht antworten. Jetzt erst bemerkte Bruce ihr verdüstertes Aussehen. „Was ist?“ sagte er fragend.

Der Ton war nicht der, den Thora erwartet hatte. Das ermutigte sie; und das Haar, das ihr über die Schläfen gefallen war, zurückstreichend, zwang sie sich zu einem Lächeln. „Ich bin so erschrocken, wie du kamst,“ sagte sie.

Ihr war, als höre sie ihre eigne Stimme wie aus weiter Ferne. Bruce vernahm wohl die Worte und verstand sie auch, wie er glaubte. Aber die Stimme erkannte er nicht wieder. Das war nicht Thoras Stimme! Er fühlte, wie das Mißtrauen in ihm erwachte, das alte Mißtrauen, das nie ganz gestorben war. Die Tage, in denen der Gast bei ihnen verweilt hatte, waren ihm lang geworden. Es hatte ihn gedemütigt, zu sehen, wie Thora in der Abwesenheit dieses Fremden geradezu auflebte, wie sie fröhlich und jung ward, wie ihre Schritte leichter, ihr Lächeln heiterer wurden. Er hatte vermisst, es nicht weiner zu beachten, aber es war ihm nicht gelungen. Seine Frau verdächtigen, sie könne einen Augenblick lang die Grenze, die ihre Pflicht ihr vorschrieb, auch nur streifen, das konnte Bruce nicht. Dazu hielt er sich selbst und seine Frau viel zu hoch. Aber in ihm stieg wieder die

Frage auf, warum gerade er bei seiner Frau nicht das hervorlocken konnte, was er doch am meisten an ihr liebte.

Das war es, was ihn demütigte. Und als er jetzt sah, wie Thora ganz erschrocken und fragend vor ihm stand, wurde er zornig über diese weichliche Liebe, die er nicht verstand, und rief gereizt: „Warum hast du denn immer Angst vor mir?“

Thora hielt sich noch immer tapfer. „Du fahst so böse aus,“ sagte sie.

Bruce versuchte zu lächeln. „Hast du geglaubt, ich sei böse auf dich?“ fragte er.

„Ja,“ erwiderte sie hastig und leise.

Jetzt lachte Bruce nicht mehr. Kurz und scharf antwortete er: „Ich dachte gar nicht an dich, als ich kam. Ich dachte an das, was ich heut' morgen erlebt habe. Sie haben mich zu einem Räuber gerufen, weil etwas vorgefallen war. Weißt du, was vorgefallen war? Vor ein paar Jahren hat sich einer der Männer verheiratet. Die Frau war alt und häßlich. Kein Mensch begriff, warum er sie nahm. Er war arm, und sie war arm. Ich habe damals selber versucht, ihn zur Vernunft zu bringen, als ich von der geplanten Heirat hörte. Und kannst du dir denken, warum er sie geheiratet hat? Weil sie eine Forderung von zweihundert Reichstälern hatte, einen Schuldschein, den er einzutreiben hoffte. Vor einem Jahr ist der Schuldner gestorben. Es war ein anderer Räuber, der seinerzeit der Alten das Geld abgeschwätzt hatte. Als er tot war, stellte sich heraus, daß er überhaupt nichts hatte. Seither war der Ehemann krank, wie es hieß. Aus Kummer über das Geld krank geworden. Und dabei hat er die ganze Zeit über nur nachgegrübelt, wie er sich rächen könnte. Er wollte seine Frau umbringen. Als ich heut' hinkam, hatten die Nachbarn ihn binden müssen, sonst hätte er es auch getan.“

Bruce schwieg, und Thora stand ganz stumm. Ihr Schreck war nicht vergangen. Er hatte durch die Worte des Mannes nur neue, unerwartete Nahrung erhalten. „Und die Frau?“ fragte sie hastig. „Wie geht es ihr?“

„Sie!“ sagte Bruce kurz. „Oh, die bleibt auf der Stute. Den Mann hat der Schultzeiß in Gewahrsam genommen. Er erhält seine Strafe wegen Mordverdachts.“

„Arme Menschen!“ sagte Thora.

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete Bruce scharf. „Sag' lieber: wir Armen, die wir sie in unsrer Nähe haben müssen! Es empört mich, daß das gerade in unsrer Gegend geschehen mußte, und noch dazu bei mir!“

Bruces Stimme erbebt unter dem alten, phantastischen Empfinden für seine Heimat; er biß festig die Lippen zusammen. Dann stieß er den Stuhl vom Tisch zurück und ging rasch ins Wohnzimmer. Thora folgte ihm. Sie wunderte sich längst nicht mehr über dies starke Heimatsgefühl, das sie einst durch die Gewaltthatigkeit der Forderungen hatte, die es an sie selbst stellte, zurückgestoßen hatte. Sie war daran gewöhnt, und während Bruce sprach, legte sich ihre eigne Aufregung, der Schreck, der sie vorher gepackt hatte, glitt ins Unwirkliche zurück, und ihre Furcht und ihre Ahnungen zerlossen wie Gespenster ihrer eignen Einbildung.

Vom Wohnzimmer ging Bruce in seine Stube. Dort stellte er sich ans Fenster und blickte auf den Hof hinaus, wo die Sperlinge durcheinanderhüpfen und in einem Bündel Stroh, das die Schlitten beim Ein- und Ausfahren über den Boden verstreut hatten, nach Körnern suchten. Er war noch nachdenklicher als sonst. Es reute ihn, daß er seine Frau nicht gefragt hatte, was sie eigentlich meinte, als sie ihm auf seine Frage erwidert hatte, sein Zorn gelte ihr. Weshalb hatte sie so geantwortet? Was konnte sie damit gemeint haben?

Wie Gift bohrte sich dieser Gedanke in seine Seele, und sein altes Mißtrauen erwachte aufs neue. Wie fremd Thora und er einander waren, das sah er in diesem Augenblick kalt und klar vor sich. Es würde auch nie anders werden. Bin ich romantisch? fragte er sich. Träume ich etwa von einer Verwandtschaft der Seelen? Bruce erinnerte sich, daß er einmal in seiner Jugend ein Buch gelesen hatte, das von etwas Derartigem handelte. Von wem es war, wußte er nicht mehr. Es stand irgendwo in einem Fach des alten Bücherstanks, den er von seinem Vater geerbt hatte, und der seit langem geschlossen war. Bruce entsann sich, daß er damals, als er das Buch las, gedacht hatte, diese Menschen jagten einem unmöglichen Traum nach und seien einfach lächerlich. Er hatte über sie gelacht und sie Narren genannt. Jetzt stand er selbst mitten in dem Stampf, von dem er dereinst in einem

überhaupt nie mehr; nur an den Tagen, an denen Bruce fort war, fühlte sie eine kleine Erleichterung. Zum Glück verzeigte er jetzt auch oft und war meist tagelang fort. Wohin er fuhr, wußte Thora nicht. Sie schloß sich ganz ab, denn sie sollte bald wieder Mutter werden, und sie wunderte sich manchmal darüber, daß ihr Mann gar nichts merkte.

Als die Frühlingswärme kam, saß sie viel allein auf der Veranda vor dem Wohnzimmer. Um sie spielte der Wind im wilden Wein, der zu Knospen begann; und manchmal konnte sie denken, ob nicht Konrad Olthov bald wieder an ihrem Haus vorüberkommen würde. Duppel war längst erkrankt, die Insel Misen war genommen; der Krieg war zu Ende, und der Sommer stand vor der Tür.

An Thora war das alles vorübergegangen, als wäre es überhaupt nicht gewesen. Bruce setzte sich nie mehr zu ihr, um von den Ereignissen des Krieges zu reden. Die Zeitungen lagen auf dem Tisch in seinem Zimmer, das Thora nie betrat. Sie hatte keinen Menschen, mit dem sie hätte über diese Dinge sprechen können; auch wenn die Nachbarn auf Besuch kamen, saß sie als Fremde in ihrem Kreis, wie jeder, der sich unter andern nicht heimisch fühlt.

Sie hatte auch keine Sehnsucht nach Konrad. Sie wünschte nur, er möchte vorüberkommen und eine Stunde lang bei ihnen sein, damit sie ihm Grüße für daheim mitgeben könnte.

Es war nicht mehr viel übrig von der Thora von einst.

Konrad Olthov

Konrad Olthov kam überhaupt nicht mehr an Akerup vorbei. Auf dem Hinausweg war er so gereizt, weil er es für notwendig hielt, die Bahn zu vermeiden und mit Pferden zu fahren. Er bildete sich in seiner Jugend und Unerfahrenheit ein, weil er seinen Vater über den Zweck seiner Reise belogen hatte, so wäre dieser imstande, durch irgend jemand seinen Aufenthaltsort auszukundschaften und ihn am Verlassen des Landes zu hindern. Von Danemart aus hatte er dann nach Hause geschrieben, hatte seine Adresse angegeben und ohne weitere Worte, ohne sich die väterliche Versicherung zu erbitten, das Ziel seiner Reise eingestanden.

Ein Brief von Mamsell Kristin veranlaßte ihn schließlich, seine Rückkehr zu beschleunigen. Nach Empfang dieses Schreibens hatte Konrad es sehr eilig. Darum reiste er diesmal mit der Eisenbahn von Malmö, die damals schon gebaut war. Mamsell Kristin hatte ihm mitgeteilt, daß sein Vater im Sterben lag. Und Konrad reiste darum Tag und Nacht, denn der Brief war, als er ihn empfing, schon nicht mehr ganz neuen Datums.

Auf Oranas war in der kurzen Zeit, seit Konrad fort war, mancherlei vorgefallen. Das Verhältnis zwischen dem „geizigen Baron“ und seiner Umgebung war mit jedem Tag übler geworden. Der alte Vorknecht, der auf dem Gut geboren war und im gleichen Alter stand wie der Herr, sah jedesmal, sooft er die Treppe des Herrenhauses herunterstieg, besümmter und sorgenvoller aus; die Zimmer des Herrn blieben verschlossen, er war gar nicht vorgelassen worden. Mamsell Kristin schwebte wie ein Geist in dem Teil des großen Hauses umher, der bis jetzt noch nicht abgeschlossen war. Die kleinen runden Augen blickten ganz starr, und die Muskeln in dem roten Gesicht, das nie die Farbe wechselte, waren ebenso straff und hart wie die Linien um ihren zusammengepreßten Mund. Schon oft war sie draußen in den Wohnungen der Tagelöhner und bei den Knechten in der Gesindestube gewesen und hatte ein gutes Wort eingelegt für Herrn und Hof, um offenen Feindseligkeiten vorzubeugen. Trotzdem hatte sie nicht verhindern können, daß sich eines Tags eine Schar von Männern und Weibern auf dem Hof versammelte und mit lauter Stimme mit dem Herrn zu reden begehrie. Streits waren damals noch nicht an der Tagesordnung wie heute. Die Arbeitermassen waren sich damals ihrer Menschenrechte und ihrer Macht noch nicht so bewußt wie in späterer Zeit. Es mußten ganz besondere, aller Ordnung und Gerechtigkeit spottende Mißverhältnisse sein, die sie zum Außersten zwingen konnten. Aber die Mißstände auf Oranas waren tatsächlich so schreckend, daß alle Bande der Gemeinschaft sich zu lösen begannen. Der Meißel vor der Herrschaft schwand, und mit ihm der Gehorsam. Die Untergebenen von Oranas glichen einem Regiment Soldaten, die ihren Befehlshaber verloren haben und nicht länger imstande

Alten war Konrad auch heute noch das kleine Bübchen auf dem Porträt, und er bildete sich ein, der Kleine sei davongesprungen, und niemand hole ihn zurück. Mamsell Kristin war die einzige, die ihm half. Mamsell Kristin wußte, wo der Kleine war. Und sie hatte versprochen, er würde zurückkommen, Papa würde ihn bald wiedersehen.

Als aber die Tage vergingen und Konrad nicht kam, da wurde der Baron schließlich ungeduldig. Tagsüber wagte er sich nicht aus dem Haus. Er fürchtete sich vor all den Menschen, die ihm etwas zuleide tun und ihn berauben wollten. Aber nachts schlich er sich hinaus. Da ging er in den Garten und durch die Lünung in der zugewachsenen Hecke hinaus in den Park. Der Nachwächter, der um das alte Haus die Runde machte, hörte ihn oft, wie er in langen Zwischenräumen „Konrad! Konrad!“ rief. Und einmal nachts hörte Mamsell Kristin, wie er die alte Steintrappe hinanstieg, die er seit der Verdringung der „kleinen Baronin“ nicht mehr betreten hatte. Oben zerrte und rüttelte er an den Schlössern, bis die Türen aufgingen und er in die Wohnung gelangte. Und wie vor Jahren wanderte er jetzt einsam da droben herum. Vom Hof aus, wo die Eulen, die das Licht anlockte, umherflogen, sah man im Dunkel der Nacht den Schein seiner Laterne über Sträucher und Bänne fallen. Durch alle Zimmer ging er so, und als er die Tür wieder abgeschlossen hatte und die Treppe herunterkam, redete er laut mit sich selber. „Ich glaube, der Junge sei oben,“ sagte er. „Aber dort ist er auch nicht.“

Ein paar Tage nach dieser Nacht lag der alte Baron zu Bett. Er sollte es nicht mehr verlassen. Und als der Mai schon fast vorüber war und der Sommer vor der Tür stand, starb er eines Nachts. Der Frühlingswind wehte mild über den verfallenen Garten, am sternlosen Himmel stand gleich die Mondfischel. Mamsell Kristin schief im Wehmut neben dem Bett und wachte auf, als die Mütze stillstand.

Was dann in dem alten Haus geschah, wußte niemand so recht. Mamsell Kristin nahm sämtliche Schlüssel in Verwahrung, indem sie erklärte, alles müsse abgeschlossen bleiben wie bisher, bis Konrad heimkomme.

Der „geizige Baron“ lag in der schmalen Holzbettstelle im innern Zimmer; und als

nun auch die Fenster des Erdgeschosses in dem hohen zweistöckigen Haus mit weißen Laten verhängt waren, sah es aus, als habe das ganze alte Gebäude die Augen geschlossen und sei mit seinem Herrn gestorben. Schmal und dünn lag dieser auf seinem letzten Lager, die lange Nase hob sich spitz über dem weißen Schnurrbart, und Mamsell Kristin wachte im äußern Zimmer oder schlummerte auch ein Weßchen auf dem alten schwarzen Mohrhaarsofa.

Sie war ein tapferes und resolutes Französin, Mamsell Kristin; nichts lag ihr ferner als Furcht vor dem Übernatürlichen. Ebenso ruhig, wie sie seit Jahren durch das Haus gegangen war, sah sie auch im Sterbezimmer, und der „geizige Baron“ jagte ihr jetzt, nun er kalt und starr dalag, gerade sowenig Schreck ein wie vorher, als er noch lebte und sich keiner außer ihr an ihn getraut hatte. Aber Mamsell Kristin brauchte auch alle Kaltblütigkeit, über die sie verfügte. Unter dem Küchenpersonal herrschte nach dem Tode des Herrn das geheime Grauen, das sich oft einschleicht, wenn ein Mensch gestorben ist, in dessen Leben nicht alles war, wie es sein soll. Granas war ja überhaupt ein Ort, von dem man sagte, es sei da nicht gehener. Das wußten alle. Und wenn an Winterabenden die Talglüchter mit langen Döchten brannten, da erzählten sich die Mädchen im Plüßerton die mannigfaltigsten Geschichten. Wie es in dem alten Haus, oben unter dem Dach und unten in den vielen verschlossenen Zimmern, raffelte und raschelte und wisperte, ächzte und jammerte — wer hatte das nicht schon vernommen! Die leeren Wohnungen standen so lange verschlossen — wer konnte wissen, was sie verdeckten! Ob die „kleine Baronin“ droben spukte — nun ja, man wußte es nicht sicher. Aber woher kamen dann die trippelnden Schritte, die schon so viele gehört hatten, ohgleich die Wöden, wie in allen alten Häusern damaliger Zeit, dick und fett waren? Woher kamen die Töne wie von einem spröden, wellen Gesang, die man in stürmischen Winternächten vernahm? Wußte da nicht jemand sein, der nicht hinauskonnte, jemand, der wachte und wartete, bis er einat erlöst würde und das alte Haus, das von fremden Stimmen widerfallte, verlassen dürfte? Inmerwährend tuschelten sich die Leute solche Geschichten zu, und in der ganz-

zen Umgegend waren diese Gerüchte verbreitet. Ganz schlimm waren sie, seit der „geizige Baron“ gestorben war. Die Mägde verammelten ihre Kammern mit Schloß und Riegel. Bibeln und Gesangbücher lagen überall umher, damit sie im Notfall gleich bei der Hand waren, und wer jetzt bei Nacht irgend etwas sah, hütete sich ängstlich davor, davon zu sprechen. Mit bleichen Gesichtern gingen die Leute tagsüber umher und warteten auf die Nacht.

Am schlimmsten war es in der zweiten Nacht. Da trippelte es auf den Treppen, pißf unter den Dielen, und ein seltsamer Tiergestank verbreitete sich über das ganze Haus. Mitten in der Nacht schlug jemand gegen das Fenster. Drinnen herrschte Totenstille. Niemand wagte zu antworten. Draußen rief eine Stimme: „Nacht auf! Es ist der Nachtwächter!“ Man ließ ihn herein, und unter Flüchen und Bibelsprüchen erklärte der Mann, er fürchte sich, allein draußen herumzulaufen. Vom Regen, der herniederströmte, ganz durchnäßt, saß der alte Graubart neben der Tür in der Mägdekammer, während sich aus allen Betten ängstliche Blicke auf ihn richteten. Der Nachtwächter wußte, was es war, was sie alle gehört hatten. Im durchsichtigen Zwielficht der Mitternacht hatte er gesehen, wie eine Menge Mäuse zu den Kellerfenstern heransprangen, die große Treppe herunterhüschten, ja, sogar an der grauen Fassadenmauer herabkletterten. Ganz deutlich hatte er es gesehen. Aber darnach wollte er doch keineswegs dafür einstehen, daß das, was er gesehen hatte, auch wirklich war, was es schien, nämlich richtige Mäuse. Wer hatte je gehört, daß Mäuse so in ganzen Scharen flohen? Es gab viel ärgere Dinge als Mäuse; und in einem Haus, in dem allerlei Kobold- und Teufelspuk sein Wesen trieb, konnte man nie wissen, in welcher Gestalt sich der Greuel offenbarte.

Zähnelappernd vor Entsetzen lagen die Mägde in ihren Betten. Aber mitten drin erschien plötzlich Mamsell Kristin in der Nachthacke, die Kerze in der Hand. Sie schalt den Mann kräftig aus und wollte ihn wieder hinausjagen. Er jedoch blieb unerschüttert und antwortete bloß: „Mit Verlaub, Mamsell — aber hinaus geh' ich heut' Nacht nicht mehr!“ Darauf nahm er seinen Vest nicht wieder auf und änderie ihn nun dahin

um, daß die Mäuse vor den Gespenstern geflohen seien. Vor wem sonst sollten sie fliehen? War etwa da droben jemand, der sie hörte? Mit eignen Augen hatte er sie gesehen, große und kleine. Durch das Loch unter der Haustür waren sie geflücht und mit einem Satz die große Treppe hinuntergeschossen.

Der Nachtwächter ließ sich nicht vertreiben, und Mamsell Kristin nahm ihn, trotz heftigen Protestirens, mit sich hinaus in die Küche. In der Mägdekammer durfte er nicht bleiben. Unter Ausbrüchen der lebhaftesten Verachtung für seine und aller Menschen Dummheit ließ sie ihn zornig vor der Küchenbank stehen, auf der er schließlich, sein Nachtwächterhorn neben sich, verlegen und beschämt Platz nahm. Mamsell Kristin aber ging zurück in das äußere Zimmer des Barons und ließ, wie seither, die Tür zum Sterbezimmer weit offen stehen.

Sie setzte sich an den Schreibtisch, in den Sessel des Barons, und legte die alte Bibel aufgeschlagen vor sich hin. Schlafen konnte sie ja doch nicht so bald, und sie brauchte etwas zum Lesen, was sie beruhigte. Aber während sie da saß, hörte auch sie, wie es vor der Tür fortwährend trippelte und trappelte, hüschte und wisperte. Resolut erhob sie sich und leuchtete in das große Vestibül hinaus. Da erblickte auch sie die Mäuse, die von den oberen Stockwerken, den Gastsimmern und den Zimmern der „kleinen Baronin“, die der Baron vor vielen Jahren abgeschlossen hatte, herabkamen. „Also hat der verfluchte Kerl doch recht gesehen!“ murmelte sie. Da sie aber nicht zu den Frauenzimmern gehörte, die schreien, wenn sie eine Maus sehen, schlug sie die Tür wieder zu und las weiter. Sie hatte den Propheten Jeremias aufgeschlagen. Seine Strafpredigten paßten gerade in dies Haus, in dem so viel Unrecht verübt worden war, viel, von dem die Leute wußten, und noch mehr, was Mamsell Kristin für sich bedacht.

Da hörte sie auf einmal ein Geräusch, das sogar ihr unerforschtes Gemüt für eine gute Weile der Fassung beraubte. Es kam von oben. Direkt über ihrem Kopf hörte sie es. Es klang wie ein Prasseln und Krachen. Sie hatte das Gefühl, als erbebe das Zimmer, in dem sie saß. Die Vorhänge bewegten sich wie bei einem Luftzug. Das Getöse dauerte fort, nahm neue Formen

an. Jrgend etwas zerbrach, barst, sprang in Stücke. Der Fußboden schwankte wie bei einem Erdbeben. Einen Augenblick war wieder alles still, und man vernahm deutlich das Geräusch des Sommerregens, der sachte gegen die Scheiben schlug. Pöblich ward die Luft von einem Donnern erfüllt, als ob das ganze Haus zusammenstürzen wolle. Von oben kam es. Mamsell Kristin sah ganz deutlich, wie die Decke über ihrem Kopf sich bog und der Kronleuchter über dem Schreibtisch hin und her schaukelte. Das Getöse währte eine ganze Weile. Es trachte von einer Ecke des Hauses zur andern, als ob der Donner direkt auf dem Boden über ihrem Kopf dahinrollte. Zuletzt ein schmetternder Laut, als klopfen Massen von Arbeitern droben Steine. Dann war alles still.

Mamsell Kristin hatte die Hände gegen die Tischplatte gestemmt und den Kopf lautstehend vorgezuckt: jeder Muskel spannte sich. Als der Lärm verstummte war, ergriff sie mit fester Hand den Leuchter, ging ins innere Zimmer, in dem der Tote lag, und nahm über dem Tuch weg, das sein Gesicht bedeckte, den großen Schlüsselbund und die Laterne, die noch immer da hingen, wo der Tote zu seinen Lebzeiten sie hatte haben wollen. Keinen Augenblick verlor Mamsell Kristin die Geistesgegenwart. Sie hatte ihre guten Gründe, nicht zu wünschen, daß das alte Haus allzu genau untersucht würde, ehe der Tote beerdigt war, und dieser Gedanke gab ihr Mut, alles zu wagen. Wenn das Begräbniß vorüber und der junge Baron wieder zurück war, würde sie ihm die Schlüssel übergeben und sich dann unverweilt fortbegeben, um die Criparrüste in Sicherheit zu bringen, die sie trotz der gierigen, stets wachen Argusaugen hatte machen können. Wie, das war ihre Kunst und ihr Geheimniß.

Hätte sie bisher so viel gewagt, so wäre es schwachvoll gewesen, jetzt zu zögern. Deshalb stieg sie mutig die Treppe hinauf. Sie war froh, daß sie allein war. Eine Weile probierte sie die Schlüssel, ehe sie den richtigen fand. Als aber endlich die Tür aufging und sie mit der Laterne ins Zimmer leuchtete, da war Mamsell Kristin doch bestürzt. Der große Salon sah aus wie ein einziger Schutthaufen. Überall lagen Split-

ter von Kristallkronleuchtern, Trümmer von Spiegeln, Möbeln, Hausgeräten, Zipfel von Decken und Draperien. Ein Chaos der Verwüstung begegnete dem Auge, wohin es blickte. Und als Mamsell Kristin in die Höhe sah, war die ganze Decke fort. Naht grünten die schweren Balken hernieder, und der ganze Raum war voll Staub und Rauch, der von dem Schutthaufen aufstieg.

Mamsell Kristin begriff im Augenblick, was geschehen war. Der Gipswurf der Decke war herabgestürzt und hatte alles zerschmeitert. Es war, als hätte er all die Jahre, in denen nichts repariert, nachgesehen und hergerichtet worden war, nur zusammengehalten, um in dem Augenblick einzustürzen, in dem der Mann, dessen ganzes Leben innerhalb dieser leeren Wände zurückgeblieben war, das Donnern nicht mehr vernehmen konnte, mit dem sein Heiligum in Trümmer fiel. Mamsell Kristin stand ganz still, die Laterne in der Hand. Aber das Zimmer und bis hinauf zur Decke fiel der unförmliche bewegliche Schatten ihrer dicken kleinen Gestalt. Über ihre Füße hasteten die letzten erschrockenen Mäufe, die noch im Zimmer gewesen waren; sie merkte es nicht. Dann schloß sie sorgfältig die Tür hinter sich und ging mit kurzen, bedächtigen Altfräuerschritten die Treppe wieder hinunter und ins Zimmer des Barons zurück.

Die ganze Nacht war sie wach. Am Morgen ließ sie keinen Menschen in die verschlossenen Zimmer, wie sehr sie auch von den erschrockenen Diensthofen, die der Lärm aufgeschreckt hatte, mit Fragen bestürmt wurde. Es habe niemand etwas darin zu schaffen, erklärte sie, ehe der junge Baron zurückkäme. Weiteren Bescheid gab sie keinen.

Konrad Olthow lehrte erst volle vierzehn Tage nach der Beerdigung in das Haus seiner Väter zurück. Es war ihm fast eine Erleichterung, daß alles vorüber war, und daß niemand ihn willkommen hieß. Es war auch so schwer genug. Neue Gedanken erwachten jetzt in ihm, er sah die ganze Welt mit andern Augen an, das ganze Leben, das jetzt für ihn anfing, war ihm neu und fremd. Abenteurer und Abenteurerlust lagen hinter ihm. Der Ernst des Lebens trat ihm daheim entgegen.

(Schluß folgt.)





Schnupftabaksdose mit der Darstellung: Jupiter und Kallisto.
(Städt. Museum, Braunschweig.)

Stobwasser=Arbeiten

Von Dr. Franz Fuhs, Direktor des Städtischen Museums in Braunschweig

Die Kunst Japans und Chinas hat seit Jahrhunderten einen starken Reiz auf das Abendland ausgeübt. Besonders dort, wo sie durch die Eigenart des Porzells und der Form und durch die technische Vollkommenheit ihrer kunstgewerblichen Erzeugnisse zu uns sprach, hat sie nicht nur zur Bewunderung, sondern auch zur Nachahmung herausgefordert. Ihr Einfluß hat entscheidend mit in die Entwicklung der modernen Kunst eingegriffen, in der Technik der farbigen Bronzen, der Formgebung, Glasierung und Vermalung unserer modernen keramischen Erzeugnisse haben wir viel von den Staharten gelernt. Dem achtzehnten Jahrhundert gelang es, die Geheimnisse der Porzellanfabrikation zu ergründen, der Teller Japonais

malerei des siebzehnten Jahrhunderts wurde durch den naturalistischen Dekor der ostasiatischen Vorbilder der Weg gewiesen. Im sechzehnten Jahrhundert versuchte man bereits, die chinesischen Nachahmer nachzuahmen.

Hierfür hat namentlich Frankreich Anstrengungen gemacht und es schon im siebzehnten Jahrhundert zu lüchtligen Leistungen gebracht. Mit Chinolack überzogene und bemalte Schrankchen mit Auszügen und Schubladen (*cabine-t*), Windschirme (*paravents*), Gewehrstützen (*trahiers à porteur des armes*), Kästen, Zänken, Stühle usw. fanden in den königlichen Schlössern Aufnahme und waren damit nicht nur für Frankreich, sondern für Europa modern. Auch das Vordringen der Kunstschwämme und Zierkeramik gab den *Vornisseurs* Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kunst. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts wird die

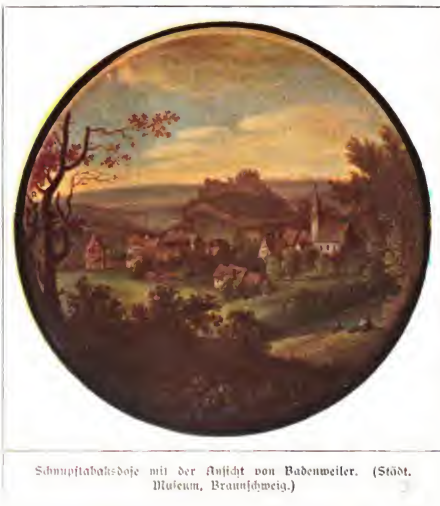
Manufacture de meubles peints en vernis de la Chine de Le Roy genannt, ferner Langlois père und Langlois fils, Louis le Hongue und Martin Dufaux. Doch zu voller Blüte gelangte die Lackwarenindustrie in Frankreich erst im achtzehnten Jahrhundert und ist hier derart mit dem Hauptvertreter dieses kunstgewerblichen Zweiges jener Zeit, dem Robert Martin, Vernisseur du roi (1706 bis etwa 1765) und seinen drei Brüdern verknüpft, daß man kurzweg alle französischen Lackmalereien des achtzehnten Jahrhunderts als Vernis Martin bezeichnet.

Kein Wunder, daß man jetzt auch in andern Ländern bemüht war, diese beliebte und gangbare Lackware herzustellen. Auf der Braunschweiger Messe wurden schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lackierte Tabaksdosen aus Papierwachs feilgehalten. Ausbach hatte den Ruf, in Deutschland die besten lackierten Gegenstände zu fertigen (eine Firma Eberlein wird genannt), und ein besonders gewinnbringender Artikel waren die aus spanischem Rohr gefertigten lackierten Stöcke, die ex officio von den preussischen Unteroffizieren geführt, aber auch als Spazierstöcke von dem Bürger bevorzugt wurden.

Die Geldmittel der meisten untrer kleineren deutschen Fürsten im friderizianischen Zeitalter waren knapp, sehr knapp, und ihre Ansprüche waren groß, sehr groß. Da hielt man Ausschau, ob man nicht durch Anlage und Unterstützung gewerblicher Unternehmungen Geld ins Land ziehen konnte. Karl I. von Braunschweig ging es nicht besser als seinen Standesgenossen, und wie jene war auch er bemüht, Industrien zu begründen, die den ewig leeren Staatskassen füllen sollten. Ein Aushilfsweg

lassen an Künstler und Handwerker jeder Art, nach Braunschweig zu kommen und unter den Strahlen landesväterlicher Hand hier ihr Gewerbe zu betreiben. Schon meldete sich am 24. Februar 1763 ein Fabrikant Johann Ernst Abraham Weinzierler aus Saalburg in der Grafschaft Oera, der behauptete, lackierte Ware herstellen zu können. Er wurde angenommen und fand Unterstützung, aber nur spanische Rohre verstand er zur Zufriedenheit des Publikums zu lackieren, für alle andre Lackarbeit versagte er vollkommen. Bald nach ihm kam dann ein anderer (3. August 1763), der auf gleichem Felde arbeitete, und der zu den wenigen gehört, die die Erwartungen des Fürsten nicht getäuscht haben: Stobwasser.

Johann Heinrich Stobwasser hat „die wertwürdigsten Begebenheiten“ aus seiner Lebensgeschichte selbst aufgeschrieben, und von seinem Sohne sind sie herausgegeben worden. Diese Selbstbiographie ist mit Vorsicht zu benutzen. Wo wir sie an der Hand der Alten nachprüfen können, stellt sich heraus, daß sie Dichtung und Wahrheit ist. Der



Schnupftabaksdose mit der Ansicht von Badenweiler. (Stadt-Museum, Braunschweig.)



Johann Heinrich Stobwaller (1740 - 1829) Gemalt von C. Tunica (?). (Städtisches Museum Braunschweig.)
* Zu dem Aufsatz „Stobwaller-Arbeiten“ von Dr. Franz Sühle. *

davon. Aus Edelmetall und Schmelz, aus Holz, Horn, Eisenblech, Papiermaché usw. ist jene Anzahl von getriebenen, gegossenen, bemalten, geschnitzten, gepreßten zierlichen Dosen gefertigt, die das edle Kraut aufnehmen, und die oft von technischer wie künstlerischer Vollendung sind. Es war ein überall begehrter Artikel, der auch in der Lackwarenindustrie unter den Stobwasser-Arbeiten dauernd eine Hauptrolle spielt.

Stobwasser kam also nach Braunschweig nicht ohne praktische Erfahrungen, die er in Not und Mißsal sich erworben hatte. Er besaß, eine tüchtige technisch-künstlerische Veranlagung, und ihn leitete der feste Wille, durch pflanzliche Arbeit sich emporzurängen. Sein felsenfester Glaube zeigte ihm Braunschweig als den Ort seiner Berufung und Erfüllung. An diesem Glauben hat er festgehalten, alle andern Anerbieten ausgeklagen, und der Glaube und seine Tüchtigkeit haben ihm geholfen. Es war nicht leicht für ihn, bei seinen sehr geringen Mitteln hier festen Boden zu fassen, und manche Schwierigkeit war zu überwinden. Aber er hatte das Interesse und die Fürsorge des Landesherren auf seiner Seite. Der Fürst Johann überall nach, er verfolgte den Fortgang des Unternehmens, läßt sich berichten, trägt eigenhändig oft seine Empfehlungen den Ämtern bei und urteilt nicht nur nach Rechts-geanderten und Polizeiparagraphen, sondern läßt auch Billigkeitsgründe walten. Der Bürger wußte, daß der Landesherr sein letztes Anliegen sei, daß der Weg zu ihm für jedermann frei war, und daß er bei ihm auf ein gnädiges Gehör rechnen durfte. Das gab dem Bürger eine harte, stolze Zügelheit auch den Behörden gegenüber und verlieh dem ganzen Verhältnis ein honores-jam-



Schnupitabaksdose mit dem Bilde des Präfekten des Oberdepartements Sr. Chr. L. Henneberg (Städt. Museum, Braunschweig.)

liates Gepräge. So war's unter Karl I., und so ist es auch unter Karl Wilhelm Ferdinand geblieben.

Schon in den sechziger Jahren hat die Stobwassersche Fabrik einen bemerkenswerten Aufschwung genommen. Die Braunschweiger ladierte Ware hat weit über die Landesgrenzen hinaus einen guten Namen. Danzig, Hamburg, Hannover, Halberstadt, Kassel und Meiningen, dazu die Messen in Leipzig und Frankfurt sind Hauptabgabplätze. Es werden Tische, Kaffeeteller, Prämierteller und kleine Teller, Rauch- und Schnupitabaksdosen, Zigaretten, Toiletten, Snadritze und Teeläutchen, Gläser, Pfeifenköpfe, Kaffeetafeln, Wachsstockbüchsen, Dosen, Lichtkränze usw. hauptsächlich aus Papiermaché und Blech gefertigt, und die Fabrik beschäftigt annähernd dreißig Personen. Gleichzeitig stellte sich allerdings auch die Konkurrenz ein. In die Geheimnisse der Lackfabrikation eingeweihte Maler verließen die Fabrik, um an anderen Orten ähnliche Unternehmungen anzufangen. Braunschweiger selbst suchten die ladierten Arbeiten nachzuahmen und unter dem guten Klang

des Entstehungsortes auf den Markt zu bringen. Stobwasser mußte scharf achtgeben und sich kräftig wehren; doch nur wenige von diesen Konkurrenten waren wirklich gefährlich, den meisten fehlte es an Geschick, Kenntnissen und Mitteln. Einige allerdings haben dem feinfiblen Meister schwere Sorgen und böse Stunden bereitet, und er ist in seiner Erregung nicht immer einwandfrei in der Wahl seiner Kampfmittel geblieben. In diesen gehören der Jüngstgestorbene Ludwig Krauß und Heinrich Ludwig Evers, seines Zeichens Perückenmachermeister, der als Lackwarenfabrikant Tüchtiges leistete und in Wolfenbüttel um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts sein Geschäft zu kurzer Mühe brachte. Schädigen konnten aber auch sie Stobwasser nicht, er blieb der erste und angesehenste am Platze, seine Ware in jeder Beziehung die beste. Erst dann, als Johann Heinrich bereits tot (gest. 1829) und seine Braunschweiger Fabrik (seit 1772 bestand in Berlin eine Filiale) an die Firma Meyer & Fried übergegangen war (1832), gelang es der 1821 ins Leben gerufenen Fabrik W. Stockmann & Co., die ältere zu überflügeln und allmählich an die erste Stelle zu rücken.



Unfertiger Dosenboden. Die Malerei ist noch nicht mit Lack überzogen. (Stadt-Museum, Braunschweig.)

Aus dieser kurzen Skizze schon ergibt sich wohl die Berechtigung, alle die mit dauerhaftem Lack überzogenen und mit Malerei verzierten Gegenstände aus Blech, Zinn und Papiermaché, die von 1763 bis 1869 (Ende der Stockmannschen Fabrik) in den Lackierfabriken in Braunschweig und Wolfenbüttel gefertigt wurden, zusammenfassend als Stobwasser-Arbeiten zu bezeichnen.

Das Charakteristische dabei ist die Vorzüglichkeit des Lackfirnisses. Je nach dem Material, aus dem die Gegenstände bestehen sollten, werden sie von Drechern oder Klempnern vorbereitet. Die einzelnen Teile des Gegenstandes kommen darauf in die Hände der Lackierer, die sie mit mehreren Lackdichten nacheinander überziehen. Dann werden sie in einen besonderen Lackofen gebracht, in dem der Lack eingetrocknet und eingebrannt wurde. Darauf schleift der Schleifer die Oberfläche glatt, und der Polierer poliert sie. Von der Güte dieses Polierglanzes war wesentlich der Wert des Gegenstandes abhängig. Nun erst wurde er dem Maler und dem Vergolder überantwortet. Über die Malerei legte man dann abermals eine dünne Firnissschicht, die aber nicht eingebrannt wurde, sondern die nur an der Luft trocknen durfte. Zuletzt wurden die einzelnen Teile zu einem Ganzen zusammengefügt.

Die steigende Werthhäufung, der sich gegenwärtig die Miniaturmalereien erheben, hat den Blick vieler Sammler auch auf die Stobwasser-Arbeiten, besonders die bemalten Schupfnabatsdosen und Kästchen, gelenkt. Es ist kein Wunder, daß diese Gegenstände, nach denen früher große Nachfrage war, sehr verschieden in der Ausführung, reichlich wie künstlerisch, sind. Im allgemeinen gilt die Regel, daß die Sachen aus Papiermaché sorgfältiger gefertigt und künstlerischer ausgeführt sind als die aus Blech. Hauptsächlich kommt es aber darauf an, welcher Künstler die Bemalung beibringt, und nach welcher Vorlage er gearbeitet hat. Denn nur selten — bis auf einige Landschaften, Allegorien und Porträte — haben wir es mit Originalarbeiten zu tun. Stobwasser wie auch die übrigen Lackwarenfabrikanten hatten umfangreiche Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Radierungen, Holzschnitten und Lithographien, die den Malern als Vorbilder dienten. Sie fertigten danach Paneele oder Kartenzzeichnungen, die auf der

zeichnis der benutzten Vorbilder zu geben. Aus der Zeit der Napoleonischen Kriege gibt es eine ganze Reihe von Dosen mit zeitgenössischen Darstellungen, besonders solche, die sich auf den Herzog Friedrich Wilhelm beziehen. Sein Porträt selbst ist ungezählte Male verwendet, aber in dem Bestreben, ihn als tapfer-lühnen Helden darzustellen, sind oft recht eigenartige Bilder zustande gekommen, die, obgleich ernst und gut gemeint, das Gebiet der Karikatur stark streifen. Andre Porträts hingegen, wie beispielsweise das des Präfecten Friedrich Henneberg (1748 bis 1812), können sich den besten Miniaturmalereien jener Zeit an die Seite stellen.

Sehr zahlreich sind die erotischen Darstellungen vertreten, und gerade unter diesen gibt es Arbeiten von emporwärtender Zartheit und Feinheit. Die Stoffe werden mit Vorliebe der griechisch-römischen Sagenwelt entlehnt, Jense's galante Abenteuer und Pines's Liebesleben uns vorgeführt. Später folgen dann die Darstellungen von glühängigen Orientalinnen und schmachtenden Blondinen. Bisweilen wird das Gebiet des Erlaubten in verächtlich angebrachten Bildern weit überschritten. Die Geschichtsbücher reden dann kurzweg ohne nähere Beschreibung von „Aequivoce“.

Stobwasser erzählt, die Gemahlin des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, eine Schwes-ter Georgs III. von England, habe 1764 unter den Sachen ihrer Aussteuer eine Tischplatte von schwarzem Eisenblech mitgebracht.

„Die Form war rund und hatte eine feine, künstlich durchbrochene Gallerie. Der Grund bestand aus einer grünen Lackir auf Silber: dieses Silber war mit radierten Verzierung-ten versehen, die eine rote Farbe durchschei-nen ließen, und in der Mitte befand sich das Gemälde als Medaillon.“ Die Erb-prinzessin fragte stolz ihren Gemahl: „Kön-nen Sie wohl ein ähnliches deutsches Pro-duct zeigen?“ Der Erbprinz aber wendet sich an Stobwasser, und dieser fertigt eine Kopie an, die das Original weit übertrifft. Auch aus den Polizeialten erhellt die Lei-stungsfähigkeit der Fabrik und der Kunst, den die Braunschweiger Arbeiten außerhalb des Landes gewannen. Sie gingen bis nach Ita-lien hin, wo sie als „erste italienische Er-zeugnisse“ heute noch bisweilen bei Althänd-lern zu haben sind. Die Preise waren schon damals nicht gering. Gute Dosen galten fünf bis sechs Louisdor. Die Malerei allein wurde vom Fabrikanten mit hohen Preisen bezahlt: ein „Kürassier in Moskau“ kostete sechs Taler, eine „Löwenjagd“ sieben, „Gustav Adolfs Tod bei Lützen“ fünfzehn Taler usw. Wir dürfen behaupten, daß die Braunschwei-ger Lackwaren zeitweise die einzigen kunst-gererblichen Erzeugnisse waren, die den Ruhm des Herzogtums in die Lande hinaus-trugen. Denn die Braunschweiger Fayence (1707 bis 1807) sind über örtliche Bedeutung nicht hinausgekommen, und auch die Fürsten-berger Porzellane standen damals im Ansehen hinter andern deutschen Fabrikaten zurück.

Adam und Eva

In der Marmorgruppe „Eva“ von Peter Breuer (Einhaltsbild).

An seinem Busen ruht sie aus,	Ich laß' dich nicht, du läßt mich nicht,
Bei ihm geborgen --	Wer will uns scheiden?
Sein Arm ihr Schild, sein Herz ihr Haus	Ob auch das Schicksal uns zerbricht,
In Leid und Sorgen.	Wir können's leiden.

Und droht uns Tod, und droht uns Gluch,
Vom Glück vertrieben --
Uns bleibt doch eines Trost genug:
Daß wir uns lieben!

Irene Wild



28

Peter Breuer: Adam und Eva.

28





Adalbert Stifter: Düstere Mondnacht mit Mühle. Ölgemälde. (Aus dem Besitz des Herrn Prof. A. R. Hein in Wien.)

Deutsche Dichter als Maler und Zeichner

Von Ernst Boerschel

Mit Handzeichnungen, Radierungen und Gemälden von Goethe, Salomon Gessner, Maler Müller, Kortum, E. T. A. Hoffmann, Robert Reinick, Eduard Mörike, Adalbert Stifter, Gottfried Keller, Fritz Reuter, Joseph Viktor v. Scheffel, Wilhelm Busch, Wilhelm Raabe, Paul Isepe, Artur Sitzer

II

Wir schreiten unsern Weg weiter und begegnen da zunächst Adalbert Stifter, dem Dichter der „Studien“, der „Bunte Steine“, des „Nachkommers“, des „Wintze“. Er wurde am 23. Oktober 1805 in dem Städtchen Oberplan am nördlichen Abhange des Böhmerwaldes geboren. Mit dreizehn Jahren kam er zu den Benediktinern nach Kremsmünster zur Erziehung. Die Erziehung scheint nicht einseitig und nicht einengend gewesen zu sein. Denn hier und im Böhmerwald hing Stifters ganze Seele, lag der Schauplatz seiner künftigen Tötungen. Er hat sich ähnlich wie Schöffel auf die eine Landschaft beschränkt, aus der seine Erzählungen herauswachsen über und daher einheitlich gewirkt. Um Stifter wurde angedacht, war Kremsmünster der geistige Punkt. „Noch in der schönste Umgebung“, berichtet Ein Emil Kuh,

„aber schon den Vorbergen der Alpen nahe, zieht die sanfte Kulturlandschaft des Acker- und Wiesenbodens weit ins Land hinaus, während die einsame und strenge Schönheit der gewaltigen Bergzüge an den südwestlichen Rändern der Landschaft emporsteigt. Wenn Stifter einen Buchstendruck vom Kloster entfernt eine mäßige Anhöhe erstieg, die ein alleinstehender Baum auszeichnet, so konnte sein schweifender Blick den im Morgen aufdämmernden Teller erreichen und über den hohen Berg hinweg bis zum Traunstein und zu den Spitzen des Hohengebirges gegen Abend vordringen. Aus Mitternacht aber grüßte ihn das verbläuhende blaue Band des Böhmerwaldes.“ Als Stifter später in Wien wohnte, spazierte er mit seinem Malkasten am liebsten zum Schneeberg. In seiner Wohnung standen immer zwei bis drei Staffeleien in voller Haltung, die Wände waren mit seinen Bildern bedeckt. Nach Stifters

1) Die Dichtung des Stifter, S. 100. — 2) Die Dichtung des Stifter, S. 100.



Gottfried Keller: Münchener Typen. (Aus einem Skizzenbuch Kellers.)

veinlich genauen, gleichsam gemalten Naturschilderungen, die Keifung das Blut zu Kopie getrieben hätten, auf seine Tätigkeit als Maler zu schließen, müßten wir von Stifter Bilder und Zeichnungen von fast kleinlich feiner technischer Durcharbeitung haben. Es gab zu Stifters Zeit einen Maler Daffinger in Wien, dessen Spezialität eine derartige Nüchternarbeit war. So treffen wir uner dessen botanischen Malereien Blumen, die mit der ganzen Naturtreue der nachbildenden Kunst, von den Wurzelhaarechen bis zur Blüte, ausgeführt sind. Diese Moosweiden und Köschen, diese Disteln und Weizenhalme sind die Schwesterkinder der Stifterischen, die Natur nachmalenden Poësie. Aber Stifter selber hat eigenümlicher Weise in seinen Bildern seine poetische Art der Schilderung so gut wie ausgeschaltet. Das Licht und die Farbenwirkung waren ihm auf seinen Landschaften die Hauptfache. Die Landschaft selber und deren Gegenstände hat er weit weniger gezeichnet. „Stimmung“ ist das Schlagwort von dem Maler, aber kriegerische mühte man sich nicht um die Darstellungen. Ziemer Maler (1801-1878) im 19. J. Der Abend“.

schrrieb: „Mehr als zu ahnen wäre aber ganz unmöglich gewesen.“ In Wien war sein Studierzimmer eine Zeitlang mit lauter blauen Lüften deloriert, nicht lange nachher dämmerten von allen Wänden träumerische Mondnächte nieder. Eine davon zeigen wir in der Abbildung auf S. 357. Etwas Vollendetes, Abgerundetes kam nicht heraus. Nach der Schablone seines Lehrers Nigelmayer suchte Stifter seine Farbeneffekte durch Deckfarben zu erreichen. Mit dem Stift und der Feder jedoch arbeitete er glücklicher als mit dem Pinsel. Er sah oft wochenlang in den Bergen, die Natur abzutouretieren. Wir wissen, daß Stifter seine erste Erzählung, den „Amondor“, erst mit vierunddreißig Jahren geschrieben hat. Vordem galt seine Kunstbeschäftigung lediglich der Malerei. Zeinem inwendig ausgeprägten Gefühl für die Natur und seiner scharfen Beobachtungsgabe hatte er somit zwanzig Jahre Zeit gelassen, eine ungeheure Fülle von Natureindrücken anzusammeln. Seine Dichtungen sind damit in dem Grade angefüllt, daß Hebel ihn ungerade einen „Mäler- und Butterblumenmaler“ nannte und auf ihn ein scharfes Epigramm münzte. Stifters Bilder sind, wie gesagt, weit entfernt von der „Mäler- und Butterblumenmalerei“ seiner Poësie. Dennoch lassen sie sich mit seiner dichterischen Eigentümlichkeit in Verbindung bringen. Sie wol-



Euboli Marti

Gottfried Keller: Babli Marti. Jugendgenossin Kellers, der das Schicksal die Größe normaler Menschen verjagt hatte. Sie stand getreulich an des todkranken Dichters Schmerzenslager. (Aus einem Skizzenbuch Kellers.)



Gottfried Keller: Seltsame Uferlandschaft. Ölgemälde. 1841. (Aus dem Besitz der Kellersiftung in Zürich.)

ten die vollendeten Stimmungen ahnen lassen, die in den Erzählungen langsam, Schritt vor Schritt, entwickelt werden.

Adalbert Zißler fehlte die Frische einer lampfesteren Künstlernatur. Schicksale, wie sie Keller, Kerner und Scheffel auf ihren Lebenswegen trafen, hätten ihn niedergestürzt. Die drei machen denn auch als Maler einen ganz andern Eindruck als der überzarte Zißler. Charakter, Handschrift steckt in ihren Bildern. Obwohl sich in der Altersfolge Kerner an Zißler anschließen müßte, möge Gottfried Keller (1819—1890) vorausgestellt sein, weil er als bildender Künstler weitans das beste von ihnen leistete.

Auch Keller war Landschaftler. Er versuchte sich gelegentlich wohl in Köpfen — val. unsere Abbildung der beiden Ennen aus seiner Münchner Studienmappe (S. 358) —, aber sie fielen wie der Amos, der Schmalzer Tierstaber im „Grünen Heinrich“, etwas „unzünftig“ aus. Kellers Entwicklungsengang als Maler liegt im „Grauen Heinrich“ offen und liebreich ausgearbeitet. Er selber war der junge Heinrich Lee, dessen Reimertam-

keit gegen Sonnenuntergang an den Häusern in die Höhe stieg, „und immer höher, je mehr sich die Welt von Dächern, die ich von unserm Fenster aus über sah, rötete und vom schönsten Lirbenglanz belebt wurde“. Sein Geburtsort Glattfelden stärkte die ersten Natureindrücke. Er fand dann überrascht vor Meretleins Bildnis im Pfarrhause seines Dörfchens, lobierte „eine alte in El gemalte Landschaft“ und bekam dabei die ersten „Berufsahnungen“. Alles vollzog sich auch im Leben so wunderbar und holprig, wie's hier im Roman geschildert ist. Die Mademie, die Keller vom Mai 1840 bis November 1842 bezog, war München. Dentscher wäre dem Landschaftler, der unverkennbar in ihm hegte, Dusseldorf gewesen. Zu München war er den härtesten Entbehrungen ausgesetzt. Dabei lief seine tüchtige Mutter von Kontius zu Pilatus, um des Lohnes Zeichnungen an den Mann zu bringen; Keller selber suchte als Handwerker Beschäftigung und trüch sahucutungen an. Eine schwere Krankheit war die Folge der ausgehendenen Laalen. „Ich habe ein mehrere Tage nichts



Gottfried Keller: Ansicht vom Susenberg ins Simmental. Ölstudie. (Aus den Neujahrsblättern der Stadtbibliothek zu Zürich, 1890–1895.)

genossen als Brot und ein Glas Bier", und nach der Krankheit: „Ich war so abgemagert und schwach, als ich wieder ausgehen konnte, daß ich vor mir selbst erschrak, als ich in den Spiegel schaute.“ In München profitierte Keller für seine Kunst fast nichts. Das beste war für ihn, daß er wieder in die Heimat zurückkehrte, und hier brach jetzt ganz plötzlich das Morgenrot der Dichtung in ihm an.

Keller hat später nicht gern auf die malerische Epoche seiner Jugend zurückgeblüht und sich energisch dagegen verwahrt, als Dichter und Maler" angesprochen zu werden. In seinem Schlafzimmer hing als ewige Warnung vor neuen Malversuchen ein schwarzer Rahmen, in dem eine leere Leinwand ein Gemälde war. Eine große Anzahl seiner Bilder ist verschollen, denn sein künstlerischer Rahmen, der jetzt ebenfalls in der Stadtbibliothek zu Zürich aufbewahrt wird, weist nur einen Rest von Leinwand und Ziergen mehr auf.

sünden sich darunter, von fertig ausgeführten Bildern jedoch nur ein einziges, eine „seltsame Alerlandschaft, in der ein Fischer am Ufer sitzt“. Das Bild war vor zwei Jahren auf der Jahrhundert-Ausstellung der Berliner Nationalgalerie und hat da wegen seines Schöpfers viel Beachtung gefunden (Abbildung S. 359). Kellers keines Bild ist es jedoch nicht. Einige seiner Aquarelle stehen höher in ihrem künstlerischen Wert. Bäume und Wasser reizten ihn hauptsächlich. Er hat im „Grünen Heurich" ein feines Wort über den Begriff gerade der Landschaftsmalerei gefunden. „Die Landschaftsmalerei bezieht nicht darin," heißt es dort im einundzwanzigsten Kapitel des ersten Bandes in dem Gespräch mit dem Schulmeister, „daß man wertwürdige und beruhigte Orte aufsucht und nachzuahmt, sondern darin, daß man die stille Herrlichkeit und Schönheit der Natur betrachtet und abzubilden sucht, manchmal eine ganze Ansicht, wie diesen See mit den Wäldern und Bergen, manch-

mal einen einzigen Baum, ja nur ein Stücklein Wasser und Himmel."

Das Wort ist sehr charakteristisch für Keller und zeichnet ihn uns gleichzeitig als Schriftsteller und Maler. Es ist, als wenn er, da er die Worte schrieb, sein altes Tagebuch vom Mai 1838 vor sich gehabt hätte. In ihm waren Motive eingetragen, die diesem schönen, echt malerischen Verhältnis zur Natur entsprachen. Er hatte sie bei Spaziergängen gefunden: „Ausblicke an der Linath. Sie schlängelt sich zwischen grünem Gehölze und um kleine buschbewachsene Felschen her, in der Ferne die Alpenkette. Standpunkt oberhalb des Klosters Fahr. — Ein Feldweg am Geißberg, wunöglich des Abends, wenn sich die wilden Gruben von Birnbäumen ins Abendrot tauchen. — Teestudie von Tiefenbrunnen her gegen Zürich, mit Weidenbüschen. Abendluft. — Ein mit Vegetation überzogener Steg, unter dessen dunkler



Fritz Reuter: Selbstbildnis aus der Friedländer Gymnasialzeit.



Fritz Reuter: Scherer (Schäfer) Lehnen in Chablais.

Böschung hervor der Bach idyllisch herabfällt, Wolfbach" u. a. m. Eine dieser Linnéstudien geben wir wieder (Z. 360). Keller brachte auf seinen Bildern keine robusten Darbeneffekte an, er stilisierte auch wenig. Seine Bilder haben alle einen gewissen naturalistischen Zug und zeigen sämtlich einen entschiedenen künstlerischen Willen nach selbständiger Auffassung und Beobachtung. Ein Fehler war es von Keller, daß er zuwenig nach der Natur zeichnete, sondern meist nach der Erinnerung im Zimmer. Aber es war gleichzeitig auch ein Glück für ihn, denn diese komponierten Landschaften verleiteten ihm schließlich die Kunst, und sein Widerwille gegen sie beschleunigte die dichterische Wandlung. Aber gleichwohl halten die meisten der kellerischen Zeichnungen die kritische Betrachtung aus. Einige von ihnen würden als Illustrationen vorzüglich in den „Grünen Heimlich" passen. So völlig decken sich hier Kunst und Leben.

Gottfried Keller ist unter unsern maleden Poeten der einzige, dessen Bildern man den „Bern" anmerkt. Entschlossen warf er den Fintel in die Ecke, als er den Dichter in sich aufzusteigen spürte, doch bis dahin hatte er in der Malerei seinen Lebenszweck gesehen. Die beiden andern, Reuter und



Frñh Reuter: Pajor Augustin und seine Familie auf einer Landpartie. (Mit Genehmigung des Herrn Prof. Dr. Karl Theodor Gaedery in Greifswald)

Scheffel, haben die Malerei als Beruf so ernst niemals genommen, haben sie aber auch in späteren Jahren, als ihr Dichterruhm längst aufgegangen war, als freundliche Begleiterin gepflegt.

Frñh Reuter (1810 bis 1874) zählt in unrer Dichterguppe als Porträtmaler. Er zeichnete schon als Gymnasiast in Friedland alle, die es haben wollten. Wir besitzen aus dieser Zeit ein ausdrucksvolles, scharfes Selbstporträt (Abbild. Z. 361). Ein Selbstporträt als Brüdenschüler kam später in die Unterrichtsarten gegen ihn. Er schrieb in der Lehngszeit an seinen Vater, wie ihm sein Zeichnmaln in der jüchertlichen Einöde ein fröhlicher Genosse sei. Aber das Projekt, als Maler sein Brot zu verdienen, schrieb er am 11. August 1839 aus Tönitz, entschieden ihm doch von allen als das unspannhafteste: „Porträtmalerei ist die niedrigste Stufe der ganzen Kunst (!) und verdient nur schlecht bezahlt zu werden: es ist das Weichhüt, was ich in der äußeren Welt ergreifen würde.“ Eine Überreizung, die sich later bei ihm milderte, denn er bat nach der Lehngszeit, als ihn die mogar in Tretow druehen, manchmal an den Malerkern gedacht. Wen weniger Übung wäre er dann wohl noch Zeit, seine Kunst zu verbessern.

aber wir haben angeächts des Dichters Reuter Grund, zufrieden zu sein, daß er auf dem Malerwege stedengeblieben ist. Als Berufsmler hätte Reuter einen andern Beobachtungshandpunkt einnehmen müssen, als er es als Tiletant tun konnte. Doch eben darum können wir heute so unmittelbar den Humor genießen, der in Reuters — Porträten siedt. Ein Humor, der niemals die Linie der Karikatur annimmt, sondern der gleich den Scherzlichen Genrebildnen das rein Menschliche und Liebenswürdige in den Bildern nicht verliert. Reuter hat gemäß seiner Weisenzart seine Köpfe stets von der weinern, im besten Sinne gemüthlichen Seite angefaßt. So den Schärer Lehnen aus Thalberg (Abbild. Z. 361), den Pajor Augustin, den Oberinspeltor Tenzin, den Tierarzt Vorshert, den Levi Joseph, den Pajor Künke, den Branntwein Katow, Janow Gieshter, die in den dichterischen Porträten in Reuters Werken prächtig wassen.

Unvergleichlich erzählt uns Reuter im achten Kapitel der „Lehngszeit“ von seiner Malerei. Er porträtierte nacheinander alle seine Leidensgenossen, auch den „Kapitain“ und den „Anpeter“. „Meine Bilder würden im meißens an Gekunrtedagen im Wihnen an de allen Eltern nu an Zwieslern



Josef Viktor von Scheffel: Zwei Hohenwälder Typen aus dem hauensteiner Schwarzwald. (Gezeichnet 1851. Vgl. „Reisebilder: Aus dem hauensteiner Schwarzwald“.) Unveröffentlicht.

un Bränder schickt, un wenn wek von ehr id ehr an so 'ne Hejstag' en Zehret injagt noch lewen fällen, denn will id mi bi dese heww äwer dat Ufsehn von ehre leiven Gelegenheit bi ehr verbeden hewwen, wenn Verwandten. Müu oll Vader taunt wenig:



Josef Viktor von Scheffel: Schwarzwalderpaar auf einem Hügel. (Sattungen 1850.) Unveröffentlicht.



Josef Viktor von Scheffel: Mönchskopf mit Blumenstrauß. Handzeichnung im Text des „Ekkehard“. (Nach der im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrten Originalhandschrift.) Unveröffentlicht.

iten schrew mi, as ik em min eigen, un-geheuer ähnlich Fortrett tauschten ded, hei hadd sid sühr verführt, un ik müßt mi gunglich verännert herwen.“ Auf der Festung Magdeburg hatte Meuter sogar die Ehre, den Platzmajor porträtieren zu dürfen. Er vilegte bei seinen Bildern mit den Augenbrauen anzufangen und dann bei Nase und Schnurrbart fortzufahren. „Unglücklicherweise was de Platzmajor en Flaßlow un hadd kein Egenbrauen — un ik Unglücksworm hadd dai an de Mod', mit de Egenbrauen antanfängen. — Wat nu? — Zus smerte ik tauert en vor Egenbrauen hen un let de Näs', so lang oder so tort as sei jüst was, doranner dal baimeln. Awer wat nu? — Sei hadd kein Egenbrauen, un ik keinen Anfang, un iin Näs' was för en Maler ot man foto. Ad hadd mi de Zal vermeten: awer ik was ganz ut de Nücht; anfängen müßt ik, un mit wat Horigs müßt ik anfängen, dat hadd ik mi tau dägern anweint: id sung also mit den Zuerkeren an.“ Gleichviel, das Porträt des Herrn Platzmajors wurde fertig und wauderte zur Heimische in Meuters Zelle. „It is uneglich, dat Hamael sine Phosane, as sei fertig was, ut lang' an den Fern, awer is verkehrt, q'aw id nich, dat sei in den Fern, as id in den Herrn

Platzmajuren. Ad lagg noch lang' un lunn nich slafen vör Freuden. — En preuß'schen Litzier in vulle Uneform, dat will wat seggen, mine Herrn!“ ... Am nächsten Tage wurde dem Herrn Platzmajor das Bild überbracht. Und wachdentlich schließt Meuter den Bericht mit den Worten: „So vel is gewiß, ik hadd mi bi em un bi den Inspektör en Stein in't Brett sett't, un dat kamm nich mi allein, ne, uns allen schön tau Pas.“

Diese unter Erfahrungen lächelnden Erinnerungen bilden Meuters poetisches Kunstelement, das er in gleicher Richtung nicht auf seine Bilder zu übertragen brachte. Seine Bilder sind ohne Beziehungen zu dem Ernst seines Lebens und twigeln uns unmittelbar seine heitere, kräftige Weltanschauung wider. Sehr treffend hat Adolph Menzel im Jahre 1899 auf die Zuwendung zweier Meuterscher Zeichnungen an St. Th. Gaedertz geschrieben: „Die beiden Zeichnungen von Fritz Meuter sind ganz geeignet, in unsereinem den Wunsch zu erwecken, bei dieser Affäre mitgewesen zu sein. Was mag's da zu erleben gegeben haben!“ Eine dieser Zeichnungen stellte eine Landpartie des Pastors Augustin aus Nittermannshagen — „daß du



Josef Viktor von Scheffel: Mönchskopf. Handzeichnung im Text des „Ekkehard“. (Nach der im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrten Originalhandschrift.) Unveröffentlicht. 2



Wilhelm Busch: Der kleine Kaplan. Karikatur aus der Münchner Zeit.

die Nase ins Gesicht behält" — dar (Abbild. S. 362). Die Frau Pastorin fürchtet auf der holprigen Landstraße ein Umstürzen des Wagens und greift ängstlich nach dem Rockärmel ihres Gemahls, während die Pastorslieder im hintern Wagen gemütsruhig ihr Geschick abwarten. Die Zeichnung ist höchst lebendig in Auffassung und Komposition und sprudelt über von dem echt Neuterischen Humor, der sich kraft seiner Herzeseinfalt und künstlerischen Harmonie weit über die Grenzen seines sprachlichen Wirkungsgebietes Geltung und Bedeutung verschafft hat.

Neuter hat mit Scheffel (1826 bis 1886) manche verwandten Züge. Als Darsteller des rein Menschlichen, als Kinder ihres heimatlichen Bodens, aus dem allein ihre Empfindungen und Gestalten wachsen, gehen sie weite Strecken den Weg gemeinsam. Sie sind beide grundnatürlich, jeder Ausdruck ihrer künstlerischen Erkenntnis zeigt die Tendenz nach vorurteilsloser, durch keine Lebensumflüsse beherrschter Form. Auch Scheffel übte sich im Porträt, besonders in seiner Sädinger Zeit, wo ihm die Typen der Hauensheimer Dorfschädel Modell stehen mußten (Abbild. S. 363). Sehr gern stellte Scheffel seine Porträte in groteske Karikaturum. Auf blühender Anhöhe, dem Gengenbacher „Bergle“, zeichnete er einen Hirtenbuben und

ein Hirtenmädchen. Das Mädchen ist dabei, dem Buben einen Kranz zu reichen, während ein Ziegenbock im Hintergrunde die Gruppe mißtrauisch betrachtet. Das Bild hatte seine Beziehungen. Scheffel schenkte es 1851 seiner damals sechzehnjährigen Cousine Emma Heim mit der Unterchrift „J'y pense“ als „Vielliebchen.“ Später schienen im „Eckehard“ bei der Erzählung von Audisax und Hadumoth diese Tage harmlosen Glückes noch einmal aufzuleuchten. In Sädinger zeichnete Scheffel ungefähr zur selben Zeit ein ähnliches Bild. Er gab hierbei den Personen Porträthähnlichkeit und die Hauensheimer Tracht (Abbild. S. 363). Mehr und mehr neigte sich Scheffel dann der Landschaft zu. Als es im Mai 1852 entschieden war, daß er zur Ausbildung nach Italien sollte, nahm er von den Seinen und den Freunden als angehender Landschaftler Abschied. Doch statt der erwarteten Gemälde und Skizzen brachte er ein Jahr später den „Trompeter von Säl-

* Vgl. mein Buch „Joseph Viktor von Scheffel und Emma Heim. Eine Dichtertiebe.“ Berlin 1906. S. 53 f. (Dort auch die Zeichnung als Titelbild.)



Wilhelm Busch: „Der kleine Maler mit der großen Mappe“ als Bergsteiger. Karikatur aus der Münchner Zeit.

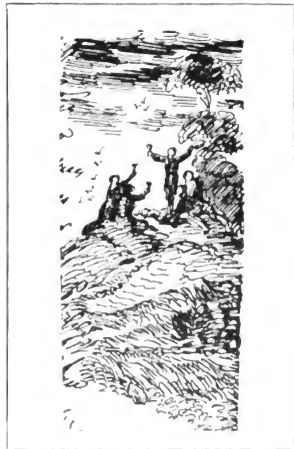


Wilhelm Raabe: Porträtstudie aus der Stuttgarter Zeit, um 1855. (Aus der Sammlung des Dichters.) Unveröffentlicht.

lingen“ als Fahrtgewinn heim. Mitten im Trübel des römischen Karnevals war ihm sein Lied vom Lerrhein emporgebläht. Es war wie eine Flucht, als er nach Capri ging, es niederzuschreiben.

„Nach Karantanlage und Neigung hätte ich ein Maler werden sollen“, schrieb Zschiffel noch nach Erscheinen des „Elkehard“ an Aquaz Hub. Ja, noch 1878, als seine Werke bis auf wenige kleinere Sachen sämtlich vorlagen, schrieb er an seinen Vetter, den Komponisten Heim, nach Zürich: „Als Gegenruß schide ich zwei Zeichnungen von 1852. Hätte ich damals nicht aus Italien zurück müssen, so wäre ich jetzt ein tüchtiger Landschaftsmaler.“ Zu der Tat: sein Titelbild zur „Acan Aventiure“ mit der Wartburg im Hintergrunde und der edel gearteten Gestalt Walthers von der Vogelweide zeigt uns deutlich, daß Zschiffel auch bewundernswürdige malerische Aufgaben mit seinem künstlerischem Verstande zu lösen vermochte. Er ergrübelte auch etwas auf seinen

Waldern. Wenn er eine Zeichnung zeichnete, belebte er sie durch einen am Ufer ruhenden Kahn oder durch ein Segelschiffchen; in seine Landschaften setzte er einen rastenden Wandersmann; seine Gebirgswinkel durchdrangt ein Wasserfall usw. Er war sorgfältig in der Zeichnung, ohne zu stilisieren und die Natur zu korrigieren. In Et hat er nicht gemalt, ihm genügt Aquazrell-, Tusch- und Bleistiftzeichnung. Mit der Ruhe eines stillen Genießens warf er die schönsten Landschaftspunkte aufs Papier, aufpruchslos, nur für sich. In seine Briefe an Emma Heim zeichnete er gern eine Blume, eine Initiale, wie in die Handschrift seines „Elkehard“ Blumensträuße, Mädchentöpfe und andre Zügelchen, wie der Fortgang der Geschichte sie ihm vor die Phantasie führte



Wilhelm Raabe: Federzeichnung aus der Handschrift der „Leute aus dem Walde“. Unveröffentlicht.

„Es sehen die Hüter im hohen Olymp,
Wir sitzen auf grünendem Hügel ...“

Unter dem Gezweige einer knorrigen, kurzstämmigen Haselbuche lagerten die jugendlichen Sängler mit ihren vollen und leeren Salschen — eine Studentenchar aus der nahegelegenen Universitätsstadt — und begleiteten ihren Weiland, den Worten des Liedes gemäß, mit dem Klönen der Bläser.“ (Anfang des 25. Kap.)

(Abbildungen S. 364). Eine willkommene Begleiterin bei seinen Studiengängen in der Nähe von Marlsruhe war ihm seine Schwester Marie. Sie hatte eine gute malerische Ausbildung genossen und konnte dem Bruder technisch in manchem behilflich sein. Sie war zudem eine feingefühnte Künstlerin, und der Schmerz war groß, als sie 1857, allzujüng für den Dichter, unter einem plötzlichen Schicksalsschlage zusammenbrach.

Scheffels Landschaften wollten wie Reuters Porträts als seine vollendeten Kunstwerke gelten. Sie wollten eine glückliche Stimmung ausdrücken, die angesichts eines schönen Erdemwinkels zum Zeithalten durch Zeit und Künstel drängte. Hier in diesen herrlichen Revieren des Schwarzwalbes und Hegaus möchte schon der Laie sein malerisches Unvermögen, Feld und Wald und Berge im Wilde festzuhalten, durch kindliche Zeichenübungen bannen. Wie anders erst der Dichter, der dazu malerische Fähigkeiten besitzt. Doch uns kommt es darauf an, wie Scheffel sich zu seiner Landschaft stellte. Er stellte sich zu ihr als deren eigener Sohn, der sie liebend und freundlich wie die Erzieherin und Erzieherin seiner Kräfte und Anlagen umfängt. Wie zwei gute Freunde stehen sie sich gegenüber; gegenseitig scheinen sie sich zu grüßen. Was sich auf Scheffels Bildern bescheiden in Farben und Strichen widerpiegelt, das klingt in seinen Dichtungen voll und feierlich wie Orgelton: die Liebe zur Heimat.

Laß untern Mohn nur treiben!
 Altum ist's fein und schön;
 Hier ist vom Weizenbauherrn
 Ein Weipersüß geschehn.

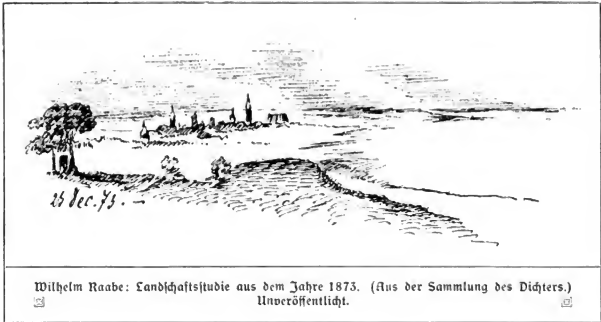
Hier prangen Gottes Wunder
 Zu still bedeckter Pracht;
 Fahr ab, verjündter Wunder,
 Der elend mich gemacht!

‡ ‡ ‡

Scheffel schrieb 1855 in seinem Vorwort zum „Erlhard“: „In allen Gebieten schlägt sich die Erkenntnis durch, wie unsäglich unser Denken und Empfinden unter der Herrschaft der Abstraktion und der Ehräue geschädigt werden.“ Zwei Jahre später war Scheffel längere Zeit in München. Es ist nicht bekannt, ob er dort den Maler persönlich kennen gelernt hat, der mit seinen vierunddrei-

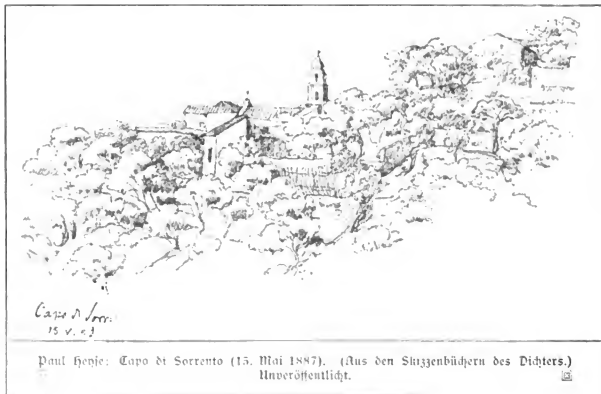


Wilhelm Raabe: Teufelsritt auf der Mijsforke. (Aus der Sammlung des Dichters.) Unveröffentlicht.



zig Jahren, nachdem er das „Düsseldorfsche“ und „Niederländische“ durchaus studiert, eben daran war, aus dem Abstrakten mit beiden Weinen mitten hinein ins Konkrete zu setzen: Wilhelm Busch. Der erst kürzlich von uns Geschiedene steht einem jeden von uns als Dichter wie als Maler so lebendig vor Augen, daß es schwer wäre, im Rahmen dieses Aufsatzes etwas Neues über ihn vorzubringen. Nur sei erwähnt, daß jüngst durch das Besammentwerden mehrerer Elgemälde von Busch ein interessantes Licht mehr auf seine Kunst

fiel. Zwei dieser Bilder stellen ein Mädchen mit Kind und eine hügelige Landschaft mit Windmühle dar. Sie geben uns das schöne Zeugnis, daß Busch sich in seinen fruchtbarsten Schaffensjahren — die Bilder sind zu Anfang der siebziger Jahre gemalt — aus der Welt seiner herben Schattenreise manchmal herausgewünscht hat zu rein malerischer, von der Natur geweihter Kunst. Den echten Busch dagegen erkennen wir sofort aus unsern beiden Abbildungen (S. 365). Sie stammen aus der Münchner Zeit, als er das Düssel-



dorfsische schon verdaunt hatte und er sich auf dem geraden Wege zu seiner späteren Bedeutung befand. Dahi dabei das Literarische schon namhaft hinein spielte, sehen wir an der großen Feder, auf der sich der kleine bergsteigende Maler kräftig hinanhebt.

Wilhelm Haabe, Paul Henje, Artur Züger und Gerhart Hauptmann wären von den Neueren noch zu nennen. Von diesen hat Wilhelm Haabe es noch niemals über sich gebracht, ein Gefühl zu unterdrücken, nachdem er es vorher schnell im Blitzfeuer seines Humors gleichsam galvanisiert hat. Dabei wird Haabe niemals bis zur Karikatur G. T. A. Hoffmanns geraten. Wie sachlich hat er den schwäbischen Schalmeier oder den Schreibertypus (Abbild. S. 366) in seiner Stuttgarter Zeit festgehalten! Er bleibt auch sonst glücklich dort stehen, wo der Humor die Wendung zum Jhmismus zu nehmen droht. Wir sehen das deutlich auf dem Bilde des durch die Gassen reitenden Teufels. Das ist ein landläufiger Teufel, der sich da zur Höhe schwingt (Abbild. S. 367); während bei Hoffmann der Teufel stets ein widerlicher, gemeiner und verzerrter Geiſt ist, dessen Hui-



Paul Henje: Alte Frau (Dora Greig). (Aus den Skizzenbüchern des Dichters.) Unveröffentlicht.

tritte man zu empfinden glaubt. „Der Teufel fliegt eigentlich immer und überall durch die Welt,“ ließ Haabe so nebenher im Gespräch über diese Zeichnung fallen, „aber gaffen tun die Leute nach ihm nur, wenn so was wie das mit Grete Weier oder Eulenburg passiert. Da sehen sie ihn; dann fliegt der Teufel so wie bei mir.“ Ein Bildnis im Walde (Abbild. S. 366) zeigt ein andres der Haabeschen Landschaftsbilder. Es ist dem Manuskript des Romans „Die Leute aus dem Walde“ entnommen. Also auch hier wie in Scheffels Etchardhandschrift zwischendurch beim Niederschreiben ein Auerhahn beim Zeichenstift. Schöner und harmloser konnten sich die Beziehungen, die den Dichter an beide Künste, Poesie und Malerei, knüpfen, nicht miteinander verbinden.

Auch der unermüdete Paul Henje hat gleich „dem alten Freunde“ Scheffel 1898 eine Mappe seiner Zeichnungen herausgegeben, die uns eine Galerie Vorträtsköpfe zeigt. Aber der fast Achtzigjährige sitzt noch heute gern vor seinen Skizzenbüchern und zeichnet Vorträge, Volkstypen und Landschaften. Alle seine Bilder können sich sehen lassen. Von bedeutend höherem als nur durchschnittlichem Stollen ist er besonders im Vortrat. Sein Bildnis Anton von Perfalls aus dem Jahre 1897 (s. die obenstehende Abbildung), einer zwischen oberkanischen Pannlogonomie, zeigen eine stark persönliche künstlerische Auffassung



Paul Henje: Anton von Perfall. 1897. (Aus den Skizzenbüchern des Dichters.) Unveröffentlicht.



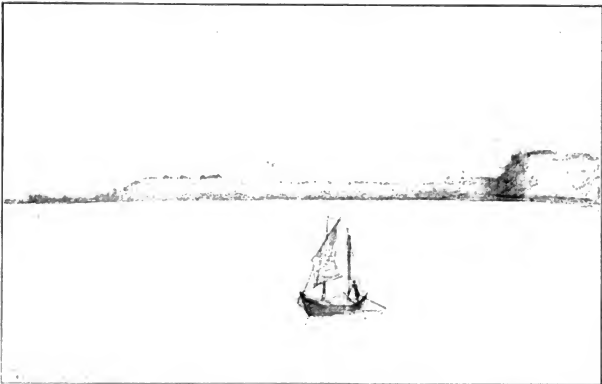
Paul Heyse: Knabe in Alplertracht. (Aus den Skizzenbüchern des Dichters.) Unveröffentlicht.

und Bewegung. Liebevoll ist sein „May von Sorrent“ (Abbild. S. 368) gezeichnet. Welche Erinnerungen für den greisen Dichter atmet dieses Bild! 1887 hat er es gezeichnet, doch oft hat er vordem und nachdem Sorrent mit der Seele gesucht. Hier entstand sein erstes Werk, die „L'Arrabiata“. Hier tauchte er 1852 mit Zeffel die ersten heißen Tage einer schöpferisch bewegten Jugend aus. Doch nicht nur in den Weheimüßigen, die dahinter-

steden, sondern wie malerisch in ihnen selber erkennen wir auch bei Heyse's Bildern ihre Beziehungen zu des Dichters Heyse Persönlichkeit. Stil ist ihre Absicht und ihr Vorzug. Ganz wie in den Dichtungen tritt hier in den Bildern der große Stilmeister Heyse bedeutend hervor.

Von unsern Poeten hat eigentlich nur Artur Züger, der sympathische Dichter der „Hexe“, sich über den Rahmen des Gelegenlichen malerisch betätigt. Er ist der typische „Dichtermaler“. Während er im Bremer Ratsteller die Wände mit Gemälden schmückte, fielen ihm schon die Verse bei, die er als Kommentator darübersetzen soll. Artur Züger hat eine gründliche künstlerische Ausbildung genossen. Er studierte unter Cornelius und Geuelli in München, war dann in Antwerpen und Paris und 1863 bis 1865 in Italien. Er betreibt die Malerei bis zum heutigen Tage fröhlich fort, weit entfernt davon, sie nur als Gast für gute Stunden zu sich zu bitten, weit entfernt auch davon, als Poet mit der bildenden Kunst je in heißem Konflikt gelegen zu haben. —

Wie ein Fenster aus bunten Glasstücken erscheint die kleine Galerie unser Bilder. Durch ein jedes können wir ins Zimmer eines Malers sehen, der ein Dichter ist. Bei dem einen schaut's heiter und freundlich, bei dem andern wild und wütend aus.



Paul Heyse: Kap Marzetta (Aus den Skizzenbüchern des Dichters.) Unveröffentlicht. ☞



Der dritte hat veinlich genau seine Gegenstände und Geräte geordnet, dem vierten tut's nichts, wenn sein Spiegel schief an der Wand hängt. Bei einem fünften bläht der Wind durch die Gardine, und die Sonne huscht ungestört über Tische und Bänke. Bei einem sechsten herrscht gedämpf-tes Licht, und kein Laut darf den inneren Lauscher ablenken. Bei jedem geht's ver- schieden zu, doch ein jedes Aemterlein gewahrt Einblick, keins ist so trübe, daß man nicht

hindurchblinzeln könnte. Aus Stücken eines Dichters zu sehen, dazu sollte aber niemand die Gelegenheit verpassen.
 Und nun schließen wir die Kappe. „Mö- gen Sie die künstlerische Laufbahn fortsetzen oder nicht, so werden mir die Bilder fast gleich wert bleiben, im ersten Fall als Wege- zeichen eines Entwicklungsganges, im andern als Illustration oder als Ergänzung Ihrer Jugendgedichte, die ich nun durchgesehen habe ...“ fügt der grüne Heintich hinzu.





Trude Bauman

Novelle von Clara Zahn



Ein altertümliches Haus war's, wie Berlin dergleichen noch zuweilen anzusehen hat, solid aber ohne Komfort gebaut, wenn nicht die ungewöhnliche Raumverschwendung in Treppenturen und Vordielen als solcher anzusehen war. Die Vorderfront des Hauses hatte einen völlig nüchternen Charakter, gleichgültige Fensterreihen ohne den schüchternsten Vorkontrast, kleine Läden im Parterre. Sogar ein Schlachterladen. Aber an den schmalen Hofstreifen schloß sich ein unerwartet geräumiger Garten an mit alten Laubbäumen und der üblichen Jasminlaube früherer Zeiten. Von dem Garten führten ein paar Stufen herauf zu der Parterrewohnung, die der Hauswirt Fritz Bauman innehatte, dessen einzige Tochter Trude ihren „romantischen Willen“, wie die Eltern sagten, so weit durchgesetzt hatte, daß eine ansehnliche Veranda nach dem Garten hinaus angebaut worden war, die in der schönen Jahreszeit ihren Lieblingsaufenthalt im Hause bildete.

Aus praktischeren Gründen als Trude liebte auch ihre Mutter die Veranda, weil sie von da aus nach ihres Mannes Arbeitsstätte, einer Zigarettenfabrik, die sich dicht an den Garten angeschlossen, hinübertelegraphieren konnte und den lieben Gatten sozusagen immer „an der Strippe“ hatte. Dieser Genuß existierte aber mehr in Frau Baumans Einbildung als in der Wirklichkeit, denn sie war eine friedlich bequeme Natur, die andre nicht unnötig inkommodierte. In letzter Zeit war sie freilich ein wenig aus dieser beschaulichen Gemütsstimmung herausgerissen. Es war ein erstlicher Freier für Trude, die nun schon dreißig Jahre zählte, erschienen, stattlich, solid und wohlhabend, wie es Eltern nur für ihre Töchter sich wünschen können, und die Mutter, Trude könne sich durch ihre sonderbare Art auch diese Partie verdienen, brachte die Mutter um alle Ruhe.

Sie hatte Trude sieben einmal wieder ins Gebet genommen und mit ihren Vorstellungen und Anshuldigungen das Mädchen richtig — ohne es zu wissen und zu wollen — in heftigen Trop hineingebeut. So sah Trude nun im schönen, blütenreichen

Annimonat auf ihrer lieben, weinlaubumrante Veranda und erwartete den so unseligem angemeldeten Freier. In blaßblauen Sommerkleidchen, den dunklen, flechtenschweren Kopf auf die schmale Hand gestützt, saß das schöne Mädchen in ihrem Wiegestuhl und dachte. Als ob sie nicht getu selbst „ja“ gesagt hätte zu der großen Erfüllung ihres Lebens! Wie sie sich hinaussehnte aus dem alten Haus mit seinem verfedernden Leben und all den rüchständigen Ideen und Anschauungen, unter denen sie litt! — Alle hatten ihr prophezeit, daß sie sich früh verloben würde; kaum aus der Schule heraus fing es schon an damit, und damals hätte sie auch ohne Verloben eingewilligt — sie hatte noch nicht die vielen Gedanken gedacht über Liebe und Ehe —, wenn nicht die Eltern dieser „ausichtslosen Sache“ rasch einen Niegel vorgeschoben hätten. Seitdem hatte sie auch nicht ein einziges „Erlebnis“ in der Liebe gehabt. Wie das kam, wußte sie nicht. Sie gefiel doch ungemein, hatte die meisten Verehrer, war jung und liebesbereit — — und doch! — Vielleicht geht es vielen Mädchen so, die es verschmähen, sich heimlich anzubieten, die nicht mit den leisen Schmeicheltönen des Weibes anknöpfen bei der Eitelkeit des Mannes. Vielleicht auch war sie selbst zu knospenreue verschlossen, eine spät erwachende Weibesnatur, die ihren Tornrosenschlaf inmitten des lärmenden Lebens schläft.

Mit einem tiefen Seufzer bog sich Trude in ihrem Schaukelstuhl zurück. Eine Stimmung tiefster Gleichgültigkeit übernahm sie. Wenn es irgend anging, wollte sie in Gottes Namen „ja“ sagen. Dann hatten die Ländereien ein Ende, sie sah das Leben von der geheimnisvollen „andern“ Seite, und Blauk war vielleicht gerade der rechte Führer. Er hatte doch etwas Cignes und gefiel ihr eigentlich recht gut, aufräus sogar war sie ein bißchen verliebt gewesen — manchmal auch jetzt noch —, nur daß die große Notwendigkeit, gerade ihn zu wählen, fehlte.

Frau Bauman kam mit erbittem Gesicht ans dem Nebenzimmer: „Du, Trude, er ist

da, er bittet um eine Unterredung mit dir. Du, er kommt in Gehrock und Zylinder."

"Hat der Mann Mut," lachte Trude.

"Also — nicht wahr, Trude —?"

"Na, schied' nur deinen Schüßling. Ich bin auf alles gefaßt!"

"Gott sei Dank!" Damit huschte die etwas beleibte Dame hinaus, und wenige Augenblicke später stand Herrmann Blunt, Inhaber der Firma „Blunt u. Sohn“, vor Trude Bauman. Der hübsche und stattliche Mann sah sehr sicher und siegesbewußt aus, er lächelte ein leises weltmännisches Lächeln, als er dem Mädchen seinen Rosenstrauß gab, und doch war nicht er es, der über dieser Situation stand, sondern Trude, die die Rosen dankend nahm und mit einer leichten Bewegung dem Freier einen Sitz in nicht allzu großer Nähe anwies. Sie überfaß geschickt die Feierlichkeit seines Wesens und sagte leichtsin: „Ein hübsches Plätzchen zum Plaudern hier; nicht wahr, Herr Blunt? — Es ist wohl ziemlich das erstemal, daß wir dazu richtig kommen.“

„Das erstemal? — Aber Sie vergessen — alle die reizenden Stunden — — und sie ermutigten mich —“

Trude unterbrach ihn rasch: „Aber was man so in Gesellschaft redet! — Auf Landpartien und Sommerfesten! — Lieber Gott, was weiß da einer viel vom andern.“

„Allerdings, Sie machen es einem nicht leicht, Ihre eigentliche Meinung zu erraten!“

„Das sollte zur Vorsicht mahnen! Abzuzugens, wo es drauf ankam, hab' ich noch immer Farbe bekant.“

Blunt fühlte sich plötzlich sicherer. Er kannte sie ja doch ein wenig und meinte, sie wolle ihn erst mit einiger Gründlichkeit erforschen, ehe sie sich an ihn band. Was so ein Mädchenkopf eben „erforschen“ nennt! Jedenfalls, den Gefallen konnte er ihr gern leisten. Er bog sich lächelnd vor und sagte: „Und nun fordern Sie mein Glaubensbekenntnis?“

„Wahre mich der Himmel vor solchen Einbruch ins Allerpersönlichste eines andern! Erzählen Sie mir doch von Ihren Reisen.“

„Ach so — Sie meinen, das kommt auf eins heraus.“

„Anfassungsgabe: gut.“

„Doch eine Anerkennung, die ich bei Ihnen erlinge. Vielleicht entdecken Sie noch mehr gute Eigenschaften in mir?“

Trude sagte abwehrend: „Auf diesem Tone spielen wir eigentlich schon lange. Sie kennen Welt und Leben mehr als andre, was müssen sie Ihnen alles gesagt haben!“

„Ja natürlich. Aber für den Kaufmann läuft doch schließlich alles auf eins hinaus.“

„Und das ist?“

„Geldverdienen.“

„Spotten Sie wieder?“

„Durchaus nicht. Was hätte ich wohl davon gehabt, wenn ich mir Ägypten z. B. als idealer Reisender angeschaut hätte? — Man sieht sich ja die Sachen, Pharaonen-gräber und so, an, natürlich — das Leben und Treiben der schmutzigen Eingeborenen drängt sich einem ohnehin genug auf; es tut mir sehr leid, doch kann ich darüber keine Hymnen anstimmen; aber sehen Sie, den Orden und Titel, den ich mir da geholt habe, das ist für eine Zigarettenfabrik ein sehr realer Nutzen. Begreifen Sie das nicht?“

Trude sagte nachdenklich: „O ja; ich glaube auch, daß Kraft und Energie dazu gehört; mein Vater rühmt Sie als Kaufmann.“

„Wie mich das freut! Von Ihnen zu hören, freut.“

„Oh, ich — Den Wert eines Menschen messe ich doch nicht danach, was er in seinem Verufe gilt!“

„Was gilt Ihnen denn sonst am Manne?“

„Das Männliche.“

Blunt konnte es nicht lassen, seinen Schnurrbart unternehmend hochzustreichen, als er lächelnd entgegnete: „Das natürlich!“

Trude sah das fatale Lächeln und sagte gereizt: „Ich verstehe darunter sehr hohe Forderungen. Ein so starkes geistiges und persönliches Übergewicht, daß es sich ändern unbewußt aufzwingt. Das ist selten genug.“

Blunt sah das Mädchen zweifelnd an. Galten ihm ihre Worte? — Aber sie klangen nicht wie eine Huldigung. Er wurde mißgestimmt über ihre Art, das Gespräch aufs allgemeine zu führen, und sagte ein wenig hochfahrend: „Für die Träumereien eines jungen Mädchens mögen das recht angenehme Vorstellungen sein. In der Wirklichkeit regieren indessen realere Werte. Unzweifelhaft ist wohl die Macht des Geldes die gewichtigste des Lebens, und wer sich diese Macht durch Fleiß und Intelligenz dienstbar macht, mag immerhin einiges Anrecht darauf haben, anerkannt zu werden.“

„Von seinesgleichen — gewiß!“

„Was heißt das?“ fuhr Blunk auf. „Ich meine, Sie gerade, als Tochter Ihres Vaters, dessen höchster Stolz es ist, ganz aus eigener Kraft seinen Besitz erworben zu haben, sollten anders urteilen gelernt haben.“

„Vielleicht. Aber Sie sehen — ich bin, wie ich eben bin.“

„Allerdings. Sie geben Ihren Lannan bedenklieh nach, wie mir scheint. Wenn Sie mich so wenig als ‚ihresgleichen‘ angesehen haben, dann hätten Sie mir wohl diese empfindliche Stunde ersparen können. Ein Mann wie ich bewirbt sich nicht um ein Mädchen, das ihm nicht Mut dazu machte. Ganz abgesehen von den deutlichen Hinweisen, die Ihre Eltern mir gaben.“ — Blunk ging erregt auf der Terrasse hin und her, blieb dann plötzlich vor Trude stehen und fragte drohend: „Wollen Sie mir das erklären?“

Trude war aufgestanden und sah dem Forbernden furchtlos in die Augen: „Ja, ich will es, weil Sie ein Recht dazu haben. Es muß wohl in Ihnen eine Kraft gewesen sein, die mich anzog, und in mir ein Wille, sich anziehen zu lassen. Ich weiß es nicht, warum. Sie interessierten mich ernstlich, beschäftigten meine Gedanken mehr, als ich wollte, stieBen aber ebensooft meine Empfindung zurück. Ich wußte es selbst nicht, bis zu dieser Stunde, wie völlig fremd Sie mir innerlich sind; und hätten Sie mir Zeit gelassen, nicht in so übereilter Weise zu einem Entschlusse gedrängt, nur weil die Geschäftskonjunktur günstig für Sie lag, wir würden ohne diese unerfreuliche Auseinandersetzung voneinander gegangen sein.“

„Aber doch — voneinander?!“

„Ganz gewiß. Ich bin meiner selbst völlig sicher.“

„Dann bleibt mir nur übrig, Ihnen für ähnliche Fälle diese Sicherheit etwas früher zu wünschen. Insofern hatten Sie ja recht, daß mein Herz in diesen Sachen nicht allzu stark engagiert war und der Nummer, den Sie mir bereiten, nicht eben unvertwindlich sein wird.“

Trude neigte ruhig zustimmend den Kopf: „Das ist mir angenehm und erspart uns beiden eine peinliche Erinnerung.“

„Was das betrifft, sind Sie ja allerdings augenblicklich im Vorteil gegen mich. Aber das Leben spielt oft recht sonderbar.“

Ich habe vielleicht doch noch einmal Gelegenheit, mich für diese Stunde zu rewanchieren.“

Mit einem Ausdruck unverhohlener Verachtung sah das Mädchen dem Manne ins Gesicht, dessen Mienen mehr noch als seine Worte die Niedrigkeit seiner Gesinnung verrieten. Sie schloß die Lippen fest und hart, als wehrte sie ihnen jedes weitere Wort, und schaute dem sich eilig Entfernenden mit einem Gefühle nach, als hätte ihr Fuß unversehens auf Moorgrund getreten.

Das hatte sie nun für möglich gehalten! Eine Gemeinschaft fürs Leben mit diesem Menschen! — Wohin doch die tiefe, innere Vereinsamung den Menschen zu treiben vermag. Und nun hörte das Mädchen im Nebenzimmer die Stimme der Mutter, die zu Blunk redete. Sie verstand die Worte nicht; sie hörte nur den schmeichelnden, flehenden Ton der Mutterstimme, die halten, sich festklammern zu wollen schien, und Blunks pomphaftes Orgau, das jetzt vor Entrüstung bebte. Daß diese Stimme nicht allein sie schon gewarnt hatte — sie begriff es nicht. Am letzten Ende des Gartens knarrte das Pförtchen. Ihr Vater trat dort herein mit breitem, zufriednem Schritt und neben ihm sein Bruder, der gute Onkel Paul, der Nestling des Hauses, der immer ein wenig zaghaft ging, wie auf fremdem Boden. Langsam kamen die beiden heran. Sie winkten und grüßten nicht zu dem Mädchen herauf; man sah es ihrer Haltung an, daß irgend etwas geschehen sein mußte. Gerade als Bauman und sein Bruder auf die Veranda traten, stürmte Frau Bauman hochrot und atemlos herbei und ersetzte die Worte, die ihr augenblicklich fehlten, durch eine den Himmel aufleuchtende Gebärde.

„Na nu mal ruhig — ruhig,“ ergriff Onkel Paul das Wort, „wird ja nich gleich 'n Weinbruch sein. Ned' du mal, Trude.“ Jetzt erbohte sich die Mutter: „Weggeschickt hat sie ihn! Während ist er natürlich — sein Wander! Und mir sagt sie noch vorher, es sei alles recht. Na, die!! An der können wir noch was erleben.“

„Ja, was heißt denn das?“ fragte Bauman erregt. „Trude, willst du nu gefälligst reden?“

„Gequält und doch in bangem Troze stieB das Mädchen herauS: „Ich konnte nicht. Lieber tot, als deu Mann heiraten.“

„Donnerwetter noch mal! Hast doch mit ihm pouffiert. Hätt' ich mich sonst in diese Spekulationen mit ihm eingelassen?“

„Wird sich ja alles einrichten lassen,“ begütigte der Bruder.

Bauman schrieb ihm an: „Einrichten? Ja wohl, mit welchen Verlusten. Der Munk ist gerissen, der versteht seinen Vorteil, und ich gab ihm ja alles in die Hand!“

„Nu doch nich — nu kann er doch das gar nicht ausnützen,“ klang wieder des Bruders beschwichtigende Stimme.

Bauman lachte grell auf: „Der?! Der geht über Leichen — wird sich hüten, jetzt seinen Vorteil fahren zu lassen.“

„Und einem solchen Menschen wolltest du mich ausliefern?“ fragte Trude bitter.

„Ausliefern! Unsinn, Übertreibung! Der schafft seine Sache, wird mal schwer reich, das sag' ich dir. Hättest deine Dame spielen können, statt aus als alte Jungfer auf dem Halbe zu bleiben.“

„Ich wollte oft schon fort, mir mein Brot selber verdienen; warum liebt ihr mich nicht?“

„Jetzt hör' auf. Schlimm genug, wie's ist! Dem Bauman seine einzige Tochter soll wohl gar als Tippmannsell oder Kinderfräulein in der Welt rumlaufen, was? — Das seht gerade. Meinewegen sitz du und verkaufte hier; mir soll noch einer kommen!“

Mit scharfem Knall fiel die Tür hinter Bauman ins Schloß. Die Mutter war bereits beim Schluchzen angelangt und stieß die sonderbarsten Vorwürfe und Befürchtungen gegen die Tochter aus, aus denen die verlebte Mutterliebe indessen unschwer zu erkennen war. Endlich ging auch sie mit rotgeweinten Augen in die Küche, „nach dem Nechten“ zu sehen. Das Drama des Hauses Bauman kam jetzt vor das Forum der Küchenmagd.

Trude ließ sich aufstöhnend in den Korbstuhl fallen und vergrub ihr Gesicht in die Hände. Onkel Paul zog sich einen Stuhl an den Tisch heran, zündete eine Zigarre an und sagte begütigend: „Laß man, Truditen, das geht allens vorüber — allens!“

„Aber es kommt immer wieder — immer —“

„Nu freilich — das drückt schon. Gibt aber doch noch Schwereres, siehst du.“

„Und immer heißt es ‚dankbar‘ sein! Für die gute Erziehung, die mir die Umgebung doppelt fühlbar macht, wie für das mühsige

Leben, mit dem ich nichts anfangen darf! Herrgott, wenn man nur einmal ‚leben‘ könnte!“

„Wird schon noch kommen. Ausbrechen, sieh mal, das tut auch nicht gut; weißt nicht, was du draußen findest.“

Trude schwieg eine Weile. Dann fing sie langsam, fast wie zu sich selber zu reden an: „Ich las mal in einem Naturgeschichtswerke 'ne merkwürdige Auffassung von der Entstehung der Arten.“

„Wie war'n das?“ fragte der Onkel interessiert.

„Es hieß da, die Pflanzen hätten sich vom Mutterboden losgerissen, weil er ihnen nicht mehr genug Nahrung bot, und die Notwendigkeit der Selbsterhaltung gab ihnen neue Kraft und neue Gestaltung. Es klingt phantastisch, aber es könnte schon wahr sein; nicht?“

„Am — ua ja, wär' schon möglich. Aber die Menschen, weißt du, die sind schon wurzelsfest; kommt keiner so leicht aus seinem Erbreich.“

„Warum? — Haben wir allein die Pflicht, zu verhungern und zu verdorren? — Ich will's nicht — will nicht länger so vegetieren, ohne Zweck, ohne Ziel, hienudeln zwischen dem Jorn und der Bärtlichkeit der Eltern, denen ich auch nicht zu genügen vermag. Irgendeine Aufgabe wird das Leben doch für mich haben!“

Der Alte schüttelte den Kopf: „Was du dir nicht alles ausmalst, Mädchen!“

„O viel! Hab' ja doch Zeit genug. Ich denke mir, das Leben muß sein, wie ein großer, großer Wald, ganz dunkel, wenn man hineintritt, und Stimmen hört man drin, gute und schlimme, zum Zaudern und zum Fürchten muß es sein, wenn man da geht und geht und Wege sucht, und dann einen findet, der einem ganz allein gehört, der immer höher und weiter wird, je mehr man geht, und der ein helles Licht am Ende zeigt. Sag mal, Onkelschen, kennst du auch solche Lebenswege? Die Bücher reden manchmal davon.“

Wieder ein bedenkliches Kopfschütteln des Alten, bis er langsam, fast ängstlich begann: „Ich nicht, Kinding. Ich weiß man nur von den andern Wegen, auf denen alle laufen, wo so viel Lärm und Geschrei ist und es Rüsse und Tritte sezt die schwere Menge. Bis man sich so facht zur Seite drückt und

froh ist, einen Unterschluß zu kriegen wie ich hier bei euch, weist du."

Trude lachte bitter: „Na, sicher bist du da auch nicht vor Puffen. Und dann, warum hast du denn auf eine eigne Existenz verzichtet?"

„Ach? — Na ja, det war ganz einfach, nämlich, wie ich zur Eisenbahn ging, war dein Vater eben jung verheirat' und arbeitete in 'ner Zigarettenfabrik. Wille war der Verdienst nich, aber geparkt wurde nach Kräften. Und wie nu dein Vater, der schon höllisch geschickt war dazumal, in der Fabrik die Vortheile 'rausgekriegt hatte, die 'ne eigne Fabrikation abwirft, da fing er ganz im Kleenen damit selber an. Nu reicht aber immer das Geld nicht zum Anschaffen des Materials, denn Kredit kriegt so'u kleiner Mann natürlich nich. Da schloß ich denn so vor, was ich immer entbehren konnte, und schließlich meinte Vanman, wenn ich zu ihm zög' und so gleich am Ersten det ganze Gehalt und die Meilenelder an ich abliefern könnte, da ließ' sich besser wirtschaften. Das taten wir nu och und — daß es rentiert hat, das sieht ja nu selber."

„Aber du — dein Leben! Deine selbstlose Hilfe kann doch nur die ersten Jahre nötig gewesen sein?"

„Nu freilich, aber dann kam der Eisenbahnunfall. Ich war bei 'ner Privatbahn und in keiner Klasse eingetauscht. Ich hatte es ja immer tun wollen, aber det Geld war zu nötig im Geschäft. — Wenn mir der Eisenbahnprozeß nicht so viel gekostet hätte, dann müßte ich 'n schönes Cümmechen beisammen haben."

„Und da sagst du, du ist unser Gnadenbrot? Du, der unsern Wohlstand begründete?"

„Ja, in so 'ne Sachen kann man doch kein besseres Gedächtnis haben wollen als die andern."

Trude sprang erregt auf und rief: „Auch das ist Größe, ich begreife es wohl, Onkel Paul; aber mein Weg ist es nicht. — Du! du! Wie wurde dir gelohnt! — Übersehen, beiseitegeschoben, verlegt und verlacht oft, daß edelste Herz! Ich bin nicht deiner Art, hab' mehr vom Vater, wenn auch in andrer Richtung. Ich würde um mich heißen, wenn man mich zu mißhandeln wagte. Und weist du, was ich nun tue? Nun gehe ich ganz sicher „meinen" Weg. Wohin, sag' ich dir

nicht, damit dich keine Verantwortung trifft. Daß ich nicht nach Bösem und Niedrigem begehre, das weist du."

„So weit ist das ganz gut. Aber höre, vor der Walpurg Stahl nimm dich mal höllisch in acht. Die ist doch kaum die rechte Führerin für dich, Kinding."

Trude sah den scharfsinnigen Alten, der ihre geheimsten Gedanken erriet, betroffen an. Dann lachte sie fröhlich auf und sagte leicht: „Ich brauche keine Führung, viellecht zur Not einen Wegweiser, und dazu kann am Ende jeder dienen, der am Wege steht." —

Einige Tage nach dieser Unterredung, als die Gemüter der Eltern sich über den Vorfall mit Blunk ein wenig beruhigt hatten, machte Trude sorgfältig Toilette, um eine Freundin zu besuchen, wie sie der Mutter sagte. Frau Vanman fragte natürlich, nach ihrer Art, genau und unständlich, warum und zu wem Trude wolle, und gab sich mit der Auskunft der Tochter, die sie gewohnheitsmäßig gemacht hatte, zufrieden. Trude hielt sich indessen nicht damit auf, den Vorwand, den sie gebraucht hatte, erst anzuführen, sie nahm sofort eine Droschke und fuhr vom geschäft belebten Osten nach dem vornehmen Westen Berlins, wo Walpurg Stahl, eine frühere Schulkameradin, jetzt Soubrette am Theater des Westens, wohnte. In langen Zwischentäumen war Trude mit der jungen Sängerin wieder zusammengetroffen, und immer hatten die beiden Mädchen bei solchen Begegnungen ihre Erlebnisse ausgetauscht. Trude war stets die Aufnehmende, Aufstrebende gewesen, wenn sie auch die jungen Künstlern geläufigen Übertreibungen in Abrechnung brachte, so war doch des reizvollen genug in Walpurgs Berichten, die immer damit endeten: „Komm und sieh dich selbst bei mir um." — Das tat nun Trude mit fast hungrigen Augen, schon wie sie in den kleinen Vortraum der Sängerin trat, der üppig und phantastisch ausgestattet war und augenblicklich an einem Remtiergeweihe einen silbernen Stod und Herrenhut anwies. Trude wäre am liebsten gleich umgekehrt; sie hatte unabweislich nicht damit gerechnet, Besuch bei Walpurg anzutreffen. Aber sie war bereits angeweldet, und eben slog die Tür auf, und mit einem kleinen, nur wenig geheuckelten Freudenstrei sprang ihr Walpurg entgegen. Im entzückenden

„tea-gown“, das blonde Haar hoch aufgeknotet, klirrende Ketten um Hals und Hände, stand die Sängerin vor Trude und rief begeistert: „Endlich, endlich, endlich einmal! Und wie gut du es triffst! Es ist heute Empfang bei mir, du wirst allerhand Kunstvolk kennen lernen. Tatsächlich bedeutende Leute. Mit den Kollegen geb' ich mich nicht ab, hasse die öden Fachgespräche. Aber du wirst ja sehen, leg' ab, bitte! Wie du gut aussiehst! Wirklich eine ganz neue Note für uns. Ein schönes Patriziertöchterlein. Sei bloß vorsichtig: sie werden dir gleich Heiratsanträge machen.“

Trude kam gar nicht zu Worte vor all dem hastigen Geplauder. Sie ließ sich die Garderobe abnehmen und wurde dann lustig-übernützig von Walpurg an der Hand in das Zimmer hineingezogen, in dem ein junger Mann in lössiger Haltung stand und ihnen entgegenschaut. Als Walpurg Trude Bauman vorstellte, raffte sich der Freund, der als der „berühmte Maler Hellmut Stern“ angekündigt wurde, sichtlich zusammen. Mit einem kleinen, guten Lächeln und einer Stimme, die Trude seltsam tief und schön klang, sagte er: „Wir sind nämlich alles ‚berühmte Leute‘, sobald wir Fräulein Walpurgs Salon betreten.“

„Na, bitte,“ lachte die Sängerin, „Sie sind's doch wirklich.“

Die Naivität dieser Verteidigung machte Trude lachen. Walpurg wandte sich eifrig zu ihr: „Nämlich, er hat jetzt einen Staatsauftrag bekommen, tatsächlich.“

„Ja, denken Sie!“ lachte der Maler.

„Aber lieber Hellmut,“ zwischerte Walpurg, „Sie verwirren mir das kind. In Laienkreisen hat man ja keine Ahnung, was ein Staatsauftrag bedeutet!“

Stern lachte hell heraus: „Nu freilich! Nämlich die schwer zu erlangende Berechtigung, sich einmal richtig satt essen zu können vom selbstverdienten Gelde.“

„So ist er nun,“ protestierte Walpurg; „den Ruhm, die Ehre, die Aussichten läßt er nicht gelten.“

„Sie tauu doch nicht der Auftrag, sondern das Werk erst bringen,“ sagte Trude.

Der Maler nickte ihr zustimmend zu. Walpurg aber ereiferte sich: „Aber das ehrende Vertrauen schon, das darin liegt.“

Dem Maler wurde es unbehaglich. Er sagte ungeduldig: „Wir wollen uns setzen,

oder wollen Sie sich erst die Schaubude ansehen, mein Fräulein?“ Seine Augen zwinkerten schon wieder gutmütig die Freundin an. Walpurg reagierte auch sofort darauf: „Pfiu, wie gräßlich! Mein Museum, mein Allerheiligstes — eine Schaubude!“

„Na — heilig?“ lachte Stern.

Neue Gäste traten ein, die hier schon bekannt waren, von Trude wenig Notiz nahmen und gleich in lebhaftem Geplauder mit Walpurg gerieten.

Stern führte Trude in den beiden mäßig großen Zimmern umher und machte hier und da auf eine Zeichnung, eine Photographie oder Skulptur aufmerksam. Es war tatsächlich eine bunte Anhäufung mehr wertloser als wertvoller Dinge, die mit etwas ausdringlichem Geschmack die Räume füllten. Trude fragte den Maler: „Ist von Ihnen eine Arbeit hier?“

„Nein,“ sagte er kurz. Dann fragte er: „Studieren Sie Musik?“

Trude seufzte unwillkürlich auf: „Ach, könnt' ich das! Aber es langt nicht; ich meine: meine Begabung.“

„Dann läßt man schon besser die Hand davon. Sie haben ja immer die Mißfreude an andern.“

„Stauu das Genüge geben?“

„Einer Frau! — Offen gesagt, das weiß ich nicht. Glaub's kaum. Aber das macht nichts. Sie finden's dann in etwas andern.“

„Vielleicht.“

„Nein, Sie gewiß.“

„Warum ich?“

„Sie haben den Blick, der in die Tiefen geht. Der findet, was er sucht.“

„Wenn das ein gutes Omen für mich wäre,“ lächelte Trude.

Stern wurde aufmerksam und fragte: „Führte Sie ein besonderer Grund hierher?“

„Ja,“ sagte Trude offen. „Walpurgs Schilderungen lodten mich, diese andre Welt kennen zu lernen, die meinem bisherigen Lebenskreise so fern liegt.“

„Sie müssen nur keine zu großen Erwartungen daran knüpfen, dann ist's recht.“

„Warum nicht? Ich höre, hier versammeln sich die Menschen, von denen jeder einzelne ein Schaffender ist an der Kultur unsrer Zeit.“

„Das ist ein bißchen viel gesagt. Aber schließlich, das sind Sie ja auch in Ihrem Rechte.“

„Nein, bei uns fließt nichts, bei uns steht alles stille.“

„Kann doch auch seinen Reiz haben. Wie ein Bergsee, in dem sich die Sterne spiegeln. Fein gesagt, was?“ verspottete er sich gleich selber.

„Aber man muß die Natur des Bergsees haben, den unterirdische Quellen speisen, nicht die Natur des Bergbaches, der lechzt, sich seinen eignen Weg zu bahnen.“

Hellmut Stern sah das Mädchen erstaunt an: „Haben Sie die oder reden Sie sich das so ein? In der Jugend, sehen Sie, nimmt man jede Sehnsucht gleich für einen Lebenssturm.“

Trude sagte einfach und ohne alle Empfindlichkeit: „Vielleicht haben Sie recht, ich weiß es selbst nicht sicher. Nur daß es mich fortreibt von dem alten Leben — wohin? — wie weit? Wer kann das sagen, wenn er am Anfang eines neuen Weges steht.“

Walpurg trat zu dem Paare und nötigte Trude eine Tasse Tee auf. Stern wurde von ein paar Neuankommenden angesprochen und sah Trude Bauman erst in einiger Zeit wieder, als sie sich von der kleinen Gesellschaft verabschiedete. Er streckte ihr lebhaft die Hand entgegen und sprach den Wunsch einer baldigen Wiederbegegnung mit solchem Nachdruck aus, daß Walpurg ihn neckend zurechtwies.

Von all den neuen Eindrücken erfüllt, eilte Trude heim. Sie traf Dufel Paul allein und erzählte ihre Erlebnisse. Seine Zweifel an dem Werte der Geselligkeit verstimmten Trude, und nur um nicht noch mehr Wenn und Aber über diese ihr selbst noch so freunden, unerkannten Menschen hören zu müssen, verschwieg sie den Eltern diesen Besuch. Acht Tage später kam bereits eine Einladung von Walpurg zu einem kleinen Abendessen und, da Trude absagte, eine Woche später die dringende Bitte, doch ja an ihrem „jour“ zu erscheinen. Trude empfand die Notwendigkeit, entweder wieder abzusagen oder ihre Eltern zu hintergehen, gleich verunsichert. Sie hatte den ersten Schritt der Sängerin entgegengetan und wußte es doch, wie ihre Eltern über diesen Verkehr aburteilen würden. So groß war die Anziehung dieses Meides nicht, daß sich Trude in offenen Kampfe darum zu ihren Eltern hätte stellen mögen, besonders jetzt, wo mit ganz ungewohnter Klä-

sicht der Affäre „Blunt“ in keiner Weise mehr Erwähnung geschah. Sie konnte ja nicht ahnen, daß die Eltern, durch Blunts Verhalten bestimmt, den Plan noch nicht fallen gelassen hatten, der widersprechenden Tochter die gute Partie zu erhalten. Es schwebten geheime Unterhandlungen darüber, von denen Trude nichts ahnte. So hatte Trude bereits feufzend ihr Abjagebillet an Walpurg geschrieben, als ein kleiner, unvorhergesehener Umstand sie gerade an diesem Nachmittage zur selbständigen Verfügung über ihre Zeit ermächtigte. Vater und Mutter waren zu einem Geschäftsbüro geladen, und Frau Bauman sagte beim Abschied: „Vertreib dir die Zeit gut, Trude, geh doch mal in die Ausstellung, wenn du willst, oder mach' sonst einen Besuch.“

„Das will ich tun,“ sagte Trude leicht errötend, und eine Stunde später war sie auf dem Wege zu Walpurg. Sie wußte zwar, daß ihr derart entlastetes Gewissen eine kleine Entschuldigerei war, aber sie wollte das vorerst nicht wissen. Es war so viel Freude und Erwartung in ihr wie seit langer Zeit nicht mehr.

Walpurg Stahls Empfang hatte inzwischen einen unerfreulichen Anstich gehabt. Sie hatte einen Streit mit ihrem Freunde Hellmut Stern. Keinen Liebesstreit, der die Bande nur fester knüpft, sondern einen rechten, häßlichen Lebensstreit, in dem sie sich beide recht böse Dinge sagten. Und um nichts war er entstanden. Die scharmaute kleine Sängerin hatte ihren Freund ein wenig lange warten lassen, ehe sie mit ihrer Toilette fertig war. Hellmut hatte sich ein bißchen unangenehm in seiner Liebsten „Trödelbude“, auf deren Umgestaltung er sonderbarerweise, trotz seines erlesenen Geschmacks, keinen Einfluß ausübte oder ausüben wollte. Vielleicht, daß er den Gegensatz zwischen sich und ihr nicht verwischen mochte. Sie ging ihn innerlich nur noch wenig an, die Kleine, er hatte nur das feineren Mannesnaturren eigne Dank- und Anhänglichkeitsgefühl für genossene Liebesstunden. Aber sie spielte zu laut auf dieser letzten Saite seiner Empfindung für sie. Und doch hatte er sie einmal lieb, vor gar nicht langer Zeit, mit der ganzen Leidenschaft seiner jungen, feurigen Natur und dem tiefsten, suchenden Triebe seiner Seele. Wie oft ihn diese beiden Gewalten in ihm schon genarrt hatten, seit er das „Problem-Weib“

zu ergründen ausgezogen war in die Welt! Seine eigentlichsie Natur war spröde, durchaus nicht leicht zugänglich und durch einen keuschen Zug in Zaum und Zügel gelegt. Er konnte die wüsten Ausstretungen mit ansehen, ohne von ihnen fortgerissen zu werden, auch dann, wenn sie durch Schönheit und Jugend überglänzt erschienen. Die Schönheit hatte überhaupt für ihn eine eigne Bedeutung. Obgleich sein scharfes und geübtes Auge den leisesten Zug in einem Menschenantlitze, die letzte kaum noch anklingende Harmonie einer Bewegung sah, obgleich er als Maler die tausend Reize der Farben und Linien empfand, schätzte er bloße äußere Schönheit belebter Dinge doch sehr gering ein. Erst die Wechselbeziehung zwischen Form und Inhalt lockte ihn, und ein besetztes Greisenantlitze konnte ihn tiefer ergreifen, dauernder fesseln als ein inhaltsloses Madonnen-gesichtchen. Da aber die Form an sich eine starke und geheimnisvolle Anziehung ausübte, verfiel er immer wieder darauf, hinter ihr die entsprechende Seele zu suchen. Die vielen Dissonanzen, die er dabei fand, schürten seinen Eifer, statt ihn abzukühlen, und da sich für seinen suchenden Blick im Weibe die widersprechendsten Seelenregungen kreuzten, war es in Kunst und Leben sein leidenschaftlichstes Ziel, dieses Rätsel für sich zu lösen. Aus allen seinen Bildern sprach diese siebernde Sehnsucht, und selbst aus seinem stillen, zurückgezogenen Leben hatte sie ihn herausgerissen, mitten hinein in ein hochstuhendes Gesellschaftsleben. Als wenig bekannter Maler blieb er da un beobachtet genug, um seine Studien in Ruhe zu machen, und die verschiedenen Schablonen der Welt-damen waren ihm bald geläufig. Er suchte in andern Streifen nach ihm neuen Wesen. Warum er auf Walpurg Stahl so viel länger haften blieb als bei den andern, wußte er kaum noch. Heute schien ihm alles banal, was er anfangs als ungemein reizvoll empfand. Ihre Jugend und Schönheit, ihr liebliches „Gebet“, ihr Schmollen und Lachen und Köchern und Stosen, es kam alles immer wieder, war immer gleich und dasselbe, zu ihm, zu andern, zu aller Welt. Der unbewußte und bewußte Traug des Weibes, zu gefallen, zu verlocken, der ihm allzu bekannt war — nichts darüber. Und nicht einmal darin nuancenreich! Ihr Gesang — Vogelgezwitscher und Theater-zugleich, ihre Arbeit — nichts als Erwerbs-

trieb, kein eigenstes Bedürfnis darin. So tief verbläßt stand Walpurgs Bild jetzt in seiner Seele. Als er nun für diese so wenig versprechende Begegnung seine Zeit erwarten sollte, packte ihn ein heimlicher Zorn auf sich selber. Er hatte doch bei sich das heimlich Bessere zu tun. Schon im Begriffe, unbeläunig fortzugehen, trante seine Hand fast mechanisch in einem leicht verhängten Wand-schränken, in dem Walpurg ihre minuziösen Bedürfnisse an Lektüre unterzubringen pflegte. Er ergriff eine Mappe und blickte hinein. Mit einem Gefühl des Ekels warf er sie an ihren Platz zurück. Es waren photographierte Zoten schlimmster Art. In diesem Augenblick trat Walpurg herein; mit ausgebreiteten Armen blieb sie an der Schwelle stehen, den leichten Perlenvorhang kokett mit dem Köpfchen zurückgebogen. Ein richtiges Zoubretten-bildchen. Sogleich dachte Hellmut, daß er an dieses Mädchen keine Forderungen stellen dürfe, die sie nicht begreife, und doch sagte er, auf die Mappe deutend: „Zeit wann schaffst du dir so was an?“

Sie lachte: „Sie tuschelten alle davon, da war ich neugierig.“

„Fui Teufel!“

„Bist du komisch! Auf deinen Staffeleien sieht man doch wirklich auch Nacktes genug.“

„Du lieber Gott — der nackte Mensch und die nackte Gemeinheit! Und sie sieht keinen Unterschied darin!“

„Warum machst du mir einen Vorwurf daraus? — Darin finden sich noch ganz andre Leute nicht zurecht, wie man in der Gerichtszeitung lesen kann.“

„Ja, ja — ganz andre Leute!“

„Aber du bist unansitzlich. Was hast du denn eigentlich? Früher warst du ganz anders, wie du mich maltest, weißt du noch? — wie ich so andächtig saß und dir zusah.“

„Ja, es war Andacht in dir! Eben das und manches andre ist jetzt nicht mehr.“

„Aber begreife doch, Schatz! Damals hatte ich dich noch nicht. Du warst ja so ungläublich schüchtern, und ich — nun, es zog mich eben zu dir.“

Hellmut sah das plaudernde Mädchen fast erschrocken an; dann lachte er in sich hinein: „Nack eine Enttäuschung! Eins zum andern.“

„Bist dir das etwa auch nicht recht?“

„O, meinetwegen! Jetzt weißt du's ja, und offen gesagt, ich auch! — Viel Erfreus-

siches werden wir nicht mehr aneinander erleben.“

„So, du willst brechen? — Jetzt, wo du den Staatsauftrag hast und massenhaft Geld kriegt.“

„Aber, was tut denn das zur Sache?“

„Undankbar, scheuflüch undankbar ist's. Früher, als dich keiner kannte, hab' ich dich zu allem herangezogen, hab' dir die Kritiker zugeschiedt und für dich geredet und geworben. Und jetzt auf einmal bin ich dir nicht mehr gut genug. Hast du mich nicht erziehen wollen? Hast du mich nicht mit auf Reisen nehmen wollen, wenn du einmal reich bist?“

„Also erstens: reich bin ich noch lange nicht durch den Staatsauftrag, vielleicht sogar, daß meine Arbeit nicht gefällt; aber das will ich nicht annehmen. In jedem Falle heißt es jetzt doppelt und dreifach arbeiten. In dein leichtes, spielendes Leben passe ich lange nicht mehr hinein. Du selber sei doch ehrlich! Hast nur noch geringe Freude an mir. Warum uns also jede liebe Erinnerung zerstören durch das müde Hinzerrn eines Verhältnisses, das uns beiden zur Qual werden muß?“

„Wie heißt denn die andre?“

„Ich sagte dir doch, ich habe jetzt ganz andres im Sinn.“

„Wirklich? — Nicht untreu? — Dann ist alles gut. Die dumme Laune hast du morgen vergessen, gelt?“

Man hörte Stimmen im Vorflur. Hellmut wollte fort, aber fast gewaltsam hielt ihn Walpurg zurück und bettelte: „Das nicht, das darfst du nicht, mir meine kleine Gesellschaft verstören.“

Achselzuckend fügte sich der Vater und begrüßte mit Walpurg die Ankommenden. Nach einer Weile trat Trude Bauman ein. Hellmut Stern hatte ihrer kaum gedacht in der Zwischenzeit. Wie sie nun aber vor ihm stand, suchte helle Freude auf in seinen Augen. Wie damals beim Abschiede, so impulsiv streckte er Trude jetzt die Hand zum Gruß entgegen. Er sprach sie nicht an, aber er blieb in ihrer Nähe. Es freute ihn, sie nur anzusehen. Inzwischen hatte sich der kleine Kreis der Erwarteten versammelt, und in lebhaftem Geplauder saß man um die kleinen gedeckten Tischen, die so nahe beieinander standen, daß sowohl die Gesamtunterhaltung als die intimere Plauderei möglich war. Der

Kritiker Timmling, der als letzter gekommen war, begrüßte erst jetzt Hellmut Stern mit dem launigen Zuruf: „Nun, Odipus, was macht das Welträtsel? Hat die Sphinx schon geantwortet?“

Der Porträtist Stein rief maliziös dazwischen: „Wieso Sphinx? Vielleicht tut's 'ne Pagode auch, die immer gefällig, ja' nicht.“

Die Anzüglichkeit, so derb sie war, erweckte Beifall. Trude verstand sie nicht und sah auf Hellmut, der gleichmütig sagte: „Je nach dem Frager.“

„Steh's etwa nicht jedem frei, dem Rätsel, Weib' nachzuspüren?“ rief einer.

„Natürlich; wie der Sau, Trüffeln zu suchen.“

„Hören Sie mal, vor Damen!“

„Ich hab' doch die Tiere nicht getanzt.“

Rasch waren die Worte zwischen Hellmut und seinem Augereifer hin und her geflogen. Jetzt sagte Timmling mit Nachdruck: „In meinem letzten Berichte habe ich eine ganz neue Theorie über das Weib veröffentlicht. Man wirft solche Ideen oft viel zu achlos fort. Aber was tut's! Die Menschen brauchen eben die großen Aareger.“

„Ergählen Sie doch,“ bat Walpurg.

Timmling erhob die Stimme und sagte feierlich: „Das Weib ist ein Schmarogergewächs, das auf der Seele des Mannes wurzelt wie die Mistel am Stamme des Baumes.“

„Wie ungalant!“ rief eine der Damen.

„Das dürfen Sie gar nicht sagen,“ fuhr Timmling fort. „Genießt nicht die Mistel eine Art Heiligenverehrung seit uralter Zeit, genau wie das Weib? — Ist nicht ihre Existenz lange als so geheimnisvoll angesehen worden wie die Weibesseele, der man prophetische Kräfte und Zaubereien aller Art zutraute? Man denke an die Kornen, an die ‚Mütter‘ im Faust.“

„Und diese Weibesseele hat Ihre Theorie enthüllt?“ fragte Hellmut lächelnd.

„Soweit man aus gleichen Erscheinungen gleiche Schlüsse ziehen kann, gewiß. Selbst die Bibelanschauung weist darauf hin: man denke an die Rippe Adams. Solche Anschauungen haben ihre sehr kristigen Gründe. Was entnommen, uns bereichernd, ist das Weib tatsächlich ein Teil unserer eignen Kraft, die in geordnetem Weib' wirkt.“

„Wie einfach!“ lächelte Hellmut.

„Wie geistreich!“ sagte Walpurg entzückt und drückte verstohlen Timmlings Hand. „Finden Sie das nicht?“ rief sie herausfordernd zu Hellmut herüber.

„O ja; es ist auch beinahe echt,“ erwiderte er gelassen.

Walpurg sprang auf. „Sie wollen mit den Tag verderben!“ rief sie und zog einen Teil der Gesellschaft mit sich ins Nebenzimmer, um einen neu angeschafften „Perser“ zu zeigen. Sehr niedrige Divans, reich mit Kissen belegt, standen an der Wand und quer ins Zimmer hineingeschoben, und Walpurg arrangierte mit lustigen Anweisungen an die Herren ein Pflörlager, in dem es bald ungeniert genug zuging.

Trude, durch Hellmut im Nebenzimmer festgehalten, achtete nicht darauf; es interessierte sie lebhaft, zu erfahren, was die an Hellmut gerichteten Bemerkungen zu bedeuten hatten. Sie befragte ihn offen darum. Er war noch immer etwas verstimmt und sagte: „Das kommt, weil man seine schwachhaften Stunden hat. Man glaubt zu leicht, andre könnten wahrhaft teilnehmen an unsern Interessen, und redet, was man für sich behalten sollte. Übrigens auch in der Kunst, wenn es auch da etwas anders ist!“

„Sie haben Ihr Problem — das Weib, wie ich glaube — auch in der Kunst zu lösen gesucht?“

„Das will ich meinen. Es ist meine Aufgabe.“

„Warum denn der Unterschied zwischen dem Weibrästel und dem Menschenrästel?“

„Das Verschiedene im Übereinstimmenden — das Problem, das sich selbst ein Problem ist — Größe ohne Wachstum — Fertiges im Unfertigen — und alles so scheinbar willkürlich. Das Maß und Gesetz ist es zu diesen verwirrenden Erscheinungen, das ich suche.“

Trude sagte in unterdrückter Erregung: „Sie sprechen so klar von Dingen, an die ich mich manchmal dunkel herangetastet habe. Ich suche etwas in mir selber und laufe im Kreise danach herum. Immer ist Anfang und Ende das Gleiche, Unlösbares — die Schmach!“

„Wie Sie das sagen! Ist denn Ihr Leben so arm?“

„Ja. Ich weiß nicht mehr, wovon ich leben soll. Die Bücher, die Kunst und das Schaffen anderer — es ist ein fremdes Leben, nicht mein eigenes!“

„Freilich, ohne Selbstgefundenes, Selbstempfundenes kommt man nicht aus. Sind Sie denn so allein?“

„Ganz allein in einem großen Kreise. Das heißt: Onkel Paul hab' ich doch.“

„Na, sehen Sie!“

„Der ist aber wie das Spieglein an der Wand im Märchen.“

„So liebt er Sie?“

„O, meine Eltern lieben mich auch — und ich sie. Aber sie stehen alle drüben auf der andern Seite, wo all die vielen Leute stehen, die immer haben wollen und doch gar nicht wissen, was sie nehmen, wenn man sich ihnen gibt.“

„Sie haben viel gedacht.“

„Auch das fällt mich nicht aus.“

„Natürlich. Und Sie suchen nun Ihre Aufgabe?“

„Mehr noch — das Leben.“

„Da sind wir vielleicht auf gleichem Wege.“

„O, Sie wollen ein Problem theoretisch lösen!“

„Theoretisch? Nein. Leben und Bilden ist mir eins. Sie müßten halt meine Bilder kennen. Alles — von den ersten dumpfen, dunklen Anfängen an. Es liegt viel Tastendes, viel jaghafter Drang, Verhülltes zu berühren, Vorvorrenem nachzuspüren, darin. Es ist nicht das, was sie mit ‚Mystik‘ und ‚Symbolik‘ bezeichnen. Es ist die Begierde, mich hineinzu fühlen in das tiefste Selbst des Weibes; ich denke, ich müßte da etwas von der ewigen Wahrheit unsers Wesens finden. Daran machen mich auch alle Enttäuschungen nicht irre, die ich erlebte. — Sie sind so still geworden — ich bin Ihnen gewiß recht unverständlich? Vor meiner Leinwand geht's schon besser, da zeig' ich eher, was ich will.“

„Ich möchte Ihre Bilder sehen,“ sagte Trude bewegt.

Hellmuts Augen glänzten vor Freude auf. Er war eifrig dabei, Trude um einen Atelierbesuch zu bitten, als Walpurg plötzlich aus dem Nebenzimmer einen zum Anäuel zusammengedrückten Gegenstand herüberwarf, der Trude in den Schoß fiel und sie jah aufschreckte. Allgemeines Gelächter folgte diesem Attentate. Verstört sah Trude um sich. Wo war sie eigentlich? Was bedeuteten die fremden, frechen Gesichter, die sie nie meinte gesehen zu haben? War das Walpurgs Salon? War das die junge, liebenswürdige

Sängerin selber, die da in gewagter Stellung auf dem Divan lehnte, die Zigarette im Munde und einen bösen, hämischen Blick in den Augen. Ihre Stimme selbst klang verändert, schrill und böshaft, als sie Hellmut zurief: „Nun haben Sie aber genug Süßholz geraspelt. Verdrehen Sie der Kleinen den Kopf nicht; die ist imstande, auf Sie reinzufallen.“

Keiner der Anwesenden fand diesen Ton und diese Sprache anstößig. Hellmut Stern wußte das und fürchtete für Trude eine noch ärgere Szene, wenn er sich dagegen ansahnte. Er sah ihr tieferbleichtes Gesicht sich hilfseuchend zugewandt und sagte beschwichtigend: „Fräulein Walpurg hat wenig Sinn für Distanzen.“

„O doch,“ schrie Walpurg erboht, „ich hätte gar nichts dagegen, wenn Sie die Distanz zwischen sich und meiner Freundin etwas besser innehielten!“

„Ich verstehe das gar nicht,“ sagte Trude ratlos und erhob sich verlezt.

„Gott, Kindlein! tu doch nicht so neugeboren. Wenn du heimlich von Hause fortläufst, um hierherzukommen, wirst du wohl wissen, daß wir nicht Schiller lesen miteinander!“

So brutal hatte Hellmut die Sängerin niemals gesehen. Der Zorn der Eifersucht gab ihr dies auch ihm völlig neue, abstoßende Gesicht. Eine Scham brannte in ihm, daß das reine Mädchen jetzt, in dieser ersten Stunde seltsamen Anschlusses an ihn, erfahren sollte, in welcher Gemeinschaft er mit Walpurg gestanden hatte. — Unweigerlich „gestanden hatte“, das war sein Entschluß. Trude wandte sich stumm zum Gehen.

Hellmut trat neben sie: „Darf ich Sie heimgeleiten?“

„Bitte, nein,“ sagte Trude weich.

Er fühlte es, sie mißtraute ihm keinen Augenblick. Mit einem dankbaren Blick trat er schweigend zurück. Aber ehe Trude die Ausgangstür erreichte, wurde diese von draußen geöffnet, und Blunk stand auf der Schwelle. Die Gesellschaft grüßte ihn mit „Hallo“ als einen alten Bekannten; er aber starrte saunungslos Trude Bauman an. Dann ging ein hämischer Licht in seinen Augen auf; er verneigte sich ironisch tief vor Trude und sagte trübselig: „Das ist ja ein ganz wunderbarer Zufall, daß wir uns hier

treffen; ich wußte gar nicht, daß Sie auch in diesem reizend gemüthlichen Kreise verkehren.“

Trude wollte mit einem stolzen Blick an ihm vorüber; Blunk aber sagte rasch, nur ihr verständlich: „Ich muß Sie durchaus noch einmal sprechen; ich komme morgen.“ Dann öffnete er achtungsvoll die Tür und ließ das Mädchen an sich vorbeieilen.

Trinnen wurde Blunk bestürzt: „Sie kennen das junge Mädchen? — Was ist denn mit ihr los? — Walpurg hat sie doch ein bißchen schlecht behandelt, sie ist halt eifersüchtig gewesen. Wo ist denn eigentlich Hellmut Stern?“

So schwirrte es durcheinander. Hellmut hatte eine peinliche Szene mit Walpurg, die ihm in den Vorraum nachgelaufen war, nicht vermeiden können. Im Tiefsten verjüngert und verstört suchte er sein Atelier auf. Arbeiten konnte er nicht, die Gedanken jagten ihn ruhelos hin und her. Daß er es so weit hatte kommen lassen, daß er eine Stunde länger dies junge, schöne Weib besessen hatte, als er an sie glaubte, das quälte ihn unsäglich. Mit dem allgemeinen Trost männlicher Jugend kam er nicht darüber hinweg. Er schien sich selbst entwertet, daß er sich in diese Sphäre hatte ziehen und festhalten lassen können. Und über alles das hinweg schauten ihn Trude Baumans klare Augen still und vertrauens an, und er schämte sich vor diesem reinen Blick.

Wie gejagt war Trude heimgeleitet, und die tapfer belämpften Tränen wollten sich nicht mehr unterdrücken lassen, als sie in ihr Stübchen trat. Das waren nun die traurigen, häßlichen Dinge, die dieser erste, selbständige Schritt ins Leben sie sehen ließ, in die sie wider Willen nun verknüpft war. Was Blunk noch von ihr wollen konnte, begriff sie nicht, aber sie traute ihm nicht das Beste zu. In Hellmut Stern dachte sie wie an ein rasch gesundenes, rasch verlorenes Glück. Er ging seinen eignen, sichern Weg und würde sich nach ihr, die er so wenig kannte, kaum noch einmal umsehen. Und doch hatte diese eine Stunde ihr viel gegeben. Sie hatte seine Sympathie gefühlt und erwidert. — Aller Kummer und aller Abichten vor den erlebten Szenen wurde schließlich überwogen in Trude durch ein ihr ganz neues, hoffend seliges Gefühl, das sie sich nicht näher zu erklären wagte.

Die Eltern kamen spät heim an diesem Tage, und Trudes Absicht, der Mutter am andern Morgen offen über die Vorfälle des geitrigen Tages zu sprechen, wurde durch Wirtschaftsangelegenheiten vereitelt. Trude verschob also ihr Bekenntnis auf eine spätere Stunde und saß in der stillen Nachmittagsstunde, da Eltern und Onkel ihr gewohntes Nachmittagsschläfchen machten, allein und verträumt auf ihrer Veranda und ließ ihre Gedanken wandern. Ein Schritt vom Garten her schreckte sie auf. Munk stand vor ihr. Diesmal weder im Versuchszunzuge noch mit Rosen in der Hand, dafür ungleich sicherer in seinem Auftreten. Mit lächelnder Überlegenheit begann er: „Das hab' ich gut gemacht, nicht wahr? Wir brauchen für die nächste Stunde keine Störung zu fürchten.“

Die Vertraulichkeit empörte Trude: „Ich wüßte nicht, was dabei zu fürchten wäre.“

„So unbedingt vertrauen Sie mir? Das ist recht. Sie sollen sehen, ich verdiene es. Darf ich mich zu Ihnen setzen?“

„Bitte,“ sagte Trude kurz, blieb aber selbst unschlüssig stehen.

Munk lachte: „Dann darf ich freilich auch nicht Platz nehmen.“

Widerstrebend folgte Trude dem Wink und fragte: „Sie wollten mich sprechen?“

„Ahnen Sie denn nicht, warum? Ich bin der Mann doch nicht, der wohlervogene Pläne einer Lanue wegen aufgibt. Ihr Herr Vater ist ganz meiner Meinung, und ich glaube, jetzt, wo doch schließlich meine Freundschaft Ihnen nützlicher sein kann als meine Feindschaft, sünden auch Sie eine andre Antwort für mich. Ich habe mich genau erkundigt, daß Sie in diesen etwas antüchtigen Kreis nur zufällig geraten sind, und sehe darin keinen Grund, meine wiederholte Werbung um Sie aufzugeben.“

Man sah es dem Manne ordentlich an, daß er seine Handlungsweise ungemein ritterlich fand. Trude sah ihn fassungslos an: „Aber das ist doch gar nicht möglich!“

„Warum nicht?“ lächelte Munk. „Sie haben mich eben völlig verkannt. Der Zufall gibt mir Gelegenheit, Sie von meiner aufrichtigen Gesinnung für Sie zu überzeugen, und ich hoffe —“

„Um Gottes willen, Herr Munk! Diese Ausdrücke war doch das erstemal peinlich genug!“

„Heißt das: Sie wollen nicht? Allen Ernstes auch jetzt nicht?“

„Allen Ernstes — niemals!“

„Ihr Herr Vater hatte Ihre Mitgift gewissermaßen vorher schon an mich ausgeliefert in Gestalt von Geschäftsvorteilen. Wissen Sie darum?“

„Ich hörte dergleichen.“

„Und begreifen noch immer nicht, was meine wiederholte Werbung bedeutet? — Ich könnte den Bekleidigten spielen, mich einfach mit dem Gewinne zurückziehen. Sie sehen, ich tue es nicht, obgleich Sie es mir schwer genug machen. Ich kann wohl sagen, daß nur die wahre Liebe mich so handeln läßt.“

Trude mußte lächeln über diesen imagi-nären Edelmut und sagte ein wenig freundlicher: „Ich will glauben, daß Sie es in Ihrer Weise gut mit mir meinen; aber Sie müssen begreifen — ich kann doch darum nicht Plänen zustimmen, die nicht die meinen sind.“

„Ist es vielleicht Ihr Plan, die Nachfolgerin Walpurgs bei dem Maler zu werden? — Ich muß gestehen, daß ich mich geradezu verpflichtet fühle, meine Kenntnis dieser Tatsache Ihrem Vater zu melden.“

„Wie Sie wollen, jetzt aber — bitte!“ sagte Trude, bebend vor Zorn. Mit einem Nicken um den Mund entfernte sich Munk auf demselben Wege, den er gekommen war, der Fabrik zu. Eine Weile saß Trude in finstern Brüten; dann rief sie das Dienstmädchen, um ihr aufzutragen, daß sie ihr melde, wenn der Vater auf sei. Das Mädchen berichtete, der Herr sei eben fortgegangen; er ließe sagen, er habe einen eiligen Geschäftsgang. Trude atmete auf. So konnte Munk ihr doch nicht zuvorkommen mit seinen Verleumdungen, und ihr blieb Zeit, sich zu sammeln.

Dazu aber sollte sie nun doch nicht kommen. Hellmut Stern ließ sich bei ihr melden. Trude ging dem Maler ein wenig verwirrt und doch freudig bewegt entgegen. „Daß Sie so bald — und gerade jetzt kommen, Herr Stern, ist mir eine große Beruhigung,“ sagte sie offen.

„Warum Beruhigung?“

„Munk war eben hier.“

„Ach so — ja, dann freilich! Es ist eine Ananie gegen Sie geplant, vor der ich Sie schützen mußte. Munk hat im Hauiche

ausgeplaudert, daß er Sie durch das ‚Geheimnis‘ zwingen wolle ...“

„Ja, das versuchte er eben — vergeblich.“

„Gott sei Dank!“

Trude rührte der Ausdruck liebevoller Anteilnahme, und sie sagte lächelnd: „Dachten Sie denn, ich lasse mich zu irgend etwas zwingen?“

„Das nicht gerade. Ich fürchte nur, Sie könnten böse Stunden davon haben.“

„Das wird nicht ausbleiben. Aber ich danke Ihnen für Ihre gute Kameradschaft.“

„Wenn Sie es doch ernsthaft damit meinen!“ sagte er bittend.

„Das tue ich,“ sagte Trude fest, „trotz all der bösen Dinge, die ich erlebte; ich werde Sie doch nicht mit den andern verwechseln! Ich glaube sicher, daß alles Lügen sind und Sie mit diesen Menschen sowenig gemein haben wie ich selber.“

„Im Grunde haben Sie ja recht. Aber nach außen hin — so in Vorüberstreifen.“

Trude sah ihn mit tief erschrockenen Augen an. Er fuhr bestommen fort: „Sehen Sie, in diesen Kreisen schließen und lösen sich rasch Verhältnisse unter den Menschen, die nicht eben die edelsten sein müssen. Ich kann zu meiner Entschuldigung nur sagen, ich habe in gutem Glauben gehandelt.“

Trude schwieg noch immer, aber ihre Augen wichen den seinen aus. Es wurde dem Maler immer schwerer, in diese Stille hineinzureden: „Können Sie mir darum Ihr Vertrauen nicht mehr schenken?“ fragte er leise.

Mit einer ganz fremden Stimme zwang sich das Mädchen zu antworten: „Ich weiß wirklich nicht — es liegt ja auch so wenig daran —, ich kann mich da nicht ganz zu rechtfertigen. Ist Walpurg Ihre Braut?“

Hellmut Stern errötete über diese echt mädchenhafte Frage. Er sagte zögernd: „Den Namen gab ich ihr nie.“

„Aber — keine Rechte?“

Hellmut neigte zustimmend den Kopf. Da erhob sich Trude in kühler Abwehr und sagte ruhig beherrschend: „So tragen Sie Mißschuld an dem Mißverständniß, das mich verletzte.“

„Ja, und bitte, daß Sie mir verzeihen.“

„Ich will es zu vergessen suchen.“

„Und wann darf ich Ihnen meine Bilder zeigen?“

„Ihre Bilder?“ sagte Trude wie aus einem schweren Traum heraus. Dann fuhr

es wie eine Flamme der Empörung über ihre Stirn, und sie sagte lebend: „Warum mißhandeln Sie mich? Was tat ich, daß Sie berechtigt, mich mit einer Walpurg Stahl auf eine Stufe zu stellen?“

So stolz und drohend schaute sie ihm ins Auge, daß der Mann in ihm in Luft erbebte. Ruhig hielt er ihre Blicke fest und sagte fast streng: „Sie wollten das Leben fühlen, und wo immer es in seinem vollen und reifen Drange Sie berührt, stoßen Sie es entsezt von sich. Sie verurteilen Dinge, die Sie gar nicht tiefer zu verstehen suchen, fordern vom Manne, was keiner geben kann! Ist nicht die Wahrheit, die ich Ihnen gab, Beweis genug, wie hoch ich Sie schätze? Aus tiefem Erdreich saugen wir alle unsere Kraft, die wir nicht Treibhandgewächse sind. Wie wir's verarbeiten, was durch die Wurzelkraft dunkler Triebe unserm Wesen zugeführt wird, darauf allein kommt es an, das macht den Menschen!“

„Mir wird das Häßliche durch Gründe nicht erträglicher,“ sagte Trude trotzig.

„Weil Sie nicht gelernt haben, aufs Ganze zu sehen. Wer keinen Blick hat für die ganze Persönlichkeit, der mag Splitterrichter sein. Ich nenne das nicht ‚männlich‘, wenn einer ängstlich jede Spitze meidet! Mitten durch den Schmutz — wenn es nicht anders sein kann — sein Höchstes tragen in erhobenen Händen und sich's nicht herunterreißen lassen, wenn rohe Häufte danach greifen: das ist's, damit kommt man heim!“

„Vielleicht zu sich selber. Zu uns, zu

unserer Seele nicht. Das weiß ich!“

„Sie wissen das?“ fragte Hellmut in fast atemloser Erwartung.

Trude sah und fühlte es: er wollte ihr tiefstes Bekenntnis haben. Und großherzig gab sie der Forderung nach. Wie zu sich selber redend, leise und langsam sagte sie: „Ich glaube, in jeder Frauenseele schläft eine Melodie, die nur ihr allein gehört, und das ganze Leben der Frauen ist oft nur ein Warten auf den Meister, der sie weckt. Wenn sie ihr rein erklingt, dann ist's wie Flügel, die ihr ganzes Wesen aufwärts tragen. Es ist das große Wunder, das jede von uns einmal erlehnt. Ich lausche danach seit meinen Kinderjahren schon — ich bin so töricht wundergläubig — und darum, wie Sie vom Rätsel des Weibes redeten und ich an alle die Gedanken dachte, die ich darüber hatte, und

wie seltsam das ist, daß Sie suchen, was ich suche — das brachte mich Ihnen so ungewohnt rasch nahe. Gegen Ihren Erkenntnisweg aber sträubt sich alles in mir. Ich kann da nicht mit, mag es Ihnen auch klein erscheinen — mir graut vor dem Entweihen.“

„Fräulein Bauman!“ tief Hellmut begeistert, „das eben ist ja Ihre Melodie. Die Sehnsucht nach der Kleinheit. Und wenn Sie mich auch verwerfen so können meinen, ich habe sie Ihnen doch zum Klugen gewekt. Und Sie? — Was haben Sie mir gegeben! — Geben Sie acht! Einmal, wenn Sie in meinen Werken sich verstanden sehen werden, lönt sie uns doch gemeinsam.“

Trude schüttelte traurig den Kopf: „Netzt nicht mehr. Ich muß auch an den Menschen glauben können.“

Hellmut hatte seine Erregung niedergelämpft. Ernst sah er dem tieferschütterten Mädchen in die Augen und sagte: „Das sollen Sie noch. Von dieser Stunde an gehör' ich Ihnen.“

Von den eignen Wünschen verlockt, von den Tatsachen verwirrt und beschämt, kämpfte Trude einen verzweifelten Kampf gegen sich selber. Sie wollte und konnte sich nicht zum Spielball einer Laune machen lassen, und ihr sonst so sicherer Blick für Echtes und Unechtes wurde durch den Widerstreit ihrer Gefühle getrübt. Mit einer hastig abwehrenden Gebärde ließ sie aus dem Zimmer und rannte wie gejagt in den Garten hinunter.

Hellmut stand ratlos. Noch wußte er nicht, ob er gehen oder Trudes Rückkehr erwarten sollte, als Dufel Paul ins Zimmer trat. Ohne alles Erstaunen begrüßte er den Fremden und sagte gemüthlich: „Meine Richte, die Trude, schickt mich zum Erfasse, weil's halt für sie wohl ein bißchen viel war. Wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann?“

„Ach ja, das können Sie! Bringen Sie Ihre Fräulein Richte einmal zu mir in mein Atelier; ich habe die feste Zubericht, ihr Mißtrauen gegen mich wird sich verlieren, wenn sie den Ernst meiner Arbeit sieht.“

„Sie waren auch auf dem Künstlerfeste da nenlich?“

„Ja.“

„Und es ist 'n bißchen bunt zugegangen?“

„Schlimmer als je.“

„Dann begreif' ich, das ist 'ne recht fatale Sache! Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen: wär's nicht besser, Sie ließen das Kind da ganz aus dem Spiele? — Die paar Tränen verwinden sich noch —“

„Aber sie ist kein Kind! Eben weil ich nicht zugeben darf, daß ihr erwachtes Menschentum wieder — vielleicht jetzt auf immer — hinter Kiesel gelegt wird, muß ich Sie bitten: helfen Sie mir und ihr, daß sie mit freiem Auge urteilen lernt.“

„Das ließe sich versprechen. Wie hier im Hause die ganze Sache noch ablaufen wird, weiß man nicht! Ich fürchte — nach allen Anzeichen —, diesmal gib't's Sturm! Und das ist bei meinem Bruder keine Kleinigkeit, kann ich Ihnen sagen.“

„Aber — Sie sind da.“

„Wird wenig nützen. Na — in jedem Falle, werden Sie man nicht ungeduldig. Ich hab' 'n gutes Gedächtnis, und wenn es sein kann — Sie haben's grad' so mit Ihrem guten Gesichte wie die Trude. Man sollte sich davon wirklich nicht so beschwägen lassen.“

Der Alte lächelte verlegen vor sich hin. Hellmut stand auf, mit warmem Dankesblick und Wort schied er von Trudes freundlichem Beschützer. Fast schien es, als sollte dieser ereignisreiche Tag für Trude nun doch ohne den letzten, gefährlichsten Streiftakt mit den Eltern vorbeigehen. Der Vater war bis zum Abendessen nicht heingekehrt, und Trude hatte nicht nötig, das Kopfweh, das ihr die Stirn zu sprengen drohte, nun vorzuschützen, um sich zur vorzeitigen Ruhe zurückzuziehen. Gerade, als sie sich vom Abendtisch erheben wollte, trat der Vater herein. Anders als sonst, polternd, fast roh trat er auf. Die Mutter gab Trude einen verstohlenen Wink, sich rasch zu entfernen. Bauman aber hielt seine Tochter brutal am Arme zurück. „Hiergeblieben! Antwort gegeben!“ herrschte er sie an. „Bescheid weiß ich freitlich, besser als mir lieb ist; sieh mir nicht ein, dem Bunk auß's Wort zu glauben, der jetzt mit deiner ganzen schönen Mitgift schwimmt. Es ist zum Nasendwerden, wenn man nur dran denkt. — Also ich ging an die Duelle — ich war bei dieser faubern Person, der Walpurg Stahl, und hab' mir da klaren Wein einschenten lassen. Und nun rede — wenn du nicht willst, daß ich dich hier mit meinen Händen umbringe!“

„Vater, es ist nur der Schein, der gegen mich spricht,“ stieß das Mädchen.

„Du warst dort, zweimal heimlich — inmitten ihrer lustigen Gesellschaft, hast dir selber einen ausgehakt da, den du der andern erst wegschnappen mußt. Was ist da nur vom Schein die Rede!“

Die Stimme des Vaters drohte vor Zorn zu erlösen; man sah es dem Manne an, daß er seinen Zähzorn kaum noch zu zähmen vermochte. Frau Bauman saß bleich und zitternd und magte kein Wort zu reden. Trude sagte hilflos in dem Gefühle, daß man ihr doch nicht glauben würde: „Es ist ja ganz anders —“

Ehe der Alte in neuer Empörung loszuweitem konnte, fiel Onkel Paul ein: „Zu wohl, das ist es. Das weiß ich am besten. Wie kannst du dir denn bloß von dem Hasenken, der dich beschlehen wollte, solchen Wind vornachen lassen.“

Bauman stützte einen Augenblick: „Du weißt es? — Du warst mit dort?“

„Et ja nu nich,“ gestand der Alte kleinlaut ein; da brauste der kurz gehemmte Sturm mit verdoppelter Macht: „Dein bekanntes Manöver, abzulenken. Das soll dir jetzt verflucht wenig nützen. Aus dem Hause schmeiß' ich die Dirne, wenn sie mir nicht bescheiden kann, daß alles erlogen ist. Kannst du das? — Rede!“ schrie er das Mädchen an.

„Nein,“ sagte Trude nun völlig kalt.

Zu jenen Augenblick hatte der Vater sie gefaßt und mit brutaler Gewalt gegen die Tür geschleudert. Klappend, wie ein wildes Tier rannte er auf und ab, es wagte keiner, Trude zu Hilfe zu eilen. Mähjam richtete sich das Mädchen auf; sie sprach nicht ein einziges Wort, aber sie sah den Vater mit einem Blicke an, daß dem alten Manne der Wein- und Zornrausch langsam verflog. Er sagte nichts mehr, als Trude schweigend das Zimmer verließ. — Lange blieben die Menschen stumm in dem ängstlich stillen Manne, in dem die Wanduhr plötzlich eine Stunne bekam: So ein Unsin, die Trude zu verdächtigen — so ein Unsin! sang sie immerfort.

Als antwortete er darauf, sagte Bauman völlig: „Von ihrem Trost und Eigensinn kommt das alles!“ Konnte sie nicht ruhig sagen, wie sich's gehörte: „Vater, so und so war die Sache.“ Aber das ist schon zuviel verlangt von dem einzigen Munde!“

„Du hast sie ja gar nicht zu Worte kommen lassen,“ klagte die Mutter. Und dann, sich an den Onkel wendend, fragte sie: „Abriegen, was weißt du denn von der ganzen Geschichte? Du steckst ja doch immer hinter ihren Geheimnißkammern.“

Der Alte seufzte: „Wißt' ich selber Verscheid, hätt' ich doch diese — diese ganze Infamie verhindert. Es ist ja ganz klar, daß sie der Trude aus einer harmlosen Sache 'n Strick gedreht haben. 'n Mädchel wie die Trude tut nichts Schlechtes, das sollten ihre Eltern vor allen Dingen wissen.“

Nun wurde die Sache gehörig hin und her beredet, und in seinem Eifer, der Trude zu helfen und die Eltern dahin zu bringen, daß sie sich selber Vorwürfe machten und der Tochter den nicht wegzuleugnenden Fehler leichter vergeben möchten, zog der Alte, sehr gegen seine sonstige Gewohnheit, die Debatte in die Länge. — Plötzlich packte ihn ein Schrecken. — Da sah nun das Mädchel vielleicht im Finstern und weinte sich die Augen aus! Er mußte versuchen, ihr noch ein gutes Wort zu sagen, und ging ihr nach. Die Mutter erriet seine Absicht und war recht zufrieden damit. Sie hätte ja, nach guter, alter Art, das beiseite nicht tun dürfen, aber wenn der Onkel nach ihr sah, das erleichterte sie doch. Noch saß sie in solchen Gedanken, als die Tür aufgestoßen wurde und Onkel Paul, greisenhaft aussehend, hereinrückte: „Sie ist fort!“ sagte er, fast flüsternd vor Schrecken.

„Nein,“ schrie die Mutter auf, „nein, das ist nicht möglich, jetzt in der Nacht!“

Sie suchten das Mädchen in ihrem Zimmer, im Garten, auf der Veranda, der Vater holte die Schlüssel und ging suchend nach der Fabrik hinüber — von Trude nirgend eine Spur. — Endlich fand die Mutter einen Zettel: Seid um mich ohne Sorge, ich tue nichts Unrechtes, wenn ihr mich nicht durch Verfolgung dazu treibt. Ich bitte, laßt mir die Möglichkeit, freiwillig zu euch zurückzukehren. Trude.

„Gott sei Dank!“ seufzte Onkel Paul auf, „sie ist doch ein tapferes Mädchel, die Trude, die geht uns nicht verloren.“ —

Für Trudes Eltern war es indessen nicht leicht, der Tochter Wunsch, ihr nicht nachzuzuwären, zu erfüllen. Der Vater bereute seinen Zähzorn, und die Eltern anähte ebenso der Gedanke an das liebliche Ergehen ihres

einigen Kindes wie die forschende Neugier, die nach ihrem Verbleib in ihren Kreisen rege wurde. Man half sich anfangs mit der Ausrede, Trude habe eine Verwandtenreise unternommen. Als aber Woche um Woche und Monat um Monat verging, ohne Nachricht von dem Mädchen zu bringen, verwandelte sich der Trost und Jörn der Eltern in qualende Angst, die kein Mittel verschmähte, des Kindes wieder habhaft zu werden. Fritz Bauman ließ heimlich Nachforschungen nach dem Mädchen anstellen, die freilich lange ergebnislos blieben. Dazu kamen geschäftliche Sorgen. Blunk entslödete sich nicht, auf seinem Scheine zu bestehen und die Fabrik des alten Bauman zu den ihm unter ganz andern Verhältnissen gemachten Bedingungen an sich zu bringen. Die Konventionalstrafe, die Bauman in dem festen Glauben daran, daß sie nie in Kraft treten würde, sehr hoch angelegt hatte, mußte gezahlt oder Baumans Lebenswert weit unter seinem Werte weggegeben werden. Bauman arbeitete mit zwei gewiegten Rechtsanwältin, die ihm indessen die Ausschickslosigkeit einer gerichtlichen Entscheidung für ihn nicht verhehlten. Das ließ den Jörn des Vaters über den unbegreiflichen Eigenjinn der Tochter immer wieder aufflackern.

Indessen hatte Trude versucht, sich auf bescheidenster Grundlage eine eigne Existenz zu erringen. Ihr Sparlaffenbuch, das sie mit sich genommen hatte, und das ihr eine bescheidene Summe als Fundament bot, war bis auf den letzten Groschen abgehoben, und noch immer sah das Mädchen keine Möglichkeit, sich durch ihre Arbeit selbst zu erhalten. Noch blieben ihr durch ein paar wertvolle Schmuckstücke ein paar Hilfsmittel, aber der ungenügende Vorrat an Wäsche und Garderobe, den sie in höchster Eile mitgenommen hatte, brachte sie bereits in peinliche Verlegenheiten. — Sie hatte es mit allem nur Ergreifbaren versucht, hatte die Annoncen studiert und Hunderte von Wegen gemacht, wo immer arbeitenden Frauen ein Verdienst angeboten wurde, aber die schandvolle Bezahlung der Heimarbeiten, die junge, lebenskräftige Menschen zu Sklaven erniedrigt und sie um ein ganz unzulängliches Stück Brot von früh bis spät fronen laßt, gewährte Trude nicht einen Schimmer von Hoffnung. Ängstlich verkrochen in ein trübes Hinterhandstüchlein, saß Trude, bleich und schmal ge-

worden, und fertigte für ein großes Geschäft „Puppenanzüge“, die zierlich und adrett hergerichtet sein mußten und bei angestrengter Arbeit ein paar Groschen Tagesgewinn einbrachten. Es waren Trude hier und da Möglichkeiten eröffnet worden, als Verkäuferin in ein Geschäft einzutreten, aber sie scheute dies Herausreten aus ihrem Versteck ebensosehr ihrer selbst wegen als aus Furcht, entdeckt zu werden von den Jhrigen, ehe sie mit freier Stirn zu ihnen treten und ihnen sagen konnte: „Das ist mein Leben, das ich mir selber errungen habe.“ — Aus sicherer Ferne sieht der Kampf ums Dasein doch ganz anders aus, als wenn man mitten hineingesezt ist in das große Gewühl der Hungernden und dahin die feineren Zusätze Besessergewöhnter mitbringt, die den Vorwärtstrebenden hennnen wie das Geweih den Hirsch im engen Forst.

So allein und verlassen Trude war, fühlte sie sich doch nicht nutzlos, nicht einmal freudelos. Aber ihrem bescheidenen Heim lag ein Schimmer von Heiterkeit. Waren es die kleinen seidnen Kissen, die das schmale Ledersofa aufstellten, die paar Bilder und Photographien oder das Eisengeranke, das sich um ihr Fenster schmiegte, die weiße Spitzendecke, die ihr Bett verfüllte, und die zu sagen schien: es ist doch ein Prinzesschen, das sich hier nur ein Weichen verjstet hat. Oder war es eben die Atmosphäre der Persönlichkeit, die sich ohne genau bestimmbare Dinge kundtut, oft nur darin, wie ein Stuhl gestellt, ein Spiegel gehängt, eine Blumenvase gefüllt und geordnet ist? Zu jedem Falle war es heimlich in Trudes Nähe, und wenn sie des Abends das Tapetentürchen öffnete, das auf eine Art „Dachballon“ hinausführte, der den Blick frei ließ über die Falenjeer Brücke in das große Menschengetriebe hinein und darüber hinaus auf den Strom und die Waldtrouen des nahen Grunewaldes, dann sog das Mädchen einen Atem der Freiheit und Selbstherrlichkeit in sich ein, der sie ihr kleines, eignes Reich um keinen Palast der Welt hätte vertauschen lassen mögen, wenn dieser ihr nicht allein gehörte.

So saß Trude eines Tages in enger Arbeit, als die Tür sich öffnete und Entel Paul eintrat. Ohne Klopfen, als verstünde sich das ganz von selbst. Das Mädchen sah ihm stumm vor Überraschung entgegen. Freude und Furcht jagten einander.

„Na, Trudisen, da bist du ja nun endlich; hat das aber Mühe gekostet; ich dachte, guten Tag könntest du mir immer mal sagen.“

„Onkel Paul — ach, Onkel Paul!“ rief das Mädchen verwirrt.

„Na ja — und ganz alleine, daß du nur erst mal ruhig wirst. Es weiß ja doch niemand, daß ich dich gefunden habe.“

Trude atmete auf: „Es wäre auch schrecklich — jetzt, wo ich noch gar nichts erreicht habe.“

Der Alte sah sich kritisch ringsum: „Meinst du, das wäre bei dieser Art Geschäft möglich?“

„Mein, so nicht, das weiß ich wohl. Es sind doch die ersten Versuche, da kann man noch nichts verlangen. Ich will schon laufen lernen, wie andre Leute auch, die nichts haben als gefunden Geist und Glieder.“

„Du, damit wird's aber bei der Ernährung auch bald hapern. Was sind das für Sachen! — Hier hat dir doch das Leben ärger mitgespielt, als das bißchen Unvernunft von Vater es tun konnte!“

Trude richtete sich hoch auf: „Aber es hat mir doch eins gegeben, was ich niemals kannte: das Gefühl der Freiheit. Ohne das möcht' ich nicht mehr leben.“

„Na, siehst du, das hat dein Freund, der Maler, auch immer geredet, und nun pfeift er dir auf die ganze Freiheit, wenn er nur ein Hippelchen von der zu sehen kriegt, um die ihn halt die ganze Welt nicht zu schade wäre.“

Trude war tief erbost: „Was soll das, Onkel?“ presste sie hervor.

„Na, Kinding, seiner konnt' ich's halt nicht sädeln. Er will dich sprechen, und ich hab's ihm soweit auch zugesagt. Der Mensch geht ja rein zugrunde. Läßt Staatsauftrag Staatsauftrag sein und sucht nach dir in ganz Berlin wie nach 'ner Stecknadel, die in die Spree gefallen ist. Das geht doch nu einmal nicht.“

„Wie weißt du das alles?“ fragte Trude schwer.

„Na, Kunststück! Wenn man so Tag für Tag miteinander Berlin abtappert, vom Juni bis in den Oktober hinein — ich danke!“

„Das tatest ihr?!“

„Was blieb denn weiter übrig? — Die Polizei und so hattest du dir ja bei Todes-

strafe verboten, und mit so 'nem Mädel, wie du bist, ist darin nicht zu spaßen. Also —“

Trude sprang zitternd auf: „Und nun — will er hierherkommen — hierher — in diese Armlosigkeit —“

„I woher denn, Kind, ich führ' dich zu ihm, das ist viel gefährlicher. Aborigens, wie der ist, der kriegt vielleicht noch mehr Respekt vor dir, als er so schon hat, wenn er dich hier haufen sähe.“

Trude hatte sich beruhigt und saß schweigend in tiefem Nachdenken, aus dem sie plötzlich klagen sagte: „Es geht doch nicht — auch jetzt nicht; laßt mich und quält mich nicht.“

Der Alte stand langsam auf: „Natürlich, du gehst mir vor, das ist ja doch klar. Der Hellmut mag sich in Gottes Namen einen andern Ort aussuchen, wo er malen kann; es muß ja nicht gerade Berlin sein. Sie sind jetzt ohnehin alle höllisch hinter ihm her. Ich weiß nicht, was da dran ist, aber die Kritiken, die sie ihm diesmal zusammengeschmiert haben: der Tümmling und die andern! 's ist schon arg, daß sich einer das gefallen lassen muß und nicht aufmucken kann. Drüben in Amerika, hab' ich mir sagen lassen, giuge man mit dem Revolver auf die Redaktion, die solche Schmähungen drucken läßt. — Hier hat man halt noch mehr Angst davor, sich lächerlich zu machen, und hält den Mund und läßt seine Sachen reden. Wofüß daß es manchmal lange dauert, bis sich auch Dyrren finden, die das hören können.“

„Will er denn fort?“ fragte Trude besklommen.

„Wegen der Dachshunde natürlich nicht. Sonst wär's schon besser. Er muß doch wieder zu arbeiten anfangen, wenn sie ihn nicht ganz und gar zerreißen sollen. Es heißt ja so, der Staatsauftrag, den er den Auftraggebern sozusagen vor die Füße geworfen hat, weil sie ihm künstlerische Beschränkungen auferlegten, wie er sagt, den habe man von oben her zurückgezogen. Und er laßt kloß zu dem Verrath. Aber kein gutes Lachen! Wär' auch schwer möglich, du launst das ja selbst mal lesen.“

Umständlich kramte der Alte Zeitungen aus seiner Tasche, die er Trude neben all ihren Puppentram auf den Tisch legte. Dann machte er sich zum Fortgang bereit, mit der Versicherung, gegen jedermann zu schweigen

über Trudes Aufenthalt, den ein Zufall ihn heute allein finden ließ. Aber wiedertommen wollte er. —

Als Trude allein war, las sie aufmerksam alle die boshafsten Kritiken, die Hellmut Sterns letztes großes Bild in der Kunstausstellung hervorgerufen hatte. Und indem sie las, stand die Persönlichkeit des Mannes, den sie schmähten, deutlich vor ihrer Seele, und obgleich sie noch nie das kleinste Bild von ihm gesehen hatte, wußte sie es doch ganz unfeinbar, wie hoch er stand in seinem Wollen und Können über diesen Angreißern und Feinden. Ganz plötzlich war der volle Glaube an ihn wieder auferstanden in ihr. Morgen war Schluß der Ausstellung, und noch gab der Tag heute ein paar helle Stunden, daß sie eilen und sein Bild selber sehen konnte. Es schien ihr ganz unbegreiflich, daß sie das nicht längst getan hatte.

Vor seinem Bilde erst wurde sie ruhiger. Sie sah und schaute es mit verstehender Seele; das der Menge Unverständliche wurde ihr völlig klar, ihr, die ja doch um sein Sehnen und Suchen wußte. Die dunkel verworrenen Wurzeln eines Welkenbaumes, der aus schlammiger Tiefe heraufwächst in helles, wollensloses Licht, empfand sie als das Bild der Mannesseele, die mit tausend Ästen alle Helligkeiten einzufangen strebt, die aus unbekannten Himmeln über ihm schweben. Diese Himmeln eben, die einen Baum überschweben und in sich selber sich immer zu erneuen schienen, in endlose Tiefen hinein, waren es, die die Menge als gemalte Unmöglichkeiten abwieß. Und die dem Schauenden so völlig klar und offen lagen. Nicht Allegorien, unendliches Empfinden für die geheimnisvolle Welt der Weibeseele war es, die all das Unbegreifliche erklärte.

Mit naßen Augen schied Trude von dem Werke und ging geradeswegs nach der Lehrter Straße, wo sie das Atelier Hellmut Sterns wußte. Der frühe Herbstabend dämmerte bereits, als sie vor seiner Tür stand. Ihr Herz pochte laut. Wenn er nun nicht daheim war, wenn diese Stunde, die ihrem Herzen allmächtig gebot, ungenützt vorüberging?

Jaghaft zog sie die Glocke. Die Wirtin, in der Meinung, es sei ein Modell des Malers, sagte kurz: „Dort, die zweite Tür links.“

Trude tastete nach dem Drücker, öffnete leise die Tür und schritt langsam, wie von einer fremden Macht getrieben, auf Hellmut zu, der am Fenster saß, den Blick den lichten Abendwolken draußen zugewendet. Er hört den leisen leichten Schritt und wendet den Kopf zu der hellen Gestalt, die wie eine Erscheinung aus dem Dunkel des Raumes aufsteht und mit gefalteten Händen vor ihm steht. Jetzt erst begreift er es, daß es keine Halluzination seiner Sinne ist, wie die überreizten Nerven sie ihm manches Mal in letzter Zeit vorgespiegelt hatten.

„Vergib,“ flüstert das Mädchen.

Er beugt sich zu ihr, zieht sie an sich, und seine Lippen stoßen: „Du — du! Komm — nicht so, um Gottes willen!“

Trude ringt nach Worten: „Ich bin ja nur eine von den vielen, die so zu dir kommen werden und bitten: Vergib uns, daß wir dich nicht erkannten!“

Hellmut schaut ihr leuchtend in die Augen: „Du kommst von meinem Bilde?“

„Ja, du Großer, Guter!“

„Ach, du — das ist zuviel. Das will ich ja erst werden.“

„Nein, du bist's. Und weil du mit deinem Denken und Fühlen so fern bist dem Alltäglichen, darum ist's schwer, dir zu folgen. Ob ich zu dir gefunden hätte ohne deine Hilfe, ohne die Zeit des Ganzalleins, das weiß ich nicht.“

„Aber ich weiß es, Kind. Was zwischen dir und mir Wurzel geschlagen hatte, das war auch nichts Alltägliches, das mußte aufblühen zu höchstem, ewigem Versehen: Siehst du, die Menschen reden von Liebe, wenn sie sich gegenseitig ansehen, wie Schalen des Genußes, die man gierig leer trinkt. Da kann freilich der eine dem andern nicht lange genügen, und die große unsinnige Jagd beginnt, die in vielen das eine sucht, wonach wir in tiefer Seele suchen, das ganze unererschöpfliche Verstandensein. Das gibt kein Suchen und kein Verstand der Welt, das ist das große Wunder, das ganz plötzlich zu uns kommt und nie mehr geht, das ist die Liebe, so wie wir sie fühlen.“

Trude hob den Kopf ein wenig von des Geliebten Brust und schaute ihn mit seligen Augen an. Da neigte sich Hellmut und küßte ihre Lippen wie ein Heiligtum.





Wilhelm von Diez: Rajt an der Quelle.

Wilhelm von Diez und seine Schule

Don Alexander Heilmeyer

Als der Naturalismus in der bildenden Kunst Anfangs der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts von Frankreich her in Deutschland eindrang und die Gewalt dieser geistigen Bewegung wie eine Sturmflut anwuchs, da wurde manches wohlgepflegte Stück Ackerland überschwemmt und die keimende Saat vernichtet — verloren die Arbeit von Generationen. An der Spitze dieser Bewegung stand eine Schar radikaler Elemente, welche allem Hergebrachten den Krieg erklärten und alles, was noch einigermaßen mit der Tradition zusammenhing, verachteten und geringschätzten. Die Kunst sollte von Grund aus reformiert werden. Die naturwissenschaftliche Methode, deren sich Jola bei der Ausführung seiner Romane bediente, sollte auch auf die bildende Kunst Anwendung finden. An Ziele bewährter Prinzipien trat alsbald das Experiment.

Der Impressionismus, der die farbigen Erscheinungen in einzelne Momente auflöste

und zerlegte, mußte in seiner extremen Richtung als schroffer Gegensatz zu einer Lehre empfunden werden, welche die malerischen Tonwerte wohl als farbige Relationen auffaßte, sich aber doch dabei der Zeichnung, der Form und der Komposition bediente. Er mußte insbesondere in scharfen Gegensatz zu einer Schule treten, deren lüsterliche Prinzipien sich auf der Basis der Tradition altholländischer und niederländischer Malerei aufbauten. Es war daher ganz natürlich, daß mit zunehmendem Einfluß dieser modernen Ausschauungs- und Ausdrucksweise die Arbeit der vorigen Generation immer mehr in den Schatten geriet und ihr Verdienst geschmälert wurde. Man tat so, als wäre alles, was vordem existierte, überhaupt keine Malerei gewesen, als wäre das Malen erst mit der neuen Lehre erfunden worden. Man vergaß, daß man die Kunst, wie Wöcklin sagte, bald rechts, bald links reiten könne, daß Hell- und Dunkelmalerei nur verschiedene Zeichen ein und derselben Sache sind. Nachdem das Experiment des Impressionis-

muß, die malerische Darstellung nach der Lichtseite hin zu steigern, keine weiteren Möglichkeiten mehr darbot, im Gegenteil, der Maler sich auch darin an die Ausdrucksmittel seiner Palette gebunden fühlte, konnte man einer Malerei die Berechtigung nicht absprechen, die sich von Anfang an ihres Zieles klar bewußt war und sich klug auf das Mögliche zu beschränken wußte. Heute sieht man sogar in dieser Beschränkung schon „künstlerische Weisheit“ und verehrt Leibl als ganz großen Meister. Es zeigt sich, daß gerade zu der Zeit, als die naturalistische Sturmflut in Deutschland einbrach und die Veristen, Impressionisten als „Kun-Maler“ auftraten, bereits eine hochentwickelte malerische Kultur vorhanden war, deren frische duftige Blüten aber durch den Metan des Kleinartismus vernichtet wurden. Der Sturm jener unwiderstehlich vordringenden geistigen Bewegung hatte viele Talente entwurzelt, verwirrt und zersplittert — was nicht mitging, blieb achtlos beiseite liegen. Manche, und nicht gerade die Unbegabtesten, wandten der Kunst für immer den Rücken und griffen zu einem bürgerlichen Beruf. Wie schwere Kämpfe mag das oft abgeseht haben!

Auch die Diezschule hat ihre Geschichte. Ihr Haupt Wilhelm von Diez ist aus der Schule Pilons hervorgegangen. Man wird weder die Malerei noch das „historische



Meyer-Graz: Alte Frau.

Genre“ der Diezschule verstehen können, wenn man nicht auch ein wenig über Piloty und seine Schule weiß. Dieser Meister, der im Gegensatz zu Mantzsch die Geschichte in realistischer Färbung darstellte, dem es weniger um den „Weiß“ in der Geschichte als um ein malerisches historisches Milieu zu tun war, hat doch das entschiedene Verdienst, die Malerei gefördert und gepflegt zu haben. Zureich, seine auf starke malerische Kontrastwirkung eingestellte Anschauung, seine Vorliebe für bunte Farbigei, seine effektvolle realistische Manier, mit der er oft verblüffende Wirkungen erzielte, übten auf die Nachahmer einen oft unheilvollen Einfluß. Sie gerieten mit ihrem Realismus einer photographischen Naturschauung und abfichtlicher Steigerung malerischer Kontrastwirkungen in eine Sackgasse, und der Überdruß an dieser Art Malerei wie an historischen Ausstattungsstücken mit „ewigen Meisterstücken“, Unglücksfällen u. dgl. wurde allgemein.

Daß sich Diez so lange in diesem Fahrwasser gehalten hat, beweist nur, daß er stärkere innere Werte besaß. In der Tat ist er als Historienmaler auch seine eignen Wege gegangen, die ihn zunächst fernab der Pilotyschen Richtung zum intensiven Studium der alten Meister luden. Bei Gomperman und Düren fand er die seinem Talent entsprechende Nahrung. Auch bei der Komposition seiner Bilder



Wilhelm von Diez: Porträt des Heren Geiger.



Alois Erbelt: Der Raucher.

befolgte er ein ganz andres Rezept. Viele Bilder aus der Pilotschule erwecken den Eindruck, als wären sie von dem Regisseur des Meiningen Hoftheaters zusammengestellt und begnachtet worden. Tatsächlich hat ja Pilot die Komposition vieler solcher Bilder in diesem Sinne stark beeinflusst. Diez, der vor allem keine Haupt- und Staatsaktionen malen wollte, ging dem Theatralischen bewußt und geistlich aus dem Wege. Er wollte keine Geschichte, sondern Geschichten, Episoden, Abenteuer mit dramatischem oder lyrischem Einschlag darstellen. Es mangelte ihm durchaus nicht an historischen Kenntnissen. Als Illustrator der deutschen Geschichte kann er mit Menzel verglichen werden. Johannes Scherr, dessen „Deutsche Kulturgeschichte“ er illustrierte, schrieb ihm einmal, durch seine Bilder beläme das Ganze erst Anschaulichkeit und Leben. Sein fleißiges Studium des Gegenständlichen, das er in Sammlungen und Museen auffuchte, wie fein offenes Auge ließen ihn immer das Natürliche wahrzunehmen, auch wenn er Siegfriedritter, Marsden, Wallenstein oder eine vornehme Reisegesellschaft aus dem achtzehnten Jahrhundert malte.

Das Geheimnis seines Erfolges liegt darin, daß bei ihm wie bei Menzel das historische Stoffliche durch die Unmittelbarkeit und Belebung der künstlerischen Darstellung Form und Gestalt gewann.

Als Maler hat er von den alten Meistern gelernt, wie die Gegenstände, von atmosphärischer Luft umwoben, in ein geheimnisvolles Spiel von Licht- und Schattentönen getaucht, einen ganz eignen Reiz und Zauber ausstrahlen. Bei allem Reichtum seiner Palette an Farben weiß er doch das Einzelne immer dem Ganzen unterzuordnen und alles in diesen stimmungsvollen Gesamiton einzuhüllen. Seine kleinen Bildchen, deren Farbe wie Email schimmert und leuchtet, sind mit Menzelschem Geist und Meissenerscher Geduld gemalte Cabinetstücke. Die besten Stücke von Diez sind meist temperamentvoller gemalt, lapriziöser und geistreicher im Spiel der Farben als die Durchschnits-Meisseners. Diez' Maler Temperament vereinigt in glücklicher Mischung altbayerisches Phlegma und fränkische Beweglichkeit des Geistes, eine Kombination, die vorzüglich für die Ausführung solcher Bildchen geeignet war. Mit seiner Zehnfachigkeit vereinigte er einen genialen Fleiß, und bei aller Beschaulichkeit besaß er die Gabe des rasch zugreifenden Blicks und der jeder Eingebung des Auges willig folgenden Hand.

Auf seine Lehrtätigkeit konnte er sich etwas zugute tun. Diez war als Lehrer ganz Autodidakt, durch und durch Original in seiner Lehrauffassung und Methode. Man versteht ihn darin am besten, wenn man den Grund



Josef Weiser: Studienkopf.



Ernst Zimmermann: Porträt des Malers Rupprecht.

all seiner pädagogischen Fähigkeiten in seiner von Natur aus seinen Menschlichkeit sucht. Sein Verhältnis zu seinen Schülern war ein rein menschliches. Er war gleichsam der gute Kamerad und väterliche Ratgeber seiner Schüler. Der schulmeisterliche Pöpsl und die bürokratische Nebenregierung, wie sie an Kunstakademien so oft ausgeübt wird, waren ihm gründlich zuwider. Wen er einmal bei sich aufgenommen, und wen er als richtig beifanden hatte, der erirte sich seiner Sympathie und seiner Zuneigung, die durch den Gang äußerlicher Dinge nicht mehr gestört werden konnte.

Wie Diez mit seinen Schülern verkehrte und wie er lehrte, das wird am besten von seinen ehemaligen Schülern selbst geschildert. Josef Weiser erzählt: Es war wie gewöhnlich wieder sein Platz in der Diezschule. Wir Neueingetretenen wurden in einen Stube zu einem Atelier umgewandelten Raum der alten Akademie in der Neubauerstraße gesteckt und angewiesen, uns das Modell selbst zu stellen. Es war ein kleiner Junge, eine im materiellen Sinne unansehnliche Erscheinung. Diez kam, besah unsre Arbeiten und bemerkte, daß wir uns mit etwas quälten, das wir noch nicht beherrschen könnten; er sagte, das nächste Mal wolle er ein Modell mitbringen. Nun kam er mit einer alten Frau angerückt, die der berühmten Hille Hobbe von Traus Kafs sehr ähnlich sah

sie war von geradezu abschreckender Häßlichkeit. Er rückte den Stuhl mit der Alten in ein weiches, gleichmäßiges Licht. Um den Teint des welken Gesichts zu heben, breitete er über die Lehne des Stuhls ein von Wind und Wetter gebleichtes schwärzliches Tuch, wodurch der Kopf mit der welken Gesichtsfarbe und den silbrig schimmernden Haaren einen wunderbar stimmungsvollen Kontrast erhielt; eine ähnliche Wirkung erzielte Diez auch bei andern Modellköpfen oder Alten mit einem Stückchen weißer Leinwand. Er erhobte in einem Winkel des Ateliers einen alten Korb, den holte er herbei, stellte ihn vor die sitzende Alte hin und legte ihre Hände darauf. Wie das Licht über den oberen Teil des Körpers hinflutete, die Farben deutlich und bestimmt hervortreten ließ, die Modellierung der Form kräftig zeigte, das übrige aber in ein dümmriges Hell Dunkel hüllte, glaubte man einen alten holländischen Meister vor sich zu sehen.

Gegenüber der materiellen Anschauung der Pilozschule bedeutet die Diezische Schulung einen großen Fortschritt. Die materielle Anschauung der Pilozschule legte noch allzu sehr Gewicht auf eine möglichst realistische Wiedergabe der Gegenstände in der Natur.



R. Schmidt: Geigenpielender Dominikaner.

Günther Kiesl: Diskulenhof in Lüneburg. 10

Mit Recht sagt ein unbefangener Beobachter: „Die Erscheinung, welche die Realisten mit viel Aufwand von Farbstoff zustande bringen, ist nichts weiter als eine mehr oder minder gelockerte Nachahmung des äußeren Gewebes der Dinge, die sie zudem, um die Kraft der Vokalfarbe zur Wirkung zu bringen, in ein grelles Tages- oder Sonnenlicht setzen. Dieser Kunst sind Mauerwerk und Wollenzeug ebenso wichtig wie der Kopf des Helden, und so sehr kommt es ihr auf den täuschenden Schein der Wirklichkeit an, daß sie das eigentlich malerische Element, den Einklang der Farben im stimmungs-vollen Lichtem, ebenso vernachlässigt wie Form und Ausdruck.“

Die Arbeiten der Dickschule hingegen zeigten, daß man bei aller Realität im Treffen der Vokalfarbe doch die Hauptfrage in der Wiedergabe der Werte sah. Man hatte erkannt, daß alle Ton- und Farbwerte nur Relationen und alle voneinander abhängig und gegenseitig bedingt wären. Man suchte sich über das gesetzmäßige Verhalten dieser malerischen Ausdrucks- und Wertwerte klar zu werden und wurde dadurch zum Studium der alten Meister geführt. Bei ihnen fand man die ersehnte Einheitslichkeit des malerischen Aus-

drucks. Bei aller Differenzierung der Werte war doch immer eine Übereinstimmung, ein harmonischer Gleichklang erreicht. Die alten Meister gaben ihren Bildern ein die ganze Darstellung einigendes Licht. Es war nicht das Licht der strahlenden Glut der Sonne, sondern ein milder, gedämpfter Ton — Hell-dunkel. Die alten Maler, Meister in der Kunst, stufen die Lichttöne der Farben nach der dunklen Seite hin ab, sie versuchten gar nicht, das Licht zu malen, sondern wirkten durch Kontraste von kalten und warmen Farben, helleren und dunkleren Tönen.

In der Dickschule wurde das Auge auf „Ton“ eingestellt und geübt, die verschiedenen Tonwerte der Farbe und des Lichts mit absolut malerischer Empfindung wahrzunehmen und sie dem Einheitsprinzip der Helldunkelmalerei einzuordnen. Man erkennt in den Studien der Dickschüler unschwer eine gewisse Anordnung, eine Stufenleiter von Farb- und Lichttönen, die vom dunkelgefärbten warm-leuchtenden Kernbraun- oder van-Dyck-Braun ins schwärzliche Dunkel übergeht und nach der Lichtseite hin die feinen grauen Töne ergibt, die Vöfys so meisterhaft getroffen hat. Tüvenets Malerei erscheint wie die Manier auf impressionistische Wahrnehmungs-

gen gegründet, die sich aber in dem der Diezschule gefälligen malerischen Vorstellungs- freie bewegen.

Die von der Galerie Heinemann in München wiederentdeckte Diezschule enthielt bei ihrer ersten Ausstellung eine Fülle künstlerischer Arbeiten: Studentköpfe von Meyer-Graz, Correggio-Schultzeiß, die des öftern an bekannte französische Meister erinnerten, und doch war keiner dieser jungen Künstler über München hinausgetommen. Ein Maler von Courbetischer Handfestigkeit war Alois Erdelt. Studentköpfe von außerordentlicher Tonstärkung und weicher, flüssiger Malweise, wie sie Wilhelm Trübner und Josef Weiser malten, ließen geradezu an Leibl denken — ein Beweis, wie damals gewisse malerische Bestrebungen sozusagen in der Luft lagen. Zimmermann erreichte in manchen Studien die alten Holländer; Herter ließ durch sein leuchtendes frisches Kolorit an Rubens denken. Holmberg mit ganz impressionistisch gesehenen italienischen Landschaften, Gottward Kuehl mit seiner meisterlich gemalten Freilichtstudie aus Lüneburg, Stauffer-Bern mit kraftvoller Modellierung der Form. Spring mit seinen in war-



⌘ Karl Stauffer-Bern: Studienkopf. ⌘

men, ionigen Farben gehaltenen Interieurs, ferner Fialhein, Laeverenz, Höder, Adam, Weisshaupt sind, so verschieden sie in ihrem malerischen Ausdruck erschienen, doch alle aus der Diezschule hervorgegangen. Eine



starke Neigung zum historischen Genre, die bei vielen Schülern hervortrat, lag in der Richtung des Meisters wie im Geschmack der Zeit. Schgoer, Friedbichler, Käuser, Weigand, Squindo haben sich vorzugsweise in diesem Genre betätigt. Wie sie trotz alledem selbständig arbeiteten, und wie sie durch die nächste Umgebung, die um München liegenden Kolofotischlöcher, durch prächtige Parkanlagen und überhaupt durch die Landschaft angeregt wurden, davon erzählen die Bilder von Robert Schleich, Heinrich Weber, Breiling, Herterich und Tasio.

So viel Talent bei aller Vielgestaltigkeit und so starke individuelle Auffassung der Natur ist selten in einer Schule beieinander gewesen. Ein frischer, freier Geist wehte durch die Diezschule, groß war die Lust am Fabulieren und Dichten wie am künstlerischen Arbeiten überhaupt. Die Diezschüler gingen offenen Auges umher und fanden Anregung über Anregungen im malerischen München und seiner nicht minder malerischen Umgebung, z. B. in den Bräuhäusern mit ihren Einlehen, den sogenannten „Schwemmen“,

wo sich bei einem kleinen Bierorchester allerlei Volk einfindet und zuweilen Gestalten auftauchen, wie man sie nur auf den Bildern von Teniers und Brouwer wiederfindet; im Spital und im Pfündnerhaus, unter den Bettlern und alten Weiblein an den Kirchentüren fanden die Diezschüler jene prächtigen Studientöpfe, wie sie uns auf vielen ihrer Bilder begegnen, so z. B. der bartlose Alte mit dem knochigen altpäpstlichen Bauernschädel, die runzlige Alte mit dem schwarzen Koppftuch und der gelblich-rötlichen Gesichtsfarbe. Häufig lehren auch die schweren Münchner Brauerpferde mit den glänzenden scheckigen Fellen auf Bildern wieder; zu einem blanken Harnisch, zu blühender Wehr und buntem Kostüm bildet ein solcher Gaul einen wirksamen Kontrast. Auf solchen Pferden, mit Wagen, alter hölzerner Kanone und vielem andern Müßzeug zog einmal die ganze Schule hinaus ins Freie, ins Nartal zur Burg Schwaneck, die man nach mittelalterlicher Weise belagerte und stürmte. Das bildete dann auf lange hinaus Stoff zu lustigen Schwänken, Erzählungen und Bildern. Abends, nachdem den Tag über fleißig ge-



Ludwig Herterich: Johanna von Stegen.



Robert Schleich: Vor dem Tore.

arbeitet worden war, versammelte sich die Schule um den geliebten Lehrer auf einem der schönen alten Viertel der Münchens.

* * *

Die Anschauungen wandelten sich allgemach. Während die Wellen jener Strömung, die wir bereits im Anfang gekennzeichnet haben, in die Schulsäle der Akademien und auch in die Diezschule einbrachen und viele Schüler umstimmten, wurde der Meister da-

von gar nicht berührt. Mochte da kommen und gehen, was wollte, er blieb sich selbst tren. Er hat seine Schule recht eigentlich überlebt. Trotzdem hat sie sich weit über eine Generation hinaus erhalten. Sie war so, wie sie war, ein echtes Erzeugnis der Kunst ihrer Zeit und mit dem alten Maler-
nest München innig verwachsen. Als ein charakteristisches Beispiel einer Volksschule der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts in München verdient sie eingehende Beachtung. Sie hat in einer Zeit, wo man eben anfing,

Max Dalio: Der verlorene Sohn. 

das Malerkönnen als eine sichere Grundlage der Kunstübung zu schätzen, das Handwerk gepflegt und geübt. Wer in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts malen lernen wollte, ging entweder nach München, oder er ging nach Paris. Die Dickschule hat

das große Verdienst, daß sie auf gründliches Naturstudium ausging, die Kunst auf einer soliden Grundlage aufbaute und zur reinen Malerei hinführte, dabei eine Kultur des Auges und des Geschmacks fordernte und entwickelte, die heute schon wieder „selten“ geworden ist.

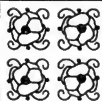
Herbstnebel

Eines Kinderliedes leyten Laut
hat die Spätherbstsonne noch getrunken,
Ist dann lächelnd in den Schlaf gesunken,
Wo die Mühle auf die Felder schaut.

Und im Kleid aus blassem Dämmerchein
Kommen Nebel ans den Waldestiefen,
Wo sie einen Sonntag verschlafen,
Tanzen schwebend einen Ringelstein;

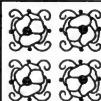
Greifen nach der Blätter bunter Pracht,
Stechen wahllos sahle Farbenkränze,
Immer toller werden ihre Tänze — —
Still und tranrig kommt vom Feld die Nacht ...

Hans Herbert Ulrich



Märchen, Sage und Mythos

Von Prof. Dr. Friedrich von der Lengen



Diese Fragen, wie hängen Märchen, Sage und Mythos zusammen, worin gleichen, worin unterscheiden sie sich, hat sich wohl zuerst der Begründer unserer Wissenschaft von der deutschen Mythologie, Jakob Grimm, gestellt, und er erfaßte auch als erster ihre Tragweite. Denn sie sind zugleich Fragen nach Wesen und Ursprung von Sage, Märchen und Mythos, und wer richtig fragt, kann auch manches über das Entstehen und Werden aller Poesie erfahren, sowie über ihre besondere Entwicklung bei den verschiedenen Völkern. Jakob Grimm, dem eine Überfülle tiefer Blicke in die Seele unsers Volkes und seiner Dichtung gegönnt war, und der zu gleicher Zeit ein reicheres Wissen über alle vollständige Poesie befaß als irgendein anderer, hat seine Ansichten über Märchen und Sage in einer Jugendarbeit „Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte“ ausgesprochen und vor allem in der Einleitung zu den „Deutschen Sagen“, die er mit Wilhelm Grimm sammelte und herausgab (zuerst 1816). Seine Erkenntnisse wurden bald ein dauernder Besitz der Wissenschaft, und diese lebt noch heute davon. Erst die Forschung der letzten Jahre, die den Werdezeiten der Dichtung und vor allem der sogenannten Volksdichtung wieder ein lebhafteres Interesse entgegenbringt, und vor der auch ein ungleich reicheres Material ausgebreitet liegt, hat manches erweitert und ergänzt, andres berichtigt und vertieft.* Daran knüpfte ich hier an. Ich weiß ganz gut, daß auch diese neuen Ergebnisse manchmal nur als Durchgangsergebnisse gelten dürfen, daß die Einzelherausforschung sie bald tiefer begründen, bald richtigstellen, bald überholen kann, ja soll. Ziemlich: der Ertrag ist so groß und schön, daß man ihn schon gern und mit einem gewissen Stolz herumzeigt; und auch die neuen Aufgaben und Forderungen, die an die Wissenschaft treten, eröffnen Ausichten über weite

und merkwürdige Gebiete; in ihre Betrachtung werden sich auch alle gern verrenken, die es lockt, von der Geschichte der Dichtung ein wenig zu erkennen und zu bezugreifen.

Wenn man die Motive, auf denen Sagen beruhen, oder die der Anfang des Mythos waren, oder aus denen sich Märchen zusammensetzen, miteinander vergleicht, so fällt zuerst auf, daß sie einander ganz gleich sind oder doch überraschend ähnlich. Sie gedeihen eben auf demselben oder doch verwandtem Boden, sie stammen wohl aus der gleichen Zeit. Ich wenigstens sehe nirgend ein Recht zu der Behauptung, das Märchen sei die allerälteste Dichtung, und Sage und Mythos setzten schon eine entwickeltere Menschheit voraus. Die Erzählungen primitiver Völker zeigen die Keime zu Sage, Märchen und Mythos nebeneinander. Die Zeit ihres Ursprungs ist eine Zeit, in der Sitte und Recht, Dichtung und Religion eben erst werden wollen, man möchte sagen, in der sie die ersten unbeschossenen kindlichen Versuche machen, sich zu bewegen und zu entfalten. Auf dieser Stufe der Entwicklung standen einmal alle Völker, sogar die höchsten Kulturvölker; die sogenannten Naturvölker stehen heute noch dort, und auch Völker, die früher eine Kultur befaßen und sie später verloren, sinken unwillkürlich dorthin zurück. Was jener Zeit wirklich war, der Glaube etwa an ein Fortleben der Seele außerhalb des Leibes, die Verehrung der Tiere, als seien es höhere, zauberkräftige Wesen, die Furcht vor Namen und Bild, vor Speichel, Blut und Hauch, Haar und Nägeln, als vor Substanzen, die Zauber hergeben, der Glaube an die Wesenheit der Natur und aller Lebewesen, der Glaube, daß die Träume ebenso wahr seien wie die Geschehnisse des wachen Tages, alles dies begegnet uns heute als Motiv in Märchen, Sage und Mythos.†

* Vgl. besonders Erich Sethe, „Mythos, Sage, Märchen“ (Wiesbaden 1905); dann auch Wilhelm Brandt an verschiedenen Stellen im zweiten Bande seiner „Völkerpsychologie“ (Leipzig, 2. Aufl. 1904.)

† Genaueres darüber in meinen Studien „Zur Entstehung des Märchens“, Herrigs Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen, Bd. CXIII bis CXVI. Dort auch die übrigen Literaturangaben.

Ich greife aus dem großen Reichthum der Beispiele einige recht bekannte herans. Das Märchen erzählt vom Zauber Schlaf des Dornröschen und Schneewittchen; in einen ähnlichen Zauber Schlaf wird in der nordischen Sage Brünhild von Odin verurtheilt. Und auch die Vorstellungen, die uns in Legenden, wie die von den Siebenenschläfern, in der Nysshäuser Sage vom Kaiser Barbarossa begegnen, sind ähnlich. — Die Vorstellung von der zauberhaften Kraft des Namens erklärt uns die Sage von Lohengrin, der ursprünglich deswegen seinen Namen nicht verraten darf, weil ihm mit dem Namen seine Kraft einschwinden würde, und sie erklärt uns auch das hübsche Märchen vom Kumpelstilschen, das in der Gewalt der Königin ist, sobald diese seinen Namen weiß. — Simson ist kraftlos, sobald ihm Desira sein Haar schor; diese Sage von Simson finden wir als Märchen in nordischen Sammlungen und auch in indischen Uebersetzungen wieder. Daher werden auch im Märchen besonders löhne Burken zum Teufel geschickt, um ihm seine Haare und damit den Sitz seiner Kraft zu ranzen; und die Aufgabe, die Huon von Bordeaux in der Sage von Utheron lösen muß, dem Kalifen seinen Bart auszuranzen und ihm die Backzähne einzuschlagen, hatte einmal auch diesen Sinn; sie ist nur in der derben grotesken Art der französischen Helden Sage umgestaltet. — Eins der verbreitetsten Märchen ist das Märchen von den Schwannjungfrauen. Wer ihnen die Schwannhemden nimmt, in denen eben auch wieder ihre Kraft zu fliegen sich birgt, der hat die Jungfrauen selbst in seiner Gewalt, und dies Märchenmotiv erscheint auch in einer der ältesten nordischen Sagen der Edda; das Lied von Wieland dem Schmied hebt mit einer Geschichte von drei Schwannmädchen an.

Eins der erschütterndsten Grimmschen Märchen ist das Märchen von Tränenträglein: das gekorbene Kind erscheint der Mutter und bittet, sie möge aufhören zu weinen, weil jede Träne wie ein einziger Tropfen auf seine Brust falle. Dieselbe Vorstellung begegnet uns schon in einer nordischen Sage, die uns auch zuerst die Edda erzählt, in der Sage von Helgi und Sigrun. — Eine andre Reihe von Märchenmotiven und Sagenmotiven sind ursprünglich nichts andres als die Ural, die der Mensch im Traum erlebt. Dahin gehört etwa die Aufgabe, zu der die Sage die

Tanaiiden verurtheilt, in ein durchlöcheretes Faß mit durchlöcheretem Sieb Wasser zu füllen. Dieselbe Aufgabe wird in manchem Märchen von unglücklichen Kindern verlangt. Auch die Ural des Tantalus, nach Früchten zu greifen, die fortwährend aus seinen Händen entweichen, lehrt wieder im Märchen.

Mythos und Sage erzählen am liebsten Taten, Schicksale und Abenteuer von Helden und Göttern; ganz ähnliche Erlebnisse sind auch den Lieblingen des Märchens bechieden. In Sage und Märchen ist schon die Geburt des Helden wunderbar. Was wir in unsern Märchen dann hören, daß ein kaum geborenes Knäblein in Folge einer Prophezeiung von einem weiblichen König ausgesetzt wird, in einer Truhe oder einem Kasten auf das Meer gesetzt und dann seinem Schicksal überlassen, das ihn aber nun erst recht zum Ruhm führt — das erzählte schon die alte jüdische Sage von Moses, die griechische von Perseus, und auch in mittelalterlichen Legenden, z. B. der von Gregorius, taucht dasselbe Motiv auf.

Unter den Märchen aller Völker erstreuen sich einer besondern Beliebtheit die Dummlingmärchen. Der Naabe, der zuerst der dümmste und unbefohlene scheint, den Eltern und Brüdern verlassen und verachten, wird nachher der herrlichste Held. Mit einem solchen Dummlingmärchen hängt gewiß die deutsche Sage von Siegfried zusammen: er wächst in weltabgeschiedener Einsamkeit auf, als ungefüger und löslustiger Burche, besiegt dann den Drachen, erlöst die schönste Jungfrau und führt sie heim. Ein ähnliches Dummlingmärchen war einmal das lettische Märchen vom Parzifal. — Wenn Märchenhelden einen Drachen besiegen, so maßt sich gern ein anderer den Ruhm dieser Tat an, während sie halbto und erschöpft von der Anstrengung daliegen. Sie bringen dann als Wahrzeichen ihres Sieges die dem Ungetüm angeschwundene Zunge mit. Ebenso bewahrt sich in der lettischen Sage Tristan als der wahre Sieger, und auch alte griechische Sagen scheinen ähnliches zu berichten.

Da wir einmal bei Drachentämpfen sind, können wir auch an das Märchen erinnern, daß solch ein Drache oder andres bössartiges Ungeheuer alljährlich eine Jungfrau als Opfer verlangt, daß endlich auch die Königs-tochter dies Opfer sein muß; unter Klagen und Jammern bringt man sie an den Ort,

an dem der Trache sie zu sich nimmt; da erscheint ein Held, bewältigt den Drachen und befreit die Prinzessin, die nun ihm gehört. Solche Märchen erzählen schon die Buddhisten, und derselbe Hergang der Ereignisse ist auch der Hergang vieler alter berühmter Sagen. Vor allem wird hier jedem die Sage von Perseus und Andromeda einfallen. — Besonders slavische Märchen schildern uns, daß ein Held bei einer Wassernymhe oder bei einer Fee weilt, die nicht von ihm lassen will, obwohl er sich mit der ganzen Kraft seines Herzens nach der Heimat und zu seiner Frau zurücksehnt. Dasselbe berichten alte keltische Sagen, und die Erzählung des Homer von Odysseus und Kalypso und seiner Sehnsucht nach Penelope ist ja im Grunde auch solch ein trauriges Nixenmärchen. — Als kühnste Tat des Märchenhelden gilt eine Fahrt nach der Unterwelt oder eine Fahrt nach verwunschenen Schlössern, und gerade diese preisen wieder recht gern die Sagen. Sehr reich an solchen Unterweltsfahrten sind die Sagen des Artuskreises. Lancelot, Gawain, Wigalois haben dies kühnste Abenteuer rühmlich bestanden. In der nordischen Sage zieht der starke Thor zu solchen Unternehmungen aus. Bei den Griechen waren Herakles, Theseus und Odysseus als Unterweltshelden berühmt; auch die älteste literarische Sage, von der wir wissen, die babilonische von Izdubar, ist eine Fahrt nach der Unterwelt; und die Taten des Alexander suchte die Sage dadurch zu erhöhen, daß sie sie durch eine Fahrt ins Feufteis krönte.

Auch an einzelne Übereinstimmungen dürfen wir denken; zum Beispiel lebt die griechische Sage von Hero und Leander als deutsches Märchen von den Königsklüden weiter, und ebenso die Sage von Pyramus und Thisbe. Ich darf vielleicht hinzufügen, was wenigen bekannt, daß nordische Göttersagen (die von Thor, der seinen Hammer verlor, und der bei dem Niesen Hymel die Midgardschlange aus dem Meer angelte) bei den Etsen als Märchen erscheinen.

Nun könnte man ja einwenden, alle diese Märchenmotive seien in späterer Zeit an die Nixen und Sagen angewachsen und gehörten nicht ursprünglich zu ihnen. Das wäre recht erweisenswert, und wir werden auch noch von Sagen hören, die ursprünglich einfach waren, und die dann von Märchen-

motiven ganz überzponnen wurden. Aber die Sagen und Mythen, an die ich hier erinnerte, sind alle alt und urfrüuglich, und ihre Ähnlichkeiten mit den Märchen erklären sich eben aus Wesensverwandtschaft.

Wo sind denn nun die Unterschiede zwischen Märchen und Sage und Märchen und Mythen? Kennt das Märchen außer den vorgeführten auch Motive und Vorstellungen, schmückt es sich mit Kleinodien, nach denen die Sage umsonst greift, und wieder: kennt die Sage Quellen und Länder, die dem Märchen unzugänglich bleiben? Und haben die Motive im Märchen die gleiche Bedeutung und denselben Wert wie in der Sage? Das Verlangen des Märchens nach Vielgestaltigkeit, nach immer neuem leuchtendem Schmuck, seine schwelgerische und unerfüllliche Phantastie — ist dies Verlangen, diese Phantastie auch Erbgut der Sage? Und eutdecken wir auch die Tiefe, den Ernst und die Einfach, die uns viele Sagen so lieb machen, im Märchen?

Es ist nun ein Unterschied von Märchen und Sage, der besonders im Deutschen leicht in die Augen fällt, den Jakob Grimm sofort sah, und den auch er uns am schönsten geschildert hat: daß nämlich die Sage sich an bestimmte Orte und bestimmte Personen heftet, das Märchen dagegen zeitlos und ortlos bleibt. Es wandert durch die ganze Welt. Das Märchen erzählt etwa von irgendeinem See, der die Eigenschaft hat, daß ein Gewitter entsteht, sobald man einen Stein hineinwirft. Die Sage kennt solche Seen genau, sie sagt uns, wo man sie findet, und weiß manchmal auch, wann dieses Wunder sich zugetragen. Sie nennt mit Namen die Seen, auf deren Grunde Gold ruht, oder die Seen, aus denen der Wassermann steigt, um mit den Menschen zu tanzen und leichtsinnige Mädchen zu sich zu locken, oder andre Seen, auf deren Grunde die Seelen liegen, die der Wassermann alle geraubt hat. — Auch den Zwergen, Elfen und Niesen weist die Sage ganz bestimmte Besessungen an; sie zeigt die Schlösser, auf denen Zwerge schmausen, oder die Niesen, auf denen die Elfen tanzen, und sie zeigt ferner den Eingang zu ihren Reichen. — Wenn sich in bestimmten Felsen Eindrücke oder andre Spuren finden, so bildet sich die Sage, das Pferd eines verfolgten Helden habe die Spur zurückgelassen, als es mit den Hufen in den

Fels schlug, bevor es sich durch einen Sprung über den Abgrund vor dem verfolgenden Riesen rettete. Menschenähnliche Riesen und Berge erzeugen dann weiter die Sagen, es seien ursprünglich Menschen gewesen, und diese seien zur Strafe für irgendwelche Sünde versteinert worden. Das sind Sagen, die wir vom Wagnmann und andern Bergen erzählen, die aber auch die Zeit der Edda und sogar die Bibel kannte, man erinnere sich nur an die Geschichte von Lots Weib, das zur Strafe für seine Keugler versteinerte. Auch Bauten, besonders Kirchen und Schlösser, haben alte tiefe Zusammenhänge mit der Sage; es ist eine alte Anschauung, daß solche Bauten eigentlich eine Überhebung, ein Frevel gegen die Götter seien. Der Jehova der Bibel verzeiht den Menschen nicht den Turmbau von Babel, er schlägt sie mit Verblendung. Andre Sagen wissen, daß Bauten durch Unrecht und durch Verschreibung an Unholde zustande kamen, oder daß sie blutige Opfer fordern, durch die man den erzürnten Gott besänftigen müsse. Das ist der Grund der in Deutschland verbreiteten Sagen vom dem Pakt eines Baumeisters mit dem Teufel. Schon in der Edda erinnert der Dichter in tief eindringenden Worten an den Frevel der Götter, die den Riesen, der ihre Burg baute, betrogen und den Trenbruch nun schwer büßen mußten. Die Sagen von den in einem Bau eingemauerten Kindern und Menschen, später von eingemauerten Schatzern, gewinnen für uns nun ebenfalls tiefere Bedeutung. Alles Unrecht, das in einem solchen Bau verübt wurde, vergißt sich auch nicht; die, an denen es begangen wurde, oder die Frevel selbst leben als Geister, nach Erlösung wimmern, in diesen Bauen fort, machen sie zu Orten des Grauens und können nur durch die Tapfersten von ihrem Dasein erlöst werden und den Frieden finden.

Kann ein Land in an Sagen so überreich wie Deutschland, und diese Sagen geben der Heimat — das hat auch Jakob Grimm gefühlt und wunderbar schön gesagt — einen besondern und unwiderstehlichen Zauber; sie breiten Zehnacht und Schermit und eine seltsame Melancholie darüber aus. Der Unterschied von Märchen und Sage, den wir anzudeuten, ist nicht in jedem einzelnen Fall gleich deutlich; die Sage nähert sich manchmal dem Märchen und hängt mit dem Tri,

an dem sie erzählt wird, nicht immer gleich fest zusammen, sie verbreitet sich, wenn sie nur lose an ihm haftet, auch fast ebenso wie das Märchen, und einzelne Märchen suchen auch bestimmte Orte auf. Ein Unterschied aber bleibt, wie Robert Peltz hervorhebt, fast immer: die Sage will wahr sein, und die übernatürlichen Mächte, an die sie glaubt, sollen die Wirklichkeit erklären; das Märchen erzählt, will nichts als erzählen und trennt Wirkliches und Unwirkliches nicht voneinander. — Tiefe Überlegung schafft uns auch das Verständnis für manche Eigentümlichkeiten der orientalischen Märchen; die indischen und arabischen Märchen geben nämlich meist ihren Personen und ihren Orten Namen. Die indischen schwelgen in der Erfindung der Namen oft ebenso wie in der Erfindung der Märchenmotive, diese Namen haben dann nur Phantasiwert, nicht Wirklichkeitswert. Zum Teil wollen die Märchen aber auch in die unwirkliche Welt die wirkliche hineinzaubern, und an die unwirkliche haben sie einen ganz andern Glauben als das Abendland: ihre Phantasie schiebt die Grenzen der Wirklichkeit viel weiter hinaus. Es geben etwa die Märchen der „Tausendundeine Nacht“ in dem Rahmen der Erfindung eine viel fröhlichere, reichere, lebensfröhlichere Schilderung unsers Lebens, als eine geschichtliche Chronik sie geben könnte.

Die Sagen, auf die ich bisher anspielte, sind so, wie sie das Volk sich erzählt, sie geben wieder, was das Volk glaubt, beruhen auf uralten Vorstellungen, die in den untersten Schichten der menschlichen Seele haften, und sie können in weltabgekehrten, kulturstrengenden Kreisen heute ebenso entstehen, wie sie vor Jahrtausenden entstanden sind. Manche Sagen der Art leben noch im Lande, ohne daß jemand um sie sich kümmert oder ahnt, welchen Schatz sie bergen.

Die Sage wendet sich nun nicht allein bestimmten Orten, sie wendet sich auch bestimmten Persönlichkeiten zu: Helden, die einmal lebten, und deren Taten und Wesen das Volk nicht vergessen konnte. Die älteste Form dieser Sage darf man wohl die geschichtliche Anekdote nennen, es sind kurze Berichte über die und jene auffallende Tat oder Eigenschaft des Helden. Geschichten etwa, wie sie heute das Volk über den alten Arz, über Napoleon erzählt, wie man sie in Bayern über König Ludwig II. hört.

Die formende Hand des Dichters hat diese Sagen früh gestaltet und veredelt, vielleicht, weil die Helden zugleich die wirklichsten und doch wieder die überragendsten Männer waren, sich leuchtend emporhebend aus dem dunklen und trüben Gewirr der andern Wesen, die wir Menschen nennen, und zugleich alles erfüllend, was das Volk sich dumpf erhehnt und doch nicht erreichen kann. Alles Ansehliche, die Zeitfolge, die einzelnen Ereignisse sind in der geschichtlichen Sage vergessen oder gar umgekehrt, die wichtigsten Taten kaum erwähnt und unwichtige übermäßig gefeiert, auch Taten auf den Helden übertragen, die ihm gar nicht gebühren. Aber das innere Wesen der Helden hat die Sage in seltener Keinheit, ganz wahr und doch in wunderbarer Vertiefung uns wiedergegeben. Ich erinnere an zwei Beispiele. Dietrich von Bern war in der Geschichte ein Eroberer und glücklicher Herrscher, in der Sage ist er ein Vertriebener, der sich die angestammte Heimat erst nach schweren Kämpfen und nach Verlust seiner liebsten Helden zurückgewinn; in Sage und Geschichte ist er der gerechte, milde, liebevolle und heldenhafte Herr. — Auf den Herzog Ernst der Sage sind die Schicksale verschiedener Herzöge übertragen, die sich, sei es gegen ihren königlichen Vater, sei es gegen ihren königlichen Bruder, empörten, und denen die Thron trotz allem die Treue wahrten. Gerade diese Übertragung läuterte und erhöhte die Gestalt der Geschichte.

Eine ähnliche Entwicklung wie der Helden-sage war dem Mythos beschieden. Es ist nicht ganz leicht zu erklären, was ein Mythos eigentlich ist: ich verstehe darunter eine Sage, die erzählt von einer andern Welt, sei sie über uns, sei sie unter uns, und die erzählt von den Wesen dieser Welt, die der Mensch nicht sieht, deren Walten er aber spürt: eine Sage auch, die berichtet von den Wesen einer längst vergangenen Urzeit, in der alles entstand, oder einer drohenden letzten Zeit, in der alles vergeht. — Sagen von Niesen, Wassergeistern und ähnliche sind keine Mythen, denn die glaubt das Volk gesehen zu haben; eine Sage, daß die Welt in Flammen untergeht oder die Erde ins Meer versinkt, ist ebensowenig ein Mythos, denn sie erzählt uns nichts von bestimmten göttlichen Wesen, die den Untergang der Welt verursachen. Ein Mythos aber ist die Sage von Thor, der seinen Wiphanmer nach dem Felsrieten

Hrunger schleudert, von Odin, der dem Niesen Suttungr den Göttertrank raubt, von dem Urmenfchen, den eine seltsame Kuh aus dem Eis herausledte, von dem Niesen, der die ersten Menschen erzeugte, indem er seine Nüße aneinanderrieb, oder von dem Wolf, der die Sonne verfolgt und sie am Ende der Tage verschlingt. Ein Mythos hat etwas Traufzendentes, etwas geheimnißvoll Unerklärliches; manchmal auch, wenn er sich zur Urzeit zurückwendet, etwas Groteskes, Plum-pes und doch Ehrwürdiges, etwa wie eine Waffe oder ein Gerät der Steinzeit. Das Volk hat seit uralten Zeiten seine dumpfe Phantastik, sein unbestimmtes Grauen in den Mythos getragen.

Wie sehr das heitere und kindliche Märchen im Wesen sich vom Mythos unterscheidet, möchte ich an zwei Beispielen anschaulich machen. Das primitive Märchen deutet sich die Nacht als ein Ungeheuer, das alle Wesen verschlingt und morgens wieder unverfehrt aus seinem Bauch herausläßt. Auf dieselbe Vorstellung geht, wie uns Axel Eril gezeigt hat, der nordische Mythos vom Fenris-wolf zurück, aber wie hat er sich gewandelt: der Wolf ist gefesselt und wird sich losreißen und am Ende der Tage beim Untergang aller Dinge die Sonne verschlingen, und die Götter leben vor ihm in beständiger Furcht. — Das Märchen ergößt sich seit alter Zeit an der Vorstellung von einer Welt, die die gegenwärtige ablöst, einer glückseligen Welt, in der sich alle Wünsche erfüllen, einem Scharaffenland; der Mythos vernichtet erst die Welt, in der wir leben, bevor er eine neue, bessere verheißt.

Das dumpfe Weien des Mythos wurde auch — ich glaube aber, später als die Helden-sage — durch die Hand des Dichters in eine reinere Sphäre gehoben. Man denke etwa zurück an die dumpfen Mythen von Entstehung und Ende der Welt und vergleiche damit, was das berühmteste Lied der Edda, die Völunpa, von Entstehung der Welt und den Göttern erzählt: ihre Götter leben in strahlender Heiterkeit, Unschuld und Jugend, mit starken Händen heben sie die Erde aus dem Meer, weisen den Gestirnen ihre Bahn, wankeln mächtig und freundlich über die Erde, geben den Menschen Farben, blühende Gestalt und Lebensodem. — Ein andres Beispiel: Der Mythos sieht, wenn die Sonne sinkt, nur die Nacht, und sie scheint ihm als

graues Ungeheuer; dem nordischen Dichter erscheint die Sonne als leuchtender Halschmuck der Himmelsgöttin, den der Gott des Abends entwendet und hinter einer Klippe des Meeres verbirgt, den der Gott des Morgens der Göttin zurückbringt.

Dies beides: alter Mythos, wie er bei primitiven Völkern lebt, und Dichtung, wie sie nur ein Dichter eines Kulturvolks erfassen kann, muß der Mythologie sorgfältig scheiden. Weil frühere Mythologen — ich nenne unter vielen Max Müller und seine Auffassung des Veda hier, Karl Müllenhoff und seine Auffassung der Edda dort — diese Scheidung immer unterließen, ist unzulässige Verwirrung in die mythologische Wissenschaft gekommen, eine gänzliche Verkenning der Phantasie und der Gaben, die primitive Völker besitzen können.

Wir sehen nun einen Augenblick rückwärts: wir erkannten, daß das Märchen zeit- und ortlos ist, die Sage sich an bestimmte Orte und Personen heftet, daß die Sage wirklich sein und die Wirklichkeit erklären, das Märchen nur unbelümmert erzählen will, daß uns der Mythos zu wirklichen, aber nie erblickten Wesen und Welten führt; er ist phantastischer als die Sage und schwerer als das Märchen. Es gab früher und gibt noch heute viele Volksagen, doch die Heldensage blieb nicht lange beim Volke, und der Mythos schwebte auch dem Dichter entgegen. Damit bereitet sich uns eine andre Erkenntnis vor: nicht nur durch ihre Herkunft, auch durch ihre Entwicklung unterscheidet sich das Märchen von Mythos und Sage.

Wir haben die Frage, ob das Märchen immer vollständig bleibt oder nicht, noch nicht erwogen. — Wir wissen, wie primitive Völker Märchen erzählen; ungefähr wie Kinder: höchst lebendig, anschaulich, sie sind bei der Einzelheit mit ganzer Seele, voller Einbildungskraft, aber sie bringen alles in grenzenlosem Durcheinander, ohne Anfang und Ende, sie irren von einem Motiv zum andern ab und finden den Weg meist nicht zurück; ihnen fehlt der Überblick, und kein Motiv kann sie lange festhalten. Etwas von dieser Art hat sich nun das Märchen immer bewahrt, es wurde nie etwas Abgeschlossenenes, die einzelnen Märchen gleichen immer ineinander über und verwirren und verschlingen sich neu. Es ist kaum ein Märchen dem andern gleich, und der Märchen-

forscher vor allem weiß, wie unendlich und überraschend die Zusammenhängen und Verbindungen des Märchens sind. Wir besitzen eine große Sammlung von allen Nischenbrödelmärchen, die die Welt kennt; es sind ungefähr dreihundert. Diese Sammlung zeigt uns, wie das Nischenbrödelmärchen sich vermischt, bald mit dem Märchen von Allerlei-ran, bald mit dem vom Einäuglein, Zweinäuglein und Dreiäuglein, bald mit dem von der Frau Holle, bald mit dem von der neidischen Schwester und der neidischen Stiefmutter, bald mit dem vom Brüderchen und Schwesterchen, bald mit dem von Rapunzel. — Ein andres Märchen, das die verschiedensten Gestaltungen annahm und sich manchmal fast in sein Gegenteil zu verwandeln scheint, ist das Märchen, das wir nach Apulejus das Märchen von Amor und Psyche nennen. Schon das römische setzt sich aus vielfältigen Bestandteilen zusammen. Die deutschen und nordischen Märchen, die ihm gleichen, haben meist nur denselben Anfang, verwandeln sich aber dann in das Märchen von der vergessenen Braut, die dem Geliebten, der sie infolge einer Unbedachtbarkeit vergaß, durch die Welt nachzieht, ihn wiederfindet, wie er mit einer andern Hochzeit halten will, und ihn sich zurückerobert, nachdem sie sich zudringlicher Freier erwehrt. Dies Märchen war den Äänen schon im zwölften Jahrhundert bekannt, da erzählt es der dänische Geschichtschreiber Saxo Grammaticus; bei Saxo aber ist es wieder mit andern vermischt: der Anfang gleicht dem Märchen vom Mädchen, das nur der erringt, der ihr ein Lachen entlockt — Saxos Syritha verspricht sich dem, der ihr einen freundlichen Blick abgewinnt. Und dann gleicht die Syritha jenen trotzigem, widerpenntigen Geschöpfen, die gerade germanische Sage und Märchen uns sooft schildern, die sturde und herb bleiben, aller Liebe und allen Heldentaten des Mannes zum Trotz. Um sie zu strafen, veranstaltet Oberus, der ihr durch die Welt folgt, eine Scheinhochzeit, und Syritha muß dem Brautpaar im Brautgemach die Kerze halten; die brennt herunter, heiße Tropfen fallen auf ihre Hand: da schenkt sie dem Geliebten ihren zärtlichsten Blick, und die Scheinhochzeit hat ein Ende. Diese Scheinhochzeit, die Kerze, die Weltwanderung sind die Ueberbleibsel des Amor- und Psyche-Märchens; aber die Kunst der alten Germanen hat das Mär-



Hugo Bogert: Auf dem Lande.

chen von Grund aus umgebildet, damit es das Schicksal eines Mädchens erzählen konnte, wie sie es liebten. — Eben darum, weil das Märchen durch alle Jahrhunderte hindurch immer nur eins will: eine an Ereignissen überreiche Erzählung, weil es sich um dieses Zielles willen immer von neuem umbildet, und weil es deswegen durch die ganze Welt leicht fliegt und allen Völkern willkommen ist, dürfen wir behaupten: das Märchen ist und bleibt volkstümliche Dichtung.

Diese Behauptung bedarf aber einer Einschränkung. Wäre das Märchen immer nur beim Volke gewesen, hätte es nie den Weg zum Künstler gefunden, so würde es noch eine viel grenzenlosere Verwirrung, eine viel unübersehbare Gestaltenlosigkeit zeigen, als es uns heute zeigt. Da wir nun aber unter den Märchen viele finden, die sich bald durch einen kunstreichen Aufbau, bald durch eine liebevolle und eindringende Charakteristik, bald durch eine leitende Idee von der Menge der andern abheben, so wird die Annahme notwendig, daß auch die Märchen von Künstlern aufgegriffen sind, daß diese ihnen Form und Seele gaben. Diese Annahme bestätigt sich in vielen Fällen; wir wissen, daß etwa Dornröschen und Schneewittchen, so wie sie Jakob und Wilhelm Grimm erzählen, auf ein französisches literarisches Märchen als Vorlage zurückzuführen; wir wissen, daß viele abendländische Märchen nichts andres sind als eine volkstümliche Nacherzählung indischer und arabischer Kunstmärchen, denn bei den Indern und Arabern wurden aus den meisten Märchen künstlerische, oft sogar künstliche und verknüpfte Gebilde. Die Frage nach der Volkstümlichkeit unsrer Märchen verwandelt sich also oft in die: Wie mußten die Kunstmärchen sich verändern, damit sie in die Volksmärchen eingehehen und dort lebenskräftig bleiben sollen?

Die Sage ist, schon in ihrem ersten Stadium, dem Stadium der Volkslage, ernster, wahrhafter, schmuckloser als das Märchen, sie erstrebt nicht Fülle und Einheit der Motive, sie will sich in ein oder in wenige Motive zerlegen, und sie will weniger erzählen, als darstellen und erklären. Diese Eigenschaften ziehen die Sage bald in die Hände des Dichters, und der innere Unterschied zwischen Märchen und Sage prägt sich dann auch in der äußeren Form aus: die Sage wird zum Lied. Die Form des Mär-

chens bleibt dagegen immer Prosa. Die Verse, die im Märchen die Prosa hie und da unterbrechen, haben immer eine besondere Bedeutung; in Versen reden dort höhere Wesen, Zauberer und Hexen, auch die Tiere, oder die Verse haben eine zauberische oder beschwörende Kraft. Der Übergang von Prosa zum Vers in der Sage vollzog sich laun plötzlich und auf einmal; wir wissen aus der altindischen Poesie zum Beispiel, daß nur die Höhepunkte der Handlung durch Verse ausgezeichnet werden, die Stellen zwischen ihnen Prosa blieben. Im Deutschen ist uns nichts von solchen Zwischenformen erhalten: alle ältesten germanischen Heldensagen sind wieder oder weisen auf Lieder zurück, die wir verloren. Prosa als Kunstform der Sage findet sich nur in der isländischen Sage, diese Sage darf aber laun noch als Sage gelten, sie ist zur Novelle oder zum Roman geworden, außerdem setzt die Technik dieser Prosa, vor allem die Technik ihres Dialogs — die Kunst, den Inhalt eines ganzen Lebens in wenige Worte zusammenzudrängen, die Kunst auch, unsägliche Empfindungen durch das Gesagte anzudeuten — die germanische Technik des poetischen Dialogs als Vorstufe vorans.

Aber das Lied führt uns die Sage zu ihrer höchsten dichterischen Vollendung, dem Epos. Dies braucht, wenn man seinen Inhalt betrachtet, nicht reicher zu sein als das Lied, der Unterschied im Umfang von Lied und Epos beruht, wie uns Andreas Heusler zeigte, oft darauf, daß das Epos in breitem Strom dahinfließt, den Hörer durch Vergleiche, durch Reden und Gegentreden, durch Wiederholungen, durch gewaltige Nampschilderungen festhält, während das Lied die Vorgänge in rascher Folge und dramatischer Steigerung vorführt.

Es kann sich nun auch ereignen, daß zwei in sich abgeschlossene, schon vollendete Epen sich vereinigen, und daß aus dieser Vereinigung ein neues Gebilde entsteht. Diese Vereinigung ist eine ganz andre als die Motivverbindung im Märchen; zu dessen Wesen gehört es, daß die Motive im lannischen Übermut bald zusammenstreben, bald einander stieben, im Epos wird die Verbindung durch bestimmte Ähnlichkeiten veranlaßt, sie geschieht dann schwer und widerstrebend, und der ganze Komplex will trotz allem in seine einzelnen Teile auseinanderfallen. Da-

für erwachsen aus der Verbindung dem epischen Dichter Aufgaben, die sich der Märchen-erzähler nie stellen kann, Aufgaben der Vertiefung und der Charakteristik. Ich verweise auf unser deutsches Nibelungenlied. Die beiden Epen, aus denen es sich zusammensetzt, sind das von Siegfrieds Tod und das vom Untergang der Burgunden. Die ursprüngliche Zweifelhait läßt die Dichtung deutlich erkennen: die Aufgabe der Charakteristik war, aus der Kriemhild, der Gattin Siegfrieds, und aus der Kriemhild, der Gattin Attilas, ursprünglich zwei verschiedenen Frauen, auch im künstlerischen Sinn eine Frau zu schaffen, ihre Wandlungen aus den Tiefen ihres Wesens zu erklären; und dieselbe Aufgabe hatte der Dichter für Hagen und die Burgunder zu lösen. — Ich erinnere an ein andres Beispiel: auch die Dichtung von Parzival und dem Gral ist eine Doppelsage; Parzival, ursprünglich der Held eines Tümmelingsmärchens, dann Ritter der Tafelrunde — wenn nun der Dichter die Sage vom Gral, die ihm früher nicht gebührte, auf ihn überträgt, so muß er den Parzival umwandeln und vertiefen, er muß uns zeigen, wie bittere seelische Not und harte Erfahrung den Ritter zum christlichen Ritter läutern.

Epos und Lied gerieten, wenn sie herüber zur Kunst geführt wurden, in weite Entfernung vom Volk, zu Rittern und Königen. Deren Geschmack aber war manchen Änderungen angesetzt, und von diesen Änderungen blieb das Wesen des Epos und des Liedes nicht unberührt, sie wurden ihm oft zum Unheil. Die Form verwilderte, die Vielheit und Willkür der Motive, die die aristokratischen Dichter mit bewußter künstlerischer Absicht beseitigt, drängte sich wieder hinein; die tragischen Abschlüsse wurden gemildert, und — das ist das Merkwürdigste — das Märchen, das der höchsten Dichtung oft zu gering schien, und das sie auch verbannt hatten, verlangte wieder sein Recht, es schloß aus allen Ecken und Winkeln hervor und überdeckte die Sagen und Mythen. Man kann es auch so ausdrücken: den alten stolzen Sagen wurde die Seele ausgeblasen und der tote Leib mit allerhand märchenhaftem Gerät behängt. — Das alte nordische Wielandslied etwa ist ein grausames, finsternes Lied von Schuld und Rache. Wie wir ihm in einer einige Jahrhunderte späteren

Fassung begegnen, so ist es mit Märchenmotiven ganz durchsetzt; ein verkleumertiger Truchseß, ein wind schnelles Ross, ein wunderbarer Stein, der Sieg verleiht, und viele andre Märchenzüge erscheinen darin. Außerdem sind verschiedene Motive, die in andre Sagen gehören, in die Sagen von Siegfried und in die von Odin, in dies Wielandslied hineingeraten und ganz äußerlich mit ihm verbunden. Auch der alte grausame Ausgang ist beseitigt; die Sage endet wie ein gewöhnlicher Roman unsrer Tage, mit Verlobnung und Heirat. Die Götterfagen der Edda zeigen ähnliches: je jünger sie sind, um so reicher ist in ihnen die Beigabe des Märchens. Also: die Entwicklung der Sage führt manchmal über Lied und Epos zum Märchen zurück und damit auch zur Prosa.

Es ist von mannigfachstem Interesse, diesen Wandlungen der Sage zu folgen; während uns aber die Betrachtung, wie aus Kunstmärchen Volksmärchen werden, in die Psychologie der Volkssdichtung führt, verschafft uns die Betrachtung der Wandlungen der Sage einen tiefen Einblick in den Wechsel des Geschmacks und in die Lebensbedingungen höfischer oder adliger Kunst. Dieser Einblick ist wohl begrenzter, aber auch bestimmter und führt wohl noch mehr in die Tiefe.

Hier halte ich nun ein, ich bin ohnehin schon über die Grenzen meines Themas geschritten und vom Wesen von Märchen, Sage und Mythos zu ihrer Geschichte und ihren Schicksalen gelangt. Meine Gedankengänge stellten an die Aufmerksamkeit des Lesers hohe Ansprüche, auch wurde die Darstellung, weil sie sich zu vielerlei Sagen und Völkern zu wenden hatte, etwas unruhig. Aber gerade diese Mannigfaltigkeit machte es möglich, die Grundbedingungen von Sage, Märchen und Mythos zu erkennen und ihrer vielfältigen Entwicklung nachzuwahren; und ich hoffe, ich habe die Verpflichtungen erfüllt, die ich anfangs gab: ich habe einige Einblicke in das Wesen und die Geschichte der Dichtung gegeben, habe gezeigt, wie Mythos, Sage und Märchen uns in die ältesten erreichbaren Zeiten menschlichen Werdens zurückführen, worin sie sich gleichen, worin, in Herkunft und Entwicklung, unterscheiden, wie sie sich meiden und suchen, und wie die verschiedene Art und Kunst der Völker sich auch in ihren Mythen, Sagen und Märchen klar und tief spiegelt.



Neben der Welt

Erzählung von Bodo Wildberg

III (Schluß)

Aus dem Tagebuch Kornelius von Roeren

Endlich habe ich mir den Mut genommen, zu Hans ein offenes Wort über Wenzel zu sagen; freilich ohne großen Erfolg. Wenzel war in neuester Zeit liebenswürdiger gegen mich geworden. Und das verriet mir in eine wahre Todesangst.

Eines Tags schien er sich mir anvertrauen zu wollen: daß er sich in Ludau recht unbehaglich fühle, so allein und immer nur von urakten Menschen umgeben.

„Warum bleiben Sie dann? es zwingt Sie ja keiner!“ entgegnete ich kühl.

„Mein Urlaub ist noch nicht zu Ende.“

„Das ist aber ein langer Urlaub.“

„Sehr liebenswürdig! Ich hab' ihn mir verläugern lassen müssen wegen dem Knochen da.“ Er wußte offenbar nicht gleich, welches von seinen Weinen das kranke sei. „Ja, die Abende.“ fuhr er fort. „Wenn nur die Abende nicht wären! Die sind jetzt schon sehr lang. Und die Tante zieht sich früh zurück. Ich sitze dann noch im Salet oder im Speisesaal über zwei, drei Gläschen Eimer — man muß die Feste feiern, wie sie fallen —, und wenn ich dann die große Treppe hinaufsteige zu meinem Zimmer, dann hör' ich hinter mir oft Schritte ... tap, tap, tap, tap ..., und wenn ich mich umdrehe, ist niemand da.“

„Daran wird wohl der Eimer die Hauptschuld tragen — nämlich an dem Tap, tap.“

„Von einer Theosophin häßt' ich diese Antwort nicht erwartet. Wohl, das alte vor-märzliche Hindvieh, ipart mit der Treppenbelichtung ... Kurz und gut, ich erwarte jedesmal, wenn ich mich umdrehe, sie zu zu sehen.“

„Die grüne ...?“

„Sie selbst.“

„Sie haben sie schon einmal?“

„Ja. Ich war damals noch jung. Es war kurz vor dem Unglück am Dohlsditter Berge ... mit Luise Haidenfeld, wissen Sie ...“

„Sie sind mir ein unheimlicher Mensch!“ Damit wandte ich ihm den Rücken.

„Und Sie eine Märtin,“ erwiderte er grob.

Ich suchte Hans auf, erzählte ihm von diesem Gespräch und von allem, was mich seit Wochen und Monaten an Wenzel beunruhigt hatte. Nun ich genötigt war, es in Worte zu bringen, da schien es auf einmal gar nicht der Rede wert zu sein.

„Was kann ich tun, liebe Kornelia? Wir sind einander ja gar nichts mehr — aber schließlich ist er doch mein Bruder.“

„Ich bin überzeugt, daß er deinen Einfluß bei Tante Ulla zu untergraben bemüht ist.“

„Das wäre traurig, wenn ich mich so wenig auf ihre Liebe verlassen könnte.“

„Alle Leute sind oft wunderbar! Du hast's gestern wieder erfahren.“

„Ja, aber sie meint es treu.“

„Ist deine Frau auch dieser Ansicht?“

„Wir reden nie von jenem heiligen Punkt.“

„Aber seine bloße Anwesenheit, Hans, ist mir eine stete Drohung. In der Nacht, die auf seine Ankunft folgte, brach das Feuer im Dorfe aus, und du gerietest in Gefahr deines Lebens. Und du weißt doch, daß er damals auch ... als dein Onkel Haidenfeld verschüttet wurde ... die grüne ...“

„Ist! ... Abgesehen dem guten Wenzel traue' ich nicht in solchen Dingen. Denn er hat immer einen leichten Säusler. Wenn ich so durch den Wald geh', trete' ich ruhig auf die Blumen, hat er mir einmal gesagt, worauf ich ihm erwiderte: Wenn eine jede Blume ein Glas Tolaier wäre, da würdest du schon besser aufpassen! Und ein so grob organisierter Mensch sollte Geister schauen? Nimmermehr!“

Hansens Stimmung hat sich jetzt außerordentlich gehoben, und niemand ist glücklicher darüber als ich. Tante Isa, deren Mövchen wieder gottsvergäunigt herumkläfft, erkläre neulich vor uns allen, Linda, Lilla, Erna, dem Doktor Siebenkehr und mir: „Hans, du bist der Herr hier, ich will, daß keiner daran zweifeln soll! Du bist mein Erbe, aber sie sollen jetzt schon alle wissen, daß du der Herr bist. Verzeih mir, daß ich

unnütze Alte noch dahier herumfihze, mein armes Hansel."

Hans neigte sich über ihre Hand, und ich sah, wie eine volle Träne darauf liegen blieb.

Eine andre Quelle der guten Laune für Hans ist dieser Doktor Siebenlehn. Mein Geschmach ist er ja nicht ganz. Er ist so ein Selbstverständlicher, so ein Alles-Niederwerfer von heute. Aber er hat etwas Ritterliches und ein seltenes Taktgefühl. Hans ist ganz und gar vernarrt in ihn. Und erst Lilla — nun ja! ...

Ich merkte es zuerst an ihrem ganz veränderten Betragen mir gegenüber. Neulich — es fehlte wenig, daß sie mir einen Kuß gegeben hätte. Lilla — mir — einen Kuß! Die Welt hätte einstürzen müssen. Sie, die mich so furchtbar haßte — so grausam und sinnlos, wie nur die Jugend haßen kann.

Später wird ihre Abneigung wiederkehren, denn so etwas verliert sich nicht. Aber sie werden ja wohl nicht auf Libnitz hausen, solange die Eltern am Leben sind. Sie werden hinaus in die Welt ziehen — die Glücklichen.

* * *

Der Tag des Libnitzer Gartensestes war endlich herangekommen. Die Milde des jungen Spätsommers, tief aussharrend durch die Lindigkeit der Nächte, war dem Unternehmen günstig und ermöglichte daß vom Nachmittag bis in die Stunden des Dunkels hinein der Garten ein Schauplatz von Spielen und Tänzen war.

Der Garten war mit Papierlaternen im japanischen Geschmach behängt. Man hatte sich auf einfarbige Lampen geeinigt und auf vier starke bringliche Farben: weiß, orange, saphirblau und rubinrot.

Das Fest sollte unter dem Schlagwort „Têtes masquées“ in die Erscheinung treten. Es betraf dies in der Hauptsache die Damen. Den Männern war es überlassen, ob sie durch ein charakteristisches Kleidungsstück oder einen besondern Schnitt des Harnes zum malerischen Eindruck des Ganzen beitragen wollten oder nicht.

Der Baron begnügte sich damit, einen etwas altertümlichen breiten Halskragen über seinen Smoking zu werfen. So gehoben, kam sein ehrwürdig-edler Ritterkopf zu mächtiger Wirkung. Eigentlich fand er das Prinzip eines „Kopftüchens“ überhaupt unkuittlerisch.

„Denn,“ sagte er, „der Mensch kann doch oben nichts andres sein, als er unten ist.“

Die Baronin aber schlug ihn mit der treffenden Bemerkung: „Wir sind doch alle aus verschiedenen Jahrhunderten, alle mehr oder weniger aus den Lappen der Vergangenheit zusammengefaßelt.“

„Da hast du nicht so unrecht, Donna Lilla.“

Hans trug sich mit dem kühnen Gedanken, die Verlobung Lillas mit Rudolf während des Festes feierlich ausposaunen zu lassen. Das war ja beinahe so etwas wie ein Fehdehandschuh, den er der Nachbarschaft hinwarf; einen „Preußen“, einen Bürgerlichen wollte er da vor dem ganzen Adel des Hauses bevorzugen und ehren. Aber Hans lachte nur bei diesem Gedanken. Er war jetzt in einer gar wagemutigen Stimmung.

Tante Ulla hatte die Einladung zum Gartensest abgelehnt; das sei nichts für so alte Frauen wie sie. Am Tage nach dem Vergnügen wollte Hans mit dem Brautpaar bei ihr vorfahren.

Ja, Hans war mit einem Male sehr unternehmend geworden. Der lustige Reiteroffizier schien sich noch einmal in ihm zu rühren. „Die Emmen — hie die Welt!“ Das war in jungen Jahren sein Wahlspruch gewesen.

Die Baronin legte ihre blonden Flechten in der Art um den Kopf, wie man's zur Zeit der Inezzia Vorgia getan hatte. Große Perlen hingen als Ohrschmuck herab. Ein feines Netz von feuriger Farbe verstärkte den goldigen Schimmer dieses löstlichen Renaisfancekopfes.

Lilla wäre am liebsten wieder als grüne Dame erschienen. Aber Rudolf war dagegen: „Laß die ungesunde Vergangenheit, Kind! Wir wollen die Kreise der Geister nicht stören.“

Sie liegen wartend unter dünner Decke Und leise horchend stürmen sie heraus.“

„Dann wähle für mich.“

„Du könntest als Waldnymphe gehen — als Dryade. Das ist schön und natürlich und gesund. Ich mach' es dir selbst, mit ein paar Eichenzweigen — komm!“

Er nahm sie an der Hand, und sie schritten dem Waldtraude zu.

Ernas Köpfschen erhielt einen Haarpuz aus dem Jahre 1802. Die aschblonden Wellen fielen etwas aufgelöst um das kleine feine Gesicht. Aber dieser gemolten Ver-

wirung thronte eine Art Turban aus zartem hellblauem Gazestoff. In der Nähe des linken Ohrs hielt eine goldne Agraße den Bund zusammen, und über der Stirn wuchs ein kleiner Strauß von steifen lapisblauen Blumen in die Höhe.

Kornelia wollte zuerst nicht an dem Fest teilnehmen oder, wie Tante Isa, nur von einem Fenster aus zusehen. Dann ließ sie sich überreden und erschien in einem dunklen Spitzenüberwurf, der eben durch seine verhältnißlose Traurigkeit besonders auffallen mußte.

Einer der ersten Gäste, die an jenem Nachmittag in Libitz vorfuhren, war Riti Steyregg mit den Schwammerlfeins von Gudshausen. Er kam in oberösterreichischer Tracht und sah genau so aus wie der erste Liebhaber eines Bauerntheaters.

Eigentlich war er ein hübscher junger Mann mit lebhaftem schwarzem Blick und einem gefälligen Profil. Aber in Sprache, in Gebärden, in Haltung und Umgangart ein vollständiger Bauer.

Rudolf Siebenlehn glaubte zuerst, im Grazen Riti einen vollendeten Schauspielers bewundern zu müssen, der seine Rolle mit täuschender Lebenssechtheit durchzuführen imstande sei. Aber nein: Graf Steyregg war in der Tat ein Bauer. Früh verwaißt, war er ohne viel Unterricht und sitzige Pflege zwischen Jägern, Holzschlägern und Bauernleuten aller Art auf einem weltfernen Gute aufgewachsen. Er fühlte sich denn auch in seinem Lederkittel geistig und leiblich ganz wohl. War er doch infolge verschiedener Todesfälle Majoratsherr auf Böcklaßing und Baurabichl und außerdem Herr eines schönen Vermögens. Und vor allem war er der Graf Riti Steyregg. Dies Bewußtsein hatte ihn auch als armen Mann über alle Fährlichkeiten des Lebens hinweg getrieben.

Begrüßung und Vorstellung waren erledigt, die Schwammerlfeins sprachen mit dem Ehepaar Emmen, Riti hielt sich an Vitta, die ihm im Ordnenlaubschmuck ganz besonders zu gefallen schien.

„No, Vitta?“

Vitta lächelte, Rudolf lächelte mit ihr.

„No, Vitta?“ wiederholte Riti unbeirrt.

„Bin doch dein Vetter, laß dir doch a Pusserl abwappen, geh, sei g'scheid.“

Vitta lachte hell auf und trat einen Schritt zurück. „Das geht jetzt nicht mehr, mein guter Riti.“

„No, warum denn net? Sei net so g'schamig, Mabel. Z denk, wir wern jetzt einig.“

„Einig?!“ Vitta nahm eine ganz dumme Miene an.

„No, die Tant' Ulla, die, was noch den Dreißigjährigen Krieg erlebt hat, die wünscht es ja auch — sagt mir der Zerbl Schwammerstein. Und was der sagt, is immer wahr, denn er is der geachtetste Mensch in ganz Esterreich.“

„Armes Esterreich!“ seufzte Vitta pathetisch.

„No, willst uns auch noch frozzeln? ... Sehns, Sö Herr Professor oder was Sö sein,“ wandte er sich an Siebenlehn, „sehns, meine Cousin' da — die soll mich doch heiraten!“

„Das Neuste, was ich höre,“ erwiderte Rudolf verbindlich. „Aber leider dürfte das wirklich nicht durchzuführen sein.“

„Ganz unmöglich, lieber Riti,“ stimmte Vitta bei.

Riti Steyregg starrte die beiden ohne jegliches Verständnis an. „Ihr redts so stäbtisch daher, so gebüllet ... ich sag' euch aber nur eins: ich bin der Graf Riti Steyregg.“

„Das wissen wir,“ sagte Vitta knixend. „Herr auf Böcklaßing und Baurabichl. Denoch ... reden wir von etwas anderm, lieber Riti.“

„Vitta, es is doch nicht zum Glauben — du haßt dich doch net dem Herrn mit dem schwarzen Bart verprochen? Sö, lieber Professor, Sö g'fallen mir ja ganz guet ... aber Sie scheinen mir die hiesigen Verhältnisse net recht zu kennen ... Ich bin der Graf Riti Steyregg! ... Lachts net so, ihr zwei!“

Rudolf unterhielt sich göttlich. Das war ja besser als ein Schlierseeer Premiere. Vitta hing an seinem Arm und weinte fast vor Vergnügen.

„Des habts schon an Rauch von der Powl'n, dem preußischen G'söff — aber morgen, wann ihr anschlafen habt, dann wird's euch klar werden, wer i bin: der Riti Steyregg bin i! Psüat Gott!“ Damit drehte er sich auf seinem Absatz um und eilte, Zerbl Schwammerstein aufzujuden, um dem welterfahrenen Freund sein Leid zu klagen.

Er traf ihn inmitten einer Gruppe lachender junger Leute, die dummes Zeug schwatzten und somit sehr vergnügt waren. Erna Siebenlehn war auch dabei, ganz veräuschelt von so viel Gräßlichkeit und Freierrentum.

Sie gefiel dem Ferdl recht gut, und der war nicht übermäßig erfreut, als Nisi ihn beim Hochzeitspfeife paktete, um ihn seitab in einen ruhigeren Schattengang zu ziehen.

„Was willst denn, Nisi?“

„I brauch' dein' Rat ... brauch' dein' Rat.“

„No, was is denn? Ehrengangelegenheit?“

„Dös grad net ... aber was sagst du dazu? Meine Cousin' lauft mit dem reichs-deutschen Professor, dem, was den schwarzen Vollbart hat ... so an Bart wie der Kerl, der immer in der Wochen' steht und die Studer schreibt.“

„Du meinst den Sudermann.“

„Das is mir Wurscht, wie der Studer schreiber hoast — i mein den preußischen Professor, und i jag' dir, der und die Villa, die ham was zusammen.“

Ferdl Schwammerstein, ein großer, stark-knochiger Mensch mit breitem, bartlosem Gesicht, war in gewissem Sinn ebenföhr ein Bauer wie sein Freund Nisi Steyregg. Aber die bäurische Eigenschaft, die den Grund seines Wesens ausmachte, war berechnende Schlaueit. Er hatte früh begriffen, daß es nötig sei, dem modernen Leben gewisse Zugeständnisse zu machen. Mangel an geschäftlicher Tüchtigkeit, Mangel an Scharfblick, an Unternehmungsgelst, das waren die Fehler und Schwächen, an denen der Adel zu leiden hatte. Man mußte sich alle Kampfmittel und Listen der Hobber, der Emporkömmlinge aneignen, um ihnen mit gleichen Waffen begegnen zu können. Man mußte es machen wie die Japaner: die wehrhaften Künste des Feindes annehmen, darnun blieb man ja doch, wer man war. In diesem Zeichen hatte Ferdl gefiegt. Eine grobschlächlige Gutmütigkeit machte ihn überall rasch beliebt. Seine Heirat mit der häßlichen Tochter des Fürsten Strabansky gab dem sonstigen Wappenschilder der Schwammersteins neuen Glanz. Da er ein leidlicher Redner war, sich auch ein wenig in Politik meugte, ohne sich jedoch allzweit einzulassen, und aus den Tageszeitungen über jedes Thema ebenso eingehend als oberflächlich orientiert war, galt er in seinen Kreisen als erstentlich gescheit. Überhaupt hatte er Glück; er konnte anlassen, was er wollte, alles gelang ihm. Darum schwor er auch zur Nahue des Erimismus; Pechwögel gab es nicht, das waren eben dumme Kerle. Ferdl Schwammerstein war der Liebling aller. In Nisis

Augen kam er gleich nach dem lieben Gott. Aber es gab nur wenige, die nicht eingestimmt hätten, wenn es hieß: „Dieser Ferdl Schwammerstein — was ist das für ein tüchtiger, geheimer, durch und durch scharmanter Mensch!“

„No, no, siehst du, mein Lieber,“ orakelte Ferdl, „ich hab' ja immer gesagt, daß du rückständig bist.“

„Was is das ... rückständig?“

„Rückständig heißt es, mein guter Nisi — mit ü, wenn ich bitten darf. No, du bist halt z'ruck in der Weltgeschichte. Verstehst mich jetzt?“

„Was hat die Weltgeschichte mit der Villa und dem deutschen Professor zu tun?“

„Wenig, allerdings, lieber Freund! sehr wenig, darin muß ich dir recht geben. Aber sie sind gleichsam Symbole.“

„Jetzt redst wieder von der Wovle. Hast auch so viel davon g'lossen? Das is recht garstig von dir, mich so zu frozeln, Ferdl! Geh, du bist kein treuer Freund.“

Ferdl klopfte ihn begütigend auf die Schulter. „Nix für ungut, Nisi. Du leidest halt an einer fixen Idee! Du denkst, für den Grafen Nisi Steyregg ist die ganze Welt nur ein Tischlein-deck-dich. Das ist heute nicht mehr so, mein Lieber. Freilich, du bist reich — das ist noch deine einzige Rettung. Aber so wie deine Ahnen herunwirtschafsten, das kannst du halt doch nicht mehr. Dein Urgroßvater hat seinen italienischen Baumeister über den Hansen geschossen, weil er ihm, in Untertanis unterm Almas, ein Bergschloß mit der Front nach Norden gebaut hatte. Ein Jährlein Verbannung vom Hofe — das war wohl alles, was er dafür gekriegt hat.“

„So, das war mir noch nicht bekannt. Was du net alles weißt, Ferdl! Aber ich hab' ja keinen italienischen Baumeister, und wann ich einen hätte, würd' ich ihn wegen so aner Klauigkeit doch net torchiesen.“

„Das frent mich, Nisi! Du bist von der zunehmenden Verfeinerung der Sitten doch nicht ganz unberührt geblieben. Also: die Villa Emmen schlag dir aus dem Sinn, kriegt an jedem Finger eine andre, wanns dich untschaut ... Und mit dem Doktor faugt mir keinen Kravall an, der hat eine sehr herzige Schwesler, der mach' ich heut' die Kur ... Krustürken, da hat der Fiel, der Thuri Pollew, sie mir inzwischen weggeschmarrt — gleich werd' ich sie ihm wieder abjagen!“

„Aber Herd! — deine Frau!“

„Gef!“ Er wandte dem Grafen Steyregg verächtlich den Rücken. Dann drehte er sich noch einmal um und sagte in etwas milderem Ton: „Daß du mir keine Klatscherei machst!“

„Aber Herd! — ich? Du kennst mich doch!“

„Schon gut — Servus, Niki.“

Während sich das zwischen den Freunden abspielte, saßen Rudolf und Lilla unter dem großen Ahorn am kleinen versteckten Goldfischteich.

„Du wirst dich doch nicht etwa mit dem Niki schlagen?“ flüsterte Lilla besorgt.

„Schlagen? Mit diesem armen unreizwilligen Komiker da? Ihr Ehrereicher seid in solchen Dingen noch fürchtbar primitiv. Immer gleich Quelle, wegen jedem Pappenspiel. Oder wünschst du's etwa? Dann selbstverständlich ...“

„Rudolf!“

„Weißt du, Lilla, du erinnerst mich jetzt auf einmal an ein Gespräch, das ich mit Furtwängler in Griechenland führte. Er hatte die wundervollen jungfräulichen Sphinge vom Giebel des Aphroditentempels auf Aegina entdeckt. Für eine, deren Gesicht völlig zer schlagen war, begeisterte sich der Forscher ganz besonders und sagte, es müsse eine Wonne sein, in ihren Armen zu sterben. Er löste sich ihre Züge mit Leichtigkeit ergänzen, versicherte er mir. Ich verstand ihn damals nicht. Heute aber denke ich mir: die Sphinx wird dir ähnlich gesehen haben, als sie noch ihre Schönheit besaß.“

„O Rudolf, ich bin keine Sphinx, ich bin nur ein wildes Mädel — gewesen; denn du hast einen neuen Menschen aus mir gemacht. Aber jähst du den Mann, der jetzt vorbeiging? Dort beim Spiräenbusch?“

„Dein Onkel Wenzel?“

„Ach, das dachte ich mir. Nun, wie gefällt dir der Onkel?“

„Nun. Ich glaube dir nicht ins Herz zu greifen, wenn ich gehe, daß er mir gar nicht gefällt.“

„Ich fürchte sehr, daß er uns einmal einen großen Schaden zufügen wird.“

„Nun ... vielleicht überhäuft ihr den guten Entel. Er ist einer der Vielwiielen und Ganzüberflüssigen — weiter nichts.“

„Die Eltern sind heute so heiter und guter Dinge. Rudolf. Das freut mich so

unaussprechlich. Denn es lastet immer so viel auf ihnen.“

„Ja, dein Vater hat mir sein Herz ausgehüttet, als wir im Schwarzwalde waren. Ich habe noch nie für einen Mann eine so tiefgehende Hochachtung und Verehrung empfunden. Daß solche Menschen keine Gelegenheit haben, die Welt und ihre Kultur zu fördern, das gehört zu den vertracktesten Mädeln dieses vertrackten Daseins!“

„Ach, Rudolf, ob unser Leben auch so unweit und umstellt sein wird wie das der Eltern?!“

„Ich glaube nicht. Ich hoffe nicht. Freilich, man kann nie wissen! Aber eine große Anzahl von Hemmungen, die das Glück der älteren Geschlechter bedrohten, haben wir Jüngeren uns kühnlich vom Halse zu schafften verstanden ... Abzüglich, heut' will dein Vater unsre Verlobung verkünden. Bei der Abendtafel — mache dich auf Gratulationen gefaßt.“

„Ich möchte mit dir in einem Luftschiff aufschweben, während die da unten ihre Feste feiern, und schweigend unter den Sternen sitzen — mit dir.“

„Meine Lilla!“ —

Herd Schwammerstein spazierte in der Nähe des Elbaums mit Erna Siebenlehn auf dem langen Kiesweg auf und nieder.

In seiner formlosen, pudelnährlich festen Art machte er ihr anhaltend und eifrig den Hof. Erna war entzückt. Daß Herd verheiratet war, hatte sie im Trubel der Anstöße nicht wahrgenommen. In ihren Visionen spielte eine schmale vornehme Karte die Hauptrolle. Auf dieser Karte war zu lesen: Erna Gräfin Schwammerstein. Oder: Gräfin Erna Schwammerstein. Oder: La Comtesse Ferdinand Schwammerstein. Oder gar, falls Herd das Haupt der Familie war, einfach: Gräfin Schwammerstein.

Wenzel sah Bruder und Schwägerin in fröhlicher Laune den Rajenplatz überschreiten. Dort wurde getanzt. Der hochtragende Ritter mit dem schönen Weißbart und die goldtöpfige Renaissancecandace saßen Arm in Arm den Tänzenden zu. In diesem Augenblick wußte Wenzel, daß er seinen Bruder haßte.

Er näherte sich dem Paar. „Verzeih ... erlaubt ... nimm mir's nicht übel, Hans! aber ist's dir auch recht, daß deine Tochter mit dem Doktor aus Deutschland dort am Goldfischteich sitzt? Sie geben einander Wasser.“

„Wui, Wenzel, wer wird den Aufpasser spielen?! Übrigens — beim Souper werde ich die Verlobung offiziell machen — also beruhige dich, Bester.“

Nun war die stattliche Tafel gedeckt inmitten des breiten Rasenplans. Die blauen, roten und gelben Scheine der Papierlampen fielen auf die Rosenbeete und die schweren Massen des Laubes, auf die schimmernde, schreiende, scharmuzierende Tischgesellschaft, auf tanzerhitzte, phantastische Frauenköpfe, auf weingerödete Männergesichter.

So sehr ein jeder mit seinem eignen Vergnügen beschäftigt war, so wenig fehlte es doch an streifenden Blicken, an schlecht verheimlichtem Getuschel, als Rudolf und Lilla etwas blaß und feierlich beide nebeneinander an der Tafel Platz nahmen. Erna, glücklich, reizend in ihrem hellblauen Turban, vom Hoffnungsglanz einer geträumten Grafenthrone umwooben, hüpfte auf Freundin und Bruder zu, küßte ein jedes von ihnen und murmelte so etwas wie: „Vielleicht werd' ich auch ...“

„No, Niki?“ Ferdi schenkte seinem Nachbar zur Linken Champagner ein: „Noch ungetrötet?“

„Du bist ein garstiger Kerl, Ferdi. Die kleine weiß gar nicht, daß du verheiratet bist.“

„No, jetzt wird sie es ja sehen, daß ich meine Frau zu Tisch geführt habe. Ich spiel' nämlich immer den galanten Ehemann, das macht einen gleich riesig populär. Empfehl' dir das für die Zukunft,“ flüsterte Ferdi zurüd. „Und jetzt kannst du dich meiner Champagnerbraut, der kleinen Gernemannin, etwas widmen und ihr schonend beibringen, daß ich bereits mit einer Frau gesegnet bin, und zwar mit einer grundhäßlichen. Letzteres mag ihr ein Trost sein.“

Baron Hans von Emmen erhob sich und schlug an sein Seltglas. Mit soldatischer Kürze und weit hin vernehmbarer Stimme sprach er: „Meine Tochter Lilla hat sich mit meinem lieben Freunde Doktor Rudolf Siebelehn verlobt. Ich bitte die werte Tafelrunde, mit mir auf das Wohl des Brautpaares zu trinken.“

Ein Sturm des Jubels und der lachenden Zustimmung brannte auf. Die Stimmung des lampenhellten Sommerabends, Tanz, Wein und die an allem Menschlichen reich und freudig teilnehmende österreichische Gemüthsart hatten jede Spur einer Antipathie

oder eines verletzten Standesbünkels hinweggefegt. Alles umdrängte beglückwünschend das Brautpaar und die Eltern.

In diesem Augenblick hörte man einen Wagen heranrollen. Ein später Gast? Die am Parktor versammelte, neugierig dem festlichen Treiben der Herrenleute zuschauende Dorfjugend stob freischend auseinander.

Josef, der sogenannte junge Bediente der Freiin Ulla, ein Siebziger, torfelste (so schien es denen, die nach dem Parktor hinsahen) über Ries und Rasen auf die fröhlich leuchtende Tafel zu. Vor dem Baron Emmen machte er halt. „Bitt' schön, Herr Baron — die Frau Baronin auf Ludau is soeben schwer erkrankt — es soll ein Schlaganfall sein.“

Mit rücksichtslosem Zischen fuhr eine Kastele von türkischblau leuchtendem Bergkristall triumphierend in die laue Nachtluft empor. Knatternd plakten dann die schönen Sterne auseinander und verpuffelten auf den Stoppelfeldern draußen vor dem Schloß.

Der strahlende Freudenruf, der dem Brautpaar hatte gelten sollen, wirkte nun wie eine höhnisch-lustige Luitung auf die betäubende Nachricht des alten Dieners.

„Sofort sollens mit dem Feuerwerk aufhören!“ donnerte Hans nach den Büschen hin. „Meine Herrschaften, verzeihen Sie ...“ Und so weiter. Die Nachricht sprach sich herum. Verstimmung, Unruhe, Verwirrung. Wenzel sprang, ohne sich zu besinnen, in den Ludauer Wagen. „Vorwärts, Euler!“

„Bitt' schön,“ wagte Josef artig einzurufen, „ob nicht die andern Herrschaften auch mitfahren wollen — der Libnitzer Herr Baron ...“

„Fahren im eignen Wagen nach oder lassen sich von einem der Gäste absetzen.“

Und als Linda von Emmen, noch im Lutzerzia-Borgia-Schimmer, in einen Abendmantel gehüllt am Arm ihres Gatten dem Parktor zustreckte, war die Ludauer Equipage längst schon wieder hinausgefahren in die Nacht.

* * *

Lilla von Emmen an Dr. Rudolf Siebelehn

Mein Rudolf!

War das ein unerwarteter kalter Windstich in jener lauen Gartenstunde! Der alte Josef, den sie in Ludau den „jungen Bedienten“ nennen, als richtiger Aufheiß-

bote in unsern lampenhellen Freudenabend herein stolpernd, wie es in jenen griechischen Tragödien der Brauch ist, von deren Schönheit Du mich so eifrig zu überzeugen suchtest. Eine gehegte Nachsfahrt mit den Eltern nach dem ungemütlichen Ludau. Am nächsten Vormittag unser weher, hastiger Abschied im Schloßgarten, am trüben Teich bei den alten Platanen — und dann fuhrst Du weg mit der armen kleinen Erna, und wir, Mama und ich, bemühen uns abwechselnd als Pflegerinnen der Tante, während Papa jeden Tag ein- oder zweimal herüberkommt.

Du wirst jene Anfangsworte meines Briefes frivoll finden. Aber der alten Tante Niesennatur hat sich schon so weit erholt, daß für den Augenblick jede Gefahr ausgeschlossen erscheint.

Daß Onkel Wenzel mit dem Wagen, der für uns alle bestimmt war, sogleich wieder zurückfuhr, hat uns dreien jeden Zweifel an seinem wirklichen Charakter genommen. Wollte er nur streberisch seine Versorgung zeigen? oder hoffte er irgend etwas zu erschwatzen, vielleicht den letzten Momenten der Sterbenden irgend etwas abzurufen oder abzubetteln? Oder war es nur ein (für ihn allerdings sehr bescheidender) Impuls, das Gefühl: ich muß zuerst dort sein! Jedenfalls hat es ihm nichts gefruchtet, denn die Tante war, als er ankam, bewußtlos, und Wenzel durfte nicht zu ihr. Als wir eine halbe Stunde später anlangten, jagte uns der Arzt, daß Tante Ulla diesmal noch davontommen würde. Mama übernahm die erste Nachtwache, und ich löste sie gegen Morgen ab.

Hoffentlich hat sich Erna schon über ihre zerstörten Träume hinweggetröstet. Armes, dummes Fräulein, sich von einem Herzl Schwammerlein so ohne weiteres bezaubern zu lassen! Verbirg diese Feilen vor ihr, aber küsse sie recht herzlich in meinem Namen auf ihr abschlondest Köpfchen.

Die Tante ist, seit sie sich ein wenig erholt hat, so schwer zu nehmen, wie das noch niemals der Fall war. Sie war immer streng, immer unverrückbar konservativ in ihren Anschauungen gewesen, aber im Grunde doch gutig und stets bereit, auf ihre Art einem etwas Liebes zu erweisen. Schon einige Zeit vor ihrer Erkrankung habe ich sie etwas milder angenehm gefunden, na-

mentlich seit Wenzels Ankunft. Unbewußt mag sie sich über den zähen, zudringlichen Gast geärgert haben. Die Reife der Eltern — wie muß ich Gott für diesen ihren Entschluß danken, denn sie brachten mir Dich als schönstes Angebinde mit! — kam ihr auch recht überflüssig vor, und überhaupt schien ihr Papa (angetränkelt durch die modernen Anschauungen eines gewissen bösen Doktors aus dem Reiche) neuerdings viel zu selbständig geworden ... Aber seit der Krankheit ist sie geradezu entschleckt. Alles zittert. Alles schleicht auf den Zehen. Selbst Wenzel — das ist noch das einzige Gute dabei —, selbst Onkel Wenzelslaus ist in Ungnade gefallen. Und dieser mir seit jeher so fatale Mensch, der Verwalter Kozowki, von dem ich ernstlich glaube, daß er mit dem lieben Wenzel unter einer Decke steckt — der kratzt jetzt herum wie das leidhaftige böse Gewissen.

Es ist eine ungemütliche Zeit für uns alle — ganz besonders für die arme Mama, die eigentlich kein Talent zur Krankenwärterin hat. Sie kann nur richtig pflegen, wo sie liebt, und zwischen ihr und Tante Ulla ist, wie ein Engländer sagen würde, nie was an Liebe verloren worden. Eine schaurig unbehagliche Zeit.

Und doch süß im Gedanken an Dich, mein Geliebter. Wenn ich durch das melancholische Tal der Freundschaft wandre, vorüber an den bröckelnden Urnen, den patinabedekten Eichentränzen; wenn im braunen Teich die erjten goldgelben Ulmenblätter schwimmen und die Monatsrosen ihren wehmütigen Duft zu meinem Fenster heraufsenden — am meisten aber, wenn ich draußen im freien Feld wandre, in der weiten, immer herblicher dreinschauenden Gegend, die sich gegen den Felsen der „Urgroßmutter“ und gegen den fernen Fluß hinreckt — immer, immer bin ich bei Dir, Geliebter; möchte doch unsre Zukunft frei und groß werden, frei und groß! Das erblicke ich vor allem vom Schicksal!

Nicht wahr, Du nimmst mich mit auf allen Deinen Reisen, und wenn Du die alten Götter angräbst und auch die Götinnen und Sphynx — ich verpöche Dir, nicht eifersüchtig zu sein! —, so bin ich immer bei Dir als Deine treue Gefährtin, mache fleißig Aufzeichnungen, photographiere ... Oh, es wird herrlich sein!

Von unsrer Verlobung weiß Großtante Ulla noch nichts. Ohm Wenjel ist, wie ich Dir schon sagte, für den Augenblick ganz eingeschüchtert und scheint alle Lust am Intrigieren verloren zu haben. Von den Leuten würde es niemand wagen, der Tante irgendeine Andeutung zu machen. Meine guten Eltern aber darfst Du nicht furchtsam scheitern; es entspringt wirklich nur der Mühsicht auf den Zustand der Tante, die sich ja, wie Du weißt, zuletzt eine Schwäche für den unglücklich-seligen Schlierseeer Jeanne premier, Nisi Steyregg, zugelegt hatte, wenn Papa ihr noch keine offizielle Mitteilung gemacht hat.

Oh, dies Ludau, dieses Haus des Alters! Wie schwer liegt seine Luft auf mir. In einer seiner Erzählungen sagt Poe, Mamas Lieblingsdichter, von einem unheimlichen seltsamen Schiffe: „Dieses Schiff samt allen, die auf ihm fuhrten, war durchdrungen vom Geiste des höchsten Alters.“ Das gilt auch von diesem Ludau mit seiner Herrin, ihrem Kofel, ihrem Josef, ihren greisen Kammerjungfern, der ganzen furchtbaren Ausstattung uralter Dinge, die von tausend Toden zu erzählen wissen . . .

Ich habe das immer nur dunkel empfunden, und meine Jugend lachte darüber hinweg. Aber seit Du in mein Leben getreten bist, Du, Rudolf, gesund und gegenwartsfroh und zukunftsicher, da schauert mir vor den geschlossenen Tumpfschleusen dieser Räume, „durchdrungen vom Geiste des höchsten Alters“. Freilich spürst Du, der Entdecker von Ephyra, einem noch graueren Alter nach; aber Tyrus und Mylena, Knossos und Drachonios (Du siehst, wie gelehrt Deine Villa die schweren Namen festzuhalten weiß), die stehen so wunderfern in den vergangenen Zeiten, daß sie fahbare Gespenster, mit denen sie uns schrecken könnten, nicht mehr ihr eigen nennen: die sind hinweggeschwunden, und es bleibt nur die große Linie, die zeitlos ist.

Red' ich wie ein Kind, oder war das ein Gallinathias? Lächle nur! Ach, könnt' ich Dich lächeln sehen — das täte mir wohl.

Tafel wie auch einmal so stark und so hart und so eigeninnig werden könnten! Favor nur bewahre uns Gott! Schreibe bald, lieber Nudel.

Deine Villa.

Tante Ulla lag auf dem Sofa im roten Salon. Draußen war es Herbst. Der Himmel war grau. Die Schwäne auf dem Teiche ahuten den Winter. Sie drückten sich am Eingang ihres schwimmenden Häuschens zusammen. Die beiden hohen Platanen schützten ihr hellgelbes Laub auf die stillen Taguswege. Gleichgültig blühten die Moosrosen, mit schwachem Duft.

Ulla ruhte auf dem mächtigen, mit Drillsch überzogenen, steilehningen Sofa. Gestrichelte Kissen, die Angebinde von Verwandten und Freundinnen, stützten ihren Rücken, ihre Schultern. Neben ihr saß auf hochlehniem Stuhle der Freiherr Hans von Emmen. Seine Damen waren bereits nach Vibitz zurückgekehrt; er war, wie er's jetzt alle Tage zu tun pflegte, herübergeritten, um nach dem Befinden der Nelsonvalejzentin zu fragen.

Heute war die Tante etwas leichter zu nehmen. Sie widersprach nicht so viel wie sonst. Hans, der zu allen Zeiten ein flotter Erzähler gewesen, gab verschiedene drollige kleine Vorkommnisse aus jüngster Zeit zum besten; so zum Beispiel, daß Girscht, der alte Vibitzer Gewitterprophet, gestern gesagt hatte: „Herr Baron, dies Jahr gibt es kein Gewitter mehr.“

Auf dem Lande ist man zum Glück oft recht anspruchslos und amüsiert sich über die unschuldigsten Kleinigkeiten. Tante Ulla mußte über den alten Girscht lachen. Ja, jetzt im Herbst würde es wohl kein Gewitter mehr geben.

Die trauliche Stimmung, die heute im roten Salon herrschte — Josef hatte Feuer im Kamin gemacht, und die behaglichen Flammen fanden in den bauchigen Palisanderlommotten ihren Widerchein — sie taufte Hans die mühsam erworbene Vorrecht und diplomatische Zurückhaltung und verführte seine ehrliche Natur zu übel angebrachter Wärme und Mitleidsamkeit.

Die gute Tante! Er betrachtete ihre verehrten Züge, und längst verblaßte Jugendbilder lächelten ihm zu.

Höflich, ein schändlicher Robold mußte das gewollt haben, hing er an, Anekdoten von dem dummen Nisi Steyregg zu erzählen. Wie ihn seine Freunde geneht hätten, er müsse bald heiraten, aber „mit dem Gurrel, mit dem Zmeier reise der schöne Wahn emwei“, so verhielten sie ihm. Er

aber lief herum: „Was reden die denn immer von an Gürtel, von an Schleier — dös ver'sich' i nöb.“

Seit ihrer Krankheit hatte sich merkwürdigerweise Ulla's Gehör bedeutend gebessert. Sie nahm das Erzählte ruhig lächelnd in sich auf und sagte nur: „Na, für einen Schwiegervater in spe bist du ein bißchen scharf gegen den armen jungen Menschen!“

„Wie meinst du, Tante? Ich verstehe immer Schwiegervater — wie Oskar Blumenhals sagen würde. Du denkst doch nicht etwa, daß Lilla für diesen Taps eine Reizung hätte fassen können, selbst wenn sie nicht ...“ Er hielt an. Bald hätte er sich in die Zunge gebissen.

Die Züge der Tante wurden herrisch streng und starr. „Selbst wenn sie nicht ... wie meinst du das, Hans?“

Der Neffe hatte seine Fahrzeuge verbrannt, die Schlacht mußte geschlagen werden. Es war auch besser, endlich einmal alles frei heraus zu sagen. Nichts war Hans verhaßter als Geheimtun und Vertiefenspielen.

„Liebe Tante, ich wolt' es dir schon längst sagen: Lilla hat sich verlobt, aber nicht mit deinem Protegés Nisi Steyregg, sondern mit ...“

„Dem Thuri Polepp? dem Pepi Hohenstein?“

„Nein. Mit dem Doktor Rudolf Siebenlehn, meinem jungen Freunde aus Thüringen. Er ist ein ausgezeichneter Mensch, hat als Gelehrter schon einen Namen, ist wirtschaftlich unabhängig und genießt die Gunst des Fürsten von Schwarzenbach-Nordland. Diese letztern Umstände füge ich nur hinzu, weil du die Sache gewiß auch vom weltlichen Standpunkt betrachtet wissen willst. Mir genügt der Mensch — daß er kein Auskommeu hat, ist natürlich ein großes Glück; aber auch so“ — setzte Hans unvorsichtig hinzu — „hätte man sich behelfen können und müssen.“

Einen Augenblick lang schwieg Ulla, als ob sie erst alles verdauen müsse, was ihr Hans da wider Erwarten vorsetzte. Ihr Gesicht wurde dabei immer härter und strenger, seine Farbe spielte immer mehr ins Fahlgelbe. Endlich fragte sie mit stolzener Stimme: „Protestant, natürlich?“

„Protestant. Aber, verehrte Tante, du warst doch sonst nicht so streng kirchlich gesinnt ...“

„Ich bin gegen gemischte Ehen. Die Familie ist gewiß recht mauvais genre.“

„Gute alte Bürgerfamilie, Tante Ulla. Zu ihrer Art so alt wie wir.“

„In ihrer Art — das sagt alles.“ Die Tante lachte kurz und ärgerlich. Sie wiederholte noch einmal die Worte: „In ihrer Art.“ Nach einer peinlichen Pause sagte sie: „Ich habe diesen Herrn Siebenlehn nur einmal gesehen, damals, als du mir ihn vorstelltest. Er sieht gut aus, hat leidliche Manieren, eine geübte, sichere Konversation. Aber trotz alledem, kein Gatte für Lilla.“

„Aber, Tante, die Sache ist doch längst abgemacht.“

„Und hättest du nicht erst deine alte Tante Ulla fragen können? Sieh, diese Krankheit hat mich daran erinnert, daß ich schließlich auch einmal sterben muß. Und ich wüßte Lilla gern standesgemäß verheiratet — du kannst dir denken, warum. Also, ich bitte dich, Hans: brich die Verlobung ab!“

„Das ist unmöglich, Tante.“

„Unmöglich“, sagte Napoleon, „ist das Wort eines Toren.“

„Ich bin kein Bewunderer des Korsen und verstehe mich nicht darauf, rucklos über das Glück der Nächsten und Teuersten hinwegzuschreiten.“

„Und du meinst wohl, daß ich das tue?“

„Nein, Tante.“

„Dann brich die Verlobung ab.“

„Nein, Tante. Es tut mir leid.“

„Adieu, Hans.“

„Adieu, Tant' Ulla.“ Er küßte ihr die Hand.

Siekehrte sich von ihm ab, der Sofalehne zu.

„Soll ich jemand herschicken, Tante?“

„Nein.“

Sobald die Freiin Ulla allein war, stand sie vom Sofa auf. Mit bemerkenswerter Energie schritt sie quer durch den roten Salon und öffnete die innerste Lade eines kleinen Koultschreibbüchses. Sie nahm ein Schriftstück heraus. Sie strich mit der Feder verschiedenes durch, es klang hart, kratzig, schneidend, und das Feuer knisterte dazu.

Dann schrieb sie mit zitternder Hand ein paar hastige Zeilen. Endlich schloß sie die Lade wieder zu und sank erschöpft in die geliebten Sofakissen.

„Ich glaub', ich hab' — eine Dummheit gemacht.“ Mit diesem Ausspruch trat der Baron in das Atelier seiner Frau.

„Das kann ich nicht glauben, Hans.“

„Die Tante hat mich in Ungnade entlassen.“

Baronin Emmen ließ ihren Maßstab fallen. Hans bückte sich und hob ihn auf. Dann erzählte er: „Ja, weißt du, ich fand es heute so gemächlich bei der Tante. Es war ganz wie in alten Zeiten. Da verließ mich die Vorsicht. Ich plauderte ungezwungen. Meine kindliche Färtlichkeit erwachte wieder. Sie war mir einst wie eine Mutter — du weißt es.“

„Dein weiches Herz, Liebster, ist dein schlimmster Feind.“

„Mag sein.“ Hans streckte mit jener ihm eignen Miene humoristischer Ergebung die Hände aus. „Kurz und gut, ich weiß nicht mehr, wie es kam, aber auf einmal war ich herausgeplatzt mit Ullas Verlobung.“

„Nun, die hätte ihr ja nicht mehr lange unbekannt bleiben können. Mach' dir also darum keine Vorwürfe, Hans.“

„Ja, aber der Moment war doch wohl nicht der richtige. Sie nahm es sehr übel auf. Ach, sie hat sich arg verändert. Sie pflegte doch früher ziemlich liberale Ansichten zu hegen. Jetzt auf einmal ist sie höchst feudal und kirchlich gesinnt. Sie verlangte von mir, ich möchte die Verlobung aufheben. Natürlich sagte ich nein. So schieden wir.“

„Es mußte wohl so kommen, mein Hans.“

„Ach, in fünfzig Jahren wird es doch ganz gleichgültig sein, was heute geschah und gedacht wurde. Es ist dann alles nicht mehr wahr.“

„Das sagst du immer, Hans, aber ich weiß wirklich nicht, ob du recht hast.“

Hans versank einen Augenblick in Nachdenken. Unablässig strich er mit der großen schönen Hand über seinen langen Bart hin, seine hellen Augen blickten hinaus in den herbstlich schauernden Park. „Ob ich nicht heute nachmittag noch einmal hinüberrette und mich bemühe, sie zu veröhnen?“

„Nest wär' es vergebens, Hans. Laß doch lieber ein paar Tage darüber hingehen. Sie wird schließlich Sehnsucht nach dir bekommen und dann vielleicht deinen Aufbaumengen zugänglichler sein.“

„Douna Linda hat recht!“

Die Aufregung über Hansens Halsstarrigkeit hatte die alte Dame sehr angegriffen. Auch beunruhigte sie arg, was sie im ersten Ärger hingeschrieben. Und doch konnte sie sich nicht entschließen, die neue Bestimmung rückgängig zu machen.

„Ich werde ja wohl noch einige Zeit leben. Mann mir's noch überlegen indessen; der Junge hat mich auch gar zu schwer geärgert! Er ist zu selbständig geworden in letzter Zeit. Man muß ihn ein wenig duden. Ich will mal warten — bis übermorgen. Vielleicht kommt er, die alte Tante um Verzeihung zu bitten.“

Die Nacht war übel, voller Beschwernis und ängstlicher Träume. Tagsüber wartete sie vergebens auf Hans. So vergingen ihr dreimal vierundzwanzig Stunden. Am dritten Vormittag nach Hansens letztem Besuch lag Ulla wieder auf dem steifehngnen Drillschlofa im roten Salon. Sie lauschte auf einen Hufschlag, auf das Knirschen von Wagenrädern. Nichts, nichts. „Er troht, der grauföpfige Junge. Hat immer noch nicht Vernunft angenommen.“

Sie fühlte eine bleierne Schwere in den Gliedern. Etwas Angligendes, Böses unflaumerte ihre Brust. „Da sind die Weiber dran schuld, die halten ihn zurück.“ Sie sank in einen unruhigen Halbschlaf.

Auf einmal war es ihr, als befände sich noch jemand im Zimmer. „Nest, bist du's?“ Sie öffnete die Augen. Zwischen ihr und dem Boullschreibtisch glitt etwas Grünes hin. Eine schmale Frauengestalt war's mit einem gelblichen Spizentragen, einem breiten Jagdhut, von dem nebelhaft dünne Pfauenfedern heruiedernidten. Die Frau in Grün blieb vor dem Schreibtisch stehen. Dann wandte sie sich um ...

Ulla stieß einen Auauschrei aus. Sie erwachte soqlaid. Die Septembersonne schien freundlich durch die hohen Fenster. Der rote Salon war leer.

Durch die Tür des benachbarten Speisemanners trat Wenzel von Emmen. Er hatte sich in den letzten Tagen stets in den nächstgelegenen Gemächern herumgetrieben. Nest, die älteste der Nannnerzoien, hielt ihn nach Möglichkeit fern vom Lager seiner Tante, aber die beiden jüngeren würden sich wohl mit der Zeit minder hartherzig erweisen. Er hatte den Zehrei gehört und beilte sich, einzutreten, bevor Nest wiedertäme.

Totenbleich ruhte die Tante auf den buntgestrichelten Kissen. „Ach, Wenzel, du bist's!“ stöhnte sie. „Ich bit' dich, mein Junge, nimm hier diesen Schlüssel, öffne die Schreibstischlade — jene dort — und bring mir das geschlossene blaue Kuvert.“

Den Major durchzuckte es wie der Stich einer glühenden Nadel. Seine Pulse klopfen schmerzhaft, als er den blauen Briefumschlag in den Händen hielt. Jetzt gilt's! Alles oder nichts! Das war die Stimme seiner Gedanken. Er zerriß mit fiebernden Fingern den Umschlag.

„Nicht aufmachen, Wenzel — hergeben! hergeben!“ wimmerte die Kranke.

Aber Wenzel hörte nicht auf sie. Er hatte den Inhalt des blauen Kuverts vor sich. Da stand es deutlich: „Mein Testament.“ Er überflog, ohne Atem zu schöpfen, das Schriftstück. Hier, hier standen die schicksalsvollen Worte: „In Anbetracht dessen, daß mein Neffe Hans von Emmen voransichtlich das Gut Libniz von meiner Schwester Na erben wird, und ferner befecht von dem Wunsch, meinem Neffen Wenzel von Emmen einen festen Halt für seine alten Tage zu schaffen, vermach' ich dem genannten Wenzel von Emmen meinen Besitz Ober- und Unterdakau mit allem Zubehör.“

„Das ist ungültig!“ kreischte die Greisin in Verzweiflung. „Das ist ungültig! Gib's her, bei meinem Tuche, Kind, gib's her! Die grüne Gräfin hat mir Vorwürfe gemacht, daß ich deinen armen Bruder ...“

Also schon Delirium, dachte Wenzel. Da braucht man keine Rücksicht mehr zu nehmen. Ulla richtete sich beinahe kernengerade auf und versuchte, dem Neffen das Blatt zu entreißen. Er aber stieß sie heftig zurück.

Die alte Frau fiel schwer in die gestrichelten Kissen. Eins davon kollerte unter ihr weg auf den Fußboden. In diesem Augenblick kam die alte Nesi: „Um Gottes willen — die gnädige Frau Baronin haben so geschrien ...“

„Der Frau Baronin ist sehr schlecht, ich muß gleich zum Arzt reiten,“ stammelte Wenzel, der sehr blaß ausah, indem er das Papier in die Brusttasche steckte. „Sie weiß gar nicht mehr, was sie spricht.“

Und er verließ sporntreichs den roten Salon. Nesi beugte sich über ihre Herrin. Ulla wollte noch etwas sagen. In qualvollen Mühen suchten ihre Lippen Worte zu

formen, die unverständlich blieben. Dann schlug ihr Haupt nach rückwärts. Der Mund war weit offen. Der eine Arm hing wie eine Weidenrute an der Kante des Sofas herunter.

„Jesses Maria! Jesses Maria! Heilige Maria, Mutter Gottes!“ lallte Nesi.

Die Freiin Ulla von Emmen war tot. Im Stall war seit Ullas Erkrankung stets eins der Pferde gefastet und aufgezäumt für den Fall, daß der Arzt rasch geholt werden mußte. Heute war es der Fuchswallach „Morgenstern“.

Wenzel schwang sich stillvergnügt auf den Fuchsen. Bald trabte er auf der stillen Straße hin, die nach der Kreisstadt führte, um dort das Testament der Tante den Gerichten in Verwahrung zu geben.

* * *

Im ganzen Gau riefen die letzten Bestimmungen Ullas das größte Aufsehen hervor. Hoch und niedrig, vornehm und gering, Kavaliere, Bürger, Bauer und Tagelöhner waren einig in der Empfindung, daß dem Libnitzer Freiherrn Unrecht geschehen sei.

Man munkelte allerhand von ungeheuerlichem Vorgehen, heimlicher Missetat. Die alte Nesi hatte ein Papier in der Hand Baron Wenzels gesehen, als ihre Herrin im Todeskrampf zurückfiel. Sein verwirrtes Wesen war ihr aufgefallen. Andre wieder behaupteten geradezu, Wenzel müsse das Testament gefälscht haben. Wieder andre gingen so weit, anzudeuten, der Major habe das Ende der Erblasserin mit Absicht beschleunigt. Endlich sprach sich vielfach die Äußerung herum, Kozowky habe bestimmte Summen schon im Vorhinein auf die Seite bringen dürfen, unter der Bedingung, den Raub auf alle Fälle mit dem Baron zu teilen.

Aber die Stimme des Volkes war den harten klaren Tatsachen gegenüber ohne jede Macht. Zum Erben des fürstlichen Gutes Dakau und eines großen Teils vom Barvermögen (das übrigens, wahrscheinlich infolge der Kozowky'schen Miswirtschaft, weit geringer war, als man erwartet hatte) war Wenzel Freiherr von Emmen unwiderstehlich eingesetzt.

Hans widerstand dem grausamen Schlage mit Fassung und Würde. Er reichte Frau und Tochter die Hände: „Wenn ich euch nur

habe ... alles weitere will ich gern entgegennehmen."

Die Frauen drangen in ihn, er möge das Testament anfechten. Sie erwähnten die vielen Gerüchte, die in der Gegend umschwirren; auch betonten sie, daß in die Zurechnungsfähigkeit der Erblasserin einige Zweifel zu setzen seien; endlich brachte Linda ihrem Gatten in Erinnerung, daß Tante Ulla seinem Vater einst ausdrücklich versprochen hatte, Hans zum Erben von Ludau einzusetzen, ja, daß Briefe vorhanden sein müßten, in denen sie sich nur gewissermaßen als die Nutznießerin dieser Herrschaft bezeichne.

Alles vergebens, Hans zudte nur mit den Achseln. „Wißt ihr denn nicht, daß Gesetze dazu da sind, um die anständigen Leute zu betätigen und die Schurken zu beschützen?" sprach er mit tiefer Bitterkeit zu ihnen. „Und selbst wenn ich einige Hoffnung hätte, Recht zu bekommen: ich will keinen Familienstandal. Ich will nicht, daß der ehrenhafte alte Name der Emmens durch die Zeitungen geschleift werde. Denn wie schnell vergißt das Publikum die Einzelheiten eines Falles, und schließlich bleibt nur die Tatsache übrig: ein Emme hat seinen Bruder betrogen! Na, ganz zuletzt würde die Welt uns noch miteinander verwechseln und gar nicht mehr wissen, ob der Schuft Hans oder ob er Wenzel hieß. Aber daß mein einziger Bruder so an mir handeln konnte, das werd' ich schwerlich jemals ganz verschmerzen. Wenzel hat mich hintergangen — hat mich um mein Erbe gebracht: nun bin ich auf einen Anstich ein alter Mann geworden.“

Freiin Ulla war beigelegt in der rosenrotgelben Kirche, deren Zwiebelturm so oft aus den reichen Lehnen der Weinberge freundlich vor ihr aufgestiegen war, wenn sie von der Majazienhöhe aus ihr weites Reich überblickte. Ein mächtiger Wallnußbaum entblätterte sich langsam über dem eisengittrigen Aushau, der die Familiengruft der Emmens bedeckte.

Unter den vielen Trauergästen, die sich zur Beistattung der Gutsherrin von Ludau eingefunden, fehlten auch nicht jene beiden Offiziere, die damals Wenzels Erscheinen in Livnii mißverleht hatten, Major Gräber und Oberleutnant Baron Eisenberg.

Nerdi Schwammmeierlein, der mit seinem Freunde Niki Ziemega von Gudhauen ber-

übergefahren war — die Gräfin war der Trauerzeremonie ferngeblieben —, wollte eben zur Heimfahrt in den Wagen steigen, als er die beiden Herren bemerkte. Nikis Gesellschaft langweilte ihn schon ganz fürchterlich, und ein kleiner Matsch schien ihm unter den Umständen nicht zu verachten. „Ich glaube, wir haben denselben Weg," rief er den Offizieren zu. „Oder reiten die Herren?"

„Wir sind in einem Werk übergefahren, das dem Schaffer in Ponitau gehört.“

„Na, dann schidens doch das Werk nach Haus und fahren Sie mit uns, im Landauer sind noch zwei Plätze. Ich setze Sie in ihrer Garnison ab — es ist nur ein kleiner Umweg für mich.“

Die Herren nahmen dankend an, Zigarren wurden angezündet, und es entwickelte sich jene wohlthuende Stimmung, in der die Nerven sich vom Eindruck eines an sich gleichgültigen und doch bedrückenden Vorgangs allmählich und halb unbewußt freizumachen beginnen.

Man fuhr die lange Allee hinunter, die an den Zaden des Urtroßmutterfelsens vorbei ins offene Land führt. Angenehme Frühherbstluft sädelte die Stirnen. Es war eine Lust, zu leben.

Natürlich kam das Gespräch sogleich auf die Erbschaftsgegeschichte.

Die beiden Offiziere standen völlig auf Hansens Seite: „Erinnerst dich, Eisenberg, wie der infame Lump, der Wenzel, damals, wie wir so gemüthlich beisammensaßen, plötzlich wie der Wolf in der Fabel erschien? Weißt du noch, was ich damals gesagt habe?"

„Ich hab' dir damals nicht geglaubt, aber später beim Gartensfest, da ist mir der Kerl so recht wie ein schleichender, feiger, heimtückischer Hund vorgekommen. Wie prächtig der alte Hans die Schluppe trägt! Mir tut's zu leid. Diese liebe, entzündende Baronin wär' die richtige Schloßherrin für Ludau gewesen.“

„Ich weiß nicht, warum sich die Herren so sehr entrüsten," äußerte Nerdi Schwammmeierlein kühl. „Der Hans Emme ist ja ein lieber, famoser Kerl, aber er paßt halt nicht in die heutige Welt, wie sie nun einmal ist. Hat es nie verstanden, seinen Vortheil wahrzunehmen. War ihm wirklich an Ludau so viel gelegen, so hätt' er einen konsequenteren Kultus mit der Tante treiben müssen. Beharrlichkeit führt zum Ziel.“

Jetzt hat' er's erreicht. So aber hat er immer geschwauelt zwischen frommer Ergebung und bescheidener Auflehnung. Entweder — oder! Da lob' ich mir den Wenzel; der weiß wenigstens, was er will — Na, und jetzt ist er unser reichster Gutsnachbar, ist Meister von Luckau und eine Persönlichkeit, mit der man im Lande wird rechnen müssen."

"Er soll aber die Tant' heimlich umgebracht haben, bevor sie ein andres Testament hat aufsetzen können," nahm Niki nun zum erstenmal das Wort. „Das kann ma doch mit'n besten Willen net schön finden."

„Sei stat, Niki! Wer wird auf jeden Domeistrentaktisch hinhören? Und schließlich, wenn er auch ein bißchen nachgeholfen hätte, wer kann's beweisen? Diese alte Kammerrfrau ist ja schon ganz kindisch, und außerdem hat sie nichts gesehen, was einen Beweis gegen Wenzel bilden könnte. Wißt ihr was? Ich glaub', daß man dem Wenzel sein ganzes Leben lang unrecht getan hat! Eigentlich ist er, bei Nichte gesehen, ein scharmanter Mensch, Schneidiger Sportsmann, eifriger Jäger, ein Freund des Weines und der Frauen, kurz, ein edler Grandseigneur. Wenn man ihn mit offenen Armen aufnehmen will — ich mache den Anfang damit."

„Nedenfalls hat er aber seinen Bruder hinterwärts aus der Gunst der Tante hinausgebrängt; mit einem Wort, er hat sich die Erbschaft erdlichen!"

Lieber Baron Eisenberg, was sind Sie noch für ein Idealist! Das Fat accompli — die vollendete Tatsache, darauf kommt es heutzutage einzig an. Macht geht vor Recht! In einem Jahr ist alles vergessen. Ich für meinen Teil verhehle gar nicht, daß ich diesen Wenzel bewundre. Und wär' er der Typus des genialen Verbrechers — da hätte man mal einen Großgrundbesitzer, der sein Alltagsmensch ist. Die Mühsichtslosen, die Selbstsüchtigen, die bringen die Welt vorwärts. Cesare Borgia!"

Die Hörer waren verblüfft durch so viel Bildung und so viel falschverstandene moderne Philosophie. Niki blickte andächtig zum Freunde empor. Gräßer laute ärgerlich an seiner Naarre.

Nur der Oberleutnant Eisenberg gab den Kampf nicht ganz auf. Er dachte an die von ihm so sehr verehrten Libanzer Tamen, und ein heißer Wroth sammelte sich wieder in seiner Nichte. „Ich bin nicht belesen ge-

nug, um Ihnen mit gleicher Weisheit zu antworten, Graf, aber meine Ansicht ist: Lump bleibt Lump; und wenn ich auch nur ein armer kaiserlich-königlicher Oberleutnant bin, meine Hand kriegt der Wenzel nicht zu fassen, und wo ich mit ihm zusammenkomme, da wird er meinen Rücken zu bewundern haben."



Hier ist noch ein Brief, den Hans von Eumen ungefähr zwei Jahre nach diesen Ereignissen an seine Kinder Rudolf und Lilla geschrieben hat:

Liebe Kinder!

Ich habe den Winkel voller Neuigkeiten, und wenn Ihr in Euren sonnigen Hellas überhaupt Zeit habt, nach dem alten böhmischen Winkel herüberzudenken, so will ich sie hier vor Euch abladen und ausbreiten. Die erste Neuigkeit hätte auch der übliche schwarzgeränderte Briefumschlag anzeigen sollen: aber da wir alle diese häßliche Sitte, die den Empfänger des Schreibens kennzeichnet und verflört, nicht leiden können, und da ferner Tante Nas Tod eine langersehnte Erlösung für sie bedeutete, so meld' ich's auch hier mit der heiteren Ruhe, die ihr selbst am angeechniten wäre.

Also Tante Na ist in Frieden entschlafen. In den letzten Tagen hatte sie nach einem Stück Basalt vom Tobstörper Berge Berglaugen getragen, und ich selbst muß' es dort herabzuschlagen, damit sie vor Betrug ganz sicher wäre.

Mit diesem Stein spielte sie nun alle Tage bis zu ihrem Erlöschen. Ich hab' ihn ihr mit ins Grab gegeben.

So bin ich denn Herr und Besitzer von Libnitz, Ihr guten Kinder! Tout vient à qui sait attendre — nur kommen die ersetzten Dinge, wenn sie überhaupt kommen, doch etwas sehr spät zu uns.

Ich bin seit jener Stunde, da meines Bruders Verrat offenbar wurde, ein alter und milder, wenn auch kein unzufriedener Mann. Noch ein paar Jährlein in Frieden mit meiner Lida — mehr verlang' ich nicht vom Leben.

Meine Mannstriepte kann Rudolf, wenn ich einst gestorben bin, sichten und das herausgeben, was ihm etwa der Veröffentlichung

wert scheint. Ich bin jetzt zu alt, zu wenig streitbar, um mich noch mit den Fachkritikern herumzuschlagen oder, was weit schlimmer ist, auf die Suche nach einem Verleger zu gehen. Ich will nur Ruhe — Ruhe — weiter nichts.

Sonst aber sind wir ganz wohl und vergnügt. Sorge macht mir nur Kornelia, weil sie — so anders geworden ist: milde, friedliebend, schweigsam und freundlich. Ich fürchte, ihr inneres Leiden macht heimtückische Fortschritte. Immer mehr hat sie sich in die Geheimnisse der Theosophie, in die Lehren Buddhas versenkt. Wahrlich, in ihr scheint jene Wandlung vorgegangen zu sein, die Schopenhauer als Einsicht und Abkehr preist. In ihr ist es hell geworden, und die Welt ruht dunkel um sie her.

Neulich hat ihren Liebling Scipio die Hand des Verhängnisses erteilt. Er folgte einem Hasen auf Ludauer Gebiet, und Bruder Wenzels Heger hat ihn totgeschossen. Es mag lächerlich klingen, aber gleich nach dem Tode des Kästers vollendete sich die Abkehr vom Leben in ihr.

Doch das bringt mich auf Euren lieben Onkel Wenzel. Und wenn ich Euch nun mitteile, was von dem zu melden ist, da werdet Ihr große Augen machen.

Wie die Menschen nun einmal sind, die Nachbarn hatten sich an die Tafsache gewöhnt, daß er statt meiner Herr auf Ludau geworden; die Gerüchte, die damals im Lande umgegangen waren, sängen an, in Vergessenheit zu geraten.

Man wußte zwar allgemein, daß die Tochter des Verwalters, die ehemalige Lebedame Zdenka Zginška — Ihr habt ja das Frauenzimmer wohl auch mal gesehen, ein schönes, stattliches Weib —, daß diese Zdenka Wenzels Wärterin war. Aber man tat selbstverständlich nichts dergleichen. Vor einer Woche aber plagt in unsern verschlafenen Gau die Nachricht: Baron Wenzel Emmen, Herr auf Lutkau, hat sich mit Fräulein Zdenka Katzonová, der adoptierten Tochter des Domänenverwalters (!) Jaroslav Katzonový, in der Ludauer Pfarrkirche vermählt. Tante Ulla's Wehweine wuchten sich ärgerlich regen, während die Tränung vollzogen wurde; arme Tante, dir war dein Ludau so lieb!

Nun, ich lache nur mehr über solche Dinge.

„Du denkst, du hast den Tiger, aber der Tiger hat dich!“ Wo hab' ich das nur gelesen? Ach ja, in Fritz Reuters „Dörchläuchting“. So nämlich erging es dem Bruder Wenzel mit seinem Verwalter Katzonový. Er meinte ihn in der Hand zu haben — aber jener muß doch noch viel schlauer sein als Wenzel, er muß Dinge wissen, die ... Kurzum, Vater und Tochter haben den Ludauer Freiherrn gemeinsam zur Strecke gebracht.

Und blitzschnell folgte darauf die zweite Sensation. Wenzel, der sich längst auf dem Lande gelangweilt haben dürfte und nunmehr durch seine Heirat von seinen Standesgenossen abgetrennt ist, Wenzel hat Ludau verkauft — verkauft an ein Konfession, das im alten Schloß eine Heilanstalt für Geisteskranke einzurichten die Absicht hat.

Sobald der Verkauf vollzogen war, reiste Wenzel mit Frau und Schwiegervater — dieser hat das Wiedermeiertöstim natürlich längst abgeworfen und sich zum korrektesten der Dandys entwickelt — nach Paris ab, jedenfalls um die gewaltige Kaufsumme dort zu verjubeln. Vielleicht erteilt ihn dann die Kemejs, vielleicht auch nicht — die Wege des Daseins sind wunderbar.

Ich muß heute lächeln, Kinder, wenn ich daran denke, daß ich mich vor zwei Jahren noch mit großen Plänen getragen habe. Ach, das war ja Wahnsinn, ich war ja schon viel zu alt. Verlorene Jugend gibt uns niemand wieder.

Darum schaffet, solange Ihr jung seid; ich brauch' es Euch freilich nicht erst zu sagen, daß Ihr Euch ausleben sollt. Ihr seid ja vom neuen, vom starken und glückseligen Geschlecht, das sich der dumpfen, schweren Vergangenheit mit Herrenjün zu erwehren trachtet.

Ich aber lebe so für mich hin, ein brauerver stiller Landjunker, und wenn mich auch die alten Sehnsüchte zuweilen noch anwandeln, dann wiederhole ich mir leise meinen Leitz- und Leibspruch: „In fünfzig Jahren wird es ja doch ganz gleichgültig sein, was wir heute taten und dachten und litten.“

Ihr freilich seid anderer Meinung. Ihr glaubt, daß jedes redliche Mähen, jedes kräftige Wollen, ja ein jedes ernsthaft gesprochene Wort nachwirkt, in die Jahrtausende hin. Ihr Kinder, Ihr Jungen, Ihr Glücklichen!





Hugo Vogel: Mädchenkopf. Kohlezeichnung.





Wardarbrücke bei Kalkandelen gegen Ejubotren.

Aus dem Herenkessel des Balkan

Reiseerinnerungen aus Altserbien, Albanien und Mazedonien. Von Ludwig Esslen

Mit vierzehn Abbildungen nach Aufnahmen des Herrn D. Baron Salis in Wien



eritterwollen im Balkan ... Sie ballen sich von Zeit zu Zeit immer wieder zusammen. Weiseneropa hat sich daran gewöhnt. Die „orientalische Frage“ ist aktuell geblieben: vor und nach dem Berliner Vertrage. Und daran wird keine Aenderung, keine Vorsehrung, keine Reorganisation wesentlich viel ändern. Hier steht Kultur gegen Kultur: das Abendland gegen das Morgenland. Der modernen Zeit wird man es überlassen müssen, einen Ausgleich zu schaffen. Und dieser Ausgleich wird kommen: aus der Türkei selbst heraus. Auch der europäische Restum wird sein besterbantes Haupt den Anforderungen des Tages beugen müssen, will er kontinuitätsfähig bleiben im wirtschaftlichen Kampfe der Völker. Er und der Südslawe werden die jahrhundertalte Fehde einstellen müssen. Und sie können es. Denn beide sind von gutem Zellaug und Furchen ein reiches, schönes Land.

Hinter Nißh, wo für die meisten Orientreisenden der Schienenstrang nach Sofia, Philippopol, Adriaupol und Konstantinopel abzweigt, beginnt jene Terra incognita, die ihrer angeblichen unkultiviertheit und Unsicherheit halber ängstlich gemieden zu werden pflegt. Die Mitreisenden zwischen Belgrad und Nißh schüttelten denn auch den Kopf und machten bedeutliche Gesichter, als sie davon hörten, daß ich den Landweg nach Saloniki wählen wolle. Ich ließ sie schütteln, verabschiedete mich europäisch gefittet und stürzte mich kopfüber in die mythische unkult, die meiner jenseits der Balkanberge harren sollte.

Und ich bereute es nicht. Ein buntes, fremdartiges Menschengewühl, eine wunderbare Gebirgswelt hielten mich vom ersten bis zum letzten Augenblick in Spannung. In grünen, reich bewaldeten Klappen baut es sich nach allen Richtungen hin auf: aus laust ansteigenden Tälern grünen Dörfer und Ziedichen. Nähe riecheln und blinken im Sonnenlicht. Und immer tiefer geht es in

diese Welt der Gipfel und Täler hinein. Die Berge wachsen höher und höher und lassen bald nach keiner Himmelsrichtung hin mehr einen freien Ausblick. Zu unzähligen Ketten und Zügen strahlt hier das Ballan-gebirge nach den nordalbanischen Alpen aus. Zahllose Nache jüngen zwischen dem Felsgeröll, und ein paar breite, durch Wollensbrüche hochgeschwellte Flüsse wälzen lehmiges Wasser durchs Land.

Zu Morawatal stampt der Zug. Der Engpaß Murvin-grad schiebt seine braunen Felsmauern hart an den Schienenweg. An verschiedenen kleinen Ortschaften geht es vorüber: Lehmhütten, die sich um ein niederes, weißgerüchtes Kirchlein bauen. Dann tut sich eine weite, reich bebauete Talmulde auf. Die ungestüme Veterniza schäumt durch diese Senke, in der Mais und Wein, Tabak und Hauf angebaut sind. Eine stattliche Stadt grüßt aus dem Tal. Das ist Vestovac. Dann geht es wieder in die Berge hinein. Die Veterniza bleibt liegen, und von neuem eilen wir der Morava zu. Die schäumt ungestümer denn je. Ganz dicht sind ihr die Berge wieder auf den Leib gerückt. Durch eine wildromantische Schlucht, wie sie schöner und zerrissener sich schwerlich zum zweitenmal findet, jagt der Zug. Am Romiu-tamen, dem „Mädchenstein“, vorbei, geht es

durch den Engpaß Romiu-Iskura, den „Mädchenpaß“, den die Türken Misderbend nennen. Dieser Paß ist der Schlüssel zu Südbosnien und daher auch von hoher strategischer Bedeutung sowohl für Serbien wie für die Türkei.

Der Gebirgscharakter verliert nichts an seiner zerrissenen Herbit, nichts an seiner stolzen, lockenden Schönheit. Nach Passierung des Passes treten jedoch die Berge ein wenig zurück. Wieder tut sich eine weite, leistungsfähige Talmulde auf, in deren Mitte in breiter Behaglichkeit Branja, der Hauptort des serbischen Südens, liegt.

Wer für einige Tage Branja zu seinem Aufenthaltsort wählt, sieht schon einen starken türkischen Hauch über die Berge wehen, die aus kaum zehn Kilometer Entfernung ernst und hoch ins Serbenland hineinraren. Holztrig und köchrig führen die spitzkegelpflasterten Gassen bergauf und bergab. Die breit und nicht unlauber gehaltenen Hauptwege ähneln den türkischen Bazarstraßen. Ein paar Wasserlein hüpfen durch die Stadt. Holzbrücken mit zierlichen Geländern überspannen ihren Lauf. Die Kuppeln griechischer Gotteshäuser leuchten im Sonnensicht. Die schlanken Holzspeiler der Veranden stehen weinlaubumrankt. Und dranben, wo die Gassen der Stadt in die Berge verlaufen und das Schindeldach den Schiefer oder die Ziegel verdrängt, haben die Fenster keine Scheiben mehr; gelthraunes Elvavier ist an die Stelle des Glases getreten.

Was für die übrigen Balkanländer die französische Sprache ist, das ist für Serbien die deutsche. Man mag sich hinwenden, wohin auch immer man will, irgendeinen Menschen, der Deutsch spricht, einen Arzt, einen Apotheker, einen Lehrer oder einen besseren Kaufmann, findet man fast auf jedem Dorfe. Man merkt es auch den Leuten an, daß sie die Reichsdeutschen nicht ungerne sehen. Freundlich und ehrlich treten sie dem Fremden gegenüber, den sie fast niemals zu überwiegen versuchen. Was sie an Landeserzeugnissen zu bieten haben, ist gut, kräftig und billig. Sie verstehen es, nicht nur einen feinen Wein zu kelteren und ein vorzügliches Bier zu brauen, sondern auch eigenartige, schmackhafte Speisen zu bereiten, die, zu niederen Lebensmittelpreisen gemessen, lächerlich billig sind. Schließlich ist die Zauberkeit ihres Hotelwizens



Minarett vor der Moschee in Branja

nicht vergessen werden, die oft so peinigend ist, daß sie mehr als grell gegen die üblichen orientalischen Hotelzustände absticht.

Gleich hinter der Stadt beginnen jene engen Talschluchten, wie sie charakteristisch für das albanische Grenzland sind. Da schieben sich in reicher Zahl die Felsblöcke mitten in den Weg, Versteck bietend jedem, der auf der Lauer liegt. Und so harmlos und friedlich die Stadt und ihr Getriebe aussieht, hier in den Schluchten ihrer unmittelbaren Umgebung sind die Gewehrläufe nicht selten, und von der nahen Grenze her knattert es manchmal recht vernuschlich.

Nach den „Türkenbergen“ gehen sie nicht gern einzeln. Zu dreien oder vierein kann man oft die breiten, hochgewachsenen Männer mit den gutmütigen Augen, dem struppigen Schnauzbart und der schwarzen Lammfellmütze des Weges kommen sehen. Ein paar Narben glühen fast jedem vor im braunen Gesicht: dem einen auf der Stirn, dem andern unter dem Auge und dem dritten auf der glattvlierten Unterlippenpartie. Das gibt ihnen etwas Häckerhauptmannmäßiges. Sobald sie aber den Mund aufstun, schwindet die ganze Händeromanik. Dann weiß jeder, der sich nur einigermaßen auf Menschen versteht, daß er es mit gutmütigen, großen Kindern zu tun hat, mit Bergbewohnern, denen das „Jagen“ ein Kiffel im Blut liegt, und die einer landesüblichen Manferei nicht aus dem Wege gehen, wenn dabei auch ein paar Klinten knallen oder ein paar Messer blinten ...

Zwei Wegstunden von Branja entfernt liegt Kransta Branja, das südserbische Warmbad, dessen heiße Laellen sich von Jahr zu Jahr eines weiteren Rufes erheben. Eine lange, wohlgelegte Allee mit weitschattenden Bäumen führt am Ufer eines Abflusses zum Kurort. An gefirnischvollen Landhäusern mit zierlichen Gärten vorbei wendet sich der Weg. Fluß und Straße laufen in einem weiten Tal, das sich gen Süden öffnet. Dort, wo sich das Tal zur Schlucht verengt, sprudeln die Laellen, deren Wasser gegen Rheuma und Zirkeliden empfohlen wird. Hier, wo Menschenhand der Natur nachgeholfen, wird die wilde Romanik des südserbischen Berglandes zum Null. Man denkt an die Täler des südlichen Schwarzwaldes, nur die nah Vordegar gelobten Menschen erinnern daran, daß man sich in



Ashub: Kale (Turm) Seta Aga.

unmittelbarer Nähe des verrufensten Teiles des Balkan befindet.

Ein paar Dörfer winken aus den Bergen, über deren Höhen die türkische Grenze geht. Stroh- und schindelgedeckte Lehnbarracken sind es, in denen Mensch und Tier in einem einzigen Raum zusammen haufen. Die Fenster fehlen diesen Häusern, die sich mit dem Eingange fast stets nach einem Ackerboden oder einer schützenden Baumgruppe zu bauen. Ein paar Abzugslöcher für den Rauch, die an den Wänden angebracht sind, mögen auch zugleich als Schießscharten dienen. Im Innern des dämmerigen Raumes hängt der Rauch in schwarzen Nebeln von der Decke, an den Wänden und am Türgeßel. Auf einer niedern Feuerhelle glimmen Holzbohlen. Breite Bänke ziehen sich die Wände entlang. Auf diesen Bänken essen und trinken, träumen und schlafen sie. Ein paar Hübneregaden in einem Winkel. Ein zahmer Zigel, der hier als Mäufewertiger gehalten wird, tollt beim Eintritt der Fremden als stachelige Angel über den Lehm Boden der Hütte, deren Eigentümer uns mit stolz leuchtenden Augen sein Reich zeigt und dankbar grinsend die Zigarette in Brand steckt, die wir ihm als Gegengabe für seine freundliche Bereitwilligkeit angeboten haben.



Uskub: Kundsradzi-Strasse.

Hinter Nistovak überschreitet die Bahn bei dem Flüßchen Mojnsta-rjeka die türkische Grenze. Eine neue Welt beginnt. Keine bessere. Die Welt des Nisnet. Was da zusammenfällt, muß zusammenfallen — Allah hat es so bestimmt, und es ist nicht Menschenpflicht, das Verfallene wieder aufzubauen! Das merkt man an Schritt und Tritt an tausend Einzelheiten.

Auf den Stationen geht es gemütlich zu. Mit der Abfahrtszeit des Tages wird es nicht allzu genau genommen. So zuckeln wir von Ort zu Ort. Mahle Berge blauen in der Ferne und streichen hin und wieder näher an den Schienenweg heran. So weit das Auge schauen kann, liegt das Land öde, un bebaut, verwahrloßt. Ein paar Herden finden auf ihm tägliche Nahrung. So geht es über Sibeiische, Bujanofische, Antaroische, Tabawofische nach Kumanowo, der ersten größeren Stadt Nordbalcaniens für den Meisten, der aus dem Norden kommt.

Ein wolkiges Vogelgeheul trägt den Gjakur vom Bahnhof nach dem Hau, dem Dreaden heuse, in dem man eine Wolldecke und einen Zemplin für die Nacht, einen Wollentafel und nach Lyman Fir' kenneien auch ein

der Stille und Stimmung des Spätnachmittags erscheint der ganze Ort wie ein einziger großer Garten. Häschen und Mösschen lugen aus grünen Wälderbüschen. Tauben gurren. Ein paar überstülpte Türmchen reden sich neugierig ans dunklem Blattgetraus, als wollten sie der scheidenden Sonne nachschauen ... Es will Abend werden. Schon huschen die ersten Schatten der Dämmerung über die breiten Kronen der Platanen, die immer längere Schatten werfen. In den braunen bequemen Tübbans (Schlafkröden) schlendern die Männer den Kaffeegärten zu. Eine Halbzihi, eine häßliche Kratzheze, sitzt am Wege, den Zukunftsneugierigen aus Zieindeln, Mäkeln oder Geldbücheln wahrzusagen. Ein paar Hodjhas mit weißen Turbanen kreuzen, in ein ernstes Gespräch vertieft, den Weg. Aus den Kaffeegärten, wo sie mit untergeschlagenen Beinen Molla schlürfen oder die Kargileh gurgeln lassen, erklingt Musik. Jigener Klafen die Zorna (Maurinerte) oder bearbeiten die Davul (Trommel). Die Sonne ist bereits hinter die Berge im Westen gegangen. Ein letztes fahles Leuchten schießt um die buschigen Bäume, um Dächer und Kupfeln. Groß und gelb sieht schon im Osten der halbe Mond. Und wie er höher und höher steigt, kommt die Nacht. Ihre schwarzen Schatten umrallen Nähe und Ferne. Nun zittert das Mondlicht um Busch und Baum. Sein gelbes Leuchten schießt gleichmäßig und ruhig über die Schindeln der Dächer, daß sie wie Silber aufschimmern, über die Kuppeln der Moscheen und über die Spitzen der Minarette.

Zorna und Davul der Jigener sind verstimmt. Friede träumt rings im Lande. Da tritt der Hodjha auf die Brüstung des nächsten Minarets. Sein weißer Turban blaut im Mondlicht; Mondlicht umzittert seine hohe Gestalt. Langsam und feierlich hebt er die Hände zur vorgezeichneten Gebetsform empor. Dreimal neigt er sich tief gen Südosten, in der Richtung nach Mekka. Dann ruft er die Gläubigen zum Gebet, ihnen klagend verbindend, daß es keinen Gott gibt außer Allah, und daß Mohammed der Abgesandte Gottes sei ...

* * *

Das irdelle Tageslicht verbleicht, besondres leucht im Orient, roth das letzte Staub-
in der Nacht, das eben nur für Mond-

scheinbeleuchtung geschaffen ist. Bei Sonnenlicht betrachtet, zerbröckelt die poetischste Träumerei zu Staub und Schutt. Man darf an den Orient keinen europäischen Maßstab legen, will man ihn restlos genießen. Wer in den Dörfern Nordalbaniens Misthaft und Kopfscheinplaster, Telefon und Gasbeleuchtung sucht, sollte lieber in Mitteleuropa bleiben. Und wer sich ein freier und unantastbarer Mensch dünkt, weil er seine Steuern bezahlt und seine „Papiere“ in Ordnung hat, der sollte niemals nach der Türkei reisen.

Seinem „Nismet“ entgeht keiner, der die türkische Grenze überschreitet. Allah hat es ihm gesandt, wenn er auch ein Gjaar ist, und nur ein Ding in der Welt gibt es, das stärker ist als dieses, sagen wir national-türkische Nismet: das ist der Nachschick. Seiner Allmacht ordnet sich im Orient alles unter.

Ein alter Bulgare, mit dem ich zwischen Nisch und Branja ins Gespräch gekommen war, hatte den klassischen Ausspruch getan: „Im Westen zu reisen, sich in der Schweiz, in Paris, in den deutschen Seebädern wohl zu fühlen, ist keine Kunst. Da braucht man nur einen großen Rentel voll Geld zu haben. Aber hier im Osten ist jeder Tag ein Kampf, um den herum weder Silber noch Gold zu helfen vermögen.“

Der Alte sollte recht behalten. Schon in Zibetsche, an der serbisch-türkischen Grenze, hatte man meinen rechtmäßig angestellten und vom türkischen Konsul vierteln Paß mit wenig Vertrauen beängelt. Man habe mir zu versichern gegeben, daß der Paß nur „gütlich für eine Reise nach der Türkei“ wäre. Ich befände mich ja jetzt in der Türkei. Wohin ich denn nun noch wollte? Ich müßte unbedingt einen Testere haben, einen von der türkischen Behörde angestellten Paß, der mir das Reisen im Innern des Osmanenlandes gestatte. Ich protestierte. Allein der Protest half nichts. Höflich, aber entschieden wurde immer das gleiche Verlangen an mich gestellt. Und um es noch zu unterstreichen — vielleicht auch aus andern politisch formellen Gründen — wurde mir ein deutscher Paß, von der Behörde in Gewahrsam genommen.

Es blieb mir also nichts andres übrig, als mich in das Unvermeidliche zu fügen. Mit Hilfe eines Tragnoms, eines geriebenen, gelblichen Zynoblen, bekam ein



Strasse in Usküb. (Zigeunerviertel.)

hundertlanges Rennen und Fragen, Bitten und Nachschickgeben, das mich nach Verlauf von rund sechsunddreißig Stunden in den Besitz des mit wunderlichen Schnörkeln überfüllten Schriftstücks brachte, für dessen Ausfertigung ich noch ein hübsches Gyraalümchen zu zahlen hatte.



Es ist Außlandsgebiet, in dem wir uns befinden. Schonen die Menschen, die um uns lachen und lächeln, auch noch so friedlich aus, das überreiche Militärangebot, das sich an allen Ecken und Enden findet, überzeugt uns davon, daß über das Land, das wir durchfahren, Kriegszustand verhängt ist. Soldaten durchziehen die Straßen der Ortschaften, halten die Stationsgebäude besetzt, stehen Posten längs des Schienenstrangs und versehen den verstärkten Sicherheitsdienst im ganzen Lande.

Wir nähern uns Ustüb, der nördlichen Hauptstadt Mazedoniens, die zugleich als gefährlichster Revolutionsherd Nordmazedoniens und Albanien gilt. Gigantische Zementmauern lösen sich allmählich bläulich aus dem Dunst der Kerne. Breit und stolz bauen sie sich im Süden auf und wehren dem Wind. Doch fallen sie ins Land, jäh abgebrochen.

daß die weite, reich bebante Ebene ihren grauen Fuß umbracket wie ein grünes Meer. Und je näher wir kommen desto höher türmen sich die zerklüfteten, sonnungslühten Felsriesen. Die graue Wand des Schargebirges wächst ins Riesenhafte. Und ans dieser Felsenmauer hebt sich ein Gipfel besonders hervor. Gleicher durchsyrchen graugrün seine Schroffen und Finten. Eis und Schnee haben seine Spitze weißblau und silbergran überzogen. Wollen verhüllen seine Schultern. So ragt er ins Land, statlich und majestätisch wie kein anderer neben ihm zwischen den Bergen Nordalbanien's und den Höhen des Balkan. Das ist der Vjebotrea, an dessen Fuß unten im grünen, reichbebanten Wardartale Aštib, die Hauptstadt des Wilajets Koffowo, erbaut ist.

Wer aus den Schluchten des serbisch-türkischen Grenzgebiets kommt und die öden Gefilde Nordalbanien's durchkreuzt hat, dem erscheint Aštib beim ersten Anblick wie eine Vision, wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Schon bei Numanovo, wo die große Straße nach Kötendil in Bulgarien abzweigt, schwindet die Erde der Landschaft und die Vernachlässigung der Bodenkulturen. In einer breiten Talmulde rauschen silberhelle Minsafe, die ihre Wasser gen Norden zur Ma-

riša oder gen Süden zum Wardar führen. Mais und Wein, Tabak und Tabak finden hier einen guten Boden. Aber das Tal dehnt sich weiter und weiter. Besonders im Osten rücken die Berge immer mehr an den Horizont. Breit und brausend peitscht jetzt der Wardar seine Fluten durch das Land. Häufiger werden die Dörfer, statlicher die Häuser. Aber eine große eiserne Brücke rollt der Zug. Er macht eine Kurve. Da taucht Aštib auf. Um seine weißen Häuser stimmt die Sonne des Südens; Mittagsglut funktelt auf den Knuppeln seiner Kofshen. Silberpappeln starren grünblau in diesem Goldglanz, und schlanke Minarette reden sich weiß und lichtumflutet über ein Meer graugrüner Dächer. Hügelan klettern die Gassen der Stadt. Ernst und finster ist der graue Negel des Vjebotrea ihr als Hintergrund gestellt. Doch grün lacht die Talebene, die sich dem Fluße zu öffnet, und ein tiefblauer, wollenloser Himmel spannt seine Wölbung über diesem Märchenbilde.

Man spricht von Aštib oder von Monastir, wenn man die Herde der albanesisch-mazedonischen Aufstandverurthe meint. In der Stadt selbst ist wenig von Unfrieden oder Unsicherheit zu merken. Die Leute, deren Swanten den grauen Staub der Straßen mahlen, schauen recht harmlos in die Welt. Grinzeng, Tabak und Geflügel schleppen ihre Eier oder Manttiere in die Stadt. Sie selbst schlendern selbstgefällig oder verträumt neben ihren Vierfüßlern. Die hohe graue Friesmütze haben sie leicht nach hinten geschoben, die Zigarette dampft ihnen zwischen den prächtigen schneeweißen Zähnen, und was sie in dem roten Wollquart verborgen haben — das lange albanesische Messer oder die reich und kunstvoll ziselirte Pistole —, das sieht keiner, braucht keiner zu sehen, der nicht ein besonderes Interesse daran hat.

Was in Aštib wohnt, betruet sich in seinem weitans größten Teile zu den Zählungen des Korans. Türken und Arianen haben Handverl und Handel in den Händen. Die christlichen Albanen und Bulgaren sind dünn geät. Wo sie es können, stellen sie sich in den Dienſt der wenigen anhängigen Europäer. Als Karawänen und Hotelbediente tritt man sie am häufigsten. Ihre Häuser sind denn auch meistens zwischen Bahnhofs und Fluß gelegen. Die eigentliche Stadt fängt erst hinter der großen, von Mohammed II. erbauten Stadtmauer an, die unsymmetrisch



St. 225. Hof des Kuchindli Han



Kloster Nerey bei Usküb.

den Strom überbrückt; ihr Höhepunkt ist nicht in der Mitte gelegen, sondern so, daß auf der einen Seite etwa ein Drittel, auf der andern zwei Drittel abfallen.

Hinter dieser Brücke beginnt die eigentliche Turkenstadt mit ihren Gassen und Gäßchen, mit ihren Winkeln und Plätzen, mit ihren Basarstraßen. Um einen Berg spannt sich das Gassennetz. Der Konak trönt dort, wo der Hügel steil zum Wardar abfällt, seine Höhe. Das Regierungsgebäude besteht aus einem alten und einem neuen Teil. Eine gelbrote, wenig geschmackvoll aufgebaute Maserne dient mit ihren Räumlichkeiten der Gegenwart als Verwaltungsgebäude. Ein altes, grauerwittertes Gemäuer, um das die Tohlen kreischen, träumt von vergangenen Tagen. Vor dem brodelnden Eingangstor hält ein Kizam Wache. Kasernen und Verwaltungsgebäude stehen in beträchtlicher Entfernung dahinter, so daß ein weiter Platz zwischen den einzelnen Gebäuden bleibt. Auf diesem Platze hielt sich allwöchentlich einmal das lebhafteste Marktreiben ab.

In den Basarstraßen, die sich in nichts von den Basarstraßen anderer Städte des Treias unterscheiden, tommern die Zuhörer,

klappern die Scheren der Schneider, jurren die Räder der Drechsler. Der Lebensmittelverläufer hat den Knoblauch zu langen Schürren aufgereiht und die Hühner paarweise an den Füßen zusammengebunden.

Grau und still liegen die andern Straßen der Stadt. Vergebens schaut das Auge nach einem Hause aus. Mauern, graugelbe, schmutzige Lehmwäner zur Rechten und zur Linken. Krumm und schief, dann auch in schmurgeraden Linien führen diese Gassen. Alle hundert Schritte wölbt sich der weite Bogen einer Einfahrt. Doch auch diese ist durch mächtige Holztüren, an denen schwere Messinglopfen hängen, verschlossen. Lachen und Zimmertlang ertönt hinter diesen Mauern. Reigenbäume und breitästige Kastanien strecken neugierig ihre Zweige darüber. Eine verschleierte Frau kreuzt deinen Weg. Sie wendet, wenn du ihr nähergekommen, ihr Antlitz so lange der Mauer zu, bis du an ihr vorübergegangen. Voller Unrat starren die Gassen. In der grellen Sommer Sonne liegen oftmals wenig angenehme Dufte auf. Große blaugefingelte Hengen mit grünolbigem Leib haben zu Hunderten den Kadaver eines Hundes bedeckt. Abwässer fließen schwarz

und brackig in den Löchern und Vertiefungen des Weges, und wie die eine Gasse sind alle Straßen dieses eigentlichen Türkenviertels. Doch so grau und schmutzig der Weg zwischen den Mauern, so grün und üppig und einladend lacht es dir entgegen, wenn sich zufällig einmal die schwere Holztür einer Einfahrt öffnet und dir für Sekunden einen Blick in das Gebiet gewährt, das hinter den gelben Mauern träumt ...

Es ist Markttag in Aşküb. Da kommen sie von weit und breit in die Stadt. Alle haben sich herausgeputzt: der Markttag ist ihnen Festtag. Die Männer haben die dunkelblauen oder weinroten Westen mit den prächtigen Stickereien angezogen. Schwere Silberketten hängen ihnen um Hals und Gürtel. Die braunen, mit schwarzen Schnüren übernähten Friesjacken sind lech und materisch über die Schultern geworfen. Neben der blauen, bis zum Knie reichenden Pluderhose sieht man enganliegende Beinkleider aus weißem Fries, die an den Nähten mit breiter Vorie schwarz eingefaßt sind und an den Oberseuteln in reichen Mustern schwarz ausgeführte Ornamente aufweisen. Wer nicht die weiße Albanienlappie trägt, hat den des ausgesetzt. Den Turban findet man fast nur bei den Hochstas und den Wessapilgern. Auch Frauen kommen zum Markt. Verschleierte Mohammedanweibern in schwarzen oder grauen Wehlsackkostümen und christliche Albanienweibern, befangen mit überreichem Silberfingerringenschmuck. Knechtlinge banneln ihnen in den Ohren. Die Ringer der Hand sind mit Ringen fast gepanzert. Feine Kettchen klirren ihnen um Hals und Oberarm, um Hand- und Fußgelenk. Sie tragen fußfreie dunkle Hölde oder jene Hochhose, die man häufig bei den Frauen des Orients findet. Aber einem reich befaßten Nieder hängt ein gleichfalls mit Gold- oder Silberornamenten ausgeschicktes Jackett, das die Kräfte und die Unterärmel des schneeweißen Hemdes freiläßt. Ein seidenes farbiges Kopftuch umhüllt das Haupt. Wo es fehlt, ist Münzenschmuck an seine Stelle getreten. Die jungen Mädchen stechen bunte Bänder oder auch Blumen in ihre prächtigen Hölde. Alles Einseitige ist vermieden. Je greller die Farben und je bunter zusammengepackt, desto stolzer schreitet die Truppe des Festtags empor.

Auch die Tiere sind für den Markttag herausgeputzt. Den Hähnen und Gänzen, den

Maultieren und Zugochsen hat man blaue Wasperlenketten um Stirn und Hals gelegt. Manchmal sind kleine Blumengirlanden den Kühen um die Hörner gewunden.

Die großen schwarzen Küffel mit der wenig behaarten Elefantenhaut zerren in schwerfälligem Troit die zweirädrigen Karren dem hochgelegenen Marktplatz zu. Dort ist das Gefelsche und Geschachere schon in vollem Gange. Die Limonadenverkäufer mit den blumenumwundenen großen roten Tonkrügen brüllen sich die Kehlen heiser. Die Schlächter jagen mit großen Rosshaarwedeln die Stiegen von den mit Metallgold bestreuten Fleischstücken. Die Töpfer haben ihre Schüsseln und Näpfe materisch um sich aufgebaut. Die Getreidehändler lassen die Hirse und den goldgelben Mais durch die Finger laufen. Die Eisenhändler schlagen die staßblauen Senfentlingen aneinander, und bei den Viehhändlern werden die Esel „Probe geritten“ und die Pferde einer eingehenden Prüfung unterzogen.

Es mochten wohl gut zweitausend Menschen auf diesem Marke beisammen sein. Und doch vollzog sich das ganze Treiben mit einer staunenswerten Gerächlosigkeit. Die Würde und der Ernst, die der Türke gern im Leben zur Schau trägt, machen sich auch bei seinem Heischen und Markten bemerkbar. Der Verkäufer bietet seine Ware nicht groß an. Das „Mismet“ wird ihm schon Käufer schiden.

Sein Glaube herrügt ihn nicht. Allah sendet ihm einen Käufer. Der durchwühlt erst mal die Waren nach Herzenslust, beschaunt jedes Stück von oben und unten, von vorn und von hinten. Der Verkäufer sitzt still und unbewegt im Hintergrund seiner Bude und läßt sein Margilch gurgeln. Wozu sollte er den Käufer auch aufmuntern? Der wird schon laufen, wenn es Allah will.

Jetzt hat der Käufer ein bestimmtes Stück herausgegriffen. Er fragt nach dem Preis. Der Verkäufer nennt einen. Der Käufer bietet die Hälfte. Jetzt wird der Verkäufer lebendig. Er schwört hoch und heilig, daß das Stück ihn selbst so viel koste. Gleichzeitig aber läßt er auch schon einige Para herunter. Nun bietet der Käufer einige Para mehr, da er doch nicht das „Nugluf“ des Glaukensbruders wolle. Wieder Schwüre und eine kleine Herabsetzung des Preises. Das wiederholt sich ein paarmal, bis sich schließlich beide



Stroße in Koprulü.

Wie eine verzauberte Welt liegen die Berge im Nordwesten. Aus blauen Nebeln tauchen sie, wenn der Morgen sein Haupt hebt. In der Glut des Tages stehen sie grau und verbrannt und heben sich finstler ab vom goldüberflärten blauen Himmel des Südens. Wenn aber der Abend kommt, dann ist es, als ob Leben auf ihnen erwache. Dann erglühn die Schroffen rot im Lichte der schwindenden Sonne, als wären sie in Blut getaucht. Dann flattern die Schatten auf: braunrot, goldgrün, gelb und dunkelviolett. Die legen sich wie weiche Seidenmängel um dieses Fackelgewirr der Höhe, bis die Nacht kommt und das Ganze mit ihrem schwarzen Saum zudeckt.

Und dort, wo diese Höhen ragen, träumen Albanesen und Alerben ihren Arbeitsdraum.

Von Aklüb aus führt der Weg durch eine bizarre Bergwildnis hinauf in das vietumfrühtene alierbische Land. Und auch in diesen weltabgegliederten Einsamkeiten, denen die Zandibalken dereinst die direkte Verbindung mit dem kosmisch-oberirdischen Zusammenhang künden soll, hauchen bereits die Vokommenen und Treiben die Klader.

Die nordalbanischen Alpen rufen über das Mittelmeer die schneebedeckten Nordalpen herauf. Die Nordalpen sind die Zandibalken, die die Alpen mit dem Mittelmeer verbinden.

über. Hart am Fuße des Qjubotren schlängelt sich der Schienenweg, der Aklüb mit Mitrowiza verbindet. Die Bahn hat das Tal des Wardar verlassen. Jetzt raucht der Lepenag durch das Felsgeröll. Durch ein großartiges Gebirgsparorama geht es bis Neribomich in ständiger Steigung. Dann weigt sich die Trasse. Der Höhepunkt ist überschritten, die Wasserscheide erreicht. Abwärts geht es, dem Amfelselde zu.

Kosowo polje nennen die Albanesen das Amfelseld, das sich dem Blick als eine weite, rings von hohen Gebirgszügen eingeschlossene Fläche darbietet. Das ehemals reich bebante Land liegt jetzt öde und verlassen. Ein paar Viehherden finden ihre Nahrung, und zerstreute Zigennerhütten sind an die Stelle der Städte und Dörfer getreten, die hier zur Zeit des alierbischen Reiches blühten. Die grauen Felsen haben vieles gesehen, und der grüne, grasbestandene Boden ist überfüllt worden mit Menschenblut. Hier steigten ausgangs des vierzehnten Jahrhunderts die Türken über die Verbündeten der südslawischen Laude. Hier legten die Osmanen den Grundstein ihrer Macht, die sie in den Eroberungszügen späterer Jahrhunderte errangen. Und tausend sieben Jahrzehnte später wurde das Amfelseld noch einmal der Schauplatz eines türkischen Sieges und einer Niederlage ungarischer Truppen. Sultan Murad I. war der Held des ersten Sieges und Sultan Murad II. der des zweiten.

Mitrowiza ist ein großes, an der Grenze des bis vor kurzem teilweise von den Österreichern besetzt gehaltenen Zandibals Kowibazar gelegenes Dorf. Seine Bedeutung als Handelsort soll von Jahr zu Jahr wachsen, und die Zahl seiner Einwohner heute bereits die 12000 überschritten haben. Die Berge, die Mitrowiza einschließen, sind reich an Erzaderen. Von Serbien her werden denn auch bereits heute Versuche gemacht, diesen Bodenschatz zu erschließen. Hochkundige Leute trifft man, welche in einembeutel oder in einem Korbe Gesteinsproben mit sich führen, die von wissenschaftlich geschulten Leuten auf ihren Erzgehalt hin untersucht werden sollen.

Das Reisen über Land ist hier keine Kleinigkeit. Alles muß zu Pferde gemacht werden. Die nordalbanischen Wege sind für Wagen nicht einzuhalten. Aber großes Zeitsparen ist durch die Zandibalken, Nigend ein

Baum oder ein Strauch. Im Hochsommer sind die meisten Lueken verriegelt. Wer das Land nicht sehr genau kennt, irrt oft während des ganzen Tages keine menschliche Behausung. Das Geld hat hier seinen Wert verloren. Führt man auch einen ganzen Bentel voll mit sich — kaufen kann man nichts dafür. Kautz (hauere Wild) und Eier sind das einzige Genießbare. Ein Holländer, der die Gegend viel geschäftlich bereiste, erzählte mir von Suppen aus Essig, Milch und Mehl und von Hühnern, die ohne Salz und Suppenträuer in den Wasserteßel geworfen würden.

Der Ort Mitrowitza liegt eine kleine halbe Stunde von der Station entfernt. Seine Massen sind sanfter als die anderer türkischer Kleinstädte. Eine gewisse Wohlhabenheit spricht aus tausend Einzelheiten der Anlage und der Bauart des Ortes. Der Weinstock klettert seit in jedem Hause. Nicht daß hier eine Art Hausindustrie bestände, sondern die Frau fertigt die Kleidungsstücke, die sie und ihre Familienangehörigen gebrauchen, selbst an.

Von der berückeligen Unsicherheit in dieser nordwestlichen Ecke des türkischen Reiches ist wenig zu bemerken. Wohl ist alles militärisch besetzt, was überhaupt zu besetzen ist: Bahnhof und Brücken, der Eingang zum Ort und alle Wegkreuzungen draußen auf der Landstraße. Die Leute aber schauen friedlich und freundlich drein und benehmen sich gegen den Fremden artig und zuvorkommend, wenn auch hier und da die Neugier über das Woher und Wohin mit dem einen oder andern durchgeht.

Mitrowitza ist inmitten eines wunderbaren Gebirgsparoramas gelegen. Die Kluppen der bosnischen, montenegrinischen und südbosnischen Bergriesen stehen blau, wie Wollengebüsche, im Sichtfeld des Sommertages am nördlichen, westlichen und südlichen Horizont. Die Burgmaße Zvečan, wo Stephan Uroß, der Serbenkönig, (1331) erdroßelt wurde, ist aus Ruinen und zerfallen auf die Wässer der grünen Zimiza herab, die hier in den von Regengüssen hochgewühlten, wildbarrenenden Aor mündet. Das Felsenplateau ist hart und unweegsam, als fände nichts, außer den Ästern, Eingang in diesen Kessel. Ein weißlicher Graß schwebt um diesen Zerissen und stürzen, um die Kreuze der Silberpappel und um die Mi-



Salonki: Jenthapu (neues Tor). [3]

nareite der Moskreen. Von der Höhe kommt ein Trupp brauner Geißeln. Männer und Frauen. Ein paar Tiere schreiten im Zuge. Die dunkle Punkte heben sich die Menschlein von der tahlen grauen Felswand ab. Abwärts führt sie der Weg. Ziel fällt der Saumpfad zur Tiefe, den sie schreiten. Zu Krümmungen klettert er den Gang hinab, verschwindet hinter Steinen, duckt sich hinter die dunkelgrünen Büsche eines wilden Myrtengestrüpps und mündet schließlich unten im Kessel in das flimmernde Weißgrau einer staubigen Straße. Tiefe ziehen sie nun entlang. Die Gewehrklänge blinken im Mittagsslicht. Zu staubendenem Talt verhalten die Schritte der Menschen und der schlurfende Trott der Tiere. Ein Haubvogel kreist in der Höhe. Und irgendwo in der Ferne singt einer ein Lied: einen nachden, mit zärtlicher Stimme geführten eindünnen Zinglang, der in einen hohen, langgestreckten und tremo stierenden Ton ausklingt.

* * *

So reich auch die Ebene um Aistab herum angebaut ist, und so schmuck sich auch aus der Entfernung die Trichasten ausnehmen, wer ihnen nähert, begegnet auf Zehrit und Trit starrendem Schmutz und bröckeln

dem Verfall. Wie eitel Unlust und Gleichgültigkeit liegt es über diesen Hütten und Höhlen, deren rissiger Maltwurf in der Sonne wie Marmor schimmert. Jeder Zaun, jedes Dach und jedes Gebälk erzählt von „türkischer Wirtschaft“, und wäre nicht dieser vorzügliche Boden der Wardarebene: die Menschen hausten sicherlich ebenso arm oder womöglich noch ärmer als ihre Landsleute in den Steinwüsten Nordkavaniens.

Aber diese Ebene von Kstrib ist nicht von allzu großer Ausdehnung. Ihre Anbaufähigkeit ist nach Süden hin bald erschöpft, und es treten sumpfige Weideländer an ihre Stelle, auf denen ein kurzes hartes Gras wächst, das den schweren schwarzen Büffeln, die die hohen zweirädrigen Karren ziehen müssen, als Lederbissen gilt.

Dann werden in der Ferne allmählich wieder Höhenzüge sichtbar. Kurz bevor die Berge jedoch bei Selenito von neuem hart an den Wardar treten, ziehen sich, namentlich am linken Ufer des Flusses, große Sümpfe, aus denen die Zigeuner Salpeter gewinnen. Hier wohnen diese geborenen Nomaden in ganzen Dörfern zusammen, wie sie sich malsischer und schmutziger nicht in Innerasfrika finden lassen. Die Behausungen sind entweder in die Erde gegrabene Schächte, die mit einer Art schräg ansteigendem Kletterhals

sich ein wenig von der Oberfläche abheben oder es sind grasbedeckte, fensterlose Hütten, deren Wände aus schwebeworfenem Weidenflechtwerk bestehen.

Hier haften diese braunen, schwarzhaarigen Menschen in der deutbarsten Ungeniertheit. Bis zum zwölften Lebensjahre gehen die Kinder beiderlei Geschlechts fast völlig nackt. Die Frauen haben meist einen Heubundenlumpen über die Schultern geworfen, der die Brüste frei läßt. Während die Männer der Salpetergewinnung nachgehen, hocken sie vor den Hütteingängen, jähzornig, fällen die Säuglinge oder rauchen Zigaretten. Sobald sie des Fremden ansichtig werden, umringen sie ihn, bieten ihm irgendeinen Gegenstand zum Kauf an, versuchen es, ihm die Zukunft zu deuten oder doch wenigstens ein Geldgeschenk aus ihm herauszuschlagen.

Hinter Selenito wird die Landschaft von wunderbarer Schönheit. Die Berge, die sich in mäßiger Höhe halten, sind ganz nahe an den Fluß getreten. Kavelken und Ruinen decken ihre Kluppen. Weiße Häuser sammeln sich am Ufer des Wardar. Ihrer werden immer mehr. Schon klettern sie die Klänge hinauf. Ein Kastell oder ein Kloster krönt die Höhe. Ein Turm steigt auf. Eine alte Kirche hebt ihr Kreuz über die braunen Täler einer großen Triftstadt. Das ist Koprulka, die „Brünnstadt“. Hier sitzen viele Bulgaren, die Wein kelteren und einen vorzüglichen Malt fabriizieren; auch eine ausgedehnte Seidenraupenzucht betreiben sie.

Breiter und breiter wächst der Wardar. Die Topolla, die Babuna und die Vregalnitza führen ihn aus Tien und Westen frische Wassermaßen zu. Der Schienenweg kreuzt die alte Heerstraße, die zur Venezianerzeit Durazzo und Valona mit den Ballauländern verband. Der Zug hält in Veniziani Gradsko, das mit seinen flachen Tälern, seinen Teanzerbüschen und Zypressenalleen an italienische Städte erinnert. Kinvolat kommt, und die großen Windungen des Wardar beginnen. Eine liebliche Mittelgebirgslandschaft breitet sich zur Rechten und zur Linken. Kühn geschwungene Brücken, die das Hochwasser des Arubsummers oft anzubehändig führen über den Strom. Dann zwingen ihn wieder die Berge in ein schmales, wildzerrißenes Klippental. Der Enghals Jeleno vana beginnt. Schnee und Eisl und Eisl sind die Felsenberge in den Fluß heranzutreten. Der



Stadtbild von Prizren (Makedonien).



Prizren: Mehemed-Pajcha-Moschee (Türbe).

schäumt und quillt und umtanzt die in seinem Wert liegenden Klippen und Steine mit weißem Gischt. Nur für den Fluß, den Schienenweg und einen Zaunpfad löst die Schlucht Raum, auf deren rechter Felsmauer einft die vom König Marko angelegte Kunststraße ging.

Nach bleiben die Berge. Hinter Glogel treten sie zum letztenmal hart an den Fluß heran: eine öde Schlucht, der Hagenervah „Tschingane Terband“ tut sich auf. Dann werden die Berge zu Hügelu, und schließlich schwinden auch diese. Die ungeflümmen Wasser des Wardar schleichen nun müde und träge durch eine weite Steppe. Zumpfsand, durch jetzt von bradigen Wasserläufen, dehnt sich, so weit das Auge schaut. Zahlloses Bildgefäßel tummelt sich in diesen Auen, in denen hin und wieder sichtbar ein Streifen mit Wein, Mais, Tabak oder Baumwolle bebauten Landes laht.

zusammen und säumen bald zu beiden Zeiten den Schienenweg. Dann bligt es in der Ferne auf in einem hellen, silbrig schimmernden Blau: das Meer. Erst ist es nur ein Streifen, ein schmales, gerade dem Auge sichtbares Band am Horizont. Dann aber wird der Streifen zur Fläche und das Band zum hellblau glitzernden Seidenmantel, der, vom Sonnengold übergoßen, über die ganze weite Ferne gebreitet ist.

Und nun schiebt sich eine blaue Bucht landeinwärts, und der Schienenweg hält sich immer hart am Rande dieser Bucht, bis der Zug über zahllose Weiden gleitet und langsam in einen großen Bahnhof hineintrökt.

In weitgepannem Bogen baut sich Saloniki um seinen Hafen. Vom Bahnhof bis zum Vestalst, dem weißen Turm, der früher Kaulitule, das ist Mutturm, hieß, dehnt sich eine breite Hafenstraße mit Speichern und Meeresreibubureaus, mit Kaffeehäusern und Zigaretangeln, mit Hotels und aurrühigen Zvetanten. Eine Pferdebahn, der ein trommender Warner händig vorausläuft, geht durch diese Hafenstraße; die verbindet das eine Ende der Stadt mit dem andern und weigt nach über den „weißen Turm“ hin-

Die Glogelade führt ihre Vorposten ins Land hinaus. Türken und Zwillingen wehren sich nicht und nicht miteinander, sondern

aus nach der meist von Europäern bewohnten Villenvorstadt Kalamaria ab, die sich male-
risch am Fuße des Kortatsch aufbaut und den Hafen von Saloniki im Osten umrahmt.

Ein Gewirr enger, schmaler und schmutzi-
ger Gassen mit holprigen Pflaster und einem
Niesewerke: das ist Saloniki. Die Juden,
die nahezu Vierünftel der Bevölkerung aus-
machen sollen, beherrschen die Stadt. In
ihren gelben, blauen oder braunen, auf der
Innenseite mit einer Fetzborte verbräunten
Kästchen begegnen sie einem auf Schritt und
Tritt. Es sind hagere, schuigne Gestalten mit
scharfen schwarzen Funkeaugen und langen
Patriarchenbärten. Ihre Frauen tragen bun-
ten Kopputz mit einer Art Haube, von der
ihnen grüne Bänder um die Schultern flat-
tern. Sie sind üppig gebaut, ohne jedoch
in ihren Bewegungen unelastisch zu sein;
ihre Gesichter und ihre Gestalten sind oft
von hoher Schönheit.

Der Jude beherrscht in Saloniki alles:
Handel und Handwerk. Er ist Kasträger und
Stiefelpuher, Hotelkellner und Tragoman,
Kutcher und Gelegenheitshändler, Bäcker und
Schlächter, Glaser und Schuhmacher, Ge-
schäftsinhaber und Bankier. Er ist konser-

vativ, wie er nirgend auf der Erde kon-
servativer sein kann. Und in seinem Ver-
harren auf der überlieferten Tradition hat er
einen guten Teil des Salonikier Lebens sich
und seiner Art anzupassen verstanden: die
Firmenschilder der Geschäftshäuser preisen
ihre Waren nicht nur in türkischen, latei-
nischen und griechischen Lettern an, sondern
auch in hebräischen. Und die Straßennamen
in den besonders stark von Juden bewohnten
Vierteln sind nicht allein in türkischer, son-
dern auch in hebräischer Schrift aufgezeichnet.

Besonders eigenartig ist ein Sonnabend
in Saloniki. Da erscheint die Stadt wie
tot. Die Geschäfte, deren Inhaber fast durch-
weg Juden sind, bleiben geschlossen. Am
Hafen ist es still, und in den Bazarstraßen
gähnt die Unlust der Langeweile. Wenn aber
die Synagogen um die Mittagsstunde ihre
Pforten geschlossen haben, dann geht eine
zauberhafte Veränderung durch die Stadt.
Tische und Stühle rücken mitten auf die
Straße. Der Hafenweg ist zu einem großen
Kaffeehausgarten verwandelt. Judenjüng-
linge und Judenmädchen durchziehen in bun-
ter Reihe die Gassen, haben die Stühle be-
setzt, lachen und scherzen und halten ernie



Saloniki: Synagoge von Moschee.





Saloniki; Zitadelle.

Die Alte. Die Alten aber sind in ihren dumpfen schmalen Gassen geblieben. Dort hocken sie vor den schwarz gährenden Hauseingängen. Die Sommerhitze glühert um ihre weißen Bäute, um die Knäuel ihrer Gesichter und nun die von keiner Sonntagsfreude bewegten, fest zusammengepressten Lippen. Nach Geschlechtern getrennt sitzen sie da: die Männer hier, die Frauen dort. Nur selten fällt ein Wort. Ihre alten Augen starren stumpf und halb erloschen in die Dämmer Schatten der Gassenwinkel, und die pergamentene Knäuelhaut ihrer alten Hände streicht mandmal zitternd das weisse Gels eines langen Bartes ...

Die Sabri-Bascha Straße und die Grand Rue de Bardar sind die Hauptstraßen Saloniki. An ihnen wickelt sich das geschäftige Leben ab, in ihrer Nähe befinden sich der Markt und die Regierungsgebäude, und wer sie durchschlendert, bekommt auch die meisten Lebenswürdigkeiten Saloniki zu Gesicht: den Triumphbogen des Konstantin, die Kostände und die der gleichnamigen Kaiserin in Konstantinopel nachgebildete Aja Sofia.

Vom Basileus führt eine breite Straße hügelan. Es ist der Boulevard Samirio,

der an Stelle der alten Stadtmauer Saloniki im Osten begrenzt. Hinter dem schönen weißen Marmorbrunnen am Kalamaria-Tor, wo die Kaffeehöfen in den Schatten ihrer breitästigen Platanen loden, führt eine Landstraße weiter zur Zitadelle empor. Dort ist die Stadtmauer noch nicht gänzlich gefallen. Braun und brütelnd hebt sie sich hier und da aus dem hohen Grasmeer. Häuschen und Hütten sind ihr angeklebt. Menschen strecken ihre Minarete hinter ihr empor, denn hier oben im unmittelbaren Schutze der Zitadelle haben sich die Türken angebaut.

An wunderlichen Krümmungen und steilen Steigungen führt der Weg. Brunnen plätschern an verschwiegenen Stellen. Tiefverschleierte Frauen huschen durch den Schatten rissiger Mauern. Die Linden blühen, und der Aeolander hat seine weißen und roten Rosen reich und voll über die Einfriedigungen vertäumter Gärten gehängt.

Meine fünfzig Schritte weit vermag das Auge zu schauen. Immer wieder weht ein Mauerlein dem Blick. Und immer wieder zwingt dich die wunderliche Bauart der Gassen, deinen Fuß zu wenden, bald nach

rechts, bald nach links. Die Holzgitter der Saremsfenster blicken auf deinen Pfad. Von flachen Dächern flattert ein Kinderlachen. Um die reisenden malachitgrünen Früchte eines, mitten auf dem Wege stehenden Feigenbambes glitzert flimmernbes Sonnengold.

Du bist auf der Höhe. Braune Manern umschließen die Zitadelle. Ein Terwischkloster hebt sein Dach aus dem dunklen Grün schattender Wännen. Dir zu Füßen träumt die Stadt. Die braunen Dächer umsonnt ein warmer Glanz. Die Kluppen der Mosaiken glitzern in der Sonne, und die schlanken Türme der Minarette umgittert ein schwefelgelbes, gresles Leuchten. Weiße Häuser tanzen aus grünen Gärten. Am Esien, wo sich die Halbinsel Chalkidike ins Meer schiebt, erhebt der Kortatich sein wetterbraunes Haupt. Flach und öde liegen im Westen die Mündungen des Wardar. Und zwischen Wardardelta und Malamaria spannt sich das Meer. Ein blauer, goldüberstimmter Seidenmantel, liegt es gebreitet am südlichen Horizont. Weiße Segel gleiten auf ihm wie die Zit-

tische reißiger Vögel. Und ganz hinten, wo Meer und Horizont in einem dampfenden Lichtnebel verschwimmen, reißt es sich wolkenblau auf zu breitrückigen Vergmaissen mit gleichgerückten Gipfeln: der alte Griechengötterberg — der Olympos.

* * *

Eine Wunderwelt liegt hinter mir: grauzackige Bergriesen und grüne, von brausenden Wassern durchstochte Täler; ein jungfräulicher Boden, der seiner Zukunft wartet. Buntgekleidete, schöne und kräftig gewachsene Menschen nennen diese Höhen und Täler ihre Heimat: Mieser mit Kinderherzen, die den Todch im Gürtel tragen.

Nach den Steppen Afriens, nach der Südjsee, nach den Urwäldern Amazonas sendet Europa seine Pioniere. Nur hierhin hat es noch ganz wenige gefandt. Den europäischen Westervinkel und Hexenkeffel nennen sie dieses Land. Und doch: auch hier könnte der Friede wohnen, säen und ernten ...

Jäger Sturm

Ich bin der Sturm, der über die Dächer braust,
 Hüte dich, braune Gärtnerin!
 Ich zerwühle das Beet, bald ist es zerjaust,
 Die Blätter wirbelt der Wind dahin.
 Was mußte dein bunter Blumenlor
 Auch grad' in meinen Wegen blühen,
 Ich stürze mich rauschend über das Tor,
 Vernichtet siehst du weinend dein Mähen,
 Kleine braune Gärtnerin!
 Nun sind deine Wangen so nah und bleich,
 Noch will es nicht in deinen Sinn:
 Zertrümmert liegt dein Königreich,
 Und all die zärtlich bunten Farben
 Welkten unter meinem Kuß
 Und starben,
 Weil, was ich küsse, sterben muß.
 Du kleine braune Gärtnerin,
 Nun sitzt du weinend droben im Turm ...
 Wo ist dein schöner Garten hin?
 Hüte dich, Kind, ich bin der Sturm!

Paul Friedrich



Rainer Maria Rilke. Nach einem Gemälde von Professor Oskar Zwintscher.

Rainer Maria Rilke

§ Von Franz Wegwich §

Einem Buche über die Woppsweder hat Rilke folgende Sätze vorangestellt: „Dieses Buch vermeidet zu richten. Die fünf Maler, von denen es handelt, sind Werden. Was mir bei der Betrachtung eines jeden einzelnen vorbildlich war, lautet mit Jacobiens Worten: „Du sollst nicht gerecht sein gegen ihn; denn wohin kämen die Besten von uns mit der Gerechtigkeit; nein; aber denke an ihn, wie er die Stunde war, da du ihn am liebsten liebtest ...“ Nichts andres, als was darin gesagt ist: eines Mäntlers Wert als Liebender zu betrachten und seinem Werden mit innerer Anteilnahme nachzugehen, soll der Zweck dieser Zeilen über Rainer Maria Rilke sein.

Von seinem äußeren Leben ist wenig zu erzählen. Rilke wurde 1875 in Prag ge-

boren. Er entstammt einem alten Adelsgeschlechte, und nach der Tradition sollte er, so ungeeignet er auch an Leib und Seele war, den kriegerischen Beruf ergreifen. Als Kind schon mußte er daher in eine militärische Erziehungsanstalt eintreten, aber mit fünfzehn Jahren entraun er diesem Institut, in dem sein zarter Körper fürs ganze Leben Schaden nahm und seine von allen Seiten verletzte einsame Seele bittere Leiden durchkostete. Zäh wuchs aber gerade unter diesem Druck in aller Stille seine Eigenart empor, und wie hier, so erlebte Rilke daher auch an allen späteren Bildungsstätten, die überall so sehr auf den Durchschnit zugeschnitten sind und geradezu auf Verhinderung des Hervortretens im Menschenleben: der Individualität, ausgehen, Enttäuschung über

Enttäuschung. Aber keine Zeit im Leben ist verloren für den, der von allem sich ihm Darbietenden das seiner Natur gemäße aufnimmt. „Ganz mit sich allein gelassen, arbeitet die Natur rastlos an der Erfüllung des noch unverratenen Planes. Ein fortwährendes Herbeitragen, Sammeln, Aufspeichern ist das Charakteristische dieser Jahre. Und die Auswahl geschieht noch ganz von selbst. Mit einer fast somnambulen Sicherheit greift die Natur nach dem, was sie braucht, und sie findet es immer unter hundert Dingen heraus.“ So schildert Rilke selbst die Zeit seiner aufs Persönlichste zugeschnittenen Selbsterziehung. Tiefere Einwirkungen als auf Schulen und Universitäten hat Rilke erfahren auf seinen Reisen in Italien, in Rußland. Er ist gewachsen im Verkehr mit den Malern in Worswede und in einer Zeit, die er um Modin lebte. Seine tiefsten Kräfte weckte jedoch die Einsamkeit, und sein wahres Leben ist in seinen Werken. Das Wesentlichste seiner Entwicklung hat er in den stillen, vollbringenden Stunden seines Schaffens aus sich herausgestellt, wo

das Eine geschieht:
heimliche Hände heben
tief aus dem Leben
ein Lieb.

„Larenopfer“ nannte Rilke sein erstes Gedichtbuch, und schon der Titel weist auf eine Seele voll von Frömmigkeit und Verehrung hin; wenn auch hier des Dichters späteres tiefes Verhältnis zu Gott und Unendlichkeit sich noch kaum ahnen läßt. Das schmale Bändchen ist voll von Opfern der Liebe und Dankbarkeit für sein trantes Vaterhaus, für Land und Volk seiner Heimat. In knappe, form schöne Strophen bannt der Dichter den ganzen Zauber seiner alten malerischen Vaterstadt Prag. Er blickt verträumt hinunter in die Kleinfeste mit ihren Giebeln und Kirchtürmen, mit spinnwebwobenem Pforten, mit barocken Böden und alten Steinmadonnen. Er malt es gegen Abend, wenn „tie unten die Dämmerstunde mit lautlos leisem Schritt vorbeizieht“, wenn der alte verwetterte Stadthof in den dunkelnden Himmel ragt und mondbeidienend ihn die eiligen Wälder der Moldau grünen. Wie viele Kirchen und Kapellen sind hier, in denen des Dichters schonen-Äußerer Zinne und die lauhende Seele sich willig der wehrtauchend

tenden Heimlichkeit hingeben. Schon in diesen ersten Versen zeigt sich Rilkes Vorliebe für Nacht, Stille, Einsamkeit und Traum, und die vielen musikalischen Bilder und Gleichnisse verraten uns des Dichters seines Ohr für alle leisesten Geräusche. Ein katholischer Duft weht uns aus diesem Buche an. Daß in diesen Strophen ein Dichter seine zarten Schwingen zum ersten zogen fluge regt, erkennen wir an seiner weisbildenden Phantasie. Da heißt es von der Nacht:

Sie reicht mir mild mit ihren beiden
Madonnenhänden einen Traum

oder vom Abend:

Wie König Balthasar einst nacht,
Die Stirn vom Kronenreif erhellte,
So tritt im purpurnen Ornate
Der König Abend in die Welt.

Schon hier sehen wir seine später so unendlich gesteigerte Fähigkeit, alles zu verlebendigen im Werden, wenn es in einem Gedicht „Novembertag“ heißt:

... mit kalten Händen
Greift der Sturm in des Kamines Wänden
Eines Totencarmens Schluchstaveu.

Und manchmal gelingen ihm schon so köstliche Kleinigkeiten voll Bildkraft und geschmückt mit allen Reizen der Form, wie jene Nachtwachenstimmung:

Die kalten Felder schlafen schon,
Mein Herz nur wacht allein;
Der Abend reißt im Fassen schon
Sein rotes Segel ein.

Traumfelige Vigilie!
Nest walt die Nacht durchs Land;
Der Mond, die weiße Lilie,
Blüht auf in ihrer Hand.

Nichts von allem der Jugend eignen Ungebärdigen, Uberschäumenden und Wilden finden wir in Rilkes frühen Büchern. Gleichsam aus Traum und Nacht sangt der zarte Esfelieb seiner Dichtung Nahrung. Bezeichnend nennt er sein zweites Werkbuch „Traumgekrönt“, und daß sein Weg hinüber in die Gemeinschaft der verschwärmten Deutschen, hin zu dem Geheimbund der Mystiker, zeigen die Verse:

Ander werden sich vor dir neigen,
Eilige Schwärmer staunen dir nach.

Und leise kündigt sich das Grundgefühl der Mystik, des Friedens mit der Welt an, wenn es heißt:
Denn so ist sie, wie ich sie dachte,
Ein jeder Zwiespalt ist vertost.

Stärker wird des Dichters Sehnsucht, abseits, ernst und einsam zu wandeln,

... von kinderleichen Mythen
Voll die sabbatstille Brust.

Noch immer aber ist es die starke Einwirkung seiner katholischen Umgebung, wenn er als Schmuck und Bierat in seinen Gedichten sooft von Kapelle, Altar, Sakristei, Weisranch und Aue, Opferkerzen und Gnadenbild spricht. An diese ihm vertrauten Dinge heftet er seine Gedanken und Gefühle, und sogar seine Naturbilder sind erfüllt von diesen rituellen Vorstellungen:

Hahlgrauer Himmel, von dem jede Farbe bange
verblüht.

Weit — ein einziger lothraoter Strich
Wie eine brennende Geißelnahe.

Es zeigt sich hier, wie bestimmend die auf einer langen österrischen Kultur beruhende äußere Schönheit seiner Kirche auf Rilke eingewirkt hat. Und doch ist der Sinn und die Deutung immer des Dichters eignes Leben und schon weit der alten kirchlichen Frömmigkeit entzweit.

Es gibt so wunderweisse Nächte,
Drin alle Dinge Silber sind.
Da schimmert mancher Stern so lind,
Als ob er fromme Hirten brächte
Zu einem neuen Jesukind.

Weit wie mit dichtem Demantstaube
Bestreut erscheinen Auer und Blut,
Und in die Herzen traumgemut
Steigt ein kapellenloser Glaube,
Der leise seine Wunder tut.

Wie ein geheimes tiefes Wasser rauscht erst leise, dann immer lauter der Strom der Vergeistigung alles Sinnlichen durch Rilkes Dichtung, und schon im nächsten Versbuch „Advent“ fühlt der Dichter seine Seele wachen,

... bis sie in Echerben
Den Alltag sprengt. Sie wird so wunderweit.
An ihren morgenroten Rollen kerzen
Die ersten Wellen der Unendlichkeit.

Heller wird der Glanz, der kein Werk magisch durchleuchtet, stärker sein Gefühl von Gott und von der Unendlichkeit.

Das ist mein Streit:
Sehnsuchtsgeweht
Durch alle Tage schweifen.
Dann stark und breit
Mit tausend Wurzelfstreifen
Tief in das Leben greifen —
Und durch das Leid
Weit aus dem Leben reifen,
Weit aus der Zeit!

Die Liebe und den Gang mit der Liebsten im Blütenregen des Frühlings fühlt er so wenig irdisch:

Wir ist: wir wandeln Gott entgegen,
Der durchs Gebreite kommen muß.

Und wenn er von der Mutterchaft redet, so wird ihm auch dies ein Gefühl heiliger Ewigkeit:

Fühlst du in dir das scheue Schwellen,
Und Leib und Seele wird dir weit.
O bete, Weib! Das sind die Wellen
Der Ewigkeit.

Alles, was Rilke berührt und mit seinen zarten Händen gestaltet, ist wie weggestellt aus dem Lärmen der Welt. Er trägt es in die kühle Einsamkeit einer unsichtbaren Kathedrale; dort, im Dämmer des gebrochenen Lichts, sieht es nun fremd und heilig aus.

Die leisen und doch sichern Verheißungen, die der Vorfrühling bringt mit seinem zarten Anhauch auf Busch und Baum, mit seinen frühen schönen Blütenglocken, sind in Rilkes ersten Büchern. Das quellende und drängende Leben des Frühlings selbst finden wir erst in dem Buche „Wir zur Feier“. Was den Dichter hierin auszeichnet, ist sein willenloses Sichhingeben an alle Schönheiten des Lebens:

Ich bin so jung. Ich möchte jedem Klange,
der mir vorübertraucht, mich schauernd schenken,
und willig in des Windes zartem Zwange,
wie eine Kante überm Gartengange,
will meine Sehnsucht ihre Schwingen schwenken.

So lauscht er denn tief hinein in den Frühlings und die italische Landschaft mit ihren erusten Zypressen, mit ihren leuchtenden Rosen und ihren Weingeländen und singt so scheue Frühlingslieder wie dieses:

prima vera.
Erste Rosen erwachen,
und ihr Dufte ist zag
wie ein leiselichs Lachen:

Flüchtig mit schwalbenflachen
Flügeln streift es den Tag;
und wohin du langst,
da ist alles noch Angst.

Jeder Schimmer ist schön,
und sein Klang ist noch zahn,
und die Nacht ist zu neu,
und die Schönheit ist Scham ...

Man hört die Brandung des Meeres leise
widerauschen aus den Versen dieses Buches,
und die Einsamkeit der stillen jüdischen Nächte
ist in ihnen. Mit unendlicher Feinheit hat
Nille auch den tiefen, innigen Beziehungen
zwischen Natur und Menschenseele nachgespürt.
Hier wie dort liebt er das Zarte, das Ver-
dende und hat es mit feinem Pinsel in sub-
tiler Manier auf Goldgrund gemalt. Da
erblicken wir seine Kindheit, die ihm als
Engel entschwebt ist, und hören ihn wieder
singen zum Preise der Mädchen:

Ihr Mädchen seid wie die Gärten
am Abend im April:
Frühling auf vielen Ährten,
aber noch nirgends ein Ziel.

Und selten hat ein Dichter es so verstanden,
ein Verkünder der reisenden Weibeseele zu
sein. Selten hat vor allem einer das Cro-
tische so zu vergeistigen gewußt wie Nille.
Ebenso wie die Vergeistigung des Sinnlichen
tritt uns in diesem Buche der Prozeß der
Lebendigmachung, Beseelung auch des Ab-
straktesten entgegen, und es ist einzigartig,
wie der Dichter Worten, Klängen, Farben
und Nuancen Seele gibt. Man muß dabei
an einen denken, der nach Nilles eignen
Worten ihm Vorbild und Meister gewesen
ist: an den großen Dänen Niels Peter Ja-
cobsen. Mit ihm ist er in tiefster Seele
verwandt. Wie dieser, so hat sich auch Nille
seine eigne Sprache geschaffen, und selten,
so will mir scheinen, besitzt ein moderner
Lyriker eine so aussprechene Fähigkeit, diese
Eigenart konzentriert auszudrücken, wie unser
Dichter in folgendem:

Die armen Worte, die im Alltag darben,
die zagen, blaffen Worte lieb' ich so.
Aus meinen Fesseln schenk' ich ihnen Farben,
da lächeln sie und werden langsam froh.

Die warmen sich die weißen Winterwangen
am Bunder, welches themen Ich gelehrt:
sie sind noch niemals im Gesang gegangen,
und schmerzt nicht in mir in meinem Lied.

Gemeinsam mit Jacobsen ist Nille auch das
tiefe Gefühl für die Verwandtschaft mit den
Dingen, und es ist besonders die stumme
Welt der Pflanzen, der sie ihre Liebe schen-
ken. Sie fühlen, daß auch diese Lebewesen
sind, nur mit feineren Sinnen begabt und
viel traumhafter, stiller, hilf- und willen-
loser. Ihnen lebt die ganze Natur, und
Pan ist für diese Künstler bewiesen.

... Ich bin die Stimme im Wind.
Ohne mich kann kein Königskind
seine Märchen und Mythen haben.
Ich bin der Eine,
vor dem die Haine
kein Geheimnis zu hüten haben;
denn ich bin, es' die Haine sind.
Ich bin der, welcher alles beginnt;
und wenn ich schreite über die Steine,
werden die Steine Muten haben.

Man muß schon zu Hölderlin gehen, wenn
man bei irgendeinem Dichter ein so tiefes
Versehen und Ruhen in der Alleinheit der
Natur finden will. Was dieser von sich mit
schmerzlich-süßem Gefühl sagt:

Ich verstand die Stille des Athers,
Der Menschen Worte verstand ich nie,

das gilt auch für Nille. Nur ist bei ihm
eins bewußter und stärker, was bei den äl-
teren wesenstverwandten Dichtern, bei Höl-
derlin und Novalis, bei den Mytikern und
allen früheren Verkündern des Pauthheitsmaß
nur als schon erwachtes Gefühl tief in der
verschwärmten Seele ruhte: das ist der Ent-
wicklungsgebante. An Nille sind die Ein-
wirkungen der Naturwissenschaft unerkenn-
bar, und schon ist ihm Nietsches Wort, daß
man die Menschheit als geworden und noch
werdend betrachten müsse, zu einem Grund-
gefühl geworden.

Ich weiß es im Traum,
und der Traum hat recht:
Ich brauche Raum
wie ein ganzes Geschlecht.

Mich hat nicht Eine Mutter geboren.
Tausend Mütter haben
an den kränklichen Anaben
die tauend Leben verloren,
die sie ihm gaben.

Er fühlt sich einbezogen in den unendlichen
Kreislauf der Dinge im Werden und Ver-
gehen: er fühlt, daß er nur eine „Schaum-
blode ist auf des Lebens ewig schäumender

Flut". Und mit seinem Alltagsgefühl findet zugleich sein neues Ewigkeitsgefühl solchen Ausdruck:

Kann mir einer sagen, wohin
ich mit meinem Leben reiche?
Ob ich nicht auch noch im Sturme streiche
und als Welle wohne in der Eiche,
und ob ich nicht selbst noch die blasse, bleiche
frühlingstrierende Birke bin?

Berschwipstert fühlt er sich mit Wind und Regen und Baum und Zweig. Er hat ein tiefes Gefühl von der Identität alles Seienden, und vor seinem sichern Blick fallen die Scheidewände der Dinge. Er sieht ihre Seelen und erlöst sie zum Leben. Ihre leiseste Sprache versteht er:

Die Dinge singen hör' ich so gern.

Er erfährt, was brunnettieft unter dem liegt, wohin die stumpfen Sinne der Alltagsmenschen reichen, denn er ist „zu Hause zwischen Tag und Traum“.

Wie sehr auch bis jetzt ein Steigen der Entwicklung Rilkes zu bemerken war, noch reifere Früchte seiner Kunst erwarten uns in dem „Buch der Bilder“. Noch immer fühlt der Dichter seine Seele wachsen, und groß tritt uns die Fähigkeit, sein Leben zu belauschen, und die Kraft, seinen Fortschritt darzustellen, entgegen.

Und wieder rauscht mein tiefes Leben lauter,
als ob es jetzt in breiteren Ufern ginge.
Immer verwandter werden mir die Dinge
und alle Bilder immer angehaunter.
Dem Ramenlosen fühl' ich mich vertrauter:
Mit meinen Sinnen, wie mit Vögeln, reiche
ich in die windigen Himmel aus der Eiche,
und in den abgebrochenen Tag der Teiche
finke, wie auf Ästchen stehend, mein Gefühl.

Dieses „Buch der Bilder“ erlöst uns auch von den starken Befürchtungen, daß Rilkes Parteilichkeit zu Schwäche und seine Seltsamkeit in Form und Inhalt zu Krankheit und Manieriertheit werden könne. Denn unverkennbar ist der Dichter männlicher geworden, und unter den härteren Winden der nordischen Landschaft ist Kraft und Stärke in sein Schaffen gekommen. Hier ist es nicht nur lindes Säufeln, das Dinge und Menschen ansieht, hier rauschen die gewaltigen Flügel des Zirkus, und im Vorgefühl seines Kontrastes heißt es:

Da weiß ich die Stürme schon und bin erregt
wie das Meer.

Und breite mich aus und falle in mich hinein
und werfe mich ab und bin ganz allein
in dem großen Sturm.

Und wenn die Naturgewalten übers Flachland tosen, so fühlt er sie, als sei er jenem Kosatenhelman Majeppa gleich an eines Rosses Rücken gebunden:

Dann bin auch ich an das rasende Rennen
eines rauchenden Rückens gebunden;
alle Dinge sind mir verschwunden,
nur die Himmel kann ich erkennen:

Überdunkelt und überstiegen
lieg' ich flach unter ihnen,
wie Ebenen liegen;
meine Augen sind offen wie Teiche,
und in ihnen flüchtet das gleiche
Fliegen.

Wie erschütternd sind auch die Bilder, die Rilkes alte Verehrung der Nacht in diesem Buche hervorgebracht hat! Sie erinnern an die grandiosen Visionen von Baudelaire oder Verlaine. In ihnen ist eine mystische Tiefe wie in ähnlichen Dichtungen Maeterlincks. Da sind Gedichte, die wie Radierungen Goyas oder wie Blätter des Traumalters Kubin wirken. Da tauchen die Gestalten der Armen und Ausgejohtenen auf, und wir hören das Schreien der Ausfähigen. Es gelingt dem Dichter, tief in die Seelen dieser Dürftigen und Unglücklichen hineinzuhorchen. Wer hat schon jemals so ergreifend und mit so scharfem psychologischem Tiefblick die Gefühle einer Blinden zu Wort und Bild erlöst wie Rilke? Er ist hier in seelische Landschaften vorgedrungen, die einer früheren Kunst verschlossen waren. Mit feherischer Sicherheit und Schöpferkraft ist seine Sprache zu Worten und Gleichnissen gekommen, die noch niemals waren, und zu denen die Sprache des Alltags in vielen Jahrzehnten noch nicht gelangt sein wird; und durch alle diese Gebilde fluten die Wellen des Rhythmus groß und frei. Das gilt besonders von so seltsamen Gedichten wie „Der Schauende“, in denen des Dichters Losgelöstsein von aller Erdschwere und sein Verwobensein mit den dunklen Gewalten, die hinter allen Dingen im Kosmos leben, Ausdruck gefunden hat, oder wenn er seine tiefsten Ahnungen von Weltlauf und Weltentwicklung in so wunderbaren Versen ausdrückt:

... Vielleicht sind wir oben,
in Himmel anderer Wesen eingewoben,
die zu uns aufschau abends. Vielleicht loben
uns ihre Dichter. Vielleicht beten viele
zu uns empor. Vielleicht sind wir die Ziele
von fremden Mächten, die uns nie erreichen,
Nachbarn eines Gottes, den sie meinen
in unster Höhe, wenn sie einsam weinen,
an den sie glauben, und den sie verlieren,
und dessen Bildnis, wie ein Schein aus ihren
suchenden Lampen, flüchtig und verweht,
über unsere zerstreuten Gefächter geht ...

In den „Ideen über die Künstler“ heißt es bei Friedrich Schlegel: „Nur derjenige kann ein Künstler sein, welcher eine eigne Religion und eine originelle Ansicht des Unendlichen hat.“ Von diesem Standpunkt aus gesehen, geht es nicht anders an, als Rilke einen großen Künstler zu nennen. Denn wir sahen, wie in dem aufsteigenden Lauf seiner Entwicklung überall Quellen rauschten, die aus tiefem Gefühl vom Göttlichen und Unendlichen kamen. Und mit jedem Buche wuchsen diese Wasser und wurden groß und mächtig. Bei Rilkes nächstem Werk ist es, als ständen wir vor einem Meer, denn nun ist alles Erdenland entschwinden, in weiter Ferne liegen die Küsten der Endlichkeit, hier schaukelst alles auf den Fluten der Gedanken über Gott und Ewigkeit, Leben und Tod, Seele und Schönheit. Rilke nannte dies Buch „Stundenbuch“, und es ist ein Nachsichbuch einer zukünftigen Frömmigkeit geworden. „Vom mönchischen Leben“, „Von der Pilgerschaft“ und „Von der Armut und vom Tode“ lauten die Überschriften seiner drei Teile. Wenn es früher, im Titelblatt zu den „Blättern aus einer Sturmzeit“, hieß: „Ist die Nacht die einzige Wirklichkeit seit Jahrtausenden ...“, so ist für Rilke nun nur das Leben der Seele, nur die Schöpfung Gottes im Menschen das wahre Leben. Er setzt den Ausdruck „mönchisches Leben“ als Symbol über eine Schöpfung, die ein Spiegel eines individualistischen Daseins der Stille und Einsamkeit in Gott ist, eines Wirkens aller Schöpferkraft am Wilde Gottes in tausend Formen und Verwandlungen. Er meint, daß er und die Menschheit wieder auf der Pilgerschaft seien zu Gott, zu einem Gott der Innerlichkeit und Selbsteigenheit, zu einer Religion ohne Kirchen und gleiche Vorschriften für alle. Und er nennt die Iris an den Rand der Seele mit ihrem Götterglimm gestülpt ähnlich wie die

alten Mytiker die Arnen und will eines neuen Gefühls vom Leben und Tode Heiland und Messias sein. Dieses Buch reißt Rilke ein in die Reihe der großen deutschen Mytiker. Er erscheint uns als ein wieder-gelahrter und erneuerter Angelus Silesius. Könnte man doch viele von dessen Versen als Motto über Rilkes Dichtung setzen. In seiner Kunst erlebt, getränkt vom Geist unserer Zeit, die alte Mystik eine Auferstehung, wie auch in verwandten Dichtungen, etwa in Johannes Schläß „Frühling“ oder in den grandiosen tosmischen Traumbildern Alfred Nomberts. Es ist nicht möglich, die Gedantengänge dieses reichen Buches hier im einzelnen aufzuweisen. Sie sind fest an die Form gebunden, und ihr Reiz würde verschwinden, wollte man mit läppischer Hand in das zarte und weitverzweigte Gewebe greifen. Jeder aber, der hier einzudringen versucht, wird köstliche Schätze finden.

Wie sehr auch die Anziehungskraft von Rilkes Dichtungen auf ihrem tiefen Gehalt beruht, außerordentlich ist auch der Reiz ihrer an aparten Schönheiten reichen Form. Wir sahen bei unserem Gang durch des Dichters Werke, wie er auch hier von der Gebundenheit zur Freiheit gekommen ist. Ganz im alten Stil, knapp und festgefügt, bildete er in seinen ersten Büchern seine Erlebnisje. Erst in dem Buche „Wir zur Feier“ begann sich der neue Inhalt eine freiere Form zu schaffen, und im „Buch der Bilder“ vollendete sich dies Bestreben. Da fluten die Rhythmen ohne äußern Zwang, und „Rilkes Form ist wie ein Gewand von weicher Seide, das jedes Glied, jede Bewegung dessen, der es trägt, auf das vollendetste zum Ausdruck bringt“. Man könnte Seiten füllen mit Hinweisen darauf, wie gewählt Rilke alle Reize der Form verwendet, und wie seine Eigenart in den Reimen, die häufige Verwendung von Binnenreim, von Assonanz und Alliteration seinen Versen jenes Weiche, Gleitende und Musikalische gibt, das uns mit tiefem Zauber umhüllt.

Daß bei der Reizung, dem Neuen, Niegebrauchten auf der Spur zu sein, die entlegensten Schönheiten der Sprache leuchten zu lassen, auch manches mißfällt ist, wer wollte sich darüber verwundern. Als besonders unangenehm empfinden wir das dort, wo die Fremde am Klang den Dichter zu Reimspielereien verführt hat, oder wo er den

Sinn der Schönheit des Gesanges opfert. Doch auch hier schreitet Rilke unanhörlich noch fort, und immer mehr — Proben aus seinem neuesten, 1908 erschienenen Buche beweisen es — gelingt es ihm, Inhalt und Form in Einklang zu bringen.

Fünf größere Gedichte, in denen Rilke auf den Reim ganz verzichtet hat, führen dieses Buch („Neue Gedichte“, erschienen im Insel-Verlage zu Leipzig) in einer prachtvollen Steigerung zu Ende. Von der unerhörten Art, Nibelagetages zu künden, und vom Reich-tum der kühnen Metaphorik in der letzten Gabe des Dichters zeuge nur ein Beispiel, das herrliche Bild vom alten Brügge:

Die Gassen haben einen sachten Gang
(wie manchmal Menschen gehen im Gehen
nachdenkend: was ist früher hier gewesen?)
und die an Plätze kommen, warten lang

auf eine andre, die mit einem Schritt
über das abendklare Wasser tritt,
darin, je mehr sich rings die Dinge mildern,
die eingehängte Welt von Spiegelbildern
so wirklich wird wie diese Dinge nie.

Verging nicht diese Stadt? Nun siehst du, wie
(nach einem unbegreiflichen Geset)
sie wach und deutlich wird im Klingestellen,
als wäre dort das Leben nicht so selten;
dort hängen jetzt die Gärten groß und gelben,
dort dreht sich plötzlich hinter schnell erhellten
Fenstern der Tanz in den Campanets.

Und oben blieb? — Die Stille nur, ich glaube,
und kostet langsam und von nichts gedrängt
Beere um Beere aus der süßen Tranbe
des Glockenspiels, das in den Himmeln hängt.

Alles aber, was Rilke geformt hat, ist lyrisch, und auch seine Prosa zeigt uns keine neue Seite seines Wesens. Außer den Gedichtbüchern gibt es von ihm noch einige kleine Prosaflizzen, die in einem schmalen Bändchen unter dem Titel „Die Letzten“ gesammelt sind. Sie enthalten, ebenso wie das Drama „Das tägliche Leben“, tiefe Gedanken über eignes persönliches Leben, über Kunst und über Liebe und Ehe. Die Kraft zu epischer oder dramatischer Gestaltung fehlt Rilke jedoch vollständig. Gedichte in Prosa sind auch die prächtigen, märchenhaft angehauchten „Geschichten vom lieben Gott“ mit der schönen Widmung für Ellen Key.

Auch die mit so feinem Verständnis geschriebenen Bücher über die Worpssweder und über Robin spiegeln nur Rilkes eigne Persönlichkeit im Schaffen der ihm verwandten andern. Sie sind Zeugnisse seines innersten Wesens, und von dem Robinbuch sagt Ellen Key: „Diese kleine Schrift Rilkes über Robin ist ein Andachtsbuch des neuen Menschen, von einer ebenso tiefen Frömmigkeit erfüllt wie die kleine Schrift des Mittelalters von Christi Nachfolge. Und so ist man auf einem neuen Wege zu Rilkes Gefühl für Gott vorgedrungen.“ Viele aber in unserer Zeit sind auf ähnlichen Wegen zu einem Gefühl für Gott vorgedrungen, und nicht zuletzt ist es Ellen Key selbst. Das Gefühl tiefster Seelenverwandtschaft hat sie daher auch zu Rilkes Freundin und zur begeisterten Fürsprecherin seiner Dichtungen gemacht. Es sind tausend Fäden, die ihre Geisteswelten miteinander eng verknüpfen. Bei uns Deutschen aber hat niemand den Sinn von Rilkes gesamtem Leben und Werk schöner und treffender ausgedrückt als Artur Bonus am Schluß seines Büchleins „Religion als Schöpfung“. Mit dieser Stelle wollen wir schließen:

„Wer aber mit aufgeschlossenem innerem Sinne der Gottheit und ihrem Reiche nachforscht, der kann deutlich genug merken, daß sie nicht mehr ‚jenseit‘, nicht mehr außerhalb der Welt ist, sondern daß die Welt auf sie gebant ist wie das Erdreich auf den Wassern. Wir erheben uns nicht mehr zu Gott, sondern wir vertiefen und versenken uns in ihn. Wir holen ihn nicht herab, sondern wir graben ihn aus, Brunnen im Tränenland. Wo Menschen sind, die in ihren Tiefen jenes sehnüchtige Etwas stark werden ließen, die sind Brunnen ins ewige Land, die saugen das Wasser des Lebens und ergießen die heiligen Fluten.

„Wir werden nie mehr wahrscheinlich dazu kommen, zu sagen: das Reich Gottes kommt morgen, aber wir werden noch sagen lernen: es steigt in unserer Seelen aufwärts, und einige werden es fühlen sich bis an den Hals schlagen, also daß es ihnen die Stimme zu versetzen droht durch die Gewalt seiner stillen und ersten Wirklichkeit.“

In diesen Worten liegt die tiefste Deutung der Kunst Rainer Maria Rilkes.



Johann Gottlieb Fichte und seine Reden an die deutsche Nation vor hundert Jahren

Don Prof. Dr. Karl Sell (Bonn)

II

Fichte fand Zuflucht in Berlin, wo mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. 1797 der Minister Wöllner und seine Gläubigleitschnüffelerei den Abschied erhalten hatte. Der König soll, um seine Meinung über Fichtes Aufenthalt in Berlin befragt, gesagt haben, es könne ihm, wenn er ein ruhiger Bürger sei, der Aufenthalt in seinen Staaten gestattet werden; „ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag das der liebe Gott mit ihm abmachen, mir tut das nichts.“

Fichte trat sofort in den Kreis der sogenannten Romantiker, die jetzt mit Schleiermachers Reden über die Religion, mit Tiecks und Novalis' romantischen Dichtungen, mit Schlegels Übersetzungen von Shakespeare und den südlichen Dichtern den ersten Höhepunkt ihrer Wirkung erreicht hatten.

Es ist diese Romantik im Grunde nichts anderes als die sehr naturgemäße Hinwendung der durch unsre großen Klassiker ans Licht gerufenen bedeutenden kritischen, philosophischen und dichterischen Talente zweiten Ranges zur vaterländischen, zur mittelalterlichen und zur religiösen Dichtung, Weltanschauung und Geschmacksrichtung. Fichte leitete sie. Man findet ihre Spuren in allen seinen Arbeiten aus jener Zeit. Eine Berufung nach Rußland wie nach Bayern schlug er aus, nahm aber eine Professur in dem damals preussischen Erlangen geru an, da sie ihm nur für den Sommer dort, im Winter aber in Berlin Vorlesungen zu halten verstattete. Das waren aber, gleich denen mehrerer andern Gelehrten, wie Schleiermader, Niebuhr, öfentliche Vorlesungen für ein hochgebildetes gemischtes Publikum, die einen allgemeinerständlichen Charakter tragen sollten, also etwas den jetzigen „Volkshochkulturen“ Verwandtes.

Fichte sah die Aufgabe nicht im heutigen Sinne lediglich als Übermittlung

von Wissensstoff oder methodische Unterweisung, sondern er wollte damit auf die Gesinnung seiner Zuhörer wirken, womöglich zum Bildner einer künftigen Generation werden. So spricht er schon damals zeitweise im gehobenen Ton eines philosophischen Predigers, ja eines Propheten. Er wandte jetzt seine idealistisch-sittlichen Grundsätze an auf die Zustände der Gegenwart. Während seine reifste Druckschrift jener Zeit das merkwürdige Programm des strengsten philosophischen Sozialismus ist, das wir besitzen: „Der geschlossene Handelsstaat“ (1800) — auf den sich zu berufen auch unsre Sozialisten nie verläumen. Auch eine Autorität wie Gustav Schmoller urteilt darüber, daß „Fichtes Forderung, der Staat müsse sich des wirtschaftlichen Glücks annehmen, er dürfe die Besitzverhältnisse nicht sich selbst überlassen, nur die Konsequenz sei aus dem erhaltenen Idealismus seiner sittlichen Weltanschauung, die nur Tätigkeit, keinen Genuß verlangt und so unter allen modernen Weltanschauungen der strengeren Stoa am meisten verwandt ist“. Am tiefsten aber beschäftigte ihn seit der Anklage auf Atheismus die resignirte Frage. Er versenkte sich in seiner Weise immer mehr in die Gedankenwelt des Neuen Testaments und gewinnt eine immer lebendigere Vorstellung von Christus. War ihm als das Göttliche im Leben immer die höchste Idealität erschienen, also der Wille zu allem Guten und Erhabenen, so Gott selbst als die sittliche Weltordnung, so schritt er nun zu dem Gedanken fort des einen höchsten Willens alles Guten, der in allen Einzelwillen und durch sie das Werk eines vollkommenen Lebens schafft. Das Wirken dieses einen Gottes wurde ihm alles, die einzelnen Wesen sind nur dessen Werkzeuge. Das ist nicht, wie man es öfters bezeichnet hat, eine Art von Pantheismus, sondern es ist strengster Monotheismus. Nur Gott ist, und sonst ist nichts. Es ist die mystische Gott-allein-Lehre, wie wir sie unter

andern bei einzelnen Denkern des deutschen Mittelalters finden.

Wie er es auch in poetischer Form (allerdings recht unbehilflich) ausgedrückt hat:

Nichts ist denn Gott, und Gott ist nichts denn
Leben;

Du weißest, ich mit dir weiß im Berein;
Doch wie vermöchte Wissen dazuliehn,
Wenn es nicht Wissen wär' von Gottes Leben!
Wie gern ach! wollt' ich diesem hin mich geben.
Allein wo find' ich's? Nicht es irgend ein
Ins Wissen, so verwandelt sich's in Schein.
Mit ihm vermischet, mit seiner Hüll' umgeben.
War klar die Hülle sich vor dir erhebet,
Dein Ich ist sie; es sterbe, was vernichtbar,
Und fortan lebt nur Gott in deinem Streben.
Durchschau, was dies Streben überlebet,
So wird die Hülle dir als Hülle sichtbar
Und unverfälschert siehst du göttlich Leben.

Das eigentliche Kampfbjekt der Berliner Romantiker war die sich allwege unfehlbar dünkende, selbstgefällige, rationalistische und dabei oberflächliche, alles Große und Eigentümliche in der Literatur und Kunst bekrittelnde, besserwissende Aufklärung und deren Großmeister, als Haupt des einflußreichsten Regensierinstituts, der Buchhändler Friedrich Nicolai. Ihn griff Fichte in einer wüthig sein sollenden, in Wirklichkeit nur satirisch unbarmherzigen, derben Streifschrift persönlich an. Und in der Aufklärung, im Nationalismus der vulgären Art erkannte er jetzt die eigentliche Wurzel aller Mängel und Schäden auch des politischen und des nationalen Lebens. Denn das war es, worauf ihm nun als Bürger eines großen Staatswesens die Blicke sich lenkten. Er wurde in Berlin sowohl Religionsphilosoph wie Geschichtsphilosoph. Ein aufsehenerregender Vorlesungskursus „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ (1804/5) verkündigte seine philosophischen Ansichten über den Verlauf der ganzen seitherigen Weltgeschichte unter dem Gesichtspunkte ihres Zieles, der Herausbildung des „vollkommenen Vernunftreiches“, das aber zugleich das eigentliche „Reich Gottes“ sein sollte — aber diese Ansichten nahmen immer mehr die Gestalt einer derben Bußpredigt an die Zeitgenossen an, denen er die unliebsamsten Wahrheiten mit verblüffender Deutlichkeit ins Gesicht schleuderte. Und er schenkte sich nicht, dem aufgeklärten Berlin ein förmliches Programm religiöser Mühsal vorzutragen in den

Vorlesungen, die er recht geflissentlich, als ob er einen Kontentitel bilden wollte, die „Anweisung zum seligen Leben“ benannte (1805/6). Es waren die letzten Vorlesungen vor dem Ausbruch des Krieges von 1806 gewesen, in den Preußen endlich eintrat, nachdem sein schwachvolles Verhältnis zu Frankreich es völlig isoliert hatte, nachdem die Niederlage Oesterreichs und die Errichtung des Rheinbundes das alte Deutsche Reich atomisiert hatte. Schon an diesem Kriege wünschte Fichte als philosophischer Feldprediger teilzunehmen. Man wollte ihm freundlich ab. Aber sein politisches Interesse war erwacht. Noch 1805 im Frühling hatte er auf die Frage: „Welches ist denn das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers?“ ganz kosmopolitisch geantwortet: „Im allgemeinen ist es Europa, insbesondere ist es in jedem Zeitalter derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht ... Mögen dann doch die Erdgeborenen, welche in der Erdscholle, dem Flusse, dem Berge ihr Vaterland anerkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben; sie behalten, was sie wollten und was sie beglückt: der sonnenverwandte Geist wird unwillkürlich angezogen werden und hin sich wenden, wo Licht ist und Redt. Und in diesem Weltbürgerthum können wir dann über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns vollkommen beruhigen, für uns selbst und für unsere Nachkommen bis an das Ende der Tage.“

Man muß sich dieses kosmopolitische Glaubensbekenntnis gegenwärtig halten, in dem doch nur das gesamte seitherige philosophische Denken des ebenso weltfernen wie vernunftseligen Gelehrten konsequenterweise gipfelt, damit man den gewaltigen Umschwung in seinem Denken und doch auch die Fäden eines innern Zusammenhanges zwischen dem früheren und dem späteren Fichte versteht.

Es ist ganz und gar die Zeit der Not, die in Fichte den Instinkt des praktischen Politikers erwecken läßt. Und der ließ ihn, bei dem eminenten gesunden Menschenverstand, den er besaß, rasch die Notwendigkeiten des Lebens durchschauend und ebenso einschließend diesen Forderungen alle seine idealen Wünsche hintanzustellen. Aber keineswegs ist ihm der nationale Gedanke selbst in seiner ganzen Größe aus den Empfindungen der Not erwachsen. Er ist ihm nur in der Fort-

entwicklung seines idealistischen Denkens offenbar geworden als der einzige Weg, auf dem sich geschichtlich das Erreichende lasse, was ihm von Anfang an als das Ziel des Menschengeschlechts auf Erden sich darstellte. Mitten aus dem Ringen seines philosophischen Denkens nach dem Verständnis des Daseins ist ihm der Gedanke des Volkes erwachsen. Er ist auch da, wo er mit politischen und nationalen Forderungen auftritt, der idealistische Philosoph geblieben.

Daß in jedem wirklichen Idealisten, der es nicht bloß mit Worten und Empfindungen ist, sondern auch mit der entschlossenen Tat, stets ein kühner Mut vorhanden ist, mit der Wirklichkeit anzubinden auf jede Gefahr hin, und daß sich so die schwärmerischen Enthusiasten plötzlich und doch ganz natürlicherweise in Realpolitiker verwandeln können, zeigt auch Fichte.

Die Schlacht von Jena traf ihn im Innersten. Er flieht beim Herannahen der Franzosen aus Berlin und will nicht eher zurückkehren, bis sie die Residenz geräumt haben. Er geht nach Königsberg und erlebt dort den Frieden von Tilsit. Zeitweise übermannen ihn die Verzweiflung, nicht an den ewigen Dingen, aber an Volk und Vaterland: „Der gegenwärtigen Welt und dem Bürgertum hienieden abzuhelfen, hatte ich schon früher mich entschlossen. Gottes Wege waren diesmal nicht die unfern, ich glaubte, die deutsche Nation müsse erhalten werden, aber siehe, sie ist ausgelöscht.“ Es war das eine Stimmung, die sich zeitweise auch bei Freiherrn vom Stein findet. Aber er rafft sich auf. Seine Studien in Königsberg galten alle der Unterrichtsmethode Pestalozzis und dem größten Realpolitiker aller Zeiten, Machiavelli. Im August 1807 war er wieder in Berlin, entschlossen, an der Wiederaufrichtung Preußens und Deutschlands an seinem Teile mitzuarbeiten. Es geschah in den Sonntagsvorträgen, die er vom 13. Dezember 1807 an vor einem zahlreichen gebildeten, gemischten Publikum hielt, die sich des stärksten Zuspruchs aus den Kreisen der Patrioten erfreuten, und die sofort gedruckt als „Reden an die deutsche Nation“ hinausgingen. Sie waren dem Inhalt nach die läbliche Heranforderung des in Berlin herrschenden Feindes. Es genug überlöteten die französischen Trommeln die Stimme des Redners, und Nassau, die man als solche kannte, waren zugegen. Ein Jahr

zuvor hatte Napoleon den Nürnberger Buchhändler Palm, weil er eine Schrift über „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ verlegt hatte, erschließen lassen. Fichte war auch darauf gefaßt. „Meine persönliche Gefahr kommt gar nicht in Anschlag, sie könnte vielmehr höchst vorteilhaft wirken. Meine Familie aber und mein Sohn würden des Beistandes der Nation, der letztere des Vortrags, einen Märtyrer zum Vater zu haben, nicht entbehren. Es wäre dies das beste Los. Besser könnte ich mein Leben nicht anwenden.“ So sprach er sich in einer für niemandes Augen bestimmten Aufzeichnung aus. Aber merkwürdig, während noch später der französische Gouverneur Berliner Prediger und Professoren in den höchsten Tönen vor politischen Demonstrationen warnte, wußte der Pariser „Moniteur“, das Weltblatt der französischen Spionage, nichts zu berichten, als daß ein berühmter Professor in Berlin Vorträge „über Verbesserung der Erziehung“ halte. Wohl waren die Reden das auch. Aber sie waren noch viel mehr! Sie waren verbunden mit einem Programm der innern Reform des deutschen Geisteslebens, der deutliche Aufruf zur Rüstung für den Freiheitskampf nicht weniger, wie es die kurz darauf entstandene „Hermannsschlacht“ von Heinrich von Kleist war. Das Erziehungswesen nimmt darin nicht einmal den größeren Raum ein. Das Schleiermacher demnachst auf den Kanzeln Berlins mit seiner Predigt leistete, das wollte Fichte in seiner Weise tun. Dabei hat er mehr wie in jeder andern seiner Schriften oft genug die kinderechtere und abstraktere Auseinandersetzungen gesprenkt. Trotzdem glaube ich, daß die Reden als Ganzes jeden enttäuschen würden, der sie nicht mit einem durch die Kenntnis von Fichtes Person und Lehre erleuchteten Auge liest. Das Wesentliche daran wird erkannt, wenn man bei einem Überblick über das Ganze anßer auf den Redner selbst und seine Inspiration achtet auf die Art und Weise, wie er den geschichtlichen Augenblick erfährt, auf das von ihm entküllte Wesen der deutschen Nation und auf sein Programm einer Nationalerziehung.

In Berlin, der Hauptstadt des geschlagenen Preußens, der ehemaligen Residenz des Inhabers der Krone Friedrichs des Großen, der jetzt in Königsberg wie im Exil lebt, erhebt der Redner seine Stimme. Da, wo

der den Staat vernichtende Schlag am schwersten empfunden worden, soll das heilende Wort zunächst sein Werk beginnen. Denn das will der Redner: ermutigen, aufrichten, aufrufen zur Tat! Aber zu wem spricht er? Wer sind seine Zuhörer? Nicht nur die, die er vor sich sieht. Die sind nur die zufälligen Repräsentanten eines weit größeren Ganzen. Er spricht zu der gesamten „deutschen Nation“. Er spricht zu einer Nation, die gar nicht mehr existiert als politischer Begriff, von einer Nation, die erst geschaffen werden soll aus den Kräften des sittlichen Geistes heraus. Das ist das Unpraktisch-Praktische seines ganzen Unternehmens. Es ist das Prophetische. Wie die Propheten im alten Israel von einem idealen Israel redeten, das erst kommen sollte, so redet er von der „deutschen Nation“ der Zukunft:

„Mein Geist verjammelt den gebildeten Teil der ganzen deutschen Nation aus allen Ländern, über welche sie verbreitet ist, um sich her, bedenkt und beachtet unser aller gemeinsame Lage und Verhältnisse und wünscht, daß ein Teil der lebendigen Kraft, mit welcher diese Reden vielleicht Sie ergreifen, auch in dem stummen Ausdruck, welcher allein unter die Augen der Abwesenden kommen wird, verleihe und aus ihm atme und an allen Orten deutsche Gemüter zu Entschluß und Tat entzünde.“

Er will sie alle zwingen, „mit sich einig zu werden über die Fragen: 1) ob es wahr sei oder nicht, daß es eine deutsche Nation gebe? 2) ob es der Mühe wert sei oder nicht, sie zu erhalten? 3) ob es irgendein sicheres und durchgreifendes Mittel dieser Erhaltung gebe, und welches dieses Mittel sei?“

Und wie die Propheten von Gott berufen waren, so weiß er sich berufen von allen deutschen Männern und Schriftstellern.

„Ich war der, der es zuerst lebendig einfaß; darum wurde ich der, der es zuerst tat.“ Das Göttlich-Notwendige seiner Rede kommt zum Ausdruck in der meistervollen Schlußansprache, in der er, als in der letzten Stunde, die gesamte Nation, Jünglinge, Alte, Geschäftsmänner, Gelehrte, Schriftsteller, die Fürsten Deutschlands, die so treue bildsame und biedere Völker beherrschten, beidwört, im Hinblick auf Vorfahren wie auf ungetroffene Nachkommen, auf alle Zeitalter sich zum rettenden Entschluß aufzurufen, „nämlich den, eine wirkliche deutsche Nation zu schaffen, indem aus den Nach-



Johann Gottlieb Fichte. Gemalt von Dähling 1808, gestochen von Jügel.

kommen eines verdorbenen Geschlechts jenes Auserwählter bewußt hervorgebracht wird, von dem das Heil der Welt abhängt. Ihr sehet im Geiße durch dieses neue Geschlecht den deutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern sich erheben, ihr sehet diese Nation als Wiedergebälerin und Wiederherstellerin der Welt. Denn es gibt noch unter allen Völkern Gemüter, die noch immer nicht glauben können, daß die großen Verheißungen eines Reiches des Rechts, der Vernunft und der Wahrheit an das Menschengeschlecht eitel und ein leeres Trugbild seien, und die daher annehmen, daß die gegenwärtige eiserne Zeit nur ein Durchgang sei zu einem besseren Zustande. Diese und in ihnen die gesamte neuere Menschheit rechnet auf euch.“

Geschieht das nicht, so ist das höhere Ziel der Welt vereitelt. „Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einseitigen Wiederherstellung.“

Die Reden knüpfen an die obengenannten Vorträge über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ an. Die damals von Fichte vorausgesagte Entwicklung ist abgelaufen. Die Selbstsucht hat ihren höchsten Gipfel erstiegen, das Unglück, die Katastrophe ist ihr auf dem Fuße gefolgt. Das Unglück ist verdient. Aber nun gilt es, nicht sich gegenseitig die Schuld zuschieben. Jemandwo

ist noch ein Wille zur Rettung vorhanden. Darum kein Sichfügen in das Unvermeidliche! Mit „deutscher Klarheit“ muß man den ganzen Schaben eingetreiben, dann aber keinen Frieden haben wollen. Rettung ist freilich von keiner Regierung zu erwarten. Denn jede ist „von einer fremden Hand gelenkt und geleitet“. Es bleibt nur der Weg der Selbsthilfe der gesunkenen Nation durch Erkenntnis und Tat. „Besiegt sind wir; ob wir nun zugleich auch verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, ob wir zu allen andern Verlust auch noch die Ehre verlieren wollen, das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist beschloffen; es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters.“ Dieser Kampf muß im Gegensatz zu der nichtsnuhigen „Aufklärung“ des nur sünlich berechnenden Verstandes eingetaucht sein in den Geist echter Religion, nämlich der Hingabe an das Göttliche und Ewige. Diele ist einerseits „durchaus hinwegversetzt über alle Zeit und über das ganze gegenwärtige und sünliche Leben“, und darum ergibt sie sich demütig in ein höheres, uns unbekanntes Gesetz, ohne doch andererseits der Rechtlichkeit, Sittlichkeit und Heiligkeit des Lebens im mindesten Abbruch zu tun. Aber nimmer beugt sie sich der menschlichen Gewalt. „Denn dies ist vor allen Dingen religiöser Sinn, daß man sich gegen die Sklaverei stemmt und, so man es verhindern kann, die Religion nicht zum letzten Trost der Gefangenen herabzinken lasse. Dem Tyrannen steht es wohl an, religiöse Ergebung zu predigen und die, denen er auf Erden kein Plätzchen verstaten will, in den Himmel zu verweisen; wir andern müssen weniger eilen, diese von ihm empfohlene Ansicht der Religion uns anzueignen, und, falls wir können, verhindern, daß man die Erde zur Hölle mache, um eine desto größere Zehnsucht nach dem Himmel zu erregen“ — den Trost, mit dem sich betänlich zeitweise auch unser größter Schriftsteller Goethe damals tröstete, daß Deutschland auch ohne politische Selbständigkeit sich allein durch seine Sprache und Literatur werde behaupten können, läßt er nicht gelten. „Was kann das für eine Literatur sein, die Literatur eines Volkes ohne politische Selbständigkeit?“ „Wie es ohne Zweifel wahr ist, daß allenthalben, wo eine besondere Sprache angetroffen wird, auch eine

besondere Nation vorhanden ist, die das Recht hat, selbständig ihre Angelegenheiten zu besorgen und sich selbst zu regieren, so kann man umgekehrt sagen, daß, wie ein Volk aufgehört hat, sich selbst zu regieren, es auch schuldig sei, seine Sprache aufzugeben und mit dem Ueberwinder zusammenzustoßen. Ihr würdet so lange herumgezogen werden in allen Winkeln, bis ener Volk allmählich anslich.“ So ist also Fichte fortgeschritten zu der auch für ihn neuen Erkenntnis, die allen unsern Klassikern noch völlig gefehlt hatte: ohne Staat und ohne völlige Unabhängigkeit dieses Staates gibt es auch keine Nation. Die Forderung des nationalen Staates, wenn auch zunächst noch ohne nähere Ausfunst über dessen Gestalt, ob monarchisch oder republikanisch, ob Bundesstaat oder Einheitsstaat — alles Fragen, die die deutsche Geschichte aufgeworfen hatte —, ist im politischen Sinne hier zum erstenmal gestellt. Das Weltbürgertum bringt in Fichte aus sich selbst das Verlangen hervor nach dem Staatsbürgertum! Diesem werden nun die höchsten Aufgaben gestellt. Dazu aber bedarf es einer neuen Kraft. Sie wird gewonnen auf dem Wege der neuen Nationalerziehung. Sie kann nichts andres sein, und das ist das völlig Neue und Eigentümliche in Fichtes Gedanken, als die Herausgestaltung und Ausbildung dessen, was im Keim bereits vorhanden ist, im Nationalcharakter, im Geiste der deutschen Nation. Dieses so tief gesunkene Volk trägt doch in sich die Anlage zum Besten und Höchsten. So kommt Fichte zu dem weitaus wichtigsten, auch heute noch beachtenswertesten Teil seines Werkes, der Analyse dessen, was deutsch ist. Und hier mischt sich merkwürdig ein tiefes und lauterer Erfaßten der Wirklichkeit und Geschichte des deutschen Wesens mit philosophischen Konstruktionen ohne realen Wert. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß Fichte so ziemlich der erste gewesen ist, der zu sagen versuchte, was deutsch ist. Sein Zuhörer von Jena her, Ernst Moriz Arndt, ist ihm vorangegangen (in „Germanien und Europa“, 1803; „Geist der Zeit“ I, 1807). Aber Friedrich Ludwig Jahns „Deutsches Volkstum“ ist ihm 1810 nachgefolgt. Eine deutsche Nationalgeschichte gab es damals nicht. Fichte zwerit hat sie gefordert. Unermeßlich ist seitdem die Kenntnis von unserm Volkstum

gewachsen. Und längst haben wir gerade deswegen die Präention aufgegeben, das „Mustervolk“ der neuen Geschichte sein zu wollen, wie Fichte meinte. Wir verzeihen ihm, dem Propheten eines künftigen Deutschland, diese optische Täuschung. Es sind doch weitaus seine schönsten, kräftigsten und aus dem tiefsten Innern geschöpften Worte, die über deutsches Wesen, deutsche Art.

Die Deutschen sollen nach Fichte, der früher ein „Normalvolt“ konstruiert hatte, nun das „Urvolt“ sein, das einzige Volk der neueren Geschichte, das in seiner ursprünglichen Heimat geblieben ist, das seine eigne Sprache behalten hat und darum seines eignen Geistes mächtig geblieben ist im Gegensatz zu den romanischen Völkern, die im Grunde emariete Deutsche sind. (Dieser Ausdruck ist vom Verfasser als eine bequeme Abbeviatur von Fichtes Ausführungen gebildet, er kommt bei ihm nicht vor.) Darum kann der Deutsche, weil in ihm noch die Sprache so, wie sie zuerst aus der Naturkraft ausströmte, lebendig ist, auch den „Ausländer immerfort übersehen und ihn vollkommener, sogar besser denn er sich selbst versteht, dagegen der Ausländer den wahren Deutschen niemals verstehen kann“. Ein solche Sprache, wie sie das vorzüglichste Mittel eines richtigen Denkens ist, „führt in sich das Vermögen unendlicher, ewig zu erfrisgender und zu verzügender Dichtung“. So ist die Ursprünglichkeit eines Volkes dasselbe wie „Deutschheit“. Aus ihr fließen die größten Leistungen der Deutschen in der Geschichte. Ihre „Welttat“ ist die Kirchenreform, durch die zunächst in der Seele Luthers das Christentum wiederhergestellt wurde. Und dann hat dies deutsche Volk die „erste eigentliche Philosophie“ geschaffen, die eigentliche Prophetin eines neuen Welttages. „Sie ist ja gar nicht zu Hause in diesem Zeitalter, sondern sie ist ein Vorgriff der Zeit und ein schon im voraus fertiges Lebensmoment eines Geschlechts, das in demselben erst zum Licht erwachen soll.“ Die Philosophie des Auslandes besteht im „Glauben an ein festes, beharrliches und totes Sein“, die „deutsche Philosophie“ an ein Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unsers Geschlechts“, so daß man sagen kann, „was an Geiſtigkeit und Freiheit dieser Weisheit glaubt und die ewige

Fortbildung dieser Geiſtigkeit durch Freiheit will, das ist, wo es auch geboren sei und in welcher Sprache es rede, unsers Geschlechts, es gehört uns an, und es wird sich zu uns tun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt oder gar eine tote Natur an das Nuder der Weltregierung setzt, dieses, wo es auch geboren sei und welche Sprache es rede, ist undeutsch und fremd für uns.“

So ist auch die Staats- und Regierungs-kunst des Auslandes zunächst die Herstellung einer vollkommenen Regierungsmaschinerie. Die echte deutsche Staatskunst — und hier blickt Fichte doch wohl auf das Beispiel, das in eben demselben Zeitpunkt Steins Reform des preußischen Staates gab — „wendet sich an die breite Fläche der Nation“, sie zeigt sich am deutlichsten in dem Geist der Befassung des deutschen Städtewesens, wie überall die bürgerliche Selbstverwaltung herrschte. So hat sich Deutschland allein im Mittelpunkt von Europa rein gehalten von der Beutegier des Auslandes, es hat nichts zu schaffen mit dem berücktigten Lehrgebäude eines künstlich zu erhaltenden Gleichgewichts der Macht unter den europäischen Staaten, ihm ist das Trachten nach der Freiheit der Meere fremd (!), denn es bedarf ihrer nicht, weil sein Land ihm bietet, was es zum Leben braucht, und mehr ein Übel wäre. Es verwirft das Traumbild einer Universalmonarchie.

So ist der Deutsche allein im vollsten Sinne „ein Volk“. Er ist heimisch an einem Ort auf dieser Erde im „Vaterland“; und in der Liebe zu ihm durchdringt sich Unsichtbares und Sichtbares, „er kämpft bis auf den letzten Nustropfen, um den teuren Besitz ungeschmälert zu überliefern an die Folgezeit“. „Volk und Vaterland in dieser Bedeutung als Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit liegt weit hinaus über den Staat im gewöhnlichen Sinne des Wortes.“ Der Staat ist nur das Gefäß dessen, „was die Vaterlandsliebe eigentlich will, des Ausblühens des Ewigen und Göttlichen in der Welt“. „Eben darum muß diese Vaterlandsliebe den Staat zuletzt regieren“, „nicht bloß der Geist der ruhigen bürgerlichen Ziele der Verfassung und der Geseze, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden

sich opfert und der Uedle, der nur um des Ersthern willen da ist, sich eben opfern soll". Solcher Glaube an die Unzerstörbarkeit ihrer Roma hat die alten Römer unüberwindlich gemacht, solcher Kampf für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tode über ihren Gräbern blühen soll, hat die deutschen Protestanten getrozt ihr Blut vergießen lassen.

„Ein Volk, das da fähig ist, sei es auch nur in seinen höchsten Stellvertretern, das Gesicht aus der Geisteswelt Selbständigkeit fest ins Auge zu fassen und von der Liebe dafür ergriffen zu werden wie unsre ältesten Vorfahren, siegt gewiß über ein solches, das nur zur Weckung fremder Herrschsucht gebraucht wird, wie einst die römischen Heere.“ Und was unter allem das Wichtigste ist, das deutsche Volk trägt in sich die Kraft, um den Schritt zu tun, für den die Menschheit nun reif geworden ist. „Nur diejenige Nation, welche zuvörderst die Aufgabe der Erziehung zum vollkommenen Menschen gelöst haben wird, wird die Aufgabe des vollkommenen Staates lösen.“

Dasjenige, was nach der Pflanzung des Christentums, die den Keim einer neuen Welt in sich enthielt, zu geschehen hat, das ist die vollkommene Erziehung einer Nation zum Menschen, die aus dem Volke selber hervorgehen muß und nur im deutschen Volke geschehen kann, das dazu am besten vorbereitet ist. Ist doch auch „die deutsche Nation die einzige unter den neuereuropäischen Nationen, die es an ihrem Bürgerstande schon seit Jahrhunderten durch die That gezeigt hat, daß sie die republikanische Verfassung zu ertragen vermöge“.

Am wertvollsten unter allen Schilderungen Nichtes ist die Luthers in der sechsten Rede, die Leopold Nante zu seiner tiefen Auffassung des deutschen Reformators begeistert hat. Diese höhere deutsche Vaterlandsliebe hat nun durch die Vernichtung alles deutschen Staatswesens „ihren Sitz verloren; sie soll einen andern, breiteren und tieferen erhalten, in dem sie in ruhiger Verborgenheit sich begründe und zu rechter Zeit in jugendlicher Kraft hervorbreche und auch dem Staate die verlorene Selbständigkeit wiedergebe“.

Es geschieht durch die Nationalerziehung.

Das gegenwärtige Geschlecht ist durch seine Schuld in Knechtschaft geraten. Es

gilt darum, ein neues Geschlecht zu schaffen auf dem Wege der Erziehung. Die Weise dieser neuen Erziehung ist bereits gefunden von Johann Heinrich Pestalozzi. Nichts kannte Pestalozzi persönlich. Er hatte auch das Prophetische in ihm herausgefunden. Pestalozzi hatte etwas wie ein neues Menschentum im Geiste erschaut. Ein solches, wie es übereinstimmt mit der wahren, neuesten deutschen Philosophie. Aber in seiner Erziehungs- und Unterrichtsmethode hat er das nicht völlig zum Ausdruck gebracht. Er hatte sich nur an das niedere Volk gewandt.

Nichts verlangt eine Erziehung aller Glieder des Volkes, ohne Unterschied der Stände und Geschlechter, nach Maßgabe der neuen Pädagogik, die imstande sein wird, nach einem bestimmten Plan mit strenger Notwendigkeit und ohne Ausnahme hervorzubringen in ihren Zöglingen einen unsehlbaren guten Willen, den Willen zum Guten schlechtweg, so daß alle Selbstsucht ausgeschlossen ist, die feinste, schöpferische, geistige Tätigkeit, eine wahrhafte Religion und eine klare Erkenntnis der Welt, die da werden soll. Nichtig sind die von Pestalozzi angegebenen Mittel der Weckung der Erkenntnis durch Entwicklung des Anschauungsvermögens, die Verbindung körperlicher Übung und körperlicher Arbeit jeder Art, in Ackerbau, Viehzucht und Handwerk, mit dem Lernen.

Diese Erziehung muß unternommen werden vom Staat. Sie gehe vor sich in sorgfältig von aller Verührung mit der verdorbenen Gegenwart getrennten Alumnaten. Sie muß Zwangserziehung sein, möglichst allgemein. Sie bildet, wie für alle dem Staate zu seiner Erhaltung nötigen Arbeiten, so auch für den Kriegsdienst aus, so daß es dereinst eines stehenden Heeres nicht mehr bedürfen wird.

Binnen fünfundzwanzig Jahren kann eine solche neue Generation am Platze sein. Die höhere Vaterlandsliebe, das Erlassen des irdischen Lebens als eines ewigen wird dann unwiderstehlich sein. „Mit unsrer Geneung für Nation und Vaterland hat die geistige Natur unsre vollkommene Heilung von allen Übeln, die uns drücken, unzertrennlich verbunden.“ Jeder deutsche Staat kann mit dieser Erziehung anfangen. Wer es tut, gewinnt den Vorprung. Die Lehrer sind aus Pestalozzis Schule zu entnehmen.

Wird das Geschlecht, das auf diese Weise „gebildet ist, nur einmal dastehen, dieses lediglich durch seinen Geschnack am Rechten und Guten getriebene, mit einem Verstand, der das Rechte allemal sicher erkennt, versehene, dieses mit jeder geistigen und körperlichen Kraft, das Bewollte allemal durchzusetzen, ausgerüstete Geschlecht, so wird alles, was wir mit unsern kühnsten Wünschen begehren können, aus ihm von selbst hervorzuwachsen“. Das heißt ohne Hülfe gesprochen: es wird die Ketten der Fremdherrschaft abwerfen. Und dann wird die geheimste Sehnsucht der neuen Zeit in Erfüllung gehen, der göttliche Weltplan bei der Erschaffung des Menschen sich verwirklichen, der Plan einer neuen, frei aus eigenem Antrieb alles Gute und Gerechte wollenden Menschheit in dem Mutterlande: Deutschland! —

Hiermit sind die wichtigsten Gesichtspunkte der Reden, nicht in ihrer ursprünglichen Ordnung, sondern so gruppiert angegeben worden, daß daraus sofort erhellt, wieviel davon realisierbar war in jener Zeit und tatsächlich verwirklicht worden ist.

Denn in Fichtes Plänen stand neben dem Ernst und der Innigkeit der Gesinnung so viel Despotisches, neben genialen, wahrhaft profanischen Widen so viel Undurchführbares, seine prophetischen Gesichte erhoben sich oft, wie alle Prophetengesichte, so sehr über alle greifbare nächste Wirklichkeit, daß man sie als „Träume und Schäume“ leicht hin hätte beiseiteschieben können. Aber glücklicherweise ist das nicht geschehen. Der von dem großen Minister Stein geweckte Reformeifer wandte sich, auch nach seiner Entlassung, einer gründlichen Erneuerung der Volksbildung auf allen Stufen zu. Neben der unübertroffenen Heeresorganisation Scharnhorsts ist nichts so eifrig gefördert worden als das Unterrichtswesen in Preußen. Nach dem großen Wort, das König Friedrich Wilhelm III. zu der Abordnung der zertrümmerten Universität Halle sprach, daß der preussische Staat durch geistige Kräfte ersetzen müsse, was er an physischen verloren habe, ward unter Wilhelm von Humboldts Verwaltung des Unterrichtswesens 1810 die Universität Berlin gegründet, als eine Hochschule völlig freier Wissenschaft, die eben dadurch dem ganzen deutschen Vaterland unabhägbar dienste leistete. Fichte wurde der erste Professor der Philosophie an

ihr und ihr erster gewählter Rektor. Aber bei ihrer Gründung war man nicht seinen detaillierten, gewalttätigen und viele realen Verhältnisse kühn überfliegenden Plänen gefolgt, sondern vielmehr Schleiermachers, die idealsten Ziele überall an die gegebene Wirklichkeit antunspendenden weisen Ratsschlagen.

Die neue Gründung des preussischen Staates auf das Prinzip des allgemeinen Staatsbürgertums und der möglichsten Selbstverwaltung hob an mit den Reformen Steins, mit der Bauernbefreiung, mit der Städteordnung und der Vorbereitung einer reichständischen Verfassung. Das Scharnhorstische System der Truppenausbildung ermöglichte es, daß nach fünf Jahren der kleine Staat fast eine viertel Million Soldaten auf die Weine brachte — sechs Prozent aller Einwohner.

Die großen Befreiungsschlachten wurden geschlagen, und Hunderte von begeisterten Schülern Fichtes halfen dabei mit. Es ging alles, was geschah, über seine kühnsten Erwartungen hinaus. Wir haben noch die Reden, die er nach dem Ausbruch des Krieges gehalten hat „vom wahren Krieg“, dem für die Freiheit. Sie sind eingetaucht in Religiosität. Und auch das ward ihm zuteil, in seiner Weise für das Vaterland zu sterben. Während er sich als Landsturmann einexerzieren ließ, war seine vortreffliche Frau aufopfernd tätig bei der Pflege der Verwundeten. Sie wurde selbst Anfang 1814 vom Lazarettfieber ergriffen, rang mit dem Tode, und der Gatte riß sich von ihrem Bette los, um seine Vorlesung zu beginnen, sicher, sie nicht mehr lebend wiederzusehen.

Inzwischen trat die Krisis ein. Der Heimkehrende fand eine Genußende. Da beugt er sich, namenlos ergriffen, über sie, empfängt den Keim der Ansteckung und stirbt nach wenig Tagen. Die Nachricht von Büchers Übergang über den Rhein in der Neujahrsnacht war die letzte gute Botschaft, die seine von großen Schlachtenbildern erfüllte Seele mit Bewußtsein aufnahm. Eins seiner letzten Worte war, als man ihm Arznei reichen wollte: „Laß das, ich fühle, daß ich genesen bin.“ Er starb am 24. Januar 1814.

Fichtes auf dem Wege der Erziehung zu formierendes neues Geschlecht sollte, so dachte er sich's, den Kern eines innerlich umgewandelten Staates bilden, und dieser Staat sollte für die gesamte Nation der Führer zur vollen Selbständigkeit werden. Wie dachte

sich Fichte nun aber diesen nationalen Staat?

Es ist uns vergönnt, in den nachgelassenen Papieren Fichtes Überlegungen zu belauschen, die er mit der Feder in der Hand für sich selber ange stellt hat. Er träumte von einem „Deutschen Reich“, aber damit verbanden sich ihm die höchsten Ziele der Menschheit:

„Der Einheitsbegriff des deutschen Volkes ist noch gar nicht wirklich, er ist ein allgemeines Postulat der Zukunft.

Dieses Postulat von einer Reichseinheit, eines innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staates, darzustellen, sind die Deutschen be rufen und dazu da im ewigen Weltplane. In ihnen soll das Reich aussehen von der ausge bildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt ...

Und so wird von ihnen aus dargestellt wer den ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblickten, ohne Ausopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten: für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschenange sichts trägt. Nur von den Deut schen, die seit Jahrtausenden für diesen großen Zweck da sind und ihm langsam entgegenreisen — ein andres Element für diese Entwicklung ist in der Menschheit nicht da.“

Dann finden wir aber auch ganz realisti sche Betrachtungen über die Möglichkeiten der Neugestaltung Deutschlands. Sie kann nur von ihm selber ausgehen, ohne Rücksicht auf das Ausland. Es entsteht die Frage: „Ein deutscher Kaiser, der ein Hausinteresse hat, zugleich eins, deutsche Kraft zu brauchen für seine persönlichen Zwecke; hat Österreich ein solches, hat es Preußen? ... Öster reich kann nicht Kaiser sein, und es ist Russlands In teresse, es nicht dazu zu machen. Preußen? Gegen Russland bleibt es in natürlicher Neutralität und ohne Verührung. Es ist ein eigent lich deutscher Staat; hat als Kaiser durchaus kein Inter esse, zu unterjochen, unge recht zu sein, voranzugeht, daß ihm kein künftigen Tretenden keine angehammen, zugleich durch Frankreich was ihm verbandenen Pro

vinzen zurückerstattet werden. Der Geist sei ner bisherigen Geschichte zwingt es aber, fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schrit ten zum Reich. Nur so kann es fortexis tieren. Sonst geht es zugrunde.“ Den Schluß, den Fichte hieraus ziehen mochte, können wir nur erraten. Vor allem bleibt die Frage offen, wie sich dieses Kaiserium verhalten solle zu den einzelnen deutschen Staaten. Er hat sie an anderer Stelle er wogen und gemeint, ohne gänzliche Um schaffung aller öffentlichen Verhältnisse sei es nicht möglich. „Ja, wenn die Stärkeren (die Fürsten) es wollen, oder wenn die, so es wollen, wie ich es denn aufrichtig will (die Patrioten), die Stärkeren sind, dann geht es.“ Im Grunde ist es doch diese Vereinigung gewesen zwischen den deutschen Fürsten und freien Städten einerseits, dem Einheitsdrange der Nation anderseits, die schließlich — nach dem allerdings die Waffen dem Dualismus von Preußen und Österreich in Deutschland ein Ende gemacht hatten — das Reich her aufgeführt hat. So ist Fichtes Traum doch in Erfüllung gegangen! —

Ein Zeitalter, wie das vor hundert Jah ren, das durch eine Schriftstellermwelt, reich genug an Geist, um ganz Europa zu ver sorgen, gewöhnt worden war, auch die kleinsten Dinge des alltäglichen Lebens anzuknüpfen an die höchsten und abstraktesten Ideen, das bedurfte auch für die politische und die nationale Tat einer Anleitung durch Ideen. Fichte hat sie hier geleistet in der Richtung auf die Befreiung Deutschlands von der napoleonischen und der französischen Fremdherrschaft. So wurde

der philosophische Verfündiger der sittlichen Freiheit zugleich unser wirksamster Nationalphilosoph. Wie selten viele seiner Ideen heute klagen mögen, in einem hat er Schule gemacht bis in die jüngste Zeit hinein: in dem Glauben an die unverwü stliche Kraft und den hohen Kern des Volkes, das er zu nennen und zu rühmen wagte, als die Träger dieses Namens sich vor dem Feinde zu verteidigen und an sich selber zu verzweifeln begannen: der deutschen Nation!



Johann Gottlieb Fichte. Büste von
E. Widmann.



⊗

Hugo Vogel: Bildnis eines Hamburger Senators.

⊗



Opferung

Im Golde steht die ganze Welt.
Die Sonne sinkt und sinkt, sie liegt
Vom Sels in goldnen Tropfen fällt
Auf leichter Wolke Saum, es schmiegt
Der Bach und wallt, wird still und ruht
Der Wolke wallendes Gewand
Und liegt im Glanz der Abendglut.
Sich an die Erde, und das Land
Und übers grüne Wipfelmeer
Erbebt und tut sich auf, und weiß
Da fließt's wie goldnes Fluten her.
Erhebt sich's auch vom kleinsten Reis,
Vom Blachfeld funkelt es herauf,
Und um mich her wird zum Altar,
Als wäre dort der Sterne Lauf.
Was hold verklärt im Goldglanz war.

Ich steh' in goldner Hoffnung Glanz,
Und meine Seele löst sich ganz.
Umflossen von dem Opferhauch,
Tut sie sich auf und opfert auch.

Otto Dertel



Herbstwanderung

Heut' bin ich über die Wiesen gegangen,
hatte ein gar so großes Verlangen,
Allein zu sein. —
über den Wiesenrain
Ging ich hinunter den alten Pfad,
Wo jedes Bäumchen und jeder Strauch
Mir etwas zu erzählen hat.
Der Nebel hing wie ein feiner Rauch
über den kahlen Stoppelfeldern,
Und ganz weit hinten an den Wäldern
Malte er wunderbare Gestalten.
Und die kalten
Winde wehten mir ins Gesicht:
Ich wanderte hin und merkte es nicht,
Ich sah nicht, daß die Sonne verblaßt,
Wie öde das Feld, wie bleich die Natur,
Ich sah nur
Den heimlichen Galt,
Der über dem braunen Adler wob,
Und ich sah, wie's im Innern sich drängte und hob,
Ich sah, wie die grünen Hälmchen kamen,
Und mir war, als spräche ein Gott sein: „Werde!“ —
Und leise sagte ich: „Amen!“
Und küßte die braune Heimat Erde.

Johann Caspar von Starcken



Herrenhausen

Durch graue Wolkenwand im Westen
Der gelbe Blätter Arm und Schultern decken,
Glimmt matt ein letztes müdes Rot
Die Venus auf dem Postament von Stein
Sendt riecht es von windzerzausten Ästen,
Starrt toten Blickes über kahle Felsen
Es weint der Park. Nun ist der Sommer tot.
In blinder Fenster trüben Abendchein.

Ein dunkler Vogelschwarm fliegt auf vom Ried,
In grauen Weiten kircht sein Klagechor
Nun harzt sich nur der Wind ein traurig Lied
Vom blinden König, der sein Land verlor.

H. v. Beaulieu



Naturwissenschaftliche Rundschau

Regeneration bei Tieren und Pflanzen. Von Dr. Fritz Gräny



Wem ist nicht schon einmal im Walde vor einem Buchenstumpf, dem ein Krauz junger bedäflatter Triebe entsproßt war, eine Ahnung von der Unverwüßlichkeit des Lebens aufgeklumt? Wer ist sich nicht schon dessen bewußt geworden, daß die leichte Kunst des Wärlners, aus Stedlingen neue Pflanzen zu ziehen, ganz auf jener wunderbaren Kunst des Pflanzenweizes selbst beruht, abgetrennte Teile zu bewurzeln und zu selbständigen Gebilden heranzuwachsen zu lassen? Freilich sind die Fälle, in denen dies geschieht, so häufig und der Beobachtung des einzelnen Menschen so leicht zugänglich, daß wir sie meist als Selbstverständlichkeiten hinnehmen, wie wir denn, von der Gewohnheit abgesehen, in der ganzen Natur mehr das ewig Alltägliche sehen als das ewig Wandelbare, das wir nie anders als stummend betrachten sollten. Beobachten wir einen verletzten Regenwurm, dessen verloren gegangenes Körperteil nachwächst, oder einen Wolsch, der ein abhanden gekommenes Bein durch ein neues ersetzt, oder eine Eidechse, an der sich als Ersatz für den abgetrennten Schwanz ein anderer entwickelt, dann regt uns die Erscheinung schon eher zum Verwundern und Nachdenken an, denn sie ist uns ungewohnt. Und doch sind ihr jene pflanzlichen Vorgänge grundverwandt, sie sind wie sie Regenerationen, d. h. Neubildungen verloren gegangener Teile, die der Erhaltung des Weizens dienen.

Am Grunde kühnelt sich jeder Organismus in jedem Augenblick im Zustande der Regeneration. Was ist der Stoffwechsel anders als eine beständige Erneuerung? Und die allmächtige Ablösung der menschlichen Oberhaut und ihre Ergänzung von innen her, die Bildung neuer Haare oder Federn, das Abwerfen und Neuwachsen des Strohgewebes, das Entposteln der jungen Triebpflanze aus der im Boden ansonnen den Hirtel oder dem Hirtelstiel, der den Winter überwandert hat — sind es nicht alles Regenerationsercheinungen? Von dieser „physiologischen“ Regeneration soll hier nicht gehandelt werden, so wenig wie von der „pathologischen“ Regeneration im menschlichen Organismus. Wir wollen uns hier mit der Regeneration im Pflanzenreich beschäftigen, die in einem Teil in

einer Ergänzung, einer Wiederherstellung des verletzten Organismus besteht.

Jede Wundheilung beruht auf solchen Regenerationen. Zeit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat aber die Naturforschung eine derartige Fülle besonderer Regenerationsvorgänge, namentlich an Tieren, aufgedeckt, daß es ganz unmöglich ist, auf wenigen Seiten nur einen Begriff von dem Reichtum dieses Teils der biologischen Wissenschaft zu geben. Im letzten Jahrzehnt zumal haben sich Botaniker sowohl wie Zoologen mit besonderem Eifer diesen Dingen zugewandt, die für die Lösung allgemeinerer Lebensprobleme immer wertvoller zu werden verdrängen. Wer einen Überblick über die wichtigsten Regenerationen bei Tieren gewinnen will, findet ihn in einem klar und fesselnd geschriebenen Buche des Marburger Zoologen Korschell, das unter dem Titel „Regeneration und Transplantation“ (Jena, Gustav Fischer, 1907) auch auf allgemeinere biologische Fragen eingeht. Von Botanikern hat kürzlich der Münchner Morphologe Goebel, einer der verdientesten Erforscher des pflanzlichen Regenerationsvermögens, eine inhaltreiche Zusammenfassung der bedeutungsvollsten Resultate auf botanischem Gebiet gegeben. Sie bildet einen Abschnitt seines neuen Buches „Einführung in die experimentelle Morphologie der Pflanzen“ (Leipzig, Teubner, 1908), die als erster Band einer Sammlung von Lehr- und Handbüchern „Naturwissenschaft und Technik in Lehre und Fortbildung“ erschienen ist. Von ausländischen Forschern haben sich namentlich die Amerikaner mit Leidenschaft den Regenerationsproblemen gewidmet. Als bedeutendstes Buch sei hier das Werk von T. H. Morgan: „Regeneration“ (Kennel 1901), genannt. Den ersten beiden Büchern und vielen einzelnen Veröffentlichungen ist ein großer Teil der angeführten Beispiele entnommen, während ein anderer Teil auf eigenen Beobachtungen beruht. Es soll nun versucht werden, ungenügend von der erdrückenden Fülle der Einzelbefunde, aber doch in steter Zusammenhang mit ihr, in großen Umrissen einen Vergleich zwischen der tierischen und der pflanzlichen Regeneration zu ziehen, einen Vergleich, der auf die verwandtschaftlichen Zusammenhänge Wertvolle und

auf die wichtigsten Unterschiede hinzuweisen hat, nur so das Typische der Regeneration als einer großen, allgemeinen Lebenserscheinung zu erfassen.

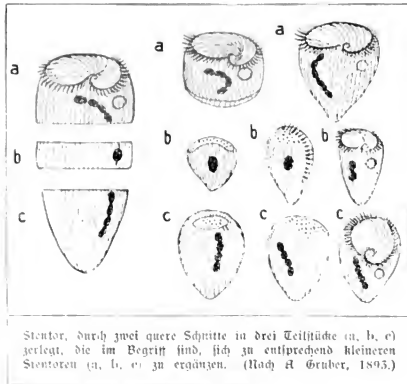
Bei vielen einzelligen Tieren ist die Fähigkeit zu regenerieren außerordentlich groß. Zertrümmert man den Zellkörper des Stentors, eines unserer größten Infusorien, das im ausgestreckten Zustande eine Länge von einem Millimeter erreichen kann, in mehrere Stücke, so ergänzt jedes Stück die fehlenden Teile und wird wieder zu einem vollständigen Infusor, allerdings von entsprechend geringerer Größe (s. die Abbildung unten). Einen bestimmenden Einfluß hat dabei der beim Stentor rosigenfarbig langgestreckte Zellkern. Nur diejenigen Teilstücke regenerieren, die einen Teil des Kernes enthalten, mögen sie auch, nach Morgans Versuchen, nur den vierundsechszigsten Teil des Körpervolumens ausmachen, die übrigen degenerieren und sterben ab. Ganz das gleiche Verhalten zeigen die Teile bei andern Urtieren und auch bei niederen Pflanzen. Es gelang, das Protoplasma von Algenzellen in zwei Teile zu trennen. Der eine, der den Zellkern enthält, bildete eine neue Zellwand aus, der andre nicht. Es scheint also, daß die Kerntätigkeit, die noch durchaus geheimnisvoll ist, unerlässlich ist für die Regeneration der Zelle. Auch an freilebenden Einzelsellen höher organisierter Wesen hat man übrigens eine erstaunlich große Wiederherstellungskraft nachgewiesen. So erblickt Robert noch aus solchen Bruchstücken von Seegeleien, die nur ein Branzigtel des Einovolumens betragen, vollständige Larven.

Die ersten eigentlichen Regenerationsversuche an mehrzelligen Tieren wurden 1740 von Abraham Trembley angeführt. Er

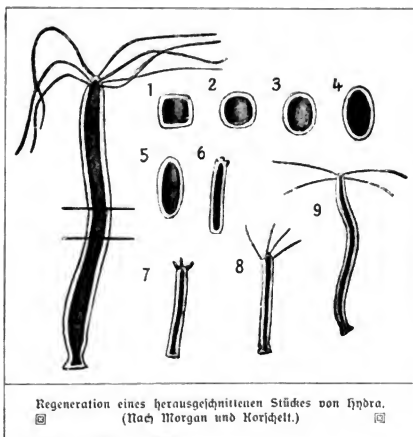
durchmachte. Man sieht, wie sich zunächst die offenen Enden schließen, wie sich das winzige Bruchstück allmählich rundet und in die Länge streckt, wie schließlich am Vorderende kleine Zangarme hervorstoßen, bis nach wenigen Tagen eine neue kleine Hydra fertig ist. Nach Beobachtungen von F. Reebles sind noch Teilstücke der Hydra von ein sechstel Millimeter Durchmesser und ein Zweihundertstel des Körpervolumens regenerationsfähig. Trembleys Entdeckung folgten bald weitere Entdeckungen. Man lernte die große Regenerationskraft der Meerespolypen, des Regenwurms und anderer Ringelwürmer kennen, man stellte überraschende Versuche mit Seefern an und traf dieses wunderbare Vermögen schließlich auch bei niederen Wirbeltieren an, von denen bisher nur das Nachwachsen des Einodschwanzes bekannt war. Spallanzani fand 1768, daß auch Froischlarven und Salamander den abgetrennten Schwanz ersetzen, die Salamander sogar verloren gegangene Gliedmaßen. Die Regeneration eines Seeferns veranschaulicht Abbild. S. 457. Von den fünf Armen des Tieres ist einer abgelöst worden. Bald knospen am verwundeten Grund des Armes vier winzige Arme heraus, die so lange wachsen, bis sie dem abgetrennten Arm an Größe etwa gleichkommen. So entsteht dann durch die „Mometenform“ hinüber ein neuer ganzer Seeferne.

Solche echte Regeneration, d. h. Wiedererzeugung von der Wundfläche her, findet sich nun auch im Pflanzenreich. Ähnlich handelt es sich dabei nicht, wie bei den eben erwähnten Tieren, um die Ergänzung des Bruchstücks eines vielzelligen Organismus zu einem vollständigen Wesen, sondern um die Wiederherstellung verletzter Teile,

entdeckte jenes leiblose, dem Verhalten des Stentors entsprechende Wiederherstellungsvermögen der Hydra, unsere kleinen, ziemlich häufigen Süßwasserpolypen, der noch heute oft zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht wird. Abbildung S. 456 zeigt den einfachen Körperbau des etwa ein bis zwei Zentimeter großen Tieres, das einem Zehnhunde gleich, dessen offenes oberes Ende von einem Kranz von Nematocysten umgeben ist. Dort führt der Mund in die einfache Leibeshöhle. Die beiden parallelen Stränge deuten die Zellen an, wo durch zwei quer durchgehende Schnitte ein Stück des Tieres herausgehoben wurde. Dann sind die Veränderungen in der Veränderung und in der Bildung des Stück bei der Regeneration



Stentor, durch zwei quere Schnitte in drei Teilstücke (a, b, c) zerlegt, die im Begriff sind, sich zu entsprechend kleineren Stentoren (a, b, c) zu ergänzen. (Nach R. Gruber, 1895.)



Regeneration eines herausgeschnittenen Stückes von Hydra.
 (Nach Morgan und Korschelt.)

die nicht vom Pflanzenkörper getrennt wurden. Sehr genau ist in den letzten Jahren die Regeneration der verletzten Wurzelspitze untersucht worden, über die der Engländer Botaniker Nemeec ein umfangreiches Buch veröffentlicht hat: „Studien über die Regeneration“ (Berlin, Gebr. Bornträger, 1905). Die Regeneration erfolgte immer nur an solchen Stellen, wo noch bildungsfähiges, undifferenziertes, „embryonales“ Gewebe vorhanden war. Wird die Stammspitze der Sonnenblume in einem frühen Zustande, wenn das Blütenköpfchen eben erst im Entstehen begriffen ist, durch einen Längsschnitt geplatzt, so schließen sich die Wundflächen der beiden Hälften, die sich nun, teilweise wenigstens, zu zwei geschlossenen Köpfchen ergänzen. Auch hier haben wir also eine echte Regeneration vor uns. Die Lebensüberstimmung der tierischen Regeneration mit einer Gruppe pflanzlicher Regenerationserscheinungen zeigen überhaupt recht anschaulich gewisse Doppelbildungen, wie sie nicht selten bei Tieren, gelegentlich auch bei Pflanzen auftreten, besonders wenn embryonale Anlagen gespalten wurden. Wird an einer Froschlurbe die Anlage der Hinterbeine durch einen Schnitt geplatzt, so kann sich eine doppelte Gliedmaße ansbilden. Doch auch am cuticulierten Tiere sind Doppelbildungen beliebt. Gegebeltelte Schwänze lassen sich bei der Girdelmaße vom Molch beobachten, wenn nach Verlust des vorderen Schwanzes der Stummel ein zweites Mal wieder einen analen Segel bildet. Koldobson hat an der Larve des Molch, die zwei

Köpfen, vier Augen, vier Kiemen usw., wenn er in einem sehr frühen Entwicklungszustande den Embryo in der Längsrichtung einschürte (Abbild. S. 458). Vergleichen wir damit das Blatt des Farns Polypodium Heracleum (Abbild. S. 459), das Gabel an der Spitze der Länge nach gespalten hatte, und das sich nun in beiden Spaltheilften zu vollständigen Blattenden ergänzte, so haben wir im Grunde die gleiche Erscheinung vor uns. Die meisten Laubblätter würden uns freilich, wenn wir ihre Spitze einschneiden, vergeblich auf eine solche Verdopplung warten lassen. Nur die Farnblätter haben ihr embryonales Gewebe an der Spitze, wie man auch im Frühling an der allmählichen Aufrollung aus der schneckenhausartigen Spirallinie erkennen kann. Der jüngste Teil des Blattes ist hier immer die Spitze, bei den übrigen Blättern dagegen die Basis.

Nicht selten sind mit den Regenerationsvorgängen sehr merkwürdige Umgestaltungen, „Umdifferenzierungen“ verbunden. Wenn ein einziger loeselöcher Jangarm der Hydra durch Vergrößerung und Erweiterung zur Bildung eines neuen Tieres hemmt wird, so liegt ein höchst seltener Fall solcher Umdifferenzierungen vor, ebenso aber, wenn Kartoffelkeimlinge, die infolge Knollenmangels keine Knollen erzeugen können, solche an den oberirdischen Laubspriessen bilden, wie dies Wächtlings Verände schon vor längerer Zeit erwiesen haben. Wunde Krebsen eines Blütenstandes des bekannten Gamanderbreitenreises als Zedding, so wuchs er zu einem Laubtrieb mit großen Blättern aus, obwohl jene Elemente vorher schon deutlich differenziert waren.

Eine verwandte Erscheinung ist die sogenannte „konventionelle Regulation“. Auch sie ist in beiden organischen Reichen verbreitet. Man versteht darunter die Erscheinung, daß der Verlust eines Körperteils die stärkere Ausbildung eines andern zur Folge hat. Bei vielen Krebsarten ist die eine Schwere stärker entwickelt als die andre, sie sind asymmetrisch. Entfernt man nun die große Schwere, so wird sie nicht etwa, wie man erwartet, durch einfache Regeneration ersetzt, sondern an ihrer Stelle wächst eine ganz kleine Schwere heraus. Dahn gestaltet sich aber die kleine Schwere der Gegenseite unter mehrfachen Umstellungen zu einer großen um, so daß am Ende

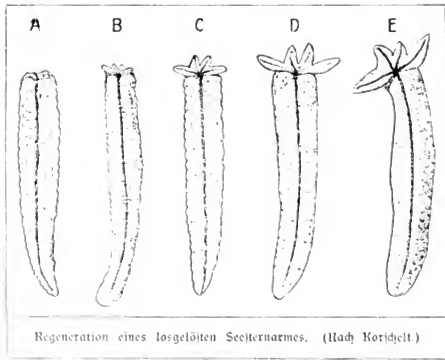
des Vorgangs ein Scherenanstauch stattgefunden zu haben scheint. In diesen kompensatorischen Regulationen gehören alle die Fälle, wo pflanzliche Organe, deren Ausbildung an den ihnen zugehörigen Stellen verhindert wird, an ganz andern Stellen auftreten, wo sie sich sonst nie bilden würden. Sehr bekannt ist auch an Nadelholzhäutchen das Ausrischen eines Seitenprozesses, wenn es den umgefaßten und zerstörten Hauptproß zu ersetzen gilt.

Bei vielen Regenerationen tritt eine Polarität des lebendigen Körpers zutage, in dem Sinne, daß eine nach vorn oder oben gelegene Wandfläche immer das vordere oder obere Ende, eine nach hinten oder unten gelegene immer das hintere oder untere Ende regeneriert. Dieser Polarität begegnen wir schon bei dem einzelligen Stentor (Abbild. S. 455). Interessant ist es, daß manche an Gehalt ganz pflanzenähnliche niedere Tiere sich auch in ihrer Polarität den Pflanzen nähern, bei denen besonders zahlreiche Beispiele polaren Verhaltens bekannt sind. Ein Stöckling bildet unter normalen Verhältnissen am untern, d. h. dem urprünglich den Wurzeln seiner Mutterpflanze zugekehrten Teile Wurzeln aus, am obern Teile sproßt. Die Polarität kann den verschiedensten Pflanzorganen eigen sein, wie Wurzeln, Blättern, Anollen. So bringt nach Goebel ein Stück der flachen Knospe von *Dioscorea sinuata* immer am vordern Rande Wurzeln, an der hintern Schnittfläche sproßt hervor (Abbild. S. 460). Werden regenerationsfähige Blätter gewisser Arten als Stöcklinge benutzt, so bilden sich Wurzeln und Sprosse meist nur an der Basis. In manchen Fällen ist es gelungen, die Polarität umzulehren. Doch gehen die Meinungen der Botaniker darüber, ob solche Umkehrungen überhaupt oder wirklich sind, auseinander.

Daß der Verlauf der Regeneration von einer Menge innerer und äußerer Faktoren beeinflusst wird, ist nicht verwunderlich. Gilt dies doch von jedem Lebensvorgang überhaupt. Da ist vor allem die Abhängigkeit vom Alter und vom Aortpflanzungszeitpunkt. Es läßt sich im allgemeinen der Zusage stellen, daß die Organismen in jüngeren Entwicklungsstadien regenerationsfähiger sind als in älteren. Das gilt besonders bei den Tieren auf. Schon Zoellner konnte

Jahr warten, bis ein alter Salamander sein Bein regeneriert hatte, während jüngere Tiere in sehr kurzer Zeit mit der Neubildung fertig waren. Fische, an denen man höchstens Flossenregeneration beobachtet hatte, waren gleich nach dem Ausschließen aus dem Ei noch sehr regenerationsfähig; ebenso Vögel im Embryonalzustand. Kaulquappen von Fröschen erziehen verloren gegangene Beine, erwachsene Frösche nicht mehr, wiewohl manche Froschschensammler meinen, wenn sie die verstümmelten Tiere in den Teich zurückwerfen, die Hinterbeine wachsen wieder nach. Ähnlich verhalten sich manche Pflanzen. Aus den abgetrennten ersten Blättern des feimenden *Lycopodium inuudatum*, eines Bärlappgewächses, kann man junge Sprosse ziehen, nicht aber aus den älteren Blättern. Der wesentliche Grund für dieses verschiedenartige Verhalten liegt darin, daß embryonal gebildene Teile und Zellgruppen viel schneller und besser auf den Verletzungsreiz reagierten als solche, die bereits in den Dauerzustand übergingen, falls diese überhaupt noch einer Reaktion fähig sind. Daß die Reifezeit der Neubildung von dem Zustand abhängt, in dem sich die Pflanze zur Zeit der Regeneration befindet, zeigen besonders schön die von Goebel beschriebenen Blattstümpfe von *Achimenes*, die, am Ende der Vegetationsperiode ausgelegt, Zwiebelknöllchen erzeugen, früher ausgelegt dagegen Laubtriebe (Abbild. S. 461). Die Zweckmäßigkeit dieses Verhaltens leuchtet ein.

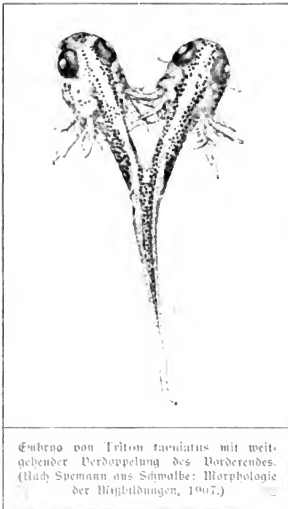
Gelegentlich treten bei der Regeneration Erscheinungen auf, die man als Umkehrungen des Entwicklungsanges oder vielleicht auch als atavistische Rückschläge deuten kann. Ein Stück des jungen Blattes von *Pteris longifolia*, einem Farne, bildete Prothallien aus, also die der



Regeneration eines losgelösten Seefernarms. (Nach Korshöft.)

eigentlichen Fortpflanzungsgeneration vorausgehende Generation. Sehr merkwürdig ist eine Beobachtung, die Herbst an höheren Krebsen gemacht hat. Entfernte er eins der beiden Stielaugen, so wurde es durch Regeneration ersetzt. Entfernte er aber zugleich mit dem Auge den Stiel und das darin gelegene Sehganglion, so bildete sich kein Auge aus, sondern ein Fühler. Ob hier ein Atavismus vorliegt, ist zweifelhaft.

Ohne die Regenerationskraft des Organismus wäre ein Verfahren undenkbar, das zu den sonderbarsten Erzeugnissen der biologischen und der medizinischen Forschung gehört, die Transplantation, d. h. die Übertragung, die Überpflanzung eines lebenden Körperteils auf einen andern. Auch hier stimmen Tier und Pflanze dem Wesen nach überein. Nur heißt das, was man bei Menschen und Tieren Transplantation nennt, bei den Pflanzen von alters her Pfropfung. Beim Menschen und bei den höher organisierten Tieren, deren Regenerationsvermögen ja auch recht gering ist, beschränkt sich die Transplantation auf die Übertragung bestimmter Gewebe und Organe. Bekannt ist die in die Chirurgie eingeführte Hauttransplantation, bekannt sind Transplantationen von Darm- und Mastdarmwunden, Tränen, Muskeln, Knorpel und Knochen.



Embryo von *Triton taeniatus* mit weitgehender Verdoppelung des Vorderendes. (Nach Spemann aus Schmalbe: Morphologie der Blastulungen, 1907.)

Bei den weniger hoch organisierten Tieren ist eine viel größere Mannigfaltigkeit von Transplantationen möglich, namentlich dann, wenn es sich um die Übertragung embryonaler Anlagen handelt. Auch hier zeichnen sich unter den Wirbeltieren die regenerationskräftigen Amphibien, unter den Wirbellosen die einzelligen Urtiere, die Polypen, Seeesterne und Würmer aus. Seit dem Aufschwung der Regenerationsforschung hat man eine Menge von Transplantationsversuchen, oft mit abenteuerlichem Erfolge, angestellt. Angeschnittene Froschlurven lassen sich, mit den Schnittflächen aneinandergelegt, in allen möglichen Stellungen zur Verwachsung bringen. Am wertvollsten sind die Transplantationen verschiedener Arten. Harrison gelang 1904, aus dem Vorderende von *Rana sylvatica* und aus dem Hinterende von *Rana palustris* eine Froschlurve zusammenzusetzen (Abbild. Z. 462), an der sich äußerlich sogar ein Übergreifen der Entwicklungsvorgänge von dem einen Stück auf das andre bemerkbar machte. So wuchs die Seitenlinie des Vorderstücks auf das Hinterstück über. Noch überraschender sind die Resultate, die Crampton mit Schmetterlingspuppen erzielte. Teilstücke, die verschiedenen Arten angehörten, heilten, aneinandergelegt, zusammen. Ja, es entwickelten sich aus ihnen Schmetterlinge, die in Form und Zeichnung ihren Ursprung aus den beiden aneinandergelegten Teilen zur Schau tragen. Die Methode war ziemlich einfach. Da sie es mit fast ganz ruhenden Geweben zu tun hatte, genügte es, die genau aneinandergesetzten Stücke an den Wundrändern mit geschmolzenem Paraffin von nicht mehr als 50 Grad Celsius zu überstreichen, das als äußerliches Bindemittel diente. Wenn ein Edelreis mit dem wilden Weinbaum verwächst, auf den es gepfropft ist, so ist das im Grunde dieselbe Erscheinung, und den labelhaften Frosch- und Schmetterlingswesen, die zum Teil der einen, zum Teil der andern Art angehören, lassen sich genug Beispiele aus der Pflanzenwelt zur Seite stellen. Manche Familien, wie die Nachtschattengewächse, zeichnen sich durch die Leichtigkeit aus, mit der verschiedene Arten der gleichen Gattung, ja selbst Angehörige verschiedener Gattungen miteinander zu weiterlebenden Pflanzen verwachsen können. So gelingt es Kartoffelreiser nicht nur auf andre Nachtschattenarten, sondern auch auf Stachelapfel oder Rindentische zu pflanzen. Ja, sie gedeihen auf diesen sogar besser als auf manchen Arten ihrer eignen Gattung. Auch bei einigen Kreuzblütlern hat man ähnliche Erfahrungen gemacht. Ob auf diese Weise echte Varietäten entstehen können, Individuen, in denen eine gegenseitige innere Vereinigung, eine Mischung der Eigenschaften eintritt wie bei den auf geschlechtlichem Wege erzeugten Bastarden, ist eine vielumstrittene botanische Frage. Vieles spricht wohl für die Möglichkeit von Triplobastarden. Doch

war gerade in den bisher beobachteten Fällen eine Beeinflussung nicht oder nicht scharf nachzuweisen, so daß die Mehrzahl der Botaniker, unter ihnen auch Wächting, einer der erfahrensten Vorländer auf dem Gebiete der pflanzlichen Regeneration und Transplantation, die Frage zu verneinen geneigt ist. Wächting meint, jedes kleinste Gewebstück der beiden miteinander vermachlenen Teile bewahre seine spezifischen Eigenschaften. Vor kurzem veröffentlichte aber der Tübinger Botaniker S. Winkler, der wiederholt interessante Regenerationsstudien getrieben hat, eine Mitteilung über Versuche, bei denen ein zweifelhlos echter Froschsartarschnitt („Über Froschsartarschnitte und pflanzliche Chimären“, Ber. d. Deutsch. Bot. Ges. 1907, Heft 10). Er präparierte ein Nachtschattenreiß auf einen Keimling der Tomate. Eine Beeinflussung der schon vorhandenen Gewebe fand auch hier nicht statt. Wohl aber glückte es durch besondere Schnittgriffe, gerade aus der Grenzfläche der Vereinigung einen neuen Seitentrieb hervorzulocken, der nun auf der einen Seite echte, an ihrer Form sofort kenntliche Tomatenblätter, auf der andern Seite echte Nachtschattenblätter trug. Die Trennungslinie der beiden Gewebe mit der Mittelrippe eines Blattes zusammen, so hatte dieses eine Blatt selbst Natur, indem es rechts von der Mittelrippe den Blatttypus der Tomate, links den des Nachtschattens zur Schau trug. Winkler nennt seinen seltsamen Keimling sprotz Chimära, ihn jenem mythischen Wesen vergleichend, von dem Homer berichtet, es sei vorn Löwe, in der Mitte Ziege, hinten Schlange gewesen.



Doppelpflanzung eines Blattes von *Polyposium Heraeleum*. (Nach Goebel.)

Wie groß die Übereinstimmung der beiden Organismenreife in ihrem Verhalten, das verlebte Individuum wiederherzustellen, ist, hat unser Vergleich der wichtigsten Regenerationsextremale dargelegt. Es kann nicht anders sein: Tier und Pflanze sind stammesverwandt und geborhen beide den gleichen ersten geheimnisvollen Lebensgelenken. In beiden offenbart sich, bald rührend, bald übermäßig, immer steigend, eine Lebensfähigkeit, die dem Tode trotzt, die eine Gefahr der Vererbung nicht nur überlebt, sondern sie sogar zur Vererbung, zur Ausbreitung der Art einzuwirken vermag. Ein Zeichen, dem wir seine Ähnlichkeit, verwandt ist, manche Pflanze, kann sich durch Züchtung verformen lassen. Es gibt ein gewaltiges Weib und Mut zum Leben durch die Züchtung. Eine ihn gibt es keine Zeit des Lebens.

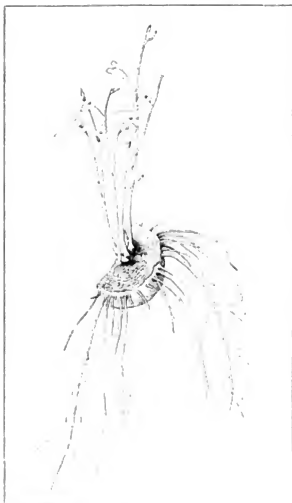
Es ist klar, daß innerhalb dieser Grundüber-einstimmung der organischen Wesen die verschiedensten Organisationsverhältnisse der Tiere und Pflanzen auch eine Reihe bedeutungsvoller Unterschiede im regenerativen Verhalten bevorzugen müssen. Man kann behaupten, daß die Summe aller pflanzlichen Regenerationsfähigkeiten die aller tierischen weit übersteigt. Nichts anderes läßt sich darin ans als die geringere Individualität, als die tiefere Stellung der bis in die höchsten Formen hinein ursprünglicher gebliebenen pflanzlichen Organisation. Auch in den am höchsten entwickelten Gewächsen ist meist während der ganzen Lebenszeit überall zeugend embryonales, bildungsfähiges, also auch regenerationsfähiges Zellgewebe vorhanden. Die Pflanze erbt nicht in demselben Sinne einen Zellhaufen und Ablauf ihrer Entwicklung, wie das Tier. So kommt es denn, daß die bei den Tieren sehr auffällige Abhängigkeit des Regenerationsver-

mögens von der Organisationshöhe bei den Pflanzen weniger deutlich erscheint. Zwischen einem Süßwasserpolypen, der sich scheinbar ins Unbegrenzte zerteilen und vermehren läßt, und einem regenerationschwachen Säugtier ist ein viel größerer Abstand als etwa zwischen einem Schimmelpilz, von dem man nur ein kleines Stückchen Myzel zu übertragen braucht, um ein neues Fruchtsgelecht mit Sporen zu ziehen, und einem Baum, der verlorene Ästler und Zweige durch das Austreiben schlummernder Knospen ersetzt.

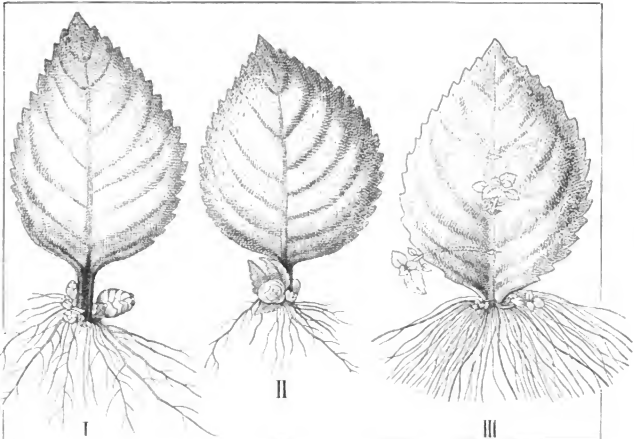
Das führt uns zu wesentlichen Unterschieden in der Art des Regenerationsvorganges selbst. Bei den Tieren erfolgt die Regeneration meist so, daß die Neubildung unmittelbar der Wundfläche ausfließt, oft sekundär dazu gerichtet. So wächst der Schwanz des Molchs, so das Bein der Maulwurfsgrille, so das Ende des Regenwurmes nach. Auch bei Pflanzen haben wir solche „echte“ Regenerationen kennen gelernt. Die Regel bildet aber im Pflanzenreich nicht ein Ersatz des Verlorenen von der Wundstelle her, sondern ein viel freieres Gestalten von Stellen aus, die nicht selten weitab liegen, an denen embryonales, ru-

hendes Gewebe nur auf den Augenblick des Eingreifens zu warten scheint. Goebel nennt die Tausende von schlummernden Knospen der Bäume „Organreserven, die nur unter bestimmten Umständen mobilisiert werden“. Da offenkundig sich wieder die ungemeine Plastizität der Pflanze, die große innere Beweglichkeit, die feine organisierte Wechselbeziehung oder Korrelation zwischen ihren einzelnen Teilen, Eigenschaften, die sich auch in vielen andern Anpassungserscheinungen verraten. Ein abgetrenntes Blatt von Bryophyllum (Abbildung S. 462) regeneriert nicht etwa von der Wundstelle aus eine vollständige Pflanze, sondern bildet, auf feuchten Sand gelegt, an den Einbuchtungen seines Randes eine große Anzahl winziger Pflänzchen mit Wurzeln, Stengeln und Blättern. „Wie aus einem Blatt unzählig frische Lebenszweige spritzen ...“ beginnt das Versuchen, das der greise Goethe an Marianne von Willemer mit einem Bryophyllumblatt sandte. Entfernt man aber an Bryophyllumblättern die „Adventivknospen“ des Randes, dann bewurzeln sie sich allerdings an der Schnittfläche des Stieles und treiben dort Sprosse. Ähnlich verhalten sich die Blätter anderer Arten. Der Zusammenhang der Regenerationserscheinungen mit normalen Bildungsvorgängen offenbart sich bei vielen Blättern darin, daß sie, auch ohne von der Mutterpflanze getrennt zu werden, junge Pflänzchen auf ihrer Fläche erzeugen, wie man auch bei *Ondra* und andern niederen Tieren eine Knospung als ungeschlechtlichen Fortpflanzungsvorgang kennt. So kann sich das Wiesenstaumkraut, so können sich gewisse Harnen vermehren. Beim Schiefblatt (*Begonia*), der bekannten Zimmerpflanze, genügt es, ohne die Blätter abzuschneiden, alle Sproßvegetationspunkte zu befeuchten oder einen größeren Blattnerz zu durchschneiden, um junge Adventivsprosse aus den Blättern hervorzulocken.

Die Bewurzelung und Sproßbildung abgeschnittener und ins Wasser gestellter Weidenzweige gehört zu den bekanntesten Beispielen der Regenerationsfähigkeit von Stengelorganen. Auch hier haben wir keine Regeneration im engeren Sinne vor uns, sondern eine Ersatzfähigkeit, die durch innere Korrelation und durch den Reichtum an bildungsfähigen Gewebe und schlummernden Anlagen ermöglicht wird. Entfernt man an der Laubform des Lanwuchels (*Hippuris vulgaris*) die Stengelspitze, so bildet er, der sonst unverzweigt bleibt, aufwärtswachsende Seitenprosse (Abbild. S. 463). An den über das Wasser emporwachsenden Arten des zierlichen Taufendblattes (*Myriophyllum*), das häufig in Aquarien gezogen wird, kann man leicht ähnliche Beobachtungen machen. Schneidet man den Gipfeltrieb ab oder läßt ihn vertrocknen, so entwickeln sich bald zahlreich Seitenprosse, oft weit unterhalb der Wundstelle oder der abgestorbenen Spitze. Auf Wägen und Trüfen findet man nicht selten



Stück einer regenerierenden Knospe von *Dicranella sinuata*. (Nach Goebel.)



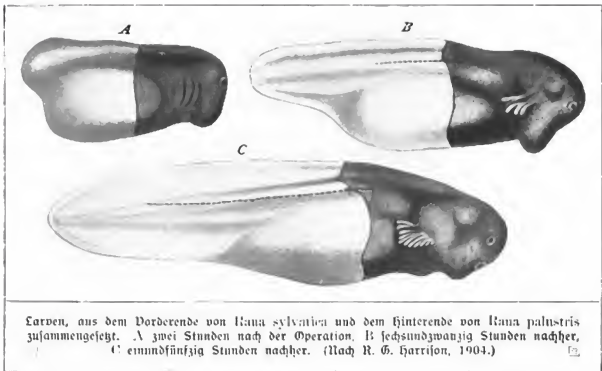
Blattkeillinge von *Achimenes*. I u. II gegen Ende der Vegetationsperiode ausgelegt, III früher ausgelegt. (Nach Goebel.)

angestrebene und verstämmelte Kräuter, die durch seitliche, oft tief unten entspringende Stengeltriebe doch noch ihr Ziel, zu blühen und zu fruchten, erreicht haben. Daß diese für die Pflanzen typische Art der Regeneration, bei der sich, wie wir sehen, die innere Korrelation der Organe in Aufhängelstellungen ausprägt, nicht nur den höheren Gewächsen eigentümlich ist, lehren uns einige Arten der Hutpilzsgattung *Coprinus*. Bei diesen ist die Ausbildung der Hüte und der Sporen vom Licht abhängig. Multipliziert man die Pilze im Dunkeln, so wachsen die Fruchtträger, die sonst am Licht nur ein kurzes Dasein haben, da sie sich gleich nach der Sporenausfaat auflösen, monatelang am Boden kriechend in die Länge, immer die kümmerlichen, sporenlosen Hutanlagen ihrer Spitzen vor sich herziehend. Sehr bald sprossen nun an den Seiten solcher Fruchtträger zahlreiche kleinere hervor, alle mit verklärter Ausbildung, so daß oft felsam verzweigte Gebilde entstehen. Als wolle der Pilz kein Mittel unversucht lassen, irgendwo doch noch das Licht zu erreichen, so kriechen die vielen ungebildeten Fruchtträger nach allen Richtungen. Bringt man sie nach Monaten ans Licht, so entstehen in kürzester Zeit kleine Hüte, die ihre Sporen austreten. Im Nu stehen dann alle die Träger ab, sie haben endlich ihr Lebensziel erreicht. Ein

Beispiel zähesten Lebenswillens fürwahr, nicht zu unbedeutend für die sinnende Betrachtung des Forschers und des Menschen.

Die pflanzliche Regeneration ist nicht auf einige wenige Organe beschränkt, sondern läßt sich, der zerstreuten Lagerung embryonalen Gewebes entsprechend, an allen Organformen nachweisen. Es gibt Zwiebeln, die, der Länge nach gespalten, kleine Nebenzwiebeln entwickeln. In manchen Wurzeln entstehen Adventivsprosse; Klitten von *Opuntia*, die man abschneidet, können zu Sprossen auswachsen. Selbst regenerierende Ranken keimt man.

Der ehemals oft ausgesprochene Satz: „Regeneriert wird das, was verloren gegangen ist“, trifft, wie wir sehen, nicht wörtlich zu, am wenigsten für die meisten Pflanzen, zumal da die Regeneration bisweilen unvollständig ist. Auf eine große Gruppe tierischer Regenerationen läßt sich der Satz anwenden, freilich auch nur mit Einschränkungen. So weiß man, daß die Neubildungen auch da oft ungenau und unvollkommen ausfallen, daß der äußerlich dem urprünglichen Schwanz gleichende regenerierte Eidechsenhchwanz im Innern keine Wirbel, sondern einen ungliederten Quersstab besitzt, daß nachgewachsene Krochslarvengliedmaßen oft ein ganz unvollständiges Glied haben. Bei den Pflanzen ist die



Larven, aus dem Vorderende von *Rana sylvatica* und dem hinterende von *Rana palustris* zusammengesetzt. A zwei Stunden nach der Operation, B sechsundzwanzig Stunden nachher, C einundfünfzig Stunden nachher. (Nach R. G. Harrison, 1904.)

viel freiere und mannigfaltigere Art der Neugebaltung ein Beweis ihrer weit größeren Plastizität und geringeren Individualität. Auch der alte Satz: „Gleiches wird von Gleichem regeneriert“, ist in seiner allgemeinen Fassung unrichtig und hat namentlich für die Pflanzenwelt, wie aus vielen unserer Beispiele hervorgeht, keine Geltung. Daß er für viele regenerierenden Tiere gilt, deutet wieder auf jenen Organisationsunterschied beider Reiche hin. Als eine der interessantesten Annahmen sei die überraschende Linienregeneration im Auge des Molchs erwähnt.

Wird die normale Linie eines Molchs ausgespart, so bildet sich eine neue Linie ganz abweichend vom embryonalen Entwicklungsengang, nämlich von der Regenbogenhaut aus.

Körper und Leben der festgewurzelten höheren Pflanze sind inniger mit dem Erdboden verbunden als das höhere Tier, sind noch abhängiger als dieses von der Lage der beiden Wenden, die sie umhüllen, des feuchten und des luftigen. Diese größere Abhängigkeit drückt sich in der größeren Polarität der Pflanze aus. Am besten zeigt sich der Unterschied bei Transplantationen. Wäntung vergleicht geradezu das polare Verhalten von Pflanzenteilen, die verpflanzet werden sollen, mit dem Verhalten. Es ist nun, ob die Wäntung sich annehmen, ob sie sich abspalten, ob sie sich in die Wäntung des Erdbodens einfügen, ob sie sich in die Wäntung des Erdbodens einfügen.

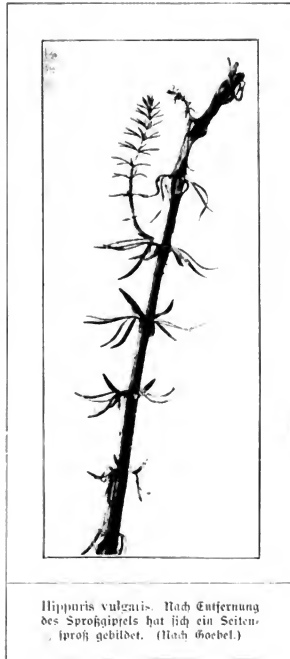
also etwa die dem hinaufwachsenden Gipfeltrieb zugekehrte Schnittfläche des einen Stammes und die der hinunterwachsenden Wurzel zugekehrte Schnittfläche des andern. Bei den Tieren ist die Polarität zwar auch vorhanden, aber geringer. Hier lassen sich leicht gleiche Pole durch Transplantation vereinigen. Welche wachsen mit den Köpfen zusammen, wachsenden mit den Bauchseiten, die hinteren Hälften zweier Regenwürmer vereinigen sich zu einem symmetrischen Gebilde. Es mag damit zusammenhängen, daß die tierische Polarität leichter unteilbar zu sein scheint als die pflanzliche.



Bryoxyllum crinale. I Abgetrenntes Blatt, dessen Randzellen kleine Blattpaare entwickelt haben. II Rekonstruktion eines solchen Blattes. (Nach Goebel.)

Eines merkwürdigen Unterschiedes mag noch gedacht werden, in dem sich die aktivere Natur des Tieres spiegelt. Das ist die in ihrer ausgeprägten Form nur bei Tieren vorkommende Autotomie oder Selbststümmelung, ja Selbstzerstückelung, die oft der Regeneration vorausgeht. Zahlreiche Fälle dieser Art kennt man bei niedriger organisierten Tieren. Manche Seeferne werfen freiwillig ihre Arme ab oder lösen sie auf einen geringen Reiz hin vom Rumpfe, um sie sogleich wieder durch neue zu ersetzen. Regenwürmer, die am hinteren Ende verletzt worden sind, schneiden oft größere Stücke ab, ehe sie sich ergänzen. Am allerletztamsten tritt die Erscheinung an Insekten, besonders Geradflüglern, und an Spinnen auf. Hier hat die Forschung die mannigfaltigsten Bruchgeleite nachgewiesen, dünne Stellen an der Basis der Gliedmaßen, die das Abbrechen erleichtern. Eine gewisse pflanzliche Analogie dazu bietet die Trennungsfähigkeit, die sich vor dem herbstlichen Laubfall im Stiele des dem Untergang geweihten Blattes bildet und dessen Ablösung vorbereitet. Bei Spinnen hat B. Friedrich aber sogar gefunden, daß der Oberschenkelbengel als Bruchmuskel dient, mit dessen Hilfe eine Verdrückung der Weichteile der Schenkelbasis erfolgt, ehe das Bein an einer vorgebildeten Stelle von geringerer Widerstandsfähigkeit abgedrückt wird. Von der Bruchstelle aus kann sich dann ein neues Bein bilden.

Wie nun ist die erstaunliche Regenerationsfähigkeit vieler Organismen zu erklären? Auf welchen inneren Vorgängen beruht sie? Das sind Fragen, die an das dunkle Geheimnis des Lebens rühren. Es kann nicht wundernehmen, daß sich in den Versuchen, die Erscheinung zu erklären, alle Forschungsrichtungen, alle Naturanschauungen der Biologie widerspiegeln. Weismann, der einseitige Verehrer des Darwinischen Selektionsgebankens, sieht auch in der Regeneration eine Anpassungserscheinung, die durch die natürliche Auslese allmählich herangezüchtet worden ist. Seine Begründung geht davon aus, daß die Regenerationskraft besonders den organisierten, demnach leicht verletzbaren Teilen des Körpers eigen sei. Wir können heute diese Erklärung als ungenügend betrachten, ohne die Möglichkeit leugnen zu wollen, daß die Selektion, wie viele andre Eigenschaften, auch die Regenerationsfähigkeit zu steigern vermag. Weismanns Erklärung streift das Problem nur. Ihr widersprechen auch zahlreichere Beobachtungen und Studien. So hat Morgan festgestellt, daß die beiden hinnen Brustmuskeln des Eintierleibes, die ebenso wie der Hinterleib des Tieres in einer Schalenhülle verborgen bleiben, also in der Natur der Gefahr einer Verletzung kaum ausgesetzt sind, genau so regeneriert werden wie die hinteren Brustmuskeln. Das gleiche gilt von den in der Zehle von *Hydra* liegenden Muskeln des



Hippuris vulgaris. Nach Entfernung des Sproßgipfels hat sich ein Seiten sproß gebildet. (Nach Goebel.)

Hinterleibs. Von von Roux in die Biologie eingeführten Begriff eines „Mampies der Gewebe und Teile im Organismus“ sucht Dornier auf die Regenerationserscheinungen anzuwenden, indem er gewisse Missbildungen, die bei Regenerationen auftreten, auf ihn zurückführt. In vielen Fällen mag das wohl zutreffen, der Vorgang selbst wird dadurch nicht klarer. Goebel weist den Ernährungsverhältnissen regenerierender Pflanzen, dem an der Bruchstelle vorhandenen Material eine bestimmte Rolle zu. Gewiß, Bausteine sind nötig, wenn etwas gebaut wird, und die Größe und White des Baumaterials wird von der Menge und Beschaffenheit des Materials, von der Schwierigkeit des Transports und andern Dingen abhängen. Aber wo ist der Baumeister, der dem Werke Material gibt, wo der Bauleiter, der die Arbeitsträfte ordnet? Daß bei vielzel-

ligen Tieren, die ihre Entwicklung beendet haben, die Regeneration, wie nachgewiesen wurde, vom Nervensystem beeinflusst wird, ist wohl verständlich. Aber wie verhält es sich mit den einzelligen Wesen, wie mit den Pflanzen, die kein eigentliches Nervensystem haben? Oft hat man auch die Verwundung als einen Reiz bezeichnet, der die Neubildung auslöst. Die Erscheinung ist damit nur umhrieben, nicht erklärt. Schwieriger wird das Problem noch dadurch, daß manche Regenerationen zwecklos verlaufen. Es gibt Wänter, die, von ihrer Pflanze abgetrennt, zwar Wurzeln, aber keine Sprosse hervorbringen, also gar nicht imstande sind, ein neues fortpflanzungsfähiges Individuum zu erzeugen. Doch bilden diese Fälle immerhin eine Ausnahme. Neuerdings, namentlich seit der Entdeckung flüssiger Kristalle durch Lehmann, hat man häufig auf die Ähnlichkeiten hingewiesen, die zwischen regenerierenden Kristallen und regenerierenden Organismen bestehen. Indessen sind die bisher aufgefundenen Analogien mehr äußerlicher Art. Das Wesen der tierischen und pflanzlichen Regeneration, die von innen her erfolgt, entspricht nicht der Kristallregeneration, bei der das umgebende Medium entscheidend mitwirkt. Ungeklärt ist es freilich nicht, daß sich hier noch gewisse gleiche Gesetzmäßigkeiten herausstellen werden.

Man kann die meisten Versuche, das Regenerationsproblem zu lösen, als peripherische bezeichnen. Sie greifen bald diese, bald jene an

der Peripherie liegende Frage an, bringen aber nicht gegen den Mittelpunkt vor. Sie sind ebenso peripherisch wie jene mechanistischen Bestrebungen, das Leben ganz in ein seelenloses Maschinengetriebe rein physikalisch-chemischer Wirkungsweise aufzulösen. Wenn dagegen der Botaniker Böschting und der Zoologe Oskar Hertwig das Regenerationsvermögen als eine primäre Eigenschaft der lebenden Substanz auffassen, so deuten sie, glaube ich, auf den Mittelpunkt der Frage hin, ohne sie damit natürlich zu lösen. Noch näher kommt nach meiner Auffassung Triesch dem Kern der Erscheinung, wenn er in seinem Werke „Die organischen Regulationen“ (Leipzig, Engelmann, 1901) die Regeneration als Sonderfall jener unzähligen, uns gewiß nur zum kleinsten Teil bekannten Regulationen begreift, die im Innern des Organismus ihr geheimnisvolles, lebenerhaltendes Wert vollführen, das man schon früher als Selbststeuerung des Organismus bezeichnet hat. Diese Regulationen sind es ja auch vor allem, die Triesch und andre Biologen zur Annahme eines unmechanistischen, autonomen, seelischen Prinzips im lebendigen Organismus geführt haben! Vielleicht wird eine ferne Zeit in den zahllosen, unendlich feinen Regenerationen, die sich auf dem Gebiete des menschlichen Geistes abspielen, die gleichen Gesetzmäßigkeiten erkennen wie in jenen wunderbaren körperlichen Vorgängen, Gesetzmäßigkeiten, die uns heute noch durchaus verborgen sind.

Zieht einer die Straße ...

Zieht einer die Straße durch taufisches Land,
Triffst einen Gefellen mit liebweicher Hand.

Tut froh sie ergreifen, weiß nicht, was ihn trieb,
Muß sagen: „Bleib bei mir! Hatt' immer dich lieb.“

Der hat sich so lange gesehnt nach dem Wort,
Ruft freudig: „Will dein sein, geh' nie von dir fort.“

Welch fröhliches Wandern zu zweit nun, zu zweit!
„Und war es nicht stets so, soll's bleiben allzeit!“

Kommt doch eine Stätte — o häme sie nie! —:
„Muß dorthin!“ — „Kann mit nicht. Mein Weg geht dahie.“

Und wieder die beiden — im nachtdunklen Land —
Auf einsamer Straße mit suchender Hand.

Hans Grandt



Dramatische Rundschau

Don Dr. Friedrich Düssel

„Minon de l'Enclos“, ein Spiel aus dem Barock von Friedrich Freha
 „Der deutsche Graf“, Schauspiel von Voltmüller — „Dater“,
 Komödie von Günion und Boudpnel — „Das Fräulein in Schwarz“,
 Komödie von Rudolf Lothar — „erotik“ und „Erinnerungsfeier“ von
 Gustav Wied — „Die Tür ins Freie“, Schwanh von Blumenthal
 und Kabelburg — „Kümmere dich um Amctie“, Schwanh von
 Georges Senebau



Die Moden wechseln schnell. Wie lange ist es her, da galt noch die Renaissancezeit mit ihrem tüchtichtslosen Herrentum, ihrem unbändigen Tatenrang und ihrem rohnsten Beweisen als der Favorit nnter jungen Dramatikern — über Nacht völslich sind der Barock und das Rokoko dazu etoren worden. Es ist mehr als eine Laune des Zufalls, daß auf zwei Bühnen Berlins innerhalb zweier Wochen zwei neue Stücke der jungen Dramatikergeneration zur Aufführung gelangten, die im Zeitalter Louis quatorze und Louis quinze nicht bloß spielen — bloße historische Masteraden wollen hier den Wandel des Geschmacks wenig sagen —, nein, die aus dem Charakter dieser Zeit ihren dramatischen Konflikt und ihre eigentümliche Tragik zu schöpfen suchen. Ich sage mit Betonung: zu schöpfen suchen; denn so herausfordernd die Renaissancezeit ihre eingeborene dramatische Energie einem Vanner gleich vor sich herträgt, so wenig will es von vornherein einleuchten, womit Barock und Rokoko, Zeiten, wie es scheint, der schwüftigen Entartung und des femininen Weichlingstums, die Instinkte des Dramatikers reizen könnten. Um so interessanter, wenn es dem Neuerungsthrang der Zungen etwa beisehoben wäre, gerade in jenen Gebieten neue dramatische Eroberungen zu machen.

Minon de l'Enclos ist die Heldin des ersten dieser Tramen, des fünfaktigen „Spiels aus dem Barock“ von Friedrich Freha (Herausgabe bei Georg Müller in München). Das Gedächtnis einer der glänzendsten und berühmtesten Franzen der galanten Periode Frankreichs wird damit her aufbehalten. Wer war diese Minon de l'Enclos? Um ihr Wesen zu bezeichnen, findet man jedes deutsche Wort zu ptinn oder zu erschlich: man muß schon zu einem Fremdwort greifen: Kurtisane, besser noch Amourette, im Altertum hätte man Hetaïre gesagt. Das Jahr ihrer Ge-

burt ist in Dunkel gehüllt; es scheint fast, als könnte selbst die strenge Geschichtswissenschaft sich vor ihr der Galanterie nicht ganz entschlagen; die einen lassen sie 1606, die andern 1616, noch andre erst 1620 geboren sein. Hat sie selbst an diesem helden Zweifel mitgewoben? Das lähe nach den Allüren einer Komödiantin aus, aber von dieser Kunst hatte sie in Wirklichkeit so wenig, daß man vielmehr mit Recht Effenheit eine ihrer hervorsteckendsten Tugenden nannte. Ihre Remoiken, noch mehr ihre Briefe, die wir seit futzem auch deutsch lesen können (übertetzt von Lothar Schmidt, bei Cassirer in Berlin), bezeugen das Wort für Wort. Aus der erotischen Metaphysik machte sie sich herzlich wenig. „Aimer, c'est satisfaire un besoin“, erklärte sie seelenruhig. Das hört sich zynischer an, als es gemeint war. Wovor sie sich scheute, was sie als die große Gefahr der Liebe fürchtete, das war das Geolge trügender Gefühle, falscher Worte und unwahrer Tränen. Aber auch die Unfreiheit des Willens, der Verlust der Herrschaft über uns selbst und unser Schicksal. „Warten Sie meine Navrize ab“, jagte Minon zu dem, der auf sein Glück ungeduldig war, und in ihren Belanntnissen steht der Satz, den Franz Mei in seinem amüsanzen Eßanbüchlein „Von amourösen Franzen“ anführt, nicht vereinzelt da: „Wenn eine Frau keinen Geschmack an einem Manne findet, der ihr zu gefallen sucht, so soll sie seine Belästigung nicht mißbrauchen und ihm, ohne Hoffnungen zu erwecken, klar und deutlich den Abschied geben: sie muß aber auch, wenn sie wiederliebt, sich nicht länger bitten lassen, als es ihr angenehm ist und die Eüßigkeit des Vorgenusses es verlangt.“ Tragen wir Damen von heute ihres Herzens Heimlichkeiten auch so auf der Zunge wie diese Vielgeliebte und Vielgeliebende aus dem Zeitalter der Gammont, Scarron, Fontenelle und Karoheseneand? Alle diese Weiser der besten Gesellschaft vertehrten in ihren Salons:

sie selbst durfte sich ohne Überhebung eine Schülerin Montaignes und Charons und eine Verehrerin Gassendi nennen.

Ja, sie hat viel geliebt. Aber hoch über die Liebe stellte sie die Freundschaft. Sie gab ihren Geliebten, sagt ein grazioses zeitgenössisches Wort, die gefächeltsten Rivalen in der Verion ihrer Freunde. „Ich habe viele Liebhaber gehabt; ich habe mich aber nie Illusionen hingeeben“, schreibt sie einmal an den Marquis von Villarsceaug. „Sie waren in mich verliebt, weil ich ein hübsches Gesicht hatte und weil sie ein gewisses Verlangen hatten. Daher haben sie auch immer nur einen zweiten Rang in meinem Herzen eingenommen. Den ersten reservierte ich für meine Freunde. Ich habe stets der Freundschaft die Vorzüge der Beständigkeit und der Achtung eingeräumt, die ein so edles und einer erhabenen Seele so würdiges Gefühl verdient; und nie habe ich ein Mißtrauen gegen die Herzen überwinden können, in denen die Liebe die Hauptrolle spielte.“ So beständig sie in der Freundschaft war — als Scarron völlig gelähmt war, sah sie tagelang an seinem Lehnstuhl —, so unbeständig war sie in der Liebe. Sie tat sich etwas darauf zugute, immer den rechten Moment für den Abschied zu finden, d. h. den, der den Geliebten noch nicht müde fand. Keiner sollte an ihr satt werden, denn jeder sollte ihr Freund bleiben. War es dieses Sich-nie-ganz-verstehen, dieser immer bewahrte Rest von Mühle, was sie so lange jung erhielt, daß die Herzen noch der Zehnjährigen und Siebzehnjährigen, ja, wenn die Nahe nicht liegt, sogar der Achtzigjährigen noch zusagten? Sie war,

wird versichert, nie sonderlich schön; ihr Zauber gründete sich mehr auf die dauerhafteren Gaben des Geistes. So konnte die Zeit auch ihren Reizen nicht viel anhaben. „Sie müssen ihrem Satz, daß das Alter die Hülle der Frauen sei, eine Note anfügen“, sagte sie im Herbst ihrer Tage zu ihrem Fremde Varochouseaucud, „nämlich, daß dies für Ninon nicht gilt.“ Und wirklich, auch „die Jünglinge sahen nicht, daß Ninon alt war, und die Alten wurden wieder jung, wenn sie sie sahen“.

Für diese Zeit hatte sich das Schicksal die Tragödie aufgespart, die einzige, mit der es die Heitere beunruhigte. Ein Sohn von ihr, ein Zwanzigjähriger, unter fremdem Namen und fern von ihr erzogen, kommt in ihre Salons und verliebt sich heimlich in sie, ohne zu ahnen, daß sie seine Mutter. Ninon ist gütig, zurückhaltend, ablenkend, doch seine Liebesausbrüche sind nicht zu hemmen und zwingen sie endlich dazu, ihm das Geheimnis zu offenbaren. Da reißt der Junge sich los und erschließt oder ersieht sich, und noch in den brechenden Augen brummt seine Leidenschaft. Auch dies war noch nicht Ninons letztes Liebeserlebnis, aber keinem Lag doch etwas wie gedämpfte Ruhe über ihr. Der Abbé Gédéon war wohl der letzte, der sich ihrer Gunst erweute: angezogen und abgewandt an ihren achtzigsten Geburtstage gönnte sie ihm das erste Rendezvous. Dann schweigt die Chronique amoureuse von ihr. Am 17. Oktober 1705 starb sie.

Es gibt, wie man sieht, nur einen Punkt in dem Leben dieser Ninon, der dem Dramatiker einen Angriffspunkt bietet, eben ihr Erlebnis mit dem Sohne, der sich in sie verliebt, und der ein Ende mit sich macht, als er sein wahres Verhältnis zu ihr erfährt. Ninon war damals sechzig Jahre alt; Heflia macht sie nur zwanzig Jahre jünger, was ihm ohne weiteres erlaubt ist. Im übrigen malt er uns ein Bild der Zeit mit Benutzung geschichtlicher Personen, z. B. des heiligen Philosophen und gelanten Dilettanten Saint Evremont, des Bischofs von Rennes, ein Bild, das viel mehr in die Breite geht, als es seine Rolle als Hintergrund des eigentlichen Dramas erlaubt. „Ein Spiel aus dem Parod“ — der junge Dichter scheint es schließlich selbst gefühlt zu haben, daß er in der Liebe zum Willen und in der Nachzeichnung der Kultur zu weit gegangen, und sein Titel klingt seit wie eine Entschuldigung, daß der Rahmen so breit und das Bild so schmal ausgefallen ist. Oder glaubte er am Ende auch dieses Mißverhältnis zwischen Form und Inhalt dem Geiste des Parods schuldig zu sein? Um die Notwendigkeit zu motivieren, zu verweisen und anzuschließen, kommt er freilich nicht zu Wort. Deutlich hört man aus diesem Drama einmal wieder die Nahe nach der tragischen Schuld kommen, um die sich die neuere Dramatik sonst nicht kümmern pflegt. Was verurteilte



1711. Ninon de Lenclos. (V. Fischer)

Ninon, daß dieses Schicksal sie traf? Wogegen verübte sie sich, sie, die doch in vollem Einklang mit ihrer leichtlebigen, spielerischen, auf Schein, Schmutz und äußere Schönheit bedachten Zeit stand, ja geradezu eine Erfüllung war von deren Sinn und Wesen? An dem innersten Geist und Willen der Liebe, lautet die Antwort, der von dem Weibe verlangt, daß es sich dem Manne ihres Herzens ganz schenke, daß es wie zu den Freuden des Augenblicks, so auch zu den Folgen und Pflichten der Liebe Ja sage. Das aber gerade war es, was die Geillichkeit jener Tage und was ihre Mähe Ninon de l'Enclos leugnete. So viel und so oft sie geliebt hat, niemals — es klingt wie eine Entschuldigung, aber es ist eine Anklage — ist ihr der Mann begegnet, dem sie sich gern und ganz hätte opfern mögen, dessen Wesen so war, daß sie ein Kind von ihm begehrt hätte, der sie „wahrhaft zur Mutter erlösen konnte“. Ob das nicht moderne Gedanken sind, Sentiments der neuesten Emanzipationsperiode, bleibe dahingestellt. Auch den Baron de Chérens, dem sie zwei ihrer schönsten Jahre schenkte, liebte sie nur seiner „leidenschaftlichen Augen“ wegen. Die Geburt des Sohnes, der aus der Verbindung entsprang, war ein Zufall, nicht die Erfüllung eines Seelenwunsches. Und als der Baron ihr eine Fessel zum Weibchen daraus schmieden will, erwürgt sie ihr aufsteigendes mütterliches Gefühl, um dafür ihre Freiheit und die Herrschaft über ihr Schicksal zu retten. „Sie receten von den Pflichten der Liebe, Baron, und daß ich Ihr recht mäßiges Weib werden sollte! So Alltägliches sagten Sie in einer Stunde, in der Himmel und Meer Schönheitsseite feierten.“ Echte antititanen-gefühle und echte Gefühle des Barods, der über den Ernst und Inhalt den Schein und das Spiel, über das Wert den dekorativen Schmutz, über die Pflicht den Wunsch des bezauberten Augenblicks stellt. So rißt Ninon auch hier ihr Kleid, geht zurück in die Pariser Gesellschaft, zu neuen Freundschaften und neuen Liebesabenteuern, während der Sohn bei dem Vater in dem Glauben heranwächst, seine Mutter sei längst tot. In dem Augenblick, wo das Kind eintritt, führt der Vater ihn in die Welt, nachdem er zuvor der Mutter das Versprechen abgenommen, mit keiner Kleinigkeit ihre Beziehungen zu verletzen. Ganz Jüngend, ganz Augenblickslust, tritt ihr Kleinkind de Villiers entgegen, und kann darf er in ihren Sammelkreis kommen, so fällt die Gärtnerei für eine Jugendgeheimnis wie eine liebhabende Tochter von ihm ab; er ist bezaubert und bingerissen von den Reizen dieser reinen, lebensfrischen und stolzen Frau. Als Vater und Mutter endlich den Einfluß läßt, dem Sohne das Geheimnis zu offenbaren, ist es zu spät. Er erbt die Wahrheit nicht, die keinen Lebenspart in Position den Mangel verdient, und als ob Ninon über den Zerbröckelten hat mit dem Vater nicht abgehandelt ist



Helene Seldner als Ninon de l'Enclos in Friedrich Strehlens gleichnamigem Drama. (Nach der Auf-führung am Bertiner Hebbeltheater aufgenommen von Sander & Labisch in Berlin.)

lichen Wunsch: „Sag einmal Mutter zu mir!“ findet er kein andres Wort als: „Ninon, löse mich! Müsse mich, Ninon!“ ... In diesem Augenblick, einem an der Bühne ebenso bildhaft schönen wie heftig ergreifenden, büßt diese Frau gleichsam für ihre ganze Zeit, nimmt sie deren Schuld auf ihr eiaames Haupt.

Leider steht diese mit dramatischem Leben erfüllte Szene ziemlich vereinzelt da. Jedochfalls suchen wir vergebens nach der andern, wichtigeren und notwendigeren, in der der Konflikt „Mutter oder Geliebte“ mit furchtbarer Kraft angepaßt oder — da es sich um das Werk eines Jüngers handelt — mit überbühnendem Gefühl, mit brandeurendem Temperament durchstürmt werde. Die paar kyriach melancholischen Empfindungsleiten zwischen Mutter und Sohn können uns für den Mangel nicht entschuldigen, und fast peinlich wirkt es angesichts dieser Lücke in der eigentlichen dramatischen Anlage, zu sehen, welche Überfülle von geistreichen Klängeleien an das Nebenwerk ver-schwender wird. Wie gern gäben wir all diese keine Allgarnarbeit eines mehr veredeltzierenden als schöpferischen Schmieds hin für eine einzige Szene, in der der Stimmton eines kraftvollen Gestaltungswillens oder auch nur der Luell eines

übervollen Herzens sich Bahn bräche! Dabei verfügt dieser junge Dichter nicht bloß über eine anerkennungs- und nuancenreiche Sprache und einen überraschenden Vorrat von Charakterisierungsmitteln in einer doch mehr glatt repräsentierenden als scharf gegliederten Kulturprosa, sondern auch über eine bei seinen Jahren erstaunliche dramatische Prägenkraft, die ihm zu ein paar eindrucksvollen Aktchiffen verhilft, wenn diese auch in der Peripherie, nicht im Mittelpunkt des Themas liegen ... Die Frage ist, was wird in der weiteren Entwicklung dieser unverkennbaren Begabung liegen: die feine Hand, die den Rahmen geschnitten hat — das wäre keine neuenswerte Bereicherung unserer dramatischen Nationalvermögens — oder der Schöpferhauch, der in wilde selbst hier und da eine Gestalt, ein Gefühl, einen Gedanken anweht? — dann könnten wir diesen neuen Namen immerhin als Hoffnungsposten auf das Konto der Zukunft legen.

Die Aufführung im Hebbeltheater blieb dem Stil des Stückes in Darstellung und Regie manches schuldig. Fast verhängnisvoll wurde es ihr, daß Friedrich Kähler den Baron de Chérns spielte, den Vater, der dem Sohne das Gedächtnis seiner Mutter retten möchte und ihn gerade dadurch ins Verderben stürzt, nachdem er selbst seinen ganzen Haß auf sich geladen hat. Die



S. 177 ff. Kähler als Baron de Chérns in Friedrich Schöls' „Comte Hincin de Courcelles“. (Nach der Photographie von Dr. Carl B. Schöls in der „Zeitschrift für die deutsche Literatur“ 1904, S. 177 ff. & 211 ff. in B. 174.)

düstere Gestalt, schwer von Ernst und Gewissen, ragt wie ein Wahrzeichen aus fremder Welt in jene pompöse Zeit, und wenn sie mit so überlegener Größe gegeben wird, wie Kähler in diesem Ensemble es tut, so erdrückt sie mit ihrem sittlichen Gewicht das Gepräge der andern. Vielleicht lag die Verchiebung des Gleichgewichts auch daran, daß diesem Schauspielers die Darstellerin der Ninou geistig nicht ganz ebenbürtig war. Helene Fehdmer zeichnete zwar mit feiner abgewogener Mischung von Eleganz, Klugheit, Temperament und Empfindung die äußeren Umrisse der Weltkame, ja, sie war vortrefflich auch in der tragischen Schlusszene, wo sie nach qualvollem Kampf mit dem Antlitz einer Schmerzgemutter endlich den heiß ersehnten Liebeskuß auf die Sterbelippen des Sohnes drückt — aber etwas von der inneren Leichtigkeit, von Freude am bloßen Spiel fehlte ihr, die diese Frau erst zur rechten Vertreterin ihrer Zeit macht. —

Was die Grande Amoureuse für das Zeitalter Louis' XIV., das war der Abenteuerier für das Louis' XV. Johannes Scherr durfte das Wort wagen: Abenteuerlichkeit ist der Charakter des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Ziel der Gegensätze und Widersprüche, wie keine andre Epoche es aufzuweisen hat. Ein schiebendes Hasten und Verperimentieren, ein Aufstodern aller sozialen Grundlagen, ein Rütteln an allem herkömmlich Heiligen, und daneben wieder Abgötterei mit der Mumie des Mittelalters. Eine tobende Orgie des Zweifels und Unglaubens, wo unter blasphemischen Lippen Finzen und Matonis, Dachsen und Komteschen die Absetzung Gottes dekretieren, aber zugleich vor der Büchse eines Hochstaplers Weihrauch verbrennen. Die Triumphezeit Saint-Hermains, Cagliostro's, Casanova's und Hundt-ander, deren Name heute vergehen.

Auf diesem Zeitmoment baut Vollkühler sein Schauspiel oder, wie es in der Buchausgabe (Berlin, E. Fischer) heißt, seine Komödie „Der deutsche Graf“ auf. Und auch er sucht aus den ichtroffen Gegensätzen, nach denen jene Epoche schreit, wenn sie sie nicht aus sich selbst schafft, dramatisches Kapital zu schlagen. Nur verzweifelt er sich völlig in der Welt seines „Helden“. Der trivolen, leichtsinnig verwegenen, ja raffiniert tollstübigen Abenteuerwelt einen pudeltreuen, bis zur Selbstvernichtung opferwilligen deutschen Gemütsmenschen gegenüberzustellen, wie er ihn unter Mitbenutzung der Schuldhaft des Freiherrn Friedrich von der Trendt in dem alternden Grafen Ulrich von Zeit schildert, das muß alle dramatische Energie schon im Mutterleibe erfinden. Denn jene tolle Weltlichkeit mit ihren Spielern, Abenteuerern, Finzen, Lebemannern und Lebweibern soll nur der Hintergrund sein, von dem sich der heroischer seiner sentimentale Empfindung abheben soll, er, der sich nach dem als Motto schreibt in Welt aus seinen Meinungen gewöhnt



Szene aus Gustav Wieds Lustspiel „Erotik“. (Nach der Aufführung am Berliner Theater aufgenommen von Bedier & Haag in Berlin.)

hat, sein Leben, ein Spiel dunkler Mächte, wie ein Fischbäuer von fern mit Refignation zu betrachten — „als ein Stück, zum Weinen nicht ernsthaft und zum Lachen nicht lustig genug“. Einen müden Kopfblinder, einen leuchtenden melancholischen Logenbauer als dramatischen Helden zu erklären, ist von vornherein ein verächtliches Mutterfangen. Na, der junge Tott, wenn es der wäre — er, der sich des Lebens und die Liebe um die Ehre schlägt, der Fingerringmächer und Fingerringnen Schmucker, der der Schwärzer eines Königs gefiel und dafür viele Jahre lang mit häßlichem Kerker bußen mußte, bis er sich unter tausend Gefahren aus seiner Gefangenhaft selbst befreite. Aber nein, es ist der Tott, der schwärzt hat. Tott in der Masche von May war sein Jollen nachbar ein junger hanzösischer Baron — Ari ist sein Name —, ihn nahm er mit, als er sich den Weg in die Freiheit geholt und gegeben hatte, schleppte ihn, den Schwächling und Verwundeten dazu, vierundzwanzig Stunden aus seinem Rücken durch Eis und Schnee, bis sie glücklich über die Grenze waren, und kann nun nicht mehr von ihm leben, im Leben nicht und nicht im Tod sein. Eine lange Reihe von Todsünden reißt sich ab. Sie beginnt damit, daß Tott, der sich bei einem Anbruch auf der Place d'Armes in die schöne Sonnette der Ari bis über beide Ohren verliert hat, in einem Augenblick jenseit die Liebe können Ari, Ari stillschweigend zu wissen, als ob Tott damit auch er von der Liebe ein zu dem die er nicht wird. So geht das weiter. Tott gibt Ari zu erkennen die Höhe

zur Heirat; Tott richtet den Neuwermählten ein kostbares Haus und Heim ein, während er selbst einen alten geschäftlichen Soldatenrock trägt; Tott bezahlt Ari's Schulden; Tott verwaltet Ari's zerrüttete Güter; Tott erwirbt dem Spieler und Weiberfeind nach und nach sein gesamtes Vermögen; Tott wußt ihm zuletzt sogar seine Ehre weg und islet ein Jahr lang als angeblüher Subhaber der italienischen Ballettcompagnie in der Kaiser's Gesellschaft eine höchst lächerliche Rolle; Tott ist, Tag und Nächte als Krankenwärter am Bette seines Freundes; Tott steht wie ein Cherub mit dem Stammenschild vor Ari's und Henriette's „Obeglied“; Tott parzellt sein liebevolles Herz mit dreifachem Erb, als die „negligierte“ Baronesse nicht zu deutlich Riene macht, sich ihm an den Hals zu werfen; Tott stellt sich endlich sogar dem Weiberjäger Colanova, Oberheiter de Zengalt, der Henriette schon so gut wie in den Strallen hat, vor die Pistole, so daß der Abenteuerer eilends des Weite sucht und sein Opfer lösen muß; und schließlich, schließlich, schließlich haucht Tott — mögen sie immer glauben, das Tüch sei der Winckel wegen geblieben — unter guten Umständen für den Freund selberrubig seinen Geist aus, ist doch der verdammte Vezugener „stimuliert“. Was kommt es auf einen Todlichen mehr oder weniger an? Sind ja doch nur traurige Commentare von Neckenmenschen! „Weil nicht mehr mit Deutschen an, Ari, sie bringen kein Geld. Wacht einer von ihnen hat erst gemacht, wie sehr er lebendig war, als er ein Stück Vieh in der Lunge hatte und

faum noch den Atem fand. Ça ne valait pas la peine ..."

Man erkennt unschwer das französische Vorbild des deutschen Grafen in Hofstons „Cyrano de Bergerac“, der für seinen gleichfalls völlig bedeutungslosen Freund Chrestien und dessen Magane blutet. Aber wach sprühendes dramatisches Leben bei allem lyrischen Schmuck dort, wo der Opferfreudige sich bis zum letzten Atemzuge gegen Lüge, Vorurteil, sittliche Schwäche und Feigheit schlägt; wach müde Ruhe, wach epischer Schwundgang, wach mühsames Nachschöpfen aus zweiter Hand hier. Dieser Tott ist allenfalls zum Helden eines jener empfindsam-folletten Romane berufen, die heute schon wieder dem achtzehnten Jahrhundert ihre Belesen nachflößen; zum Dramenhelden ist der Vär im Philosophenmantel durchaus verdorben. Im Grunde beständig dies neue Drama Vollmöllers nur das Urteil, das die Kritiker über seine „Gräfin von Arnagac“ in seltener Übereinstimmung gefällt hat: der kraftlose Versuch eines Geschmackskünstlers, der wohl aus aparten Kulturen allerlei Seltsames, Araues und Kurioses nach- und anzupfeinden vermag, dem es aber völlig an eigener selbstgemadener Schöpferkraft gebricht ... Und das ist die Endsumme aus diesen Versuchen, ferne Zeiten mit ausgeprägtem Kulturgeist dramatisch zu elektrifizieren: ein paar erlebnisreiche, schicksalgezeichnete Menschen zu beschreiben — sei's auch mit ihren eignen verbürgten Worten — und sie aus dem Rahmen leichtlich lebendig herortreten zu lassen, das allein tut's nicht. Zum dramatisch Gebilde mit Gegenwartswirkung gehört eine kraftvolle dramatische Idee, ein Auseinanderprallen zweier starker Willen, von denen der eine ja immerhin als die Gesamtheit eines vielfach geteilten Zeitwillens auftreten mag, und über dem allem eine zum Herrlichen geborene und im Bezwingen genährte Phantasie- und Gestaltungskraft, die von innen nach außen, nicht umgekehrt baut. In Fretias Stück liegen Anlässe dazu; in Vollmöllers Versuchen sehe ich nur tote Körner, die kein Frühling zum Keimen bringen wird.



Neben diesen beiden Stücken, den einzigen ernstlichen, von denen es sich allenfalls zu reden lohnt, klingen vielstimmiger denn je die Schellen all der Intelligen, die abends zwischen acht und zwölf auf nichts weiteres bedacht sind, als dem ermüdeten Tage noch ein letztes Nücheln abzuschmeicheln. Selbst das Lessingtheater, sonst die Hochburg Abens und Hauptmanns, will sich jetzt zu diesem gefälligen Publikumsdienst herablassen. Was seine erste diesjährige Reueit, Guldnans mit Reuchfens nennliche „Walter“, von jenens der Gogolens mitz gebracht hat, ist überhaupt nur die ledigste Reueitaktion. Dann

aber doch auch ein glückliches Erbteil jener gallischen Weltanschauung, die sich nicht erst lange mit Grillen und Strupeln zu plagen braucht, wenn ein eleganter Lebemann, den achtzehn Jahre nach der Schindung die Marotte zu haben, seine Tochter einen Monat bei sich zu haben, durch eben diese Tochter zur Solitität befehrt wird und umgekehrt aus dem Kleinbürgerlichen Nachhich in der Weltlichkeit dieses Mannes von Welt und von Herzen im Handumdrehen sich eine junge Dame mit Aufprüden und Selbstbemühten entpuppt. Wenigstens die Unbestimmtheit um Psychologie und Logik, mit der die Herren Franzosen so etwas zustande bringen, ja in den letzten fünf Minuten sogar noch eine Versöhnung zwischen Mann und Frau und ein neues, standesgemäßeres Verlobnis der Tochter in die Wege setzen. Früher war's ein Kommiss, der Arodet, jetzt ist's ein Mitglied des Staatsrats, das Tennis spielt. Warum solche Harmslosigkeit schmähen? Ein Theater, auch eine literarische Bühne braucht sie manchmal, schon um Atem zu schöpfen für größere und höhere Aufgaben. Auf den Fall dabei kommt es an. Und dieses Stück kennt seine Grenzen und bleibt in seinem Stil. Nur soll man nicht glauben, daß solche Hausmannstoft nicht auch auf deutschen Kartoffelstern wächst. Wer Guinon und Boudinnet bringt, muß den Mut zu der Gerechtigkeit haben, daß auch Müller und Schulze, oder wie sonst unser gegenwärtiger Nachwuchs der VArrange und Moser heißt, die Tür offen finden werden.

Was dieses vom ersten Augenblick an durchsichtige Stück an Ueberraschungen vermissen läßt, das holt für die Franzosen, seine Lehrer, die doch in solchen Coups de théâtre sonst so groß sind, Rudolf Lothar mit seinem „Fräulein in Schwarz“ nach. Das ist eine vom Neuen Schauspielhaufe am Rollendorfsplatz aufgeführte Komödie, die der Philisterrnoral eine Nase dreht, um gleichzeitig die „Anständigkeit“, die „Sittenstrenge“ der Artisten und schreibenden Leute mit einer Gloriole zu umfränzen. Es ihm das aber auch nur die Hälfte seines Glorioles eingebracht hätte, wenn der zweite Akt nicht etwas ganz Neues, ganz Unerhörtes brächte? Das Fräulein nämlich, das uns im ersten Akt noch als ein braves, mitgütigegnetes Keuerstückerlein erschien, als zukünftige Staatsanwaltsbraut, dies Fräulein — ja, dürfen wir unsern Augen trauen? Es tarnt da in schwarzen Livots hoch oben an Red. und Vater und Mutter trainieren neben ihm in dem gleichen knappen Kostüm zur „Großen Pyramide“, der Wochennummer im Programm des nächsten Wintets. So findet der Herr Staatsanwalt keine Intelligenz nebst Schwiegereltern. Mein Wunder, daß das Ringeln zerbricht. Aber erst muß der Herr Staatsanwalt — wozu wählt er sich emen so spießbürgerlichen Neut? — noch eine gehörige Portion von dem

„Nänslein in Schwarz“ einstecken, bevor er mit schließlichem Abschied entlassen wird.

Doch halt! Es gibt noch etwas dazu. Etwas eignes, echt wienerisches. Der Clown als Sieger im Edelsinn, der Harlekin als König der Situation. Ein alter Lieblingsgedanke von Lothar, schon in seinem „König Harlequin“ thematisch büchsenwirtsam durchgeführt: eine in natürlichen Wachstum aus der spielerischen Sphäre der Wiener Kultur emporwachsene Theaterei. Das Leben ein Spiel, unser Wesen eine Maske, unser Tun eine Rolle — man lernt diese Mimenkutsch-philosophie von Schnitzler, Förmann, Rohr und Zalken her. Hier ist es Raab, der Clown, der triumphiert. Der allabendlich am Trabez für die Geliebte todesmutig sein bißchen Leben in die Schanze schlägt, der mit seiner Grobmut dem Herrn Staatsanwalt heimluchstet, der, endlich in seiner wahren Größe erkannt, endlich für seine ausdauernde Liebe belohnt, aufschwindelnd sein armes verdämltes Gesicht in den Schoß der Geliebten beugen darf: Begrab deinen Wahm! Wir kommen nun mal nicht hinder in jene Bezirke sogenannter bürgerlicher Ehrbarkeit. Laß uns bleiben, was wir sind: Komödianten und Hanswurst nach außen, Könige und Heile drinnen im Herzen! Und Claire Turand, renommée Montrose, neigt sich ihm zu; Harlekin und Colombine werden morgen Hochzeit feiern und vom Trabez in den Lüften verächtlich hübahännen auf das Schindel unter ihnen ... Wie leicht es doch ist, mit ein bißchen Wohlbehagen und Tafel-spielerei die Finge dieser Erde auf den Kopf zu stellen!

Da lobe ich mir Gustav Wied, den ununter Seifenfieber aus Länemark. Der nimmt uns Menschen, wie wir sind, und holt aus uthren Menschlichkeiten wenn nicht goldenen, so doch rot blühigen Hummer heraus. Andre wollen auch ihn parrot zum bitterbösen Zatiiter steuern, der es jauchend hinter den Luren habe. Mich wird man damit nicht zum Stupeln bringen. Ich sehe auch in seiner „Grotik“ (deutsch von Kathilde Mann, bei Langen in München), die das Berliner Theater anführt, immer nur den beglücklichen, zweifelnden Zwalf, dem es herzerquickend ist, wenn er hinter großen Worten und Gebulden die Kerie der Menschlichkeit ent deckt, an der beim Unerwundbartheitsbade unsre Mutter uns hält. Was ihn kennzeichnet, ist mehr die naive Freude am föstigen Spah als die versteckte Winterhälligkeit eines Frontiers oder grimmigen Humourans, wie der Jie Shaw einer ist. Schon seine handliche Art des Ingreißens ist ersühnend. Wie wichtig sind gleich die Weisheit geshaut: dieses dicke, fette Wohlbehagen und dieser kleine hüme Heigtragen, und mitten zwischen ihnen die, der Ansignitätenhändler und Seitsanzwärt, der die Jungfrauen nicht ansprechen kann. Mit seiner überreden Köbentliche



Herr Kiewing als Kammerherr in Gustav Wieds „Erinnerungszeit“. (Nach der Aufführung am Berliner Theater aufgenommen von Bedler & Mack in Berlin.)

im Bunde ist es denn auch den beiden Hanshälterieren ein leichtes, sich die Kenern, den Fetten und den Wagern, ins Gleich zu spannen, nach denen sie schon lange sehzen. Aber auch unser Hans Dampf, der wohl Ehe predigt, aber nicht begehrt, sitzt plötzlich mit in der Faltsche und wird mitauant all seinen großen Redensarten, Galanterien und Amentenen von seiner einst johüde verlassenen Geliebten an den Spinnraden gebunden ... Im „Erinnerungs-fest“, einem „Einakter in vier Zimmern“, der sich mit der „Grotik“ an ein und demselben Abend gut verträgt, wandeln wir mit dem Herrn Kammerherrn und dem Herrn Hofjägermeister nach einem zufälligen Erinnerungsdiner aus dem Zweifelsaal in den Salon, aus dem Salon ins Toilettenzimmer der früh dahingegangenen Frau Hofjägermeister, um so nebenbei zu erfahren, daß der blaßerte Kammerherr der teuren Verstorbenen im Leben mindestens ehwürdig nahe, vielleicht noch näher gestanden hat als der fetteste, plebejische Herr Gemahl, der, während er in einem Ange eines Gebärmutterkranke zerdüsst, mit dem andern schon nach Aufstern und Gängelberbafete jöhst. Ein Nichts -- aber gut gemacht und unterhaltfam muntanzuhören.

Auch der neue Schwank von Blumenthal und Nadelburg liegt schon in der Wiege. Er heißt „Die Tür ins Freie“ und besteht aus einer Ehegeschichte, oder besser aus einem ganzen Bündel von Ehegeschichten. Stellt sich da eines Tags heraus, daß in den Staudesamtsdokumenten Buchenaus, des lieben Philisternestes, eine ganze Anzahl Formfehler vorgekommen, daß also die Pforten des Gefängnisses offen und so und so viel Ehemänner ihrer Bande ledig sind. Die Separation beginnt und damit zugleich ein Annullirgeschehen zwischen den beiden Geschlechtern, ein Feuerwerk Blumenthal'schen Cytrus und Nadelburg'scher Überraschungen, daß ein verächtliches Pablistum, falls es seine künstlerischen Ansprüche nur draußen in der Garderobe gelassen hat, aus dem Lachen nicht mehr herauskommt. Bis sich endlich die in die „Goldene Kugel“ ausgewanderten schwächeren Hälften ihrer von den Köchin:nen und Wirtschaftseinnichten fürchterlich bemagelten Männer erbarmen, die Frauen wieder den Keller- und Speisekammer, die Männer wieder den Schlafzimmern- und Haustüschlüssel bekommen! Es geht — bei der Göttin der Keuschheit sei's geschworen! — trotz des heiligen Themas höchst sitzjam zu in diesem Stück; man kann erwachsene und unerwachsene Töchter mit ins Kasinohaus nehmen. Je naiver, desto lebenswahrer werden sie die Geschichte finden. — Eine löstliche Gleiterschönung dieser Blumenthal Nadelburg Fremiere ist die Tatsache, daß Robert Riß, einer der Veriaßer des vor — neizehn Jahren erschiene- nen Schwankes „Kräutlein Krau“, gegen die Dichter der „Tür ins Freie“ einen Plagiats- prozess anstrengen will. Ausgerechnet nur dieser eine! Wenn nun all die Mitarbeiter der „Nie- genden Wälder“, deren sich die Dipskuren dank- bar erinnern haben, auch aufstünden und des- gleichen täten — woher sollten nur die Richter und Rechtsanwäite für die Klaidneys kommen!

Und endlich: Richard Alexander und sein Ne- fidenztheater. Mit dem ersten Griff in den Pa- riser Novitätenopf war es nicht recht was. Ein Schwank mit einer feineren Lustspielidee — solch Kräutlein Zeltensidön lücht man anderwärts als in der Blumenstraße. Also von Creißet renig zurück zu Tendean, dem Schöpfer der unsterb- lichen Crevette, der „Dame von Maxim“! Schon der Titel dieses neuen Zenbean ist ein Schlag- er:

Occupe-toi d'Amélie — „Kümmere dich um Amélie!“ Wer wollte dem widersprechen? Wer das ist, Amélie? Nun, natürlich ein Pariser Lebemädchen, das ein Sommerleutnant während der Manöver dem Schutze seines Freundes ein- weicht. Der ist tren wie Wald, nur zu einer kleinen Staudesamtskomödie leibt er sich das Tämlchen aus, kann er doch in den Besitz des väterlichen Millionenverbes nur gelangen, wenn er sich verheiratet hat. Selbstverständlich ist der Staudesbeamte falsch — meint unser Bonvivant; selbstverständlich ist dies nur eine Scheinche — lacht unier frühlicher Erbe. Aber der Freund war eifersüchtig, und aus Rache hat er (Tableau!) dem Paare einen echten statt eines falschen Staudesbeamten besorgt. Die Ehe ist also gultig. Doch das Stück mühte nicht aus Paris sein, der Ehemann wider Willen mühte nicht von Richard Alexander gepielt werden, wenn die Schlinge sich nicht im Ku wieder löste, wenn die weinlich erufte Situation nicht ein einziges Gelächter löste ... Das ist das Veröhönde an Alexan- ders Fiktionsführung im Nevidenztheater: sie erhebt keine Ansprüche auf irgendwelche „Kunst- ideale“. Sie will verziigen, nicht mehr und nichts andres. Des zum Zeichen hat Alexander jetzt in dem Verübül seines Hauses auf weißer Marmortafel eine bronzene Hand anbringen lassen, worunter die bedeutungsvollen Worte „Zur Kaffe“ stehen. Mit dieser Hand aber hat es seine eigne Verwandnis, wie eine in Schönschrift gehaltene Erklärung besagt: „Diese Hand zeigte den Be- suchern des alten Wiener Burgtheaters den Weg zur Kaffe. Beim Abbruch des ehrwürdigen Kunst- instituts erwarb sie Herr Hofrat Meyer in Dres- den, dessen oft bewiesener Liebenswürdigkeit sie der Unterzeichnete verdankt.“ Das ist der ganze Alexander: ein Mann, der auf dem Theater, nicht aber im Leben Komödie spielt, ein Humorist, der menschlich und künstlerisch hoch über all dem Unikum steht, daraus er allabendlich den Vor- wand schöpft, griesgrämige Menschen das Lachen zu lehren. Ein unverbeßerlicher Reichthum und Sündenbocken auf der Bühne — im Leben die Ehrbarkeit und Solidität selbst, ein Mensch, der Kadenten aus dem alten Burgtheater pietärboll bereuigt, als wären es Heiligthümer, und sich selber nichts Schöneres weiß, als sonnenüber auf dem Landsh in Freicunwalde Mosen zu züchten.





⊗ Karl Albert von Baur: Landschaft aus dem Sriaul. ⊗





Karl Albert von Baur: Bäume bei der Hofmühle in Eichstatt. Kohlezeichnung.

⊗ Von Kunst und Künstlern ⊗

Karl Albert von Baur — Hugo Vogel — Peter Breuer — Harro Magnusen †

Nicht immer läßt sich der Hauptzweck unserer Kunstblätter erfüllen, nämlich neue Werte aus dem zeitgenössischen Schaffen unserer Künstler zu zeigen; manchmal heißt es auch um ein paar Jahrzehnte zurückgreifen und eine Fülle der Pietät erfüllen. Sonst nichts wegen hätte der Jolk der Dankbarkeit, den wir da im Sinne haben, schon in dem Bericht abgehandelt werden müssen, den Alexander Heilmeyer im Oktoberheft über die Münchner Sommerausstellungen gab. Denn die diesjährige Ausstellung im Gasparsal war ja eine Jubiläumsausstellung, und in ihrem Rahmen wurde mit einer besonders nachlässigen Stellung auch das Gedächtnis Karl Albert von Baur's geehrt, des ehemaligen Präsidenten der Münchner Künstlergenossenschaft, der am 22. August vorigen Jahres als Sechshundfünfzigjähriger aus einem reichen Schaffen und einer hündigen Arbeitshut, aus einer ebenwollen öffentlichen Laufbahn und einer glücklichen Häuslichkeit abgerufen wurde. Bei Arbeiten war Baur, wie auch Heilmeyer schon beruhte, viel zureichend hervorgetreten. So war er ein in sich selbst, ist ein Reichthum an künstlerischen Leistungen zu überblicken, und all dem in verlebte man das früher nur vereinzelt hervorgetragene Werk. Daß dieser Künstler „den besten Platz im des Münchner PAYSAGE intimen herzugeben ist“. Es ist ein neuer Beweis vom dor-

newollen Erdenwallen des Künstlers brauchen wir daraus nicht abzuleiten. Baur war, wie uns E. von Stieler erzählt, in der glücklichsten Lage, ohne Rücksicht auf den Geschmack der großen Menge zu schaffen und ohne Zugeständnisse an Modeströmungen. Aber er war auch zu vornehm, um je in ausdrücklicher Weise für sich Bekanntheit zu machen. Und schon daraus, dünkt uns, erwächst der Nachwelt die Pflicht, sein künstlerisches Bild aus der Fülle der Mittelmäßigkeiten stärker heranzuheben, als es bisher geschehen.

Was der Popularität Baur's hauptsächlich im Wege gestanden, hat gleichfalls schon sein Freund Stieler richtig betont: landläufige Motive reizten ihn nicht. „Wo den Vätern die Gesamtsucht einer Landschaft entzündete, festelte ihn ein inneres Detail, und da, wo die meisten adios vordringungen, erwiderte sein Auge großzügige Formen, die er namentlich in seinen Zeichnungen meisterhaft erweist und wiedergeben hat.“ Besonders keine Studien aus Süditalien, Oberitalien, dem Markt oder dem Kränkelnden Jura haben, wie der Schrader in unsern beiden Bildern, der „Landschaft aus dem Arian“ und der Kohlezeichnung „Bäume bei der Hofmühle in Eichstatt“, bezeugt finden wird, etwas von monumentaler Größe. Denn so hat Baur's malerisches Empfinden war, so liebevoll er den beiden



Karl Albert von Baur.

Atmosphärenbildnern Licht und Luft ihre Schöpfungen abhandelt, Baur der Zeichner nicht doch beträchtlich über Baur den Maler. Es waren Reize der Form, die ihn an der Natur immer zuerst fesselten, weil sie ihm zuerst den inneren Organismus einer Landschaft offenbarten, und in den mußte er eingedrungen sein, bevor er ein Verhältnis zu ihr gewann. Diese Aende an der charakteristischen Struktur einer Landschaft, an dem Sichvornüberbau einer Gegend, was es für das Auge des bildenden Künstlers genau so gut gibt wie für den Dichter das Erwachen einer menschlichen Gestalt aus dem bildenden Kern ihres Geistes — diese Reizung hat beileibe nichts mit wissenschaftlicher Geologie zu tun, und die Phantasie braucht sich davon noch nicht in Reife zu lagern zu lassen. Ja, mit einer Anzahl moderner Maler teilte Baur die Vorliebe für einfach innige Motive der Natur, für ruhige Gras- hänge, stille, von der Sonne beschienen, oder von Baumgruppen beschattete Halben, abwärts liegende, verstreute Flächen, und namentlich mit seinen Abstammungen von Gau zu Gau reiste er denn überaus gern dem zarten Spiel der Kiste, dem Zinnschalen und Lösen der Wollen und dem Zittern der Zweige zu folgen. Freilich muß ein Maler und Zeichner dieser Art wie auch die Zeitgenossen sein. Er muß die Stimmen, die durch die Luft einer Landschaft durch den Wald und die Büsche auch noch zum Ausdruck kommen, hören, und er muß sie mit dem ganzen Körper empfangen. Er muß die Luft hören, die durch die Äste der Bäume hindurch weht, und er muß die Luft sehen, die durch die Äste der Bäume hindurch weht.

wittersturm festzuhalten. Das konnte Baur, wie die besten seiner Bilder und Plätter zeigen. Doch blieb er auch in diesen seinen hervorragenden Schöpfungen immer mehr Epiker als Mytiker, immer mehr kraftvoller Charakteristiker als bindendender Stimmungsmusikant. Der Reiz vor der Linie ist es, der seine Charakterzeichnung so charaktervoll, seine Kunst so eigen und aufrecht erscheinen läßt. Aber auch um den farbigen Ausdruck hat er ernst und redlich getüchtelt. Das hat recht ein jene Kachelhausstellung im Glaspalast bewiesen. Der crassen Form treu bleiben und doch Maler sein; dies Problem, ein jenseitiges Problem der letzten Übergangszeit, war so recht das Problem seines eigenen Schaffens, um das sich alle seine Arbeiten im Grunde bewegen, die herrlichen Landschaften aus Italien so gut wie die frisch natürlichen süddeutschen Studien und die freilich nur vereinzelt Malter, in denen der Künstler im Sinne der modernen Auffassung nach einer tieferen und lustigeren Behandlung strebt.

Dem Geist und der männlichen Zuchtlichkeit des im stillen schaffenden Künstlers entsprach der tätige Gemeinssinn und der kameradschaftliche Vereinstreue des Mannes. All die Aunter aufzuführen, all die Organisationsarbeiten zu wirtigen, die Baur seit 1885, wo er zum ersten Schriftführer der Künstlergenossenschaft berufen wurde, für seine Vaterstadt München und deren Künstlerjahre geleistet hat, das müssen wir uns an dieser Stelle versagen. In seiner Ernennung zum Ehrenmitglied der Münchner Künstlergenossenschaft, in der zweijährigen Führung der Vereinsleitung und in andern Auszeichnungen haben diese Verdienste ja auch öffentlichen Ausdruck gefunden. So ist er einer der seltenen deutschen Künstler geworden, bei denen Worte und Taten sich harmlos vereinigen, um in der Geschichte der Kunst ein geschlossenes Charakterbild festzuhalten.

Bei dem Namen Hugo Vogel denken wir zunächst wohl an den Historiker und Monumentalmaler. Von den vier Kunstgelehrten aber, die das vorliegende Werk ihm widmet, gehört diesem vornehmsten Gebiete seiner Kunst nur eins und auch dies nur halb an — das Bildnis des Hamburger Senators Lappenberg, in dem der Künstler den Geist der Autonomie so gut mit der Innigkeit der Persönlichkeit zu verbinden gewußt hat. Ob das Gemälde für eins der öffentlichen Gebäude Hamburgs bestimmt ist — der Künstler arbeitet augenblicklich noch an der Ausschmückung des Hamburger Rathensaales —, wissen wir nicht. Es würde dort gewiß eine ebenso gute Figur machen wie in den Räumen des Brausebades. Dabey erinnern wir uns daran, daß es die bedeutendsten und bedeutendsten Gemälde Hugo Vogels von diesem Fortsatze unabhängig)

große Gruppenbild ist, das den Senat der Hansestadt in vierundzwanzig lebensgroßen Figuren darstellt, eine Leistung, die dem Künstler 1900 die Große Goldene Medaille für Kunst eintrug. — Die Kohlezeichnung „Mädchenkopf“ bringen wir hauptsächlich deshalb, und zwar möglichst originalgetreu, um die Eier an dem Genuß teilnehmen zu lassen, den es jedem Kunstfreund bereitet, der Hand und der charakteristischen Zeichnung des Meisters so unmittelbar wie möglich zu folgen. So individuell diezüge auf diesem Blatt, einer Studie zu dem in der Berliner Nationalgalerie hängenden Bilde „In der Laube“, erschöpfen sich nicht, der Geschichtsmaler, der gewohnt ist, mit großen Flächen und großen Linien zu arbeiten, verlegt sich auch hier nicht.

Auf den andern drei farbige wiedergegebenen Blättern schwindet dieser Zug mehr und mehr. Eine Neigung zum Dekorativen ist allenfalls noch in dem lebensgroßen Bilde des „Jungen Dame im Garten“ zu beobachten, so delikates sich auch hier gerade bei aller Mühseligkeit in den warmen und kalten Tönen das künstlerische behandelt zeigt. Ungleich einfacher ist das Porträt der Frau des Künstlers gehalten; auf der Dresdner Fortnachtsausstellung, die der Zächische Kunstverein in diesem Sommer in seinem Gebäude auf der Brühlischen Terrasse veranstaltet hatte, erregte es wegen seiner Ruhe und Vornehmheit mit Recht Bewunderung, wie jenes andre auf der letzten Berliner Adamicusaustellung am Barier Platz einen bevorzugten Platz einnahm. Eine freundlich idyllische Szene aus dem sommerlichen Aufenthalt in Norwint (Hollands) hält endlich das Bild „Auf dem Laube“ fest. Wir freuen wohl nicht, wenn wir in der Dame, die da mit so warmen Säbeln auf die beiden Zierfinder herabblüht, die Frau des Künstlers wiedererkennen. Forträgere aber war hier schwerlich des Meisters Ehrgeiz und eigentümliche Absicht. Jedenfalls sind die roten, gelben und weißen Blumenbüsche in dem erfrischend naturwüchsigen Garten mit kaum weniger Liebe behandelt als die drei Menschen, die sich von ihnen umblühen lassen, und denen man so leicht, wie aus ihres Sommerlages Freuden mit diesem Aed Gartenland verwechseln sind. Es ist ein Bild, das uns mit sanfter Kraft in seinen Jamben hineinzieht, ein Bild ledig aller billigen Sentimentalität, erfüllt vom heiligen Glanz und vom feinsten Lebensgefühl der Sommerzeit.

Zu dem Titelbild „Adam und Eva“ nach der Marmorplastik von Peter Breuer hat uns ein glücklicher Zufall das dem Blatt gegenüberstehende Gedicht von Irene Bild beschied. Ein Zufall — wir müssen das schon deshalb benennen, weil wir die Dichterin und auch uns selbst vor dem Verdacht schützen möchten, als wollten wir diesem die süße Manier vortragen, zu vorhandenen Bildern Gedichte zu „bestellen“. Die

Dichterin hat sich ohne unser Zutun von der Gruppe Breuers zu ihren Versen anregen lassen, und zwar von der Originalschöpfung des Künstlers, nicht etwa nur von einer Reproduktion. Wie diese, mag sie in ihrer Art auch noch so vollständig sein, immer nur einen Teil des künstlerischen Wertes wiedergibt, so erschöpft auch das beste Gedicht allenfalls nur den literarisch-geistigen, nicht aber den Gesamtinhalt eines Kunstwerkes. Den Adel der Form, die Kraft der Komposition, die Sprache der Linien und die sinnlichen Reize des Materials heißt es für jeden einzelnen Betrachter selber nachfühlen. — Der Künstler, Christian Peter Breuer, ist am 18. Mai 1856 in Köln geboren und riefte dort praktisch die Holz- und Steinbildhauerei, ehe er die Akademie in München, darauf die in Berlin bezog. Die von uns wiedergegebene Gruppe (1894) lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf ihn; später hat er sich auch vielfach in monumentalen Aufgaben, u. a. in dem Standbild des Fürstlichen Johann Sigismund in der Berliner Siegesallee, in dem Kölner Kaiser Friedrich-Denkmal, dem Haller Kaiser Wilhelm- und dem Breslauer Bismarck-Denkmal, mit Glück betätigt.

Am 3. November machte — unerwartet auch für seine nächsten Freunde — der Bildhauer Harry Wagmann sein altes und erfolgreiches Leben ein freiwilliges Ende. In ihm verlor Berlin eine kraftvolle Persönlichkeit, die im Betriebe der Großstadt nur wenig von ihrem frischen Temperament eingebüßt hatte. Wagmann, geboren am 14. Mai 1861 als Sohn des Malers Christian Carl Wagmann, bildete sich zunächst an der Münchener Akademie gleichfalls als Maler aus, ging dann aber zur Bildhauerkunst über und wurde 1887 Schüler von Reinhold Beysser in Berlin. Nach ausgedehnten Studienreisen seit 1893 selbständig schaffend, hat er sich namentlich als Porträtbildner einen Namen gemacht, und zwar bevorzugte er aus Wahl verhandelsfähig charaktervolle, idyllisch ausgeprägte und durchgegeisterte Männerköpfe. Bekannt sind seine Bildnisbüsten von Klaus Groth, Hermann Allmers, Ernst Haedel und vor allem seine Bismarckbüsten, die er in mehreren Fassungen, mit Schlabaut oder barhäuptig, ausgeführt hat. Aber auch zahlreiche monumentale Schöpfungen zeugen von seiner gern den waterländischen Heldengestalten zugewandten Kunst, u. a. das Bronzestandbild Bismarcks in Kiel (1897), der „Philosoph von Sanssouci“ (1899) in das Stiebezimmer Friedrichs des Großen in Marmer ausgeführt, das Marmorstandbild Friedrichs II. in der Siegesallee (1900), die Statuen Bismarcks, Kottles und Roons in der Ruhmeshalle zu Berlin (1901), das Rosendental auf dem Königsplatz in Berlin und das Kaiser Wilhelm Denkmal in Bonn. N. D.



38

Selbstanzeigen

39

Was uns zu der Aufnahme dieser neuen Ab-
teilung bewegen hat, möchten wir am
liebsten mit den Worten eines der zur Be-
teiligung Eingeladenen sagen. „Ich ergreife gern,“
heißt es in dem lebenswürdigen Begleitbrief zu
einer Selbstanzeige, „die mir so freundlich gebotene
Gelegenheit, mein zu Weihnachten erscheinendes
neuestes Werk selber anzugeben und das Publi-
kum in sein Verständnis einzuführen. Es scheint
mir ein sehr glücklicher Gedanke, der Sie bei
Schaffung dieser Kunst geleitet hat; denn indem
sich der Autor selber anzeigt, fallen die von der
Buchhändleranzeige unzertrennlichen Anpreisungen
weg, und das Publikum erfährt gleich das Wesent-
liche.“ Das Wesentliche wenigstens, fügen wir
hinzu, des dichterischen Wollens. Das aber genügt
in den meisten Fällen, ja es ist das Entscheidende,
wenn es sich, wie hier, nur um solche Werke han-
delt, deren Verfasser den Lesern dieser Monats-
hefte keine Unbekannte mehr sind, zu denen sie
vielmehr durch kleinere oder größere Beiträge
schon ein Verhältnis gewonnen haben.

Wir denken diese ungeschickliche Mitteilung
fortzusetzen und laden zur Beteiligung herzlich ein.
Freilich müssen wir es uns von Fall zu Fall
vorbehalten, aus redaktionellen Gründen über
Annahme oder Ablehnung zu entscheiden oder den
Text der Anzeige mit den Grundrissen dieser mehr
als andre auf Kürze und Sachlichkeit angewiesenen
Rubrik in Einklang zu setzen. Auch das andre
versteht sich wohl von selbst: daß wir an dieser
Stelle alle die zuerst beizuhelfen und willkommen
heißen möchten, die schon Mitarbeiter an „Weiter-
manns Monatsheften“ sind, oder die doch den
Wunsch und den Vernunft sich fühlen, es zu werden.

J. D.

Wilhelm Sijher in Graz:

Das ist ein tiefer Tag Dante's: Jede Ursache
liebt ihre Wirkung; ciascuno ragione ama lo
suo effetto. Am Lichte dieses Gedankens wer-
den alle Erscheinungen, die im Verhältnis von
Ursache und Wirkung stehen, von innen heraus
belebt und von einem Herab-, aber nicht hinauf-
fließenden Strom von Liebe erleuchtet. Aus die-

sem Grunde müssen die Eltern ihre Kinder und die
Dichter ihre Werke lieben und beider Urteile auf
das eine hinauslaufen: daß man sich selbst nicht mit
unzufriedenen Augen betrachten könne, weder in
den irdischen noch in den geistigen Sphären.

Ich soll aber hier doch über mein jüngstes
Werk „Der Kaiser von Byzanz“, Romanze
(München, Georg Müller, 1909), urteilen, da
auch eine sogenannte Selbstanzeige, diese aller-
neueste Erfindung, solches mehr oder minder for-
dert, und will, so sehr es sich mir widersetzt, dem
Ause aus Achtung für den Autor Folge leisten.

— Ich nannte mein neuer veröffentlichtes Werk
„Der Kaiser von Byzanz“ Romanze in dem alten
Sinne, in welchem jeder Roman so heißt, und
hoffte, daß die gebundene Sprache dieser Dichtung
kein Hindernis sei, sich mit jedem andern Roman
in Prosaform aus gegenwärtiger Zeit zu messen.
An Reichthum der Handlung, an Raumfülligkeit
der einzelnen Bilder wird das Werk einem fein
wägenden Auge keinen Mangel zeigen, und selbst
das, was man Spannung nennt und im echten
Sinne doch nur in einer weltentlichen Handlung
besteht, selbst das wird kaum vermist werden. —
Der Held ist Baldwin von Flandern, der auf
dem Wege, das Heilige Grab von den Ungläubigen
zu befreien, sich den weltberühmten Thron
von Byzanz erringen hat. Es ist ein märchen-
hafter Stoff, der da in der Geschichte eingebettet
lag, wie ein Diamant in seinem Muttergestein,
und er lockte den Verfasser, ihn zu einer Dichtung
herauszuschleifen, die das Licht der damaligen
Welt farbig wiedergeben sollte. Aber noch
eine andre Schwundt trieb den Verfasser dazu.
Er fühlte, daß alles, was an deutscher Romantik,
an Sage und Märchen in seinem Herzen lag,
in diesen Stoff ausgewirkt werden und in ihm
wie aus tranken Grunde erblühen könne. Des-
halb schrieb er, nicht etwa jetzt, sondern schon
früher, diese Dichtung, die unter den Mündern der
Zeit als etwas rein Poetisches wirken will. Fin-
det „Der Kaiser von Byzanz“ Leser, in denen
dieses alte deutsche Wesen in neuer Form anflingt,
so wird er sie erretten und die Wärme, die ihm
einer entgegenbringt, verdoppeln. Wo sich jedoch
die Wesen entgegenziehen, wird er keine Wunder



✱

Hugo Vogel: Bildnis seiner Frau.

✱



vollbringen und Kälte in Wärme verwandeln können. — Aber die Dichtung klingt und kann, wenn es Gott gefällt, ihre Hörer finden.

Gustav Falke: *

Drei gute Kameraden. (Mainzer Volks- und Jugendbücher, Bd. 5. Mainz, Josef Scholz.) — Die Geschichte dreier Kinder, die in einem ländlichen Bortort einer großen See- und Handelsstadt zusammen aufwachsen. Kinderleid und -freude, in behaglicher Kleinmalerei des Humors. Die Schicksale der Eltern greifen in die der Kinder ein. Der Tod zerreißt das Band, das die drei kleinen Nachbarn verbindet. Das Mädchen, das einzige Kind einer armen Witwe, stirbt als Opfer eines Freundschaftsbediensteten, den es den beiden Spielfkameraden geleistet hat. Der ältere Knabe geht als Schiffsjunge in die Welt, der andre, der kleine Tolpatz, bleibt als Zeitungsjunge in seinem Heimatsort. Der Lärm der Großstadt, das Getriebe des Weltgeschäftes spielen von fern in dieses bürliche Kinderdrama hinein.

Hamburg. (Städte- und Landschaftsbilder, Band 7. Stuttgart, Carl Krabbe [Erich Hoffmann].) — Ein Versuch, in dem zur Verfügung stehenden beschränkten Raum die reichen Schönheiten der hamburgischen Landschaften zu schildern, der engeren und der weiteren. Elbe und Alster. West und Marsch. Gartenstadt und Handelsstadt. Arbeit und Vergnügen. Alt und Neu. Hafen und See. Kein Kulturbild in erster Linie, sondern ein Stadt- und Landschaftsbild. Für einheimische Kenner sicher nicht lückenlos, manches nur andeutend, aber für den Fremden, für den es zuerst gedacht ist, ein liebevoll gemaltes Bild der großen Welthandelsstadt und ihrer landschaftlichen Umgebung. Bilder nach Originalen hamburgischer lebender Künstler sind dem Büchlein beigegeben.

Die Kinder aus Ohlfens Gang. Ein Roman. (Hamburg, Alfred Janssen.) Das Jugendschicksal von Nachbarskindern, die in einem Gang am Hamburger Hafen aufwachsen, um dann ihren verschiedenen Berufen nachzugehen. Der eine wird ein Seemann, der andre ein Tischler, der dritte ein Schlosser, der vierte ein Buchbinder, der fünfte ein Kommis, die sechste, ein Fräulein, kluges, guterziges Mädchen, eine Plätterin und nachher die Frau des Schlossers. Das Volkshaus mit seinen Vestrebungen greift teils in das Schicksal der jungen Leute ein, teils begleitet es sie eine Strecke ihres Weges. Freud und Leid, Leben und Sterben, Schuld und Sühne. Der Humor führt sein Wort, und die Liebe sorgt für einen reinen Schlafafford.

Gabriele Reuter: *

„Das Tränenhaus“ heißt mein neuer Roman. (Berlin, E. Fischer.) Warum so traurig? Oder ist der Name satirisch gemeint? Ach nein — das kleine Haus wird wohl von seinen Bewoh-

nerinnen nicht ohne Grund seine klägliche Zeichnung empfangen haben. Eins der traurigsten Kapitel in der Leidensgeschichte des Weibes, vielleicht das traurigste spielt sich in der Hütte der Affenbächerin ab. Aber es gibt ja keine reine Tragik. Wo wir sie in der Dichtung schauen dürfen, ist sie immer künstlerische Selektion. Und es kann den Schriftsteller in gleicher Weise reizen, ein ewig Tragisches, umschlungen vom wirren Gerank grotesker Lebenskomik, darzustellen.

Dieses nun ist von mir in dem vorliegenden Buche versucht worden.

Das Tränenhaus ist das Heim einer alten schwäbischen Wehmutter, eines jäzornigen, tachsüchtigen Weibes, unter dessen unberechenbar launischem Regiment eine Anzahl junger Mädchen im verborgenen ihrer schweren Stunde entgegenharrt. Aus Nord und Süd, aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten hat die Verfolgungswut des herrschenden Sittenkodex sie hier zusammengetrieben. Die gegensächlichen Charaktere und Temperamente lernen in der gleichen Not sich freundlich zu dulden, sich schwefterlich zu helfen.

Hochgepannter Idealismus, rohe Sinnengier, künstlerische Schwärmerei, hingebende Treue, Torheit und Verbortbenheit, geistige Freiheit, Stumpfheit und stille Demut, zarteste Empfindsamkeit und drahtiger Humor bilden die Elemente der seltsamen Seelenatmosphäre, welche die bausfällige Hütte mit dem reichen Leben unsrer Zeit erfüllen. Zukünftige Schicksale einer neugeborenen Generation werden in ihr bedeutungsvoll vorbereitet. Einige verbluten, andre gehen den unabänderlichen Gang der Verlorenen, und noch andre dringen durch die dornennimtschafte, flammeneumlohte Pforte der Schande und werden aus Weibern zu Müttern und Menschen.

Holde Kurz: *

Nach einer altjüdischen Sage war Adam im Paradies vor der Entstehung der Eva mit Lilith, einem höheren, zwischen Mensch und Engel stehenden Wesen vermählt, das nach Dämonenart drei Dinge mit den Engeln gemein hatte: die Flügel, das leichte Schweben von einem Ende zum andern, die abendne Kenntnis der Zukunft; und drei mit dem Menschen: das Eichernähren, Fortpflanzen und Sterben. Es heißt nun, daß Lilith zu stolz war, um dem Manne untertan zu sein, und daß sie nach einem Streite mit Adam das Verwandlungswort aussprach, die Flügel entfaltete und entflo, aber nach der Trennung ihm noch dämonische Kinder gebar. Weitere Zusätze der Sage haben dann die erste Wesäbrin des Menschen zu einem männergefährlichen Vampyr verzerrt, doch gibt es auch eine Version, wonach Lilith ein guter Genius gewesen.

Ich habe sie in meinem Gedicht „Die Kinder der Lilith“ (Stuttgart, Cotta) im lehrtern Sinne gefaßt und habe versucht, die dümmern

Züge der Sage zu einer Erklärung des Weltplans und seiner Widersprüche umzuwandeln.

Nachdem hat Gott den Menschen erschaffen, weil er der unwandelbaren, einseitigen Vollkommenheit seiner Engelschöre müde war und ein Wesen wollte, das gleich ihm das All in der Brust trüge. Zur Wesfährtn gab er ihm eine Lichtgestalt, die ihn zum Höchsten spornen und zugleich in seiner erdgeborenen Kraft die Ergänzung ihres eignen Wesens finden soll, denn erst die Verschmelzung beider Naturen kann den vollendeten Menschen ergeben, dem es bestimmt ist, zur Gottähnlichkeit aufzusteigen. Aus dem Widerstreit der Liebenden, Adam und Lilith, entstehen schon die Anfänge der Kunst, und es scheint, als sollte der Mensch sein Ziel im Fluge erreichen. Aber mit der von Gott nicht gewollten Eva tritt ihm ein hemmendes Element in den Weg, das den Entwicklungsplan durchkreuzt. Als ein Stück von Adam, dem er gezwungen ist anzuhängen, verkörpert sie seine eigne sinnliche Trägheit und zieht ihn weg vom ersten Liebesbund. Lilith, an Adam verweisen, entflieht, und Eden, die Stätte ihres Glückes, geht in Trümmer. Der Mensch, auf die Erde verbannt, muß einem rohen sinnlichen Geschlecht das Leben geben, das an Staube klebt, und in dem sich Schuld und Strafe unauslöschlich verketten, bis der Schöpfer endlich doch seinen Plan auf Umwegen ans Ziel führt durch die Kinder der Lilith, die immer wiederkehrenden Verkörperungen des Genius.

Das Gedicht, dessen Gestalten ganz menschlich gehalten sind, führt aus dem jugendlichsten Jdyll in tiefe Tragik hinunter und schließt mit dem Ausblick auf den verkündeten Sieg des göttlichen Gedankens, den aber die Kinder Evas im blinden Haß auf den höheren Bruder noch ins Unendliche zu verzögern drohen:

Tröste dich, Mutter
Er ist einer, und wir sind viele.

Albert Geiger:

Ein Vater, der in jungen Jahren als Bildhauer Wege wie Max Klinger wandeln wollte, angelacht wurde und endlich resignierte, um stumpf und verbittert als Holzbildhauer für Möbelfabriken sein Dasein zu verbringen — ein Sohn, welcher gleich dem Vater, der ihn verbittert von der Künstlerlaufbahn zurückzuhalten veracht, Sonderwege in der Kunst schreiben will und mitten im tollsten Feindnis und Impressionismus Feuerbach zu seinem Ideal macht und in dessen Geiste malt, um zunächst, wie einst der Alte, verachtet zu werden und zu scheitern — diese beiden in der Gleichartigkeit ihres Schicksals tragischen Menschen sind die führenden Persönlichkeiten in meinem Roman „Martin Staub“ (Berlin, Concordia Hermann Ebner). Die bittere Erkenntnis, die der junge Staub auf seinem Dornenwege zunächst durchgemittelt hat, und die ihn

zuletzt zu einem Selbstmordversuch treiben, haben doch die Wirkung, daß die einander völlig entfremdeten Vater und Sohn im Schlusfbüchlein des Buches, dem Höhepunkt des Werkes, in Liebe zusammengeführt werden. „Du sollst ans Ziel kommen!“ sagt der Vater zum Sohne. Diese versöhnend auslingende Handlung baut sich auf dem Hintergrunde einer sich entwickelnden Vorstadt der Landeshauptstadt auf. Eine mit Liebe sich auch in das kleinste verfehlende Schilderung kleinbürgerlicher süddeutscher Verhältnisse webt allerlei humoristisches Detail in die tragischen Vorgänge. Ein fast nur hingehauchtes Liebesidyll, ein derber gefaßtes Verhältnis Ludwig Staubs zu einem Model und überall im Zusammenhang der Handlung ein Geranke von Naturfilderungen: so wollte ich in dem Werk ein Stück Seelen- und Künstlerleben schaffen, das sich seinen Weg zwischen Realismus und Romantik sucht.

Vater und Sohn, sie stehen auch in meinem neuesten Prosawerk, dem in diesen „Monatsheften“ zuerst erschienenen Roman „Der arme Hans“ (Weilbronn, Eugen Salzer), im Mittelpunkt der Handlung. Freilich in ganz anderer Weise. Es ist die tragische Geschichte eines Findelkinds, das der als Original eines badiſchen Landstädtchens weithin bekannte Schneider Bohner Franz adoptiert, um aber mit dieser aus dem Idealismus eines wenn auch verschrobenern, doch wahrhaften Menschenstrebens herausgeborenen Tat nur Schlimmes zu bewirken. Er und sein Adoptivsohn gehen zugrunde an dem starren, das uneheliche Kind ausschließenden Prinzip der sie umgebenden Kleinstädtchen oder bäuerlichen Gesellschaft. In dem traurigen Los des Findlings, des „armen Hans“, verkörpert sich das Schicksal so vieler Lebensbrüder, und so wird er zum Träger einer schweren, allgemein menschlich bewegenden Klage und Anklage. In der Schilderung der beiden Hauptgestalten und der sie umgebenden, in reicher Zahl die Handlung belebenden andern Gestalten ist eine möglichst scharfe, halb kalteremäßige, halb holzschmittartige Technik angestrebt. Das Sachliche, Wesentliche beherstet den Roman; das Stimmungshaftige ist auf das Äußerste zurückgedrängt, um so an den wenigen Stellen markanter zu wirken. Ein breites Feld ist dem Humor gelassen, der Licht und Sonne über das ernste Werk gießt. An das mitfühlende, erbarmende Menschenherz wendet sich dieses Buch. Es ist ein im höchsten Sinne soziales Buch, an dem auch die zugunsten der unehelich geborenen Kinder ins Werk gesetzte Bewegung nicht vorübergehen kann.

Ottomar Ehning:

Die beiden neuen Werke, die ich anzugehen habe, sind den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Das eine ist der Roman „Wie Truges seine Mutter fandte“ (Berlin, Schuster & Voelfler). Er spielt in meiner Vaterstadt Kiel im zweiten

Viertel des vorigen Jahrhunderts, einer Zeit, die wegen ihrer Stille und Ruhe meiner Gemütsart besonders lieb ist. Wie alle Bücher, die dem Dichter wirtlich aus dem Herzen kommen, ist auch dieses ein Selbstbekenntnis. Das seltsame Hin und Her in der Seele des Helden: ich habe es, zu meiner Wonne und zu meiner Qual, durchmachen müssen, und mein tief innerster Glaube ist es, daß wir Menschen nicht imstande sind, unser Schicksal zu lenken — weder durch eignen Willen noch durch Gebete —, sondern daß wir einer Macht, einer großen Notwendigkeit gehorchen, die keine Mitleid, aber auch keine Unbarmherzigkeit kennt, sondern uns nur als Werkzeuge benutz, um selber in die Erreichung zu treten und sich zu immer höherem Bewußtsein zu entwickeln.

So muß man den jungen Truges betrachten. Die Enge, worin er aufwächst, festelt seine Körper, sein Geist aber schweift hinaus aus der alten Pfahstraße zu etwas unendlich Schönerm und Befriedigenderm, das er seine Mutter nennt. Überall sucht er das Vollkommene, in jedem Menschen, mit dem ihn das Schicksal zusammenführt, hofft er es zu finden. Er sucht zu seinem bitteren Schmerz vergebens, wohl aber spenden ihm alle Gestalten, denen er begegnet, doch einen kleinen Teil von dem Ersehnten. Sie bereichern ihn, ohne seine Wünsche stillen zu können.

Einmal scheint es, daß ihm Erfüllung winkt. Er erweckt eine Liebe oder doch eine innige Zuneigung im Herzen eines jungen Mädchens, das für ihn der Inbegriff aller Schönheit wird, das sich ihm auch huldvoll neigt — eine selbige, flüchtige Stunde lang. Das Geschick trennt die beiden ... Truges fällt in seine Enge zurück, er trägt die Erinnerung an das köstliche Gewesene im Herzen, und die Erinnerung wird seine Wirklichkeit. Er fühlt sich herrlich reich, so arm er ist.

Dann tritt das Dasein mit strengen Forderungen an ihn heran, denen seine Träumernatur nicht gewachsen ist. Zuletzt art, da er sich schon beinahe zur Gelassenheit durchgerungen hat, erscheint die, nach der er in jeder andern Person geforscht, gelehrt hat: seine Mutter, die ihn als kleines Kind verließ, um ein weites Leben zu führen.

Sie kommt — im Elend. Er will sie lieben, wie nur ein Sohn seine Mutter lieben kann, und muß nun die furchtbare Enttäuschung erleben: sie versteht ihn gar nicht, er findet nicht das mütterliche Wesen in ihr.

Tamit sind Truges' Schicksale zu Ende. Noch ein paar Jahre innerlicher Einsamkeit, stiller Arbeit an jungen, glücklicheren Seelen, dann verläßt ihn Unterbilliches die Erde, um in andern, von uns nur gedachten Welten, in einem neuen, von uns benannten nimmermehr zu erkennenden Zustande weiter zu suchen: nach seiner Mutter, nach dem Vollkommenen.

Möge das Buch eine so freundliche Aufnahme finden, wie sie dem Vorabdruck des Romans auf diesen Blättern zuteil geworden ist! —

Mein andres, kleineres Werk ist die Novelle „Die Schwester“ (Deutsche Novellen, Bd. 2; Dresden, Carl Reißner). Ich möchte, daß man sie läse wie ein Gedicht. Sie ist ganz aus der Stimmung herausgewachsen, die mich im Hause eines lieben Freundes überkam. Er sprach zu mir von dem heiligen Sterben seiner Frau, von der unsagbar schönen und weihvollen Abschiedsstunde ... Das bewegte mich tief, und nie habe ich es wahrer und inniger als beim Schaffen dieser Novelle empfunden, wie eng wir doch mit unsern verstorbenen Lieben zusammenhängen, wie sie uns umschweben und geleiten. Mehr möchte ich über die kleine Arbeit nicht sagen.

Noch sei mir verstatet, für die herzlichsten Worte und Zuschriften, mit denen man mich aus dem Feiertage der „Monatshöhe“ erfreut hat, meinen Dank zu sagen. Ich weiß dadurch, daß ich guten und künstlerisch denkenden Menschen lieb geworden bin. Was will ich mehr?

*

Georg Hermann:

Mit der Erzählung von den Lebensschicksalen der „Henriette Jacoby“ (Berlin, Fleischer & Co.) schließt die Geschichte Jettchen Geberts, die ja mit dem Augenblick ihrer Verheiratung anhört, Jettchen Gebert zu heißen, wenn auch nicht, Jettchen Gebert zu sein. Man hat mich vielfach gefragt, ob diese Fortführung nicht etwa durch den äußern Erfolg des ersten Buches diktiert worden sei; aber der aufmerksame Leser wird fühlen, daß die Schilderung dieses ganzen Schicksals von vornherein geplant war, ja, in den Umrisßen von vordaherein für den Schriftsteller fertig vorlag. Und ich hoffe, er hat das auch so empfunden, ohne den deutlichen und wörtlichen Hinweis auf diesen zweiten Band, zu Beginn und zum Schluß des ersten Bandes.

Dem wie bei diesem ersten Band mitten im Spiel der Vorhang fällt, vor Schluß des Stückes, wie gleichsam auf offener Szene alle Agierenden ihre Rollen abbrechen, so ist auch in diesem ersten Band alles Gelegte nur halb gesagt, die Richter haben noch nicht ihre Schatten, die Schatten noch nicht ihre Richter, der Lärm hat noch nicht seine Ruhe, die Oberfläche noch nicht ihre Tiefe gefunden, die politische Unruhe der Zeit, die Wünsche und Erwartungen haben sich noch nicht in Enttäuschung gelöst. Kurz, alles ist hier in „Jettchen Gebert“ noch Spannung und Beharrung. Und so ergaben sich mir für „Henriette Jacoby“ aus all den Prämissen nicht nur die Außerlichkeiten des Buches, sondern es ergab sich auch der Tenor der Erzählung, der weit gedämpfter sein mußte als der des ersten Bandes. Beide Teile bildeten nur ein Ganzes; und ich wünschte, in ihnen eine groß angelegte Schilde-

zung einer Zeit und einer Familie zu geben, einer Zeit, die in Auflösung begriffen ist, und einer Familie, die in Auflösung begriffen ist. Wie der Maler aber in seinem Gemälde die einzelnen Massen und Gruppen, Licht und Dunkel, warme und kalte Farben gegeneinander abzuwägen hat, wie ihm sein Takt und sein künstlerischer Geschmack sagen, auf welche Weise er sie auszubalancieren hat, und auf welche Art er die verschiedenen Elemente zusammenschließen muß, so habe ich — der Schriftsteller — mich bestrebt, unbewußt oder halb bewußt bestrebt, für das ganze Familien- und Zeitbild, das ich geben wollte, ein Gleiches zu erreichen. Wie weit mir das gelungen, mögen andre entscheiden.

Natürlich wächst man, wenn man, wie ich, wenig, schwer und nervös arbeitet, und wenn man die Schriftstellerei nicht als einen Beruf, sondern als eine persönliche Liebhaberei ansieht, innerhalb einer so großen Arbeit — beide Bände haben ja wohl an 850 Seiten —, und natürlich ändert man sich, und es entstehen dadurch Ungleichheiten. Ja, selbst flauere Stellen, an denen die Farben eingeschlagen sind, bleiben nicht aus. So etwas liebe ich vielleicht später herausbringen, und ich zweifle nicht, daß ich es hätte tun können; aber da ich noch nie gesehen habe, daß durch Überarbeiten größerer Partien irgend etwas besser wurde; ja, da ich immer finde, daß dadurch Frische und Unmittelbarkeit Einbuße erleiden, so habe ich hier aus guten Gründen vorgezogen, es nicht zu tun. Endlich habe ich ja mit dieser ganzen Geschichte der Zeitlichen Gebert — und dessen war ich mir von Anfang an bewußt — ein sehr großes und kühnes Wagnis unternommen. Und ich habe es unternehmen müssen aus einem inneren Zwang heraus. Wie ich damit fertig geworden bin, ist eine andre Sache. Niemand kann über seine Kraft; und wir können leider nicht Bücher mit mehr Begabung schreiben, als uns von der Natur verliehen worden ist. Ja, aber das ist vielleicht auch gar nicht der Endzweck für den Schreibenden. Der ist wohl für den Schriftsteller ein ganz andrer. Für mich ist jedenfalls durch diese beiden Bücher all das zum Schweigen gekommen, was lauge Jahre unklar und halbklar in mir klang und mich bedrängte. Es ist zum Schweigen gebracht worden, indem es sich — so hoffe ich — zu einer Melodie gejügt hat. Und wenn sie auch in den andern jetzt tönen wollte, so wäre das für die Mühen und Neuqualen der Arbeit Lohn und Erfüllung genug.

Richard Schaukal: *

Von der Jahreswende 1904/05 darf ich mir eine neue Epoche in meinem Schaffen bestätigen. 1904 waren die „Ausgewählten Gedichte“ (1892 bis 1904) erschienen und zwei stützenhafte Monographien (Hofmann und Buch) entstanden, Zwi-
schenwerk beides, jene Sammlung wie diese Ar-

beiten. Nichts Neues sich längerem; eine Stodung, die sich als gute, treibende Stille erwies. Hat. Plötzlich — nach einer heftigen Entfaltung — regten sich in dem Genetischen drängend vielfältige Keime. Erst folgten einander in wenigen Tagen einige Gedichte, von meinen gelungensten überhaupt darunter. Dann — in einem überreichen Jahre — hielten mich in nächstlichen berufstretenden Stunden „Großmutter“, „Kapellmeister Kreisler“, „Eros Thanatos“, „Giorgione“, „Literatur“ am Schreibtisch. Eine glücklich-aufgeregte Zeit. 1906 brachte außer den „Nachdichtungen“ — die ein paar selig-bedrängte Wochen reisten — ein tänzelndes Nachspiel meiner Hauptwerke, den ironischen „Baltheser“, der einen kleinen Sensations-erfolg davontrug, vermutlich deshalb, weil er, statt zu befriedigen, zu beruhigen wie „Großmutter“, statt zu erheben wie „Kreisler“, ärgerte und reizte. Es folgten 1907 die zwei vielfach gerühmten Novellen „Mathias Siebenlist“ und „Elija Fußhies“, die mit einer älteren zum Bande „Schlemihle“ vereinigt sind — ich schäpe sie minder ein als die alte „Mimi Lyng“ (1894; 1904 verbessert einzeln erschienen), als „Die Sängerin“ (1906) —, und die gemessene Arbeit an der Verdeutschung einiger Novellen von Mérimée (1907) schuf einen neuen Übergang. Wieder stellte sich in gelassener Eichtung eine Sammlung von Gedichten her, das „Buch der Seele“, das in diesem Vorक्रम bei Georg Müller in München erschienen ist. Es sind Verse aus den letzten vier Jahren; dazugetan habe ich einige der durch die Idee einer *Paul de laire*-Anthologie (Berlin, Dösterfeld & Co.) angeregte Nachdichtungen. Sie ergänzen die aus dem Jahre 1906 („Verlaine-Heredia“; gleichfalls bei Dösterfeld). Nunmehr will ich endlich an eine zusammenfassende Gedichtespublikation schreiben. Sind doch die wenigsten meiner Versebücher mehr zugänglich (Verse, 1896; „Tristia“, 1898; „Sehnsucht“, 1900). Auch der Frühlingssyklus „Pierrot und Colombine“ (1900) soll, gebessert und gesichtet, in prächtiger Gewandung demnächst neu herauskommen.

Das neue Buch dieses Herbstes ist meine Nachschöpfung des unsäglich feinnerwigen Schrifttums von *Barthelemy d'Aurevilly*: „*Vom Dandytum und von G. Brunmeil*“ (alles bei Georg Müller). Erwähnen will ich noch, weil's sonst niemand getau hat, meine Studie über „Richard Dehmel's Lyrik“ (Verlag für Kunst und Literatur, Leipzig 1907), eine in ihren Grundlagen aus jener starken *Wendzeit* (1904/05) stammende gründliche kleine Arbeit. Den Roman, den so viele von mir haben wollen, lasse ich langsam in mir heranformen. Es hat Zeit dazu. Ein Dichter sollte heutzutage immer nur einen Roman schreiben, den seiner ruhigen Männlichkeit. Immer wieder haben zu diesen Büchern auszubünnen, scheint mir im allgemeinen ein altmodisch-zweckloses Eviden mit der erprobten Technik. Ich

denke anders von der Kunst, als daß sie „Publikum“ zu „unterhalten“ berufen wäre. Man schilt mich oft „strauchelbar“. Es nimmt mich wunder. Sind's — in fünfzehn Jahren — die dreißig Büchertitel? Ich widme meinen Tag seit vielen Jahren angestrengter Amstätigkeit. Daneben schreibe ich ab und zu einen nie anders als gefeilt und wieder gefeilt veröffentlichten Aufsatz, der mir als Darstellung von Eindrücken nötig und manchem — ich hör's jeweils — willkommen ist. Gelegentlich drängen sich ein paar Verszeilen über den Rand der Seele, Aphorismen, kleine Betrachtungen fügen sich aneinander. Ich weiß mich völlig frei von Schamensmut. Hunderte von Einfällen zerstreut der Tag. Immer mehr wird mir so das Schreiben zu dem, was es sein soll, einzig sein darf, eine Not (in jeglichem Betracht). Und immer ferner und fremder bin ich der eigentlichen „Literatur“ geworden, die ich, selten und nur Allerbestes, Altes lesend und daher immer wäherlicher, ablehnender geratend, fast verachten gelernt habe. Wer mein „Buch der Seele“ in sich aufnimmt, wird erfahren, warum es den in Varianten gemißbrauchten Titel hatte erhalten müssen. In seiner scheinbaren Allerweltsträulichkeit liegt ein Protest. Leider, leider geht man eben immer wieder als Dichter aus Kobium, wenn auch nur bildlich. Die „Cent lecteurs“ Stundhals sind die Rechtfertigung, der Trost. Alles Gute kommt einmal an Würdige. Wenn auch noch so spät, einmal doch. Und darum verzeiht man sich die Erniedrigung der Publikation.

Hermann Hesse:

Mein neues Buch heißt „Nachbarn“ (Berlin, E. Fischer) und enthält fünf Erzählungen. Die beiden ersten sind vorwiegend humoristisch und stofflich anspruchslos. Die dritte ist eine Kindererinnerung, fast ganz nach dem Leben. Die beiden letzten Erzählungen sind mir die wichtigsten, obwohl ich die vortetzte als mißglückt empfinde. Am meisten Wert lege ich auf die letzte, die Geschichte von den Armenhäusern, die mir mehr zu denken

gab und mehr Freude machte als das meiste, was ich sonst geschrieben habe.

Die beiden ersten Erzählungen versuchen, wirklich erzählerisch zu sein, und hatten darum für mich ein besonderes technisches Interesse. Strenge Richter werden freilich finden, es sei mir auch hier wieder mißglückt, und sie werden wohl recht haben, da ich selber mich nicht für einen richtigen Erzähler halten kann. Ich benutze darum gern, wie zum Beispiel in den beiden letzten Erzählungen der „Nachbarn“, die Freiheit unser Novellenform, um statt des eigentlichen Erzählens einem beschaulichen Betrachten der Natur und merkwürdiger Menschenleben nachzugehen. Daß dabei wie in allen meinen bisherigen Büchern das Idyllische vorwiegt, mag zum großen Teil in meinem Wesen liegen, dem alles Dramatische fremd ist; zum Teil ist es aber auch bewußte Beschränkung auf ein Gebiet, dem ich mich bis jetzt noch besser gewachsen fühle als der Darstellung mancher gar nicht idyllischer Stoffe, zu der mir das Vertrauen noch fehlt.

Wehr kann ich in der Kürze nicht sagen. Nur noch das, daß ich trotz der letzten Notiz keineswegs der Meinung bin, ein aufrichtiger Autor könne seine „Stoffe“ absolut frei wählen. Vielmehr bin ich durchaus davon überzeugt, daß die Stoffe zu uns kommen, nicht nur zu ihnen, und daß daher die scheinbare „Wahl“ kein Akt eines losgebundenen persönlichen Willens, sondern gleich jeder Entschließung Folge eines lädenlosen Determinismus ist. Nur möchte ich damit nicht den Anschein erwecken, als halte ich nun jeden Einfall und jede Arbeit eines Dichters für sanktioniert, sondern gebe gern und mit Überzeugung zu, daß hier wie im übrigen Leben der Glaube an die Determination keineswegs die persönliche Verantwortlichkeit aufhebt. Dafür haben wir einen untrüglichen Maßstab im Gewissen, und das dichterische Gewissen ist darum das einzige Gesetz, dem der Dichter unbedingt folgen muß, und dessen Umgehung ihn und seine Arbeit schädigt.



Literarische Weihnachtswandschau



I

Die literarische Sturmflut des Herbstes steht noch in ihren ersten zahnen Anfängen, da ruft die Stimme des Herrn Eberharts durch den Fernsprecher schon nach dem Schlußmanuskript dieses Heftes. Zum gründlichen Lesen und Kritifizieren ist nicht Zeit noch Ruhe — es heißt, seinem guten Stern und ein bißchen auch seinem guten Ange trauen, wenn man darangeht, aus der erdrückenden Hülle der Neuheiten einzuweisen nur ein paar Tugend gute Bücher hervorzugreifen und sie mit wenigen Worten denen ans Herz zu legen, die aus der ihnen vertrauten Haltung dieser „Konversations-“ Vertrauen auch einem nicht näher

begründenden Urteil entgegenbringen. Was schon in all den vorausgegangenen Jahren über dem Tor dieser literarischen Weihnachtswandschau stand, das stehe auch hier wieder: In diese Spalten findet kein Werk Eingang, das nicht etwas wie festlichen Gehalt in sich hat, oder das nur mit umständlichen kritischen Einschränkungen aufgeführt werden könnte; schon die Nennung eines Buches an dieser Stelle ist eine Empfehlung und eine Auszeichnung vor manchem andern des gleichen oder eines verwandten Gebietes, das wir hilfschweigend beiseite lassen, eben weil wir in seiner Nachbarschaft etwas Besseres haben.

Kinder- und Jugendbücher

Es sollten an der Spitze jeder weihnachtlichen Rundschau aufmarschieren, und an ihrer Tete wieder, wer büßte sich da wohl tummeln, wenn nicht das kleine Volk der Märchen- und Sagenbücher? Neues, was gut wäre, gibt es da nicht viel; so heißt es, sich dankbar des guten Alten erinnern: der Sammlungen der Brüder Grimm, der von Beckstein und mit Auswahl auch der von Andersen und Hauff, daran sich unfre Großväter und Großmütter erheitet haben, und im Scholischen Verlage zu Mainz oder im Nisterischen zu Nürnberg nachfragen, was aus den vorangegangenen Jahrgängen da ist. Auf diese beiden Verlags-handlungen kann man sich fast blindlings verlassen; ihre Jugendbücherei wird von Leuten geleitet, die künstlerischen Geschmak und Verständnis für das kindliche Gemüt haben. Bei Scholz in Mainz finden wir dies Jahr in dem Deutschen Bilderbuch, einer Sammlung farbig von Künstlerhand illustrierter Märchen, Sagen, Klein- und Lieder, zwei Grimmsche Märchen: „Der Froschkönig“, mit farbigen Zeichnungen von Ernst Liebermann, und „Hans im Glück“, illustriert von Hans Schröbder (zu je 1 M.), und ebendort hat Arpad Schmidhammer unter dem Titel „Der verlorene Fennig“ Hans Täumlings seltsame Abenteuer in fünf Kapitel gereimt und gezeichnet, gleichfalls mit jener naiven Farbenfreude, an der das kindliche Auge seine Freude hat. Es ist Humor und Witz in den Wittern, so daß man nicht selten an Wilhelm Busch erinnert wird. Weniger bekannte Volksmärchen spinnt Eberhard König, mit dichterischem Nachschaffungsvermögen begabt, von „Hosias Koden“ (geb. 2 M.), und auch diese, übrigens von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege herausgegebene Sammlung hat in dem schon erwähnten Hans Schröbder einen Illustrator gefunden, der weiß, womit man die kindliche Phantasie anreizt. Sodann besichert Wilhelm Köpcke, der Herausgeber der Mainzer Jugendbücher, Großen und Kleinen, mehr aber doch den Kleinen, ein Märchen-, Klein- und Liederbüchlein „Von Sonnenschein“ (geb. 1 M.), ein Allerlei-Kraut, an dem ebenso viele Dichter mit Beiträgen wie Maler und Zeichner mit den mannigfaltigsten Illustrationen beteiligt sind. Wer gern herzhaften Humor in der Kinderstube zu Gast hat, der ergötze sich selbst mit seinen Buben oder Mädchen an den „Abenteuern der sieben Schwaben“, die Ludwig Kurbacher erzählt, Max Ruff mit farbigen Bildern und Zeichnungen geschmückt hat (ebenda), oder nehme gleich die bei Ritter in Nürnberg erscheinende, mit den köstlichen Schildbürger-Erzählungen vernehnte Ausgabe, die Dr. Hans Heller für die Jugend durchgesehen und der Abz. Ruffen ein paar seiner bestluten Farbenbilder auf den Weg gegeben hat. Brüderlich vereint mit den sieben Schwaben und

den Schildbürgern grüßt wieder mal in neuer Gestalt der alte unerwünschte Lügenheld Münchhausen, in ganz ähnlicher Weise für die Jugend durchgesehen und mit farbigen Bildern von Paul Horst Schulze begleitet (ebenda). Und auch der gute Vergesseit Käbezahl ist da; für ihn hat Wihl. Stumpf die etwas so phantastischen Bilder beigezeichnet. Diese letzten drei Büchchen (geb. je 2 M.) gehören der von Martin Weijß herausgegebenen Nisterischen illustrierten Volks- und Jugendbücherei an, einer Sammlung, die man sich lieber ganz als geteilt ins Kinderzimmer laden sollte. — Wer so in jungen Gemütern den Grund gelegt hat zur Liebe für die deutsche Märchen- und Sagenwelt, der darf nach einigen Jahren, sagen wir wenn das zwölfte Lebensjahr überschritten, getrost Grimms Deutsche Sagen und Des Knaben Wunderhorn aufs Bücherbrett stellen. Will er nicht das Ganze, was für Kinder zu viel auf einmal wäre, so erinnere er sich der guten Auswahl, die von beiden Sammlungen der Inselverlag in Leipzig in jenen schmucken Pappbänden (je 2 M.) auf den Markt bringt, die praktisch sind und schon im Äußern so traulich in die alte gute Zeit gemahnen, da diese Lieder und Mären, ein unergleichlicher Schatz unsers Volksgemüts, noch lebendig von Mund zu Mund wanderten. Glücklich jedes Kind, das in guter Kameradschaft mit diesen ernstfröhlichen Gesellen aufwächst!

Einen ganzen weitverbreiteten Eigenkreis saßt Alexander von Gleichen-Ruhwurm in seinem gut geschriebenen Buche „Die Wartburg und ihre Sängler“ zusammen (Stuttgart, Leub- & Müller). Er beginnt mit Wolfram von Eschenbach und dem „Parzival“, erzählt dann die Lobengrinnsage und läßt den Lanuhäuser, den Willehalm und den Sängerkrieg folgen, um schließlich noch allerlei neuere Bearbeitungen herauszu ziehen. Die Bilder von Braun leiden zum Teil an einer übel angebrachten Sucht nach dekorativer Wirkung. — Neue, eigne Märchen erzählt H. Hanselman in dem von Schmidhammer bunt illustrierten Bände „In meinem Rosengärtlein“ (ebenda), worin das Gute, Heitere und Liebliche vorwiegt, zum Nutzen der Pädagogik, zum Schaden manchmal der Phantasie, die man doch um Gottes willen nicht verjäteln sollte. Zwölf Walsmären schüttet Ernst Ritter von Domrowski im „Lanternensuchen“ vor uns aus, Erzählungen, die meist schon ins Novellistische hinübergehen, alle aber von einem erfrischenden Naturschaud durchwirrt sind und aus einem reinen, ethisch begeisterten Menschenherzen kommen (illustriert: Neumann, N. Neumann).

Den sogenannten „Jugendbibliothek“, diesen moralisierenden Jugendpredigten, stehen wir heute außerordentlich fernab gegenüber. Drum so schnell wie möglich darüber hinweg! Nur einer Schuldgeschichte von Bernt Lie, dem norwegi-

sehen Dichter, sei der Passierchein erteilt: sein „Eben Weidemwind“ bringt neben und trotz der erzählerischen Tendenz noch so viel echte Jungengedichte auf, daß man ihn auch bei uns die weite Verbreitung wünschen mag, die er in seinem Vaterlande genießt. Etwas diesem Ebenbürtigen für Mädchen gibt allenfalls Tony Schumacher in ihrer Erzählung „... und doch glücklich“, der Geschichte eines verkrüppelten, doch zufriedenen und herzensfröhlichen Kindes (beide Bücher bei Levy & Müller, Stuttgart).

Eine Spezialität haben sich die Stuttgarter Jugendbücher (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft) gegründet, indem sie süddeutsche Volks-erzähler wie Franz Hoffmann und Herman Schmid wieder aufleben lassen, dazwischen aber auch Neues, in dem Tone jener älteren Gehaltene einschleiben. Die neuesten drei Bände (geb. je M. 2.20) bringen von Herman Schmid den „Jägerwirt von München“, den „Dommeister von Regensburg“ zusammen mit dem „Bombardement von Schärding“ und von Julius Neuper, Andreas Hofer und seine Getreuen“, also lauter historische Erzählungen mit vaterländischem Gehalt.

Bei der Pädagogikliteratur sei abermals äußerster Vorzicht angeraten. Es ist zum Davoulanien, wenn man sich einmal die Mühe macht, Duzende solcher Bände durchzublättern. Im allgemeinen gelte da die Regel: wo nicht ein guter Verfassernamen von literarischem Ansehen auf dem Titelblatte steht, lasse man die Hand davon. Einzigweilen können wir nur ein neues herzhafte gesundes Buch von Anna Mlie, der geschmackvollen Lyrikerin, „Schwester Idaly“ (Stuttgart, Levy & Müller), eine neue von Luise Maß beigezeichnete Nummer der bekannten Kränzchenbibliothek „Schwärmeliesels Bunschlode“ (Stuttgart, Union) und den neuen Jahrgang des Zingendgartens hervorheben (ebenda; 33. Band, mit 134 ein- und mehrfarbigen Abbildungen, geb. 5 M.), der wieder eine sehr reiche Schüssel serviert, aber Mädchen vor dem zwölften Jahre nicht verabreicht werden sollte. Unter den Mitarbeitern finden wir zu unserer Freude auch diesmal wieder wohlbekannte Namen wie Adelheid Stier, Anna Mlie, Tony Schumacher.

Der auch schon dem Praktischen dienende „Jugendgarten“ leitet zu den Beschäftigungsbüchern hinüber, die allerlei erste Belehrung in der appetitregenden Schule der Naturwelt darbieten. Da sind zunächst die Ratbücher, die bei Jos. Scholz in Mainz erscheinen, und von denen namentlich die von Schindhammer bezogen („Müsstige Malerei“ in mehreren Bänden; je 50 Pf.) empfohlen seien. Sodann die „Amüsante Wissenschaft“ von Hans Dominik, eine Sammlung von Scherzen, Schurkweibern, Märchenanfängen, aber auch von mathematischen, physikalischen und chemischen Experimenten, die

alle genügend durch Zeichnungen erläutert werden (Stuttgart, Union), sowie das neue Beschäftigungsbuch „Selbst ist der Mann“ (ebenda; mit 441 Abbildungen und vier farbigen Beilagen), dessen Inhalt durch ein paar Überschriften wie „Allerlei hübsche Geschenke für Eltern und Geschwister“, „In Hof und Garten“, „Bei Spiel und Sport“, „Wie richte ich mein eigenes Zimmer ein?“ genügend gekennzeichnet wird.

Auf eine künstlerische Höhe hat die billigen Modellierbogen seit kurzem eine neue Unternehmung von Teubner in Leipzig gehoben. Um dem Beschäftigungsdrange wirklich gebiegene Objekte, einwandfrei in künstlerischer, technischer und wissenschaftlicher Beziehung, zu schaffen, hat sich Teubner mit Künstlern in Verbindung gesetzt, die unter Beratung von Fachgelehrten (Geographen, Historikern, Architekten) getreue Nachbildungen vergangener und neuerzeitlicher Gegenstände schufen. Er hat alsdann ein Preisauschreiben erlassen und ans den eingegangenen Arbeiten die besten Entwürfe auswählte lassen. So ist es gelungen, Modellierbogen herzustellen, wert des Interesses aller Eltern, denen eine bildende häusliche Tätigkeit ihrer Kinder am Herzen liegt. Schon für die ganz Kleinen ist gesorgt. Ein niedliches Schattentheater, ein Viktualienmarkt, ein Mädchenbild (Dänkel und Gretel vor dem Hegenhäuschen): diese Bogen werden sich Eifer und Lust erwecken. Für Größere sind Häuser des neuerzeitlichen Heimatsstils im kleinen vorgeführt, an denen das Kind das Sehen lernt und Verständnis für Verhältnisse und Farben gewinnt. Aber auch aus fernen Gegenden werden interessante Bilder plastisch vor Augen gestellt. Dabei ist es mit bloßem Ansichneiden und Zusammenfügen nicht getan, es gilt auch, die Gegenstände der Staffage kunstgerecht zusammenzustellen, den Gebäuden eine passende Umgebung zu schaffen: Hügel und Gewässer, Wege und Plätze, Felder und Gärten mit einfachen Mitteln selbst zu schaffen, wozu denn jeder dieser Bogen gleichfalls anleitet. Ihr unterrichtender und kunstzwecklicher Wert liegt so auf der Hand, daß die Teubnerischen Bogen bald unter allen Weihnachtsbäumen und auf allen Geburtstagsstischen eine bevorzugte Rolle spielen werden.

Modellieren gehört ins Haus; andre Bücher führen ins Freie und lehren — woran es unster Jugend immer noch so schmerzlich fehlt — Gottes mannigfache Weichspie kennen und lieben. Ein vortreffliches Buch dafür sind die „Zweiflüge durch Wald und Fluß“, in denen Bernhard Landsberg zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern anleitet (4. Auflage, mit 88 Bildern nach Originalzeichnungen von Frau D. Landsberg; Leipzig, Teubner; geb. 5 M.). Aber auch Kisters neue Sammlung „Der kleine Naturforscher“ mit Text von Dr. Floerke, die den Lernbegierigen durch Ahr und Feld, Busch und Wald, den Meeresstrand sowie an

Fluß und Leich entlang begleitet, um ihm in Wort und Bild — eins so sichtlich und anschaulich wie das andre — mit allem bekannt zu machen, was da kreucht und fliegt, eine Serie von kleinen Oktabbüchlein mit vielen Erläuterungs- und einigen farbigen Einschaltbildern, auch dieses neue Unternehmen soll zur Einführung unserer Jugend in die Schönheiten der Natur herzüglich willkommen sein (jedes Bändchen geb. 1 M.). Der kleine Mineralienjäger findet Anleitung in dem neuesten Bande (Nr. 28) der illustrierten Taschenbücher für die Jugend, die in der Union erscheinen (je 1 M.). Dort führt Dr. H. Vosbold diese Liebhaberei recht geschickt aus dem Spiel in den Ernst hinüber. In alter Gediegenheit ist auch heuer wieder das Neue Universum (ebenda; Bd. 29, geb. M. 6.75) auf dem Plan. Mit seinem reichen Inhalt und seiner Fülle guter Bilder gilt es noch immer als eins der begehrtesten Jugendbücher, namentlich für Knaben vom vierzehnten Lebensjahre an. Seine Stärke liegt in der geschickten Vereinigung von Beschreibendem, Unterhaltendem und Nützlichem und macht es überall dort begehrte, wo man eine bildende und fördernde Lektüre bloßen Unterhaltungsbüchern vorzieht. Das Buch berichtet nicht bloß in Wort und Bild über die neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, es enthält auch Erzählungen mit wissenschaftlichem Hintergrund, Reiseberichte, Abenteuer, Spiel, Sport sowie mannigfache Anleitungen zur Selbstbeschäftigung.

Während sich die Jugendliteratur in den letzten Jahren ungemein gehoben hat, ist es mit den Spielen im allgemeinen immer noch schlecht bestellt. Was einem da im Laden vorgelegt wird, ist ebenso sinnlos in der „leitenden Idee“ wie geschmacklos in der Ausführung. Die Künstler sollten sich, wie des Spielzeugs, so doch auch der Spiele annehmen! Immerhin: wer lange sucht, findet auch hier schon einiges bessere. Namentlich die von Otto Raier in Ravensburg besorgten Ravensburger Beschäftigungs- und Gesellschaftsspiele verdienen Anerkennung, weil manches davon an Geist und Herz der Kinder denkt und auch den Forderungen der Ästhetik genügt. Aus den diesjährigen Neuheiten seien für die Kleinen die Aukrus- und Legelspiele „Das Jahr des Kindes“ und das „Lustige Wilderlotta“ hervorgehoben (je M. 1.50), beide mit so geschmackvollen, ansprechenden Bildern, wie man sie sonst selten zu sehen bekommt. Andre Spiele suchen in der üblichen Weise, nur allesamt mit besserem Anschauungsmaterial, den Kindern für die deutschen Kolonien, die Schönheiten des Schwarzwaldes (je 3 M.), die „das Kunstle!“ — für Frevler des Ballonfahrens (M. 2.50) Interesse abzugewinnen.

Wie die Sachliteratur, so hat auch die Abenteuerliteratur, ein Gebiet, auf dem einst die Laantafel wahre Tugden feierte, neuerdings scharfe

Kritik zu bestehen gehabt. Doch schon ist allerlei besserer Ersatz dafür da. Wir nennen an erster Stelle die bei Weibel in Altenburg erscheinende Deutsche Seebücherei, Einzeldarstellungen und Lebensbilder aus unserer Marine- und Kolonialgeschichte. Die letzten Bändchen (17 bis 20; fardoniert je 1 M.) behandeln die Erwerbung unserer ersten Südpolekolonien, die preussischen Expeditionen in Japan (1860/61), in China (1861) und in Siam (1861/62). Die Benutzung des amtlichen Materials scheint uns nicht das Wichtigste an diesen Bändchen, wertvoller ist der warmherzige und doch kräftige vaterländische Ton, der die Darstellung Goltmens (Prof. Richters) beherrscht. — Die Kabettenlaufbahn schildert ohne Schönfärberei, aber felsend Graf Bernstorff in seiner Erzählung „Im bunten Rod“ (mit 26 Abbildungen von A. Wald; Stuttgart, Union), einem Buche, das seiner „Großen Fahrt“ nicht nachsteht. Ernste und heitere Bilder aus dem Seemannsleben entwirft das schon vor längerer Zeit erschienene, jetzt aber neu aufgelegte Buch „Ein deutsches Herz“ von L. Willigerod (Stuttgart, Loewes Verlag, illustriert; geb. 3 M.), während „Der Weltentzeger“ von Dr. Alb. Daiber auf dem Luftschiff „wissenschaftlicher Phantasie“ à la Jules Verne (mit 6 Vollbildern; Stuttgart, Levy & Müller; geb. 3 M.) ins unerforschte Reich der Lüfte vordringt und die Frage zu lösen sucht, ob es auf dem Mars lebende intelligente Wesen gibt. — Dem wachsenden Interesse deutscher Jugend an unsern überseeischen Kolonien und — was darüber nicht vergehen werden sollte — an unsern verstreuten deutschen Brüdern außerhalb der deutschen Reichsgrenzen, dieser Teilnahme an dem „größeren Deutschland“ dienen zwei tapfere Büchlein in der Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend, die Hans Volmer bei Herr. Paetel in Berlin herausgibt. Es ist Band 20, worin Luß Korobi Land und Leute Siebenbürgens mit der vertrauten Kenntnis, aber auch mit dem warmen Herzen des Heimatgenossen schildert, und Band 24, worin F. Henkel, ein ehemaliger Burenkämpfer, unsern jüngsten Kampf in Südwestafrica darstellt.

Als vaterländische Geschichtserzählung behauptet einstweilen ein Band von Karl Tanera „Wolf, der Husar des alten Fritz“ allein das Feld (Leipzig, Ferd. Vieweg & Sohn; geb. M. 3.50). Er beschließt die unter dem Titel „Durch ein Jahrhundert“ neu herausgegebene Familiengeschichte, bildet aber auch eine in sich abgeschlossene Fortsetzung zu „Wolf, der Junker“ und „Wolf, der Dragoner des Prinzen Eugen“. In dem schlachtenreichsten Jahre des siebenjährigen Krieges (Traa, Collin, Koffbad) spielt der größte Teil der Erzählung.

Endlich hat auch das Studentenleben seinen Homer gefunden: Paul Grabein, in dem

Stoffe wohlbewandert, hat eine Erzählung für die „reifere männliche Jugend“ verfaßt („In Jena ein Student“), die aus den Freuden und Gefahren des deutschen Studentenlebens schöpft. Der Text, flott geschrieben, hat Phantasie und Erlebnisfülle; wenn nur die Bilder nicht so geschmiegelt wären! (Stuttgart, Union; geb. M. 4.50).

☐ Bücher aus der vaterländischen Geschichte ☐

Sollten gerade jetzt, wo bald die Jahrhundertfeier unserer Erhebungsjahre vor der Türe steht, ganz besonders liebe Gäste unter dem deutschen Tannenbaum sein. Und der Name Heinrich von Treitschke ist wohl der erste, der da in unvermindertem Glanz wieder aufsteht. Seine „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“ ist umfangreich und teuer, aber eine Auswahl daraus, wie sie jetzt der Verlag von Hirzel in zwei Bänden (geb. 6 M.) erscheinen läßt, ist leicht zu erschwingen, zumal da die Bände auch einzeln käuflich. Es sind abgeschlossene politische, soziale, kulturhistorische, literarische Essays, die aus dem großen Werke losgelöst sind, aber im Zusammenhange die darin geschilderte Epoche der deutschen Geschichte erschöpfen. Wie bei der früheren Sammlung ausgewählter Schriften aus den „Historischen und politischen Aufsätzen“ ist auch diesmal Wert darauf gelegt, nur solche Stücke auszuwählen, die in jeder deutschen Familie, gleichviel weiches Bekantnißes, gelesen werden können. (Titel: „Bilder aus der deutschen Geschichte.“)

Ein neues Werk zur Hundertjahrfeier der Befreiungskriege, betitelt: „Die Franzosenzeit in deutschen Landen“ (1806 bis 1815 in Wort und Bild der Mitlebenden) bringt Friedrich Schulze in Voigtländers Verlag zu Leipzig (2 Bände; geb. 20 M.). Hier ereignen also Zeitgenossen selber das Wort, um von Dingen zu erzählen, die sie erlebt und an denen sie mitgearbeitet haben. Militärisches, Verfassung, Wissenschaft, Künste, gesellschaftliches Leben sind fast gleich stark berücksichtigt. Neben den Staatsmännern und Offizieren kommen Künstler, Gelehrte, Verwaltungsbeamte, Ärzte, Journalisten, Bürger, Bauern und Soldaten zu Wort. Auf die Auswahl authentischen Illustrationsmaterials ist enorme Mühe verwandt. Neben vielen Bildern von Schadow sind die besten Namen der Zeit, die Schlachtenzeichner, Maler und Porträtmaler vertreten. Die Illustration ist hier nicht äußere Zutat, sie ist in den Text verflochten. Ein Bild voller Leben und Farbe ist so wie von selbst entstanden.

Dieses Buch führt unmittelbar hinüber zu den

☉ Denkwürdigkeiten historischer Erinnerungen ☉

Sie werden als Geschenkliteratur immer besonders bevorzugt bleiben. Das Persönliche darin, die frische Unmittelbarkeit des Miterlebens, die brennende Anteilnahme des Beteiligten, das alles

hat man ja seit kurzem erneut und erhöht schätzen lernen, und gerade dieser persönliche Gehalt eines Buches ist auch andererseits dazu angetan, zwischen Geber und Empfänger ein Band zu schlingen. Wie nun schon seit Jahren, stehen auch diesmal wieder die Befreiungskriege und ihre schwere Vorbereitungszeit im Vordergrund. Da sind zunächst die Lebenserinnerungen Henrik Steffens', des nordisch-deutschen Philosophen, Naturforschers und Dichters, des begeisterten und begeisternden Teilnehmers an unsern Befreiungskriegen. Aus ihnen hat Friedr. Gundelfinger eine gute einbändige Auswahl getroffen (Jena, Diederichs; geb. M. 7.50). Zwar behandeln diese Aufzeichnungen in erster Reihe literarische Zustände der Zeit (Romantik), aber in ihnen spiegelt sich doch auch deutlich das politische und übrige kulturelle Leben der Zeit wider, zumal da Steffens auch mit fast allen führenden politischen und militärischen Geistern seiner Zeit (Stein, Gneisenau, Blücher, Scharnhorst, York, Kronprinz Friedrich Wilhelm) in persönlichen Beziehungen stand.

Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege, Friedrich August von der Marwitz, ist der Held eines mehrbändigen Memoirenwerkes, das Dr. Friedr. Reufel bei Mittler in Berlin herausgibt (1. Band, mit 3 Abbildungen; 12 M.). Hier erleben wir mit, wie ein charaktervoller, für seinen Stand geradezu typischer „Altbräu“ sich aus der Enge des bürgerlichen Kreises seiner nächsten Heimat zu tätiger Teilnahme an den politischen Schicksalen des preussischen und deutschen Volkes emporarbeitet. Vor allem aber zaubert Marwitz uns die führenden Männer jener Zeit in greifbare Nähe. Alle seine Urteile fließen aus eigener Anschauung. Marwitz hat Friedrich Wilhelm III., die Königin Luise, Blücher, Gneisenau, Hohenhausen und viele andre Führer von 1806/13 genau gekannt, mit Stein, Niebuhr längere Zeit verkehrt, Hardenberg, als ein eigenwilliger, feisnackiger, stolzer Mann, häufig bekämpft. So sind diese Memoiren zugleich ein Unterhaltungsbuch und ein Quellenwerk ersten Ranges, das der Militär-, der Historiker, der Gelehrte, aber auch jeder tiefdringende vaterländische Geschichtsfreund mit Freude und Nutzen lesen wird.

Als nächste und natürlichste Ergänzung dazu stellen sich die Aufzeichnungen Karoline von Hochow ein, einer Schwester des Generals, und die damit vereinigten der Marie de la Motte-Fouqué, ihrer Schwägerin. Luise von der Marwitz hat sie zu einem einheitlichen Werke verarbeitet, das sich „Vom Leben am preussischen Hofe“ nennt und die Jahre 1815 bis 1852 umspannt, also erst bei den Nachträgen der Befreiungskriege einsetzt (ebenda; mit 2 Bildnissen; geb. 10 M.). Das Buch erweist sich einer für weibliche Erinnerungen erstaunlichen Objektivität

vität. Diesen Damen war es nicht darum zu tun, von sich zu sprechen, noch überhaupt hervorzutreten, sondern den von ihnen durchlebten, für ihr preußisches Vaterland so wichtigen Zeitabschnitt zu schildern und das, was sie in nächster Nähe des Thrones erlebten, möglichst wirklichkeitsgetreu aufzubehalten.

Zwei Erinnerungsbücher gelten unsern letzten großen Kriege. Paul Gießfeldt erzählt seine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzuge, den er als Kriegsfreiwilliger im 2. Garde-Dragoner-Regiment mitgemacht hat (Berlin, Gebr. Paetel; geb. 5 M.); ein Tagebuch über Napoleons III. Gefangenschaft auf Wilhelmshöhe veröffentlicht aus Graf Karl von Monts' Nachlaß, der als Gouverneur von Kassel die Ebbut über den gefangenen Kaiser führte, seine Großnichte Tony von Held bei Wittler in Berlin. Monts' Aufzeichnungen beginnen mit dem Tage, an dem das wichtige Ereignis der Schlacht von Sedan telegraphisch nach Kassel gemeldet wurde, und schließen mit der Entlassung des französischen Imperators, enthalten somit ein vollständiges Bild jener Herbst- und Wintermonate, die Kaiser Napoleon in deutscher Gefangenschaft verbrachte.

Dem kriegerischen und Politischen fehlt das Gegengewicht nicht: Bertha von Zuttner, die Friedensfreundin, hat ihre Memoiren geschrieben, und es ist — mag man zu ihren Bestrebungen stehen, wie man will — ein in seinem Ziel, seiner Weite und seiner Fülle imponierendes Frauenleben, das in diesem stattlichen Bande an uns vorüberzieht (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; geb. 10 M.).

Weltgeschichte

Helmoltz's große Weltgeschichte, im ganzen neun Bände, liegt seit fast einem Jahre fertig vor. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) Jetzt erst, wo das Werk abgeschlossen, erkennt man, wie sehr es sich von den landläufigen gleichen Titeln unterscheidet. Das unverlässliche Prinzip, nicht mehr bloß die Geschichte der sogenannten Kulturvölker, sondern der ganzen bewohnten Erde zu schreiben, hat zu ganz neuen Aufschlüssen geführt, neue Zusammenhänge gezeigt und Zeiten angehell, die uns bisher im Dunkel lagen. Nicht nur der Historiker, auch der Ethnologe und Geograph haben teil an den wertvollen Ergebnissen, die dieser neuen, mit Karten, farbigen Illustrationsbeilagen und Holzschnitttafeln reich ausgestatteten Weltgeschichte zu danken sind. Das ganze Werk schließt eine reichhaltige Quellenkunde und umfangreiche Generalregister ab.

Wann sich Helholtz zu dem Kompositionsgrundlag des Nebeneinander, so stellt sich Ulricus illustrierte Weltgeschichte, die Prof. Julius von Pilgug-Hartung im Verein mit vielen Sachkenten herausgibt, unter die auf

Schlossers Namen getaupte überwiegend politische Auffassung. Dem ersten Bande (Neuzeit: 1500 bis 1650) ist bald der zweite gefolgt (Politische Zeitalter: 1650 bis 1815). An erster Stelle steht da Brückners erschöpfende Arbeit „Stamen der neueren Zeit“. Das Zeitalter Ludwigs XIV. hat in Philippson seinen berufenen Darsteller gefunden; er entwirft ein glänzendes Bild vom Zeitalter des Sonnenkönigs, das sich von dem düstern Gemälde der englischen Revolution scharf abhebt. Die Geschichte des Zeitalters Friedrichs des Großen, von Linden begonnen, wird nach dem Tode des Gelehrten von Prof. Heyd fortgeführt. Die französische Revolution und das Kaiserreich hat Pilgug-Hartung selbst übernommen. In allen Ländern sehen wir während der dargestellten Zeit die Grundlagen der heute noch gültigen Zustände entstehen. In Frankreich wird unter den Ludwigen der Glanz, die Ästhetik des Lebens begründet, die Revolution schafft die Formen der Mitwirkung des Volkes am öffentlichen Leben, das Kaiserreich gibt der Nation den hohen Schwung, die heroisch-romantische Pose. England kämpft mit der Energie des Löwen um die Herrschaft auf der See und in den Kolonien, Deutschland erzieht das Volk durch die Pflicht- und Gewissenslehre zu jener Selbsthingabe, auf der hoffentlich die Größe der Staaten auch ferner ruht. Der neue Band ist durch Tafeln, Karten, Textbilder, Holzschnitte usw. nicht weniger glänzend illustriert als der erste.

Aus der Literaturgeschichte

erlaubt uns der zur Reize gehende Raum nur ein paar Erscheinungen, dafür aber desto wichtigere und schönere herauszuheben. Wir gehen dabei über Goethe nicht hinaus, in der Überzeugung, daß literarische Lebensbilder und Einzeldarstellungen nur dann zu festgehaltenen geeignet sind, wenn sie Persönlichkeiten betreffen, die lebendige Bedeutung auch noch für die Gegenwart haben, und zu denen es sich auch für den Laien lohnt, ein näheres geistiges Verhältnis zu pflegen.

Daß Eckermanns Gespräche mit Goethe uns noch einmal wie neu erscheinen könnten, hätten wir uns vor der bei Brockhaus in Leipzig eridienische Ausgabe von Dr. Houben (geb. 8 M.) nicht träumen lassen. Aber schon äußerlich wirkt diese prächtige Ausgabe wie neuguboren. Und dem Lesern entspricht ihr Inneres. Bringt sie doch zum erstenmal einen kritisch geäußerten, von vielen Papierbütten befreiten Text nach dem ersten Druck und dem Originalmanuskript des dritten Teils. Doch auch die Bilder sind nicht etwa bloß Zehnmalbeigaben. Nein, auch sie dienen meist unmittelbar dem Text, knüpfen doch die Gespräche oft an Kunstwerke an, die Goethe seinen Sammlungen entnahm, an Gemälde, Kunstzeichnungen, Kupferstiche usw. Alle diese Kunstwerke sind in guten Abbildungen wiedergegeben. Eben-

so der Schauplay der Gespräche, die Hauptzimmer des Goethehauses nach neuen Originalaufnahmen; denn erst in letzter Zeit ist ja das Innere des Goethehauses in Weimar wieder so eingerichtet worden, wie es zu Goethes und Eckermanns Zeiten bestand. Als besondere Zugabe sind drei Dreifarbenbrüche hervorzubeben, die das Äußere des Goethehauses, eine Ansicht seines Gartenhauses und das Sterbezimmer nach zeitgenössischen Aquarellbildern festhalten. Schließlich hat der Herausgeber ein umfangreiches Nachwort angefügt, das uns bisher unbekanntes Briefen die Entstehungsgeschichte des Buches völlig neu darlegt, es historisch und psychologisch würdigt und über Eckermanns Beziehungen zu Goethe und seine späteren Schicksale mancherlei Aufschlüsse gibt.

Nuancenmäßige Darstellungen über Goethes Haus und Hausgenossen gibt Prof. Ludwig Weiger in einem Buche (Leipzig, Voigtländer; geb. 6 M.), das sich schon seines Themas wegen gut für ein Festgeschenk eignet: „Goethe und die Seinen“. Wer genösse nicht gern deren Gesellschaft! Als die „Seinen“ sagt Weiger Goethes „Familie der freien Wahl“: Christiane, August, Ottilie, die Enkel Walter, Wolf, Alina, die Hausgenossen Eckermann, Niemer und wer sonst zu dem Goethehaus in Weimar in dauernde Beziehungen trat. Noch niemals ist diese tägliche Umgebung Goethes so eingehend im Zusammenhang dargestellt worden, aber ihre genaue Kenntnis ist für jeden wertvoll, der von Goethes Lebensart ein klares Bild haben will. Es ist ein Vortheil des Weigerischen Buches, daß es im Leser die Eindrücke aus unmittelbaren Anstößen der Beteiligten, aus Briefen und Gesprächen, entstehen läßt. So kann sich der Leser selbst in vielem eine eigene Meinung bilden, jedenfalls die des Verfassers nachprüfen und modifizieren.

Für Schillers Gedächtnis ist dieses Jahr ein Jubeljahr: es bringt uns die erste vollendete Schillerbiographie von denen, die auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch erheben dürfen: Karl Bergers Werk ist mit dem hohen erschienenen zweiten Bande vollständig geworden (München, Beck; geb. zusammen 14 M.). Soweit es sich beim ersten flüchtigen Lesen beurteilen läßt, hält dieser zweite Band, was der erste verspricht: jede der biographischen Tatsachen, erst recht aber alle Würdigungen und Urtheile — und auf ihnen ruht der Wert des Buches — stützen sich auf die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung, ohne doch irgendwo den Staub der Weltstadt aufwirbeln zu lassen, und daher herrscht doch keine Stäubigkeit, sondern jene lebendige Wärme der Unmittelbarkeit, die uns den Helden des Buches in seinem Erdenwallen und seinem Schaffen immer gleich nahe sein läßt. Die Sprache ist klar, durchsichtig und leicht edel, verdammt aber auch den Schwung und die dramatische Bewegung nicht, wenn eine Wendung oder ein Höhepunkt

der Darstellung es von innen fordert. Wenig, ein Buch so gut geeignet für die einlame Lektüre und das eigne Studium wie zum Vorlesen in der gebildeten Familie oder als Anleitung zum Unterrichten.

Mit hier Biographisches und Ästhetisches in Einklang gehalten, so wird in Eugen Kühnemanns einbändigem Schillerbuch (ebenda; geb. M. 6.50), von dem jetzt die dritte Auflage vorliegt, die Lebensgeschichte nur als stimmungsvoller Hintergrund, also ziemlich kurz behandelt, dagegen alle Energie daran gesetzt, in das ethische und künstlerische Leben der Schillerischen Dichtungen und Schriften einzudringen, sein Schaffen aus seiner persönlichen Charakterentwicklung zu erklären. Dabei werden mannigfache Parallelen rückwärts bis zu Milton, vorwärts bis zu Ibsen und Hauptmann gezogen, die Schiller Schritt für Schritt als Lebendigen erscheinen lassen und dem Ganzen einen besfeuernden Atem mitreißender Augenblickswirkung geben. Männlich-reifer Kantischer Geist hat hier mit Schillerischem Jugendpathos einen Bund geschlossen. Ein lebendiges und ein lebendig machendes Buch!

Kein Jahr ohne eine neue Literaturgeschichte! Lepthm hatten wir (außer der von Vieje) die von Eduard Engel (Leipzig und Wien, Freitag & Tempel) zu verzeichnen, ein Werk, das sich inzwischen so eingebürgert hat, daß von der modernen Abtheilung, die das neunzehnte Jahrhundert und die Gegenwart behandelt, eine erweiterte, gründlich überarbeitete und verbesserte Einzelausgabe erscheinen konnte, die sich nun einer seltenen Vollständigkeit erfreut — dies Jahr finden wir bei Reißner in Dresden eine neue Deutsche Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, die einen dem Engländer verwandten Publikationspunkt vertritt, indem auch sie wesentlich praktischen Bedürfnissen dient und den „gehunden Menschenverstand“ zu Worte kommen läßt (geb. 12 M.). Ihr Verfasser Dr. Friedrich Kummer hat den Grund zu diesem Buche aus Prinzenvorlesungen geschöpft, und in der That: manches schmückt nach dem „in usum delphini“. Aber Anlage und Ausföhrung sind ungemein praktisch, und vieles findet man hier an Zusatzangaben, Übersichten, Tabellen, Zusammenfassungen und Erläuterungen, woran gleich gelehrtere Arbeiten gar nicht gedacht haben. Das Charakteristische aber ist die neue Gruppierung nach Generationen, worin eine Idee von Hauke ausgebaut und verwirklicht ist: das neunzehnte Jahrhundert in fünf Generationen einzuteilen, die Dichter nicht nach Gruppen und Schulen abzugrenzen, sondern jeden einzelnen frei und natürlich aus der Generation hervorzuholen zu lassen, der er geistig angehört. Dabei herrscht eine strenge Auswahl in den behandelten Dichtern: nur solche sind stärker berücksichtigt, die für ihre Zeit eine bezeichnende, für unsre eine noch





284305

